



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE



04636561



2134469939

053 T814 V.2 BD.1 1899/1900 MAIN



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
T814
v.2
1899/1900





053
T814
V.2
1899/1900

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Seannot Emil Frhr. v. Grotthuß.



Zweiter Jahrgang * Band I.

(Oktober 1899 bis März 1900.)



*Hr. Hans Rost
P. 43.*

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

A u f s ä t z e.

	Seite
Adam, Georg: Der „römänische Lenau“	284
Verdrow, Otto: Nathel und der Berliner Salon im 1800	488
Vetter, F.: Ein Wort zur Beruhigung.	362
Vie, Dr. Oskar: Chopin. Zu seinem 50. Todestage am 28. Oktober	70
Vorchardt, Dr. Bruno: Die Planetenentdeckungen im 19. Jahrhundert	408
Brunnemann, Anna: Malwida von Meysenbug	390
Busch, Regine: Unsere Kinder und unsere Märchen	45
Conrad, Prof. Dr. Hermann: Byron und seine letzte Liebe	28
Diercks, Dr. Gustav: Calderon de la Barca	356
Feeq, Otto: Die Technik am Jahrhundertende	290
Gerhardt-Amhntor, Dagobert von: Weltanschauungen am Jahrhundertende	1
Gerlach, H. von: Volksversammlungsbilder	171
Gumpfenberg, Hanns Frhr. von: Ernst Häckel und die Religionsfrage	369
H., Dr. G.: Neue Romane.	508
H., E.: Papst Leo XIII. im Privatleben	59
Heilborn, Dr. Adolf: Waldhornklänge. Zu Skouradin Kreuzers fünfzigstem Todestag.	298
Fraus, Eberhard: Welt-Einheiten	626
Leigner, Otto von: Neujahr. Eine Laienpredigt	337
Lienhard, Fritz: Erzählungskünstler und Plaudertalente	179
„ „ Dichter und Reimer	280
„ „ Was sollen wir thun?	449
Mahnc, Dr. Harry: Der Dichter Heinrich von Treitschke	50
„ „ „ Neue Typen zur Geschichte des Romans	396
„ „ „ G. Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel	631
„ „ „ Die Literaturgeschichte der Romantik	616
Moeller, Dr. Cajus: Ein Jahrhundert nach Washingtons Tod	244
Mohr, Fr.: Justinus Kerner und die „Scherin von Prevorst“	154
Mont, Prof. Pol de: Guido Gezelle	473
Müller, C.: Die zukünftige Weltsprache	410
Dettingen, Prof. Dr. Wolfgang von: Hans Thoma zum 60. Geburtstage Gabriel May	67
„ „ „	271
Poppenberg, Dr. Felix: „Selma“ Lagerlöf	275
Prescher, Dr. Rudolf: Glückliche Paare	195
„ „ „ J. Ch. Brandes und seine Schule	309
„ „ „ Schlaraffenland	414
„ „ „ Alibeg Kaschkaschi	528
„ „ „ Zwei Könige	636
Quandt, Joh.: Evangelische Konfirmationspraxis	301
„ „ Vom Atheisten zum Christen	621
R.: Shakespeare in Italien	513
Rogge, Christian: Das 19. Jahrhundert und die evangelische Kirche	515
Rossegger, Peter: Das Geld und die sittliche Freiheit	113
Rösemeier, Dr. Hermann: Kaiser Karl V. Zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages	561
Schell, Prof. Dr. Hermann: René Descartes. Zum 250. Jahrestag seines Todes	521
Schettler, Paul: Der Banrott der Erde	61
„ „ Von Deutschlands hohen Schulen	633
Schlegel, Dr. E.: Die Lungenschwindsucht	380
Schölermann, Wilhelm: John Ruskin	526
Seiling, Prof. Max: Ein außerordentlicher Mensch des 19. Jahrhunderts	579
St.: Hermann von Linggs Selbstbiographie.	506
Tumiat, Domenico: Giovanni Segantini	193
Violet, Dr. Franz: Nord- und Südpol-Forschungen	186

	Seite
Wolzogen, Hans Frhr. von: Weihnachtserinnerung	225
Zeitlerz, Siegfried: Universität und Theologie	303
Zobeltiz, Fedor von: Deutscher Adel um 1900	511

K r i t i k.

Abler, Friedrich: Neue Gedichte (Dichter und Reimer)	282
Alexis, Guido: Capobianco (Erzählungskünstler und Blandertalente)	183
Ambrosius, Johanna: Gedichte (Dichter und Reimer)	280
Andreas-Salomé, Lou: Menschenkinder (Erzählungskünstler und Blandertalente)	179
Aram, Kurt: Gedichte (Dichter und Reimer)	281
Avenarius, Ferdinand: Wandern und Werden (Dichter und Reimer)	281
Bachmann, Georg: Gestalten und Töne (Dichter und Reimer)	281
Bamberg, Gerhard: Nachklang	185
Barrie, J. M.: Der kleine Pastor (Neue Typen zur Geschichte des Romans)	400
Beetschen, Alfred: Gedichte (Dichter und Reimer)	281
Benzmann, Hans: Sommerfönnenglück (Dichter und Reimer)	281
Berdrow, Otto: Rahel Barnhagen	402
Berlepisch, G. von: Heimat (Erzählungskünstler und Blandertalente)	181
Bernhard, Marie: Im Strom der Zeit (Erzählungskünstler und Blandertalente)	183
Bewer, Max: Kenien (Dichter und Reimer)	281
Bruno, Max: Aus meinem Blute (Dichter und Reimer)	282
Conrad, M. G.: Salve Regina (Dichter und Reimer)	282
Corelli, Marie: Thelma, eine norwegische Fürstin (Erzählungskünstler und Blandertalente)	182
Dorn, Käthe: Das heilige Vaterunser	184
Dreyer, Max: Lautes und Leises (Erzählungskünstler und Blandertalente)	182
Eggert, Gb.: Der letzte Prophet (Dichter und Reimer)	283
Ehrhardt: Der katholische Student und seine Ideale (Universität und Theologie)	306
Elze, Theodor: Venetianische Skizzen zu Shakespeare (Shakespeare in Italien)	513
Engelmann, Emil: Parsifal und Lohengrin (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	620
Fabricius, Dr. Wilhelm: Die deutschen Corps (Von Deutschlands hohen Schulen)	633
Fick, Dr. H.: Auf Deutschlands hohen Schulen	633
Fischer, Kuno: Goethe und Heidelberg (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	618
Forbhydes, M.: Die Leere (Erzählungskünstler und Blandertalente)	180
Gaupp-Wagener, Eberhard: Die Lieder eines jungen Deutschen (Dichter und Reimer)	283
Geiger, Ludwig: Dichter und Frauen (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	617
Gersdorf, A. von: Eine sonderbare Person (Erzählungskünstler und Blandertalente)	181
Gaekkel, Ernst: Die Welträtsel	369
Hart, Julius: Der neue Gott (Weltanschauungen am Jahrhundertende)	2
Hennig, Richard: Die Totalisatorfrage	58
Hertling, Gg. Frhr. von: Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft (Universität und Theologie)	306
Hoffmann, G. Th. A.: Gesammelte Werke (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	617
Hölderlin, Friedrich: Gedichte (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	619
Hönes, Chr.: Dante (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	621

	Seite
Hunnius, Karl: Gedichte (Dichter und Reimer)	280
Huyßmans, J. K.: Dilemma (Erzählungskünstler und Baudertalente)	181
Hayfer, Dr. Theodor: Hiob	184
Krauß, Rudolf: Schwäbische Litteraturgeschichte (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	619
Kreger, Max: Verbundene Augen (Erzählungskünstler und Baudertalente)	180
Lagerlöf, Selma: Götha Berling. — Wunder des Antichrist	275
Lang, Paul: Sonntagsprüche (Dichter und Reimer)	281
Lennar, Fris: Mit dem Gelskinnbad (Dichter und Reimer)	281
Linden, A. v. d.: Gespräche mit Lord Byron (Byron und seine letzte Liebe)	29
Lingg, Hermann von: Meine Lebensreise	506
Linke, Oskar: Gedichte von Friedrich Hölderlin (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	619
Maserin, Constantin: Die Jugend. — Aus Herzens Grund (Dichter und Reimer)	283
Meyer, Hans Georg: Gros und Psyche (Dichter und Reimer)	283
Mehsenbug, Malwida von: Der Lebensabend einer Idealistin	390
Möller, Max: Lieder und Legenden (Dichter und Reimer)	283
Morgenstern, Christian: Ich und die Welt (Dichter und Reimer)	282
Müller, Dr. Joseph: Jean Paul-Studien (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	618
Ohorn, Anton: Der Tempelhauptmann (Erzählungskünstler und Baudertalente)	183
Ompfeda, Georg Frhr. von: Gysen. Deutscher Adel um 1900	511
Paulsen, Friedrich: Kant, der Philosoph des Protestantismus (Universität und Theologie)	305
Peez, Dr. Alexander: Erlebt, Erwandert. Saine und Heiligthümer	623
Pfungst, Arthur: Neue Gedichte (Dichter und Reimer)	282
Pichler, Adolf: Letzte Alpenrosen (Neue Typen zur Geschichte des Romans)	396
Polenz, Wilhelm von: Thella Lübeckin (Neue Romane)	508
Promber, Otto: Neue Himmellieder (Dichter und Reimer)	282
Quensel, Paul: Menscheneid	288
Reimer, Paul: Johannisfest (Dichter und Reimer)	282
Richter, Erich: Der Mönch von Ballenstedt (Erzählungskünstler und Baudertalente)	184
Rosegger, Peter: Erbsenen	393
Rubelli, W.: Auf brauner dürrer Heide (Erzählungskünstler und Baudertalente)	184
Rülf, Dr.: System einer neuen Metaphysik (Weltanschauungen am Jahrhundertende)	3
Saar, Ferdinand von: Nachklänge (Erzählungskünstler und Baudertalente)	180
Salburg, Edith Gräfin: Des armen Mannes Lieberbuch (Dichter und Reimer)	282
Sanden, Hans Frhr. von: Brot und Salz (Neue Typen zur Geschichte des Romans)	399
Schafheitlin, Adolf: Gedichte. — Saturnische Phantasien (Dichter und Reimer)	281
Schaufal, Richard: Tristia (Dichter und Reimer)	282
Schreckenbach, A.: Wendula, die letzte Nonne von Rastenberg (Neue Typen zur Geschichte des Romans)	398
Schrill, Ernst: Die halbe Verlobung	402
Seidel, A.: Geschichten und Lieder der Afrikaner (Mibeg Kaschkaschi)	528
Stram, Amalie: Professor Hieronymus (Neue Typen zur Geschichte des Romans)	400
Sosnosky, Theodor von: Pierres de Strass (Erzählungskünstler und Baudertalente)	183
Spiechagen, Friedrich: Opfer (Neue Romane)	508

	Seite
Stoß, Dr. Karl: Chirurgische Operation und ärztliche Behandlung . . .	514
Uhl, Wilhelm: Das deutsche Lied (Die Litteraturgeschichte der Romantik)	620
Wachsz, Otto: Die Stappenstraße von England nach Indien . . .	289
Wagner, Christian: Sonntagsgänge (Dichter und Reimer)	280
Weber, Friedrich Wilhelm: Spruchschatz (Dichter und Reimer) . . .	281
Wengerow, S. A.: Grundzüge zur Geschichte der neuesten russischen Litteratur	57
Wigert, Ernst: Minister a. D. (Neue Romane)	508
Wilbrandt, Adolf: Der Sängcr (Erzählungskünstler und Blandertalente) Erika. — Das Kind (Neue Romane)	179 508
Windorff, Heinrich: Durchs Erdenthal (Dichter und Reimer)	280
Wundt, Wilhelm: Grundriß der Psychologie	185

Stimmen des In- und Auslandes.

Alexis, Wilibald: Dreimal in Weimar (W. Alexis bei Goethe) . . .	72
Palaguer, Viktor: Die Entdeckung eines Raphael	208
Französischer Militärenthusiasmus	210
Giacosa, Giuseppe: Dramatische Kunst in Italien	89
Heines Ideale	544
Rippling, Rudyard: Das amerikanische Mädchen	322
Korn, Dr. Georg: Massenverschlechterung durch Menschlichkeit? . . .	83
Prüdenner, Juliane von	647
Larroumet, Gustave: Eine Wiederbelebung der Amphitheaterkunst . .	430
Mataja, Dr. Viktor: Kinder der Kunst	211
Münsterberg, Hugo: Deutsche und Amerikaner	654
Pelman, Prof.: Frennfürsorge	423
Berry, Copeland: Deutschland als Vorbild Englands	87
Römer von heute	77
S.: Die Sonnenblume	537
Carolea, Charles: Goethe in Belgien	204
Schleinitz, Frhr. D. von: Frauenjournale vor 100 Jahren	426
Frauenwerke von heute	658
Stainier, Prof.: Verdursten oder Ertrinken?	429
Baccaro, M. Angelo: Die Mafia	539
Wagner-Planer, Minna (Eine Verkannte)	317

Türmers Tagebuch.

Ein Nervenarzt über Lektüre. — Darwin für die Poeten. — Der „neurasthenische“ Schopenhauer und der „pathologische“ Goethe. — Der „Neurastheniker“ über den „Pathologischen“	88
Das moralische Zeitalter. — Der „Gentleman“ der Harmlosen. — Vom sozialdemokratischen Kezgergericht. — Ein Bild aus dem Zukunftsstaat. — Kezereien zur Schulreformfrage	216
Engländer als die Engländer. — Der politische Bettlerstandpunkt. — Aus der politischen Kinderstube. — Der Durchschnittsdeutsche. — Die Politik der Strafen. — Wirklichkeit und Ideal	331
Vom neuen Jahrhundert. — Aller Rätsel Lösung. — Soziale Schwärmer. — Der Geschäftsmann comme il faut. — Ein güldenes Erinnerungsblättchen. — Soziale Entdeckungsreisen. — Des Türmers Wunsch für das neue Jahrhundert	442
Das deutsche Gemüt im Burenkampfe. — Englische Gewissensregungen. — „Geschäft“ und wie's gemacht wird. — Und nochmals „Geschäft“! Und zum dritten Male „Geschäft“!	552
„Romische“ Gedanken. — Ins Mauselloch? — Flotte und Kinderstube. — „Das glückliche Deutschland und Wilhelm der Faust“	665

Offene Halle.

	Seite
Irvingianer und Weltuntergang	329
Künstler. Glauben Sie, daß die meisten schlechte Ehemänner sind? . . .	214
Schriftstellerheim	326
Schulreformfrage	547. 660. 663
Scherin von Prevorst	489
Weibliche Nerzte	95. 433. 435. 550

Briefe.

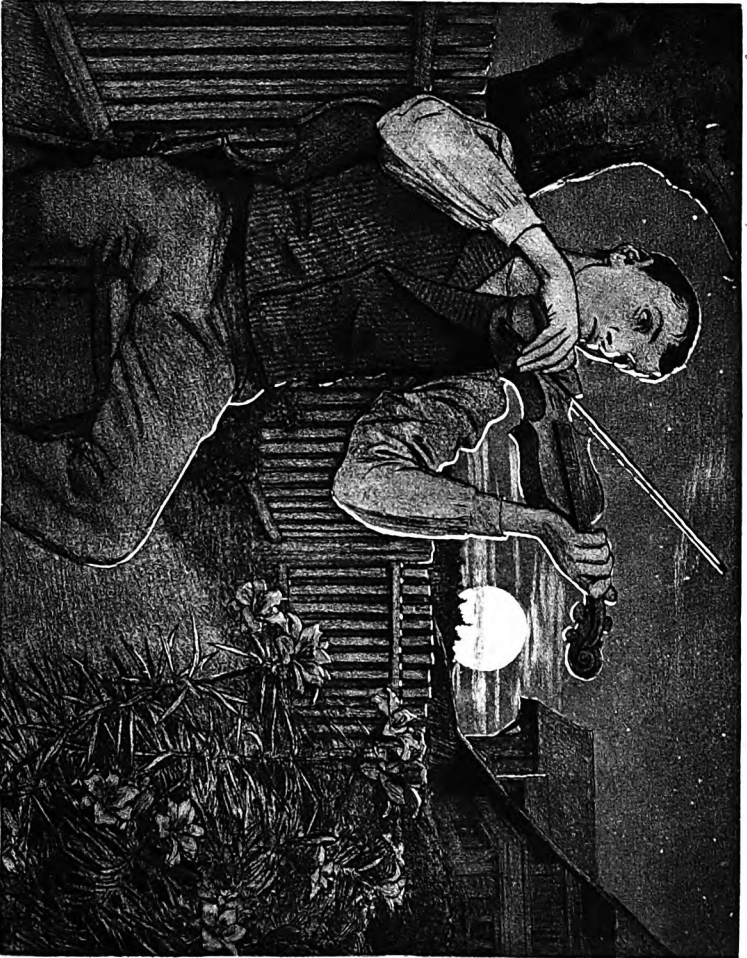
109. 223. 336. 448. 560. 672.	
In eigener Sache	670

Photogravüren.

Heft 1: Der Mondgeiger. Von Hans Thoma.	
" 2: Villa am Meer. Von Arnold Böcklin.	
" 3: Mater amabilis. Von Gabriel Max.	
" 4: Don Pedro Calderon. Von F. de Grado.	
" 5: Guido Gezelle. Von F. Lagae.	
" 6: Kaiser Karl V. Von Christoph Amberger.	



Beilage zum NUMMER 1899/1900 Heft 1



Il Thema pink.

DER MONDGEIGER

Photographie Bruckmann



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt.“

Synkeus, der Türmer. (Sauf II.)

II. Jahrg.

Oktober 1899.

Heft 1.

Weltanschauungen am Jahrhundertende.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.



Nach einem Regen schießen die Pilze auf und zur Zeit des Jahrhundertwechsels sprossen die neuen Weltanschauungen. Schon hat uns der Büchermarkt allerlei Werke gebracht, die den Grund des großen Zwiespaltes, der durch unser Leben und durch unsere Herzen geht, endlich klar und deutlich erkannt haben wollen und uns frohgemut und selbstgewiß das Mittel angeben, wie wir diesen Zwiespalt heilen und fortan in schönster Harmonie und ungetrübtester Daseinsfreude ein friedlich-idyllisches Leben sollen führen können.

Man muß sehr, sehr jung, oder sehr, sehr leicht zu überzeugen sein, wenn man allen diesen Händlern mit neuen Weltanschauungen ihre gleißende und in verlockendster Aufmachung dargebotene Ware gutgläubig abnehmen soll. Die trotzene, nur mit abgezogenen Begriffen operierende Schulphilosophie, die in unserer Gegenwart wohl wieder einmal Bankrott gemacht hat, weiß uns, wie

es scheint, vorläufig nichts Neues mehr zu sagen; da reizt es die philosophierenden Dichter, einmal in blühender Sprache und nicht immer am lehrernen Gängelbände strengster Logik das große Sphinxrätsel zu lösen. Sie ziehen die Bilanz des sterbenden Jahrhunderts, beweisen uns, daß es das Erbe eines großen Vorfahren durchaus nicht angetreten habe, sondern jämmerlich entartet und verlumpt sei, und verkünden uns in schwungvollen Hymnen und jauchzenden Dithyramben, wie das neue Jahrhundert durch ihre — der Dichter-Denker — nagelneue Weltanschauung nun endlich erst zu wahrer Erkenntnis und zu wetterfestem Glücke gelangen werde.

Ein solcher Dichterphilosoph war Nietzsche; er hat uns allerdings etwas Neues gebracht, nämlich seine bestridende, die Zunge auch des raffiniertesten Feinschmeckers entzündende, eigenartige Form; aber der Inhalt dieser köstlichen Form ist ein uralter, abschmeckender Gedankenbrei, dessen Brutalität jeden echten, vornehmen Menschen abflößt.

Es ist schwer, eine neue Weltanschauung zu erküßeln, fast so schwer, wie es leicht für den Erklügler ist, an sie zu glauben. Allerlei Rückblicke und Ausblicke werden zur Zeit der Jahrhundertwende gethan, und die Denker und Dichter und Dichter-Denker wäñnen, nun endlich erkannt zu haben, warum das Elend unserer Zeit so geil aufschöß, und wie Sichel und Pflugshare beschaffen sein müssen, die es für immer niederzumähen und mit der Wurzel auszutüßigen haben. So hat uns Ludwig Büchner ans „Sterbelager des Jahrhunderts“ geführt und wirft von dort seine „Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit“ (Verlag von E. Roth, Gießen); so hat Julius Hart in seinem „Der neue Gott“ (Verlag von E. Diederichs, Leipzig) einen Ausblick auf das kommende Jahrhundert gethan und uns seine Weltanschauung dargelegt, die er für neu und auch für heilskräftig hält in Beziehung auf die schweren Schäden unserer Tage. Es ist keineswegs unsere Absicht, solche Schriften, wie die Jul. Hartsche, hier etwa kritisieren zu wollen; wer dem ehrlichen und tiefgeschöpften Werke eines Dichter-Denkers gerecht werden will, der müßte selbst ein Buch schreiben, um Ablehnung oder Gutheißung eines jeden einzelnen Satzes des dachtenden Philosophen gewissenhaft zu begründen. Nur eine ganz allgemeine Bemerkung, zu der uns besonders das Julius Hartsche Werk angeregt hat, möchten wir uns hier gestatten. Im „Neuen Gott“ sucht der Verfasser seinen eigenen Worten gemäß nach dem Geiste, der wahrhaft die ganze Vergangenheit in sich überwunden hat, und der über die Gegenätze von Monotheismus und Pantheismus, von Mystik und Positivismus, egoistischer und altruistischer Ethik, von Naturalismus und Spiritualismus endgiltig hinauskommt. Zu diesem Zwecke beginnt er mit einer Kritik des modernen Menschen, den er entweder als Pessimisten und Dekadenten oder als groben und plumpen Lebenspraktiker erkennt, der den tiefen Weltfragen gleichgiltig gegenübersteht. Der nüchterne Ingenieurgeist unserer Zeit reiche nur für die ärmlichste Alltäglichkeit. Wenn auch die neuen Naturerkenntnisse unsere alten Weltbilder außer-

ordentlich umgestaltet hätten, so bedürften wir um so mehr heute der schöpferischen Geister, die, fußend auf diesen neuen Erkenntnissen, eine „neue Religion“ und Kunst für uns heraufführten. Es gelte, die Gegensätze zu überwinden. In Wahrheit können wir nur von einer neuen, einer dritten Weltanschauung reden, wenn es gelinge, jene uralten „ewigen“ Zwiespälte zu vernichten und idealistische wie materialistische Weltanschauung beide zu überwinden. (Wir bemerken hiezu, daß jene Zwiespälte nicht von uns, sondern von Julius Hart selbst als ewige bezeichnet werden, und daß wir deshalb an ihre Überwindung in der menschlichen Zeitlichkeit nicht recht glauben.) Diese neue, dritte Weltanschauung soll nun der „neue Gott“ sein. Sie will aufgefaßt sein als eine „Verwandlungsphilosophie“, die z. B. in Geist und Materie Verwandlungs- und Doppelt-Anschauungsformen sieht, etwas Verschiedenes und doch stets dasselbe. In jedem Punkte und in jedem Augenblicke werde Geist zu Materie und Materie zu Geist, Empfindung zu Bewegung und Bewegung zu Empfindung. Wie überall Materie, so sei auch überall Geist u. s. w. (Dies ist aber keineswegs etwas Neues; so hat z. B. schon Kūlf in seinem „System einer neuen Metaphysik“ (Verlag von H. Haacke, Leipzig) diesen Gedanken weit gründlicher dargelegt, ohne jedoch zu den Julius Hart'schen letzten, gottstürzenden Folgerungen zu gelangen.) Der Hart'sche Weltanschauungsprozeß endet nun mit der Verwerfung der Kausalität der Dinge und der Vorstellungen, des „letzten Gottes“ der Vergangenheit, ohne den noch heute keine Philosophie und Wissenschaft auskommen zu können glaube. Die ewigen Warumfragen seien eine große menschliche Thorheit; ohne diese sollen wir ruhig in einer Welt der ruhigen Gewißheiten stehen und die Gegensätze von Zweifel und Glauben überwinden. Das Ich wird so zum „Wissenden“, zum Welt-Ich, zum Gott. Alle anderen Götter müssen sterben, auch der Gott der Kausalität, damit das göttliche Welt-Ich sich entfalten kann.

Wir wollen, wie schon gesagt, nicht kritisieren, obgleich das Werk in fast jeder Zeile zur Kritik herausfordert; nur im allgemeinen möchten wir den Menschen des kommenden Jahrhunderts den Rat geben: hütet euch vor allen Weltanschauungen, die auf irgend welche, selbst die subtilste Weise Gott stürzen und die Kreatur an seine Stelle setzen wollen, die da wädhnen, einen neuen Gott erklügeln und auf den Thron setzen zu können. Selbst ein so ernsthafter und geschmackvoller Denker wie Julius Hart kommt auf diesem Wege in die Wildnis; er berauscht sich an dem Worte „Welt-Ich“, mit dem er das Getrennte zusammenzufassen und das Zwiespältige zur Einheit zu vereinigen wähnt, und er vergißt dabei, daß er an diesem Worte doch nur einen abgezogenen Begriff, eine dürre, leere Hülse hat, der der Kern fehlt, daß dieses pomphafte, aber thatsächlich leere Wort nicht einer lebendigen Anschauung oder zwingenden inneren Erfahrung entspricht. Mögen die Götter der Griechen und Römer „Tot“ sein, mögen die anthropomorphen Götter, die da ihre eigene Schöpfung bereuen und weinen und zürnen und Blitze schmettern, vor einer fortgeschrittenen Erkenntnis

nicht mehr bestehen, der Gott, den jeder in seinem eigenen Herzen erlebt, der in der Tiefe unseres Gemütes Wohnung hat, der auch dem rohesten und verstocktesten Verbrecher einmal in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit aufgeht, dieser Gott ist mehr, er ist eine lebendige, heilige, undefinierbare Kraft, vor der alles, was Odem hat, in Ehrfurcht erschauert, und an diese, besonders der germanischen Volksseele ureigene Kraft dachte u. a. auch Bismarck, als er sein unsterbliches Wort prägte: „Der Deutsche fürchtet Gott und sonst nichts in der Welt“. Und wenn der geist- und sonst immer so geschmackvolle Schöpfer des „Neuen Gottes“ dieses Bismarcksche Wort ein „armseliges Wort“ nennt, so verführt ihn die Unhaltbarkeit seines Standpunktes zu einem ungerechten Urteil, so verkennt er absichtlich und nur zu gunsten seiner entgotteten Weltanschauung den eigentlichen und hochbedeutenden Kern jenes Ausspruchs.

Eine Weltanschauung ohne Gott ist ein klingenloses Messer, dem der Griff fehlt; sie ist ein Widerspruch im Beiwort. Wer eine Welt setzt, setzt auch Gott; man braucht kein Pantheist zu sein, um dies zu begreifen. Was Gott sei, — noch kein Sterblicher hat dieses Exempel restlos ausgerechnet, und es ist für den Gottesgedanken überhaupt und im Prinzip auch ganz gleichgiltig, ob sich das kindliche Gemüt eines Wilden unter Gott einen alten Herrn mit langem, weißem Barte vorstellt, oder ob ihn der Denker dieses Jahrhundertendes als das große, unlösbare X, als das Absolute, als ewige Kraft, als den außer jeder Beziehung zur Welt stehenden Gott des Deismus oder den die Welt bedingenden, persönlichen Gott des Theismus erfast oder erfast zu haben wähnt. Alle diese Bezeichnungen sind Worte, Worte, Worte; Lautsymbole für ein Unverstandenes und ewig Unverständliches, und vom menschlichen Intellekte ist die Majestät dieser undefinierbaren Kraft so weit entfernt, daß sie für beide Standpunkte, für den des naiven Wilden und den des wissen-geblähten Denkers, keine Parallaxe hat. Daß aber ein Gott existiert, ein Gott, den wir in kreatürlicher Beschränktheit nur eben nicht verstandesmäßig erfassen können, den wir aber, je länger wir existieren und je aufmerkamer wir unser Inneres betrachten, auch immer zwingender innerlich erleben — das bedarf keines durch Trugschlüsse erschlichenen Beweises, das lehrt uns auf Tritt und Schritt die eigene Erfahrung des innersten Herzens.

Es wäre in der That nicht nur ein müßiges, sondern in Hinsicht auf geistigschwache Mitmenschen liebloses und verbrecherisches Unterfangen, wollten wir dem neuen Jahrhundert eine Weltanschauung ohne Gott als Patengeschenk für das Volk in die Wiege legen. Verbrecherisch wäre es, weil wir dadurch einige zu unverstandenen Atheismus überredete und innerlich verarmte Mitläufer des großen Umsturzheeres in ihrem beklagenswerten Wahn noch bestärken würden; müßig wäre es, weil die überwiegende Mehrheit unserer Zeitgenossen heute mehr als je die Neigung bekundet, den Predigern einer gottentfremdeten Weltanschauung das Ohr zu verschließen und sich wieder der beseligenden Gewißheit hinzugeben, daß uns ein liebender Abvater lebt, der uns wohl gelegentlich durch

tiefe Wasser der Not und des Leidens waten läßt, uns aber früh oder spät, hier oder dort, segnend und sich erbarmend an sein großes Herz zieht. Und wer diese Neigung eine mystische nennen wollte, dem erwidern wir: in jedem Menschen ist ein Stück Mystik eingeboren; das Sichversenken in das Ueberfinnliche, das Streben nach allem, was dem Verstande unzugänglich ist und nur durch innere Anschauung gewonnen werden kann, die geheimnisvolle Beziehung zu dem Urgrunde aller Dinge, der auch uns hervorgebracht und in die Welt des Scheins gesetzt hat, mit einem Worte: die Religion, sie ist und bleibt das wesentlichste Teil des inneren Menschen, ohne das er aufhören würde, Mensch zu sein. Religion setzt irgend einen Gottesglauben voraus, mag nun dieser Gottesglaube dogmatisch uns von andern formuliert oder autonom von uns selbst erkämpft und als bleibender Lebensgewinn in unserem Herzen gebucht worden sein. Wie aber den Lungen der Sauerstoff, dem Blute der Kreislauf, so ist der geistigen Gesundheit des Menschen dieses Bewußtsein von dem Walten eines flacher oder tiefer erfaßten Gottes unentbehrlich, und thatächlich hat sich auch der Atheist irgend einen anderen Gott, einen Fetisch, zurecht gemacht, an den er glauben kann. Alle Beweise für die Existenz eines Gottes, und alle Deklamationen, die diesen Gott stürzen sollen, sind hohle, leere Worte, die keine Kraft haben und nichts beweisen; nur der Gott, den wir erfahren, nur dieser steht über den Beweisversuchen und über den Angriffen begrenzter menschlicher Vernunft. Wer diesen Gott über Bord werfen und die hungrige Seele der Menschheit nur noch mit philosophischem Phrasenschwulst füttern wollte, der würde sie zum geistigen Hungertode verurteilen; der erwiefe sich als ein Doktor Eisenbart, der, um das geistige Leben vermeintlich zu retten, dem Menschen das Herz aus dem Leibe schnitte. Wissen allein befriedigt uns nur so lange, bis sich neuer Wissenshunger geltend macht; keine geistige Nahrung giebt es, die den Wissenstrieb für immer stillte und zur Ruhe brächte, denn aus jeder Lösung eines Vernunftproblems erwachsen, wie aus der Wunde der Hydra, zehn neue Fragen; der Mensch will aber nicht nur zeitweise befriedigt, er will dauernd beseligt sein, und die dauernde Beseligung gewährt allein der in innerlichen Kämpfen gewonnene Glaube, die hoffnungsfrohe, zuberächtliche Hingabe an jenes undefinierbare Absolute, das die monotheistischen Religionen des Christentums, Judentums und Islam den „lebendigen Gott“ oder den „himmlischen Vater“ nennen. Wie philosophische Jongleure, die mit abgezogenen Begriffen Fangball spielen, zu einem Gott ohne Welt, d. h. zum Kosmismus gelangen konnten, das ist uns nie so unbegreiflich erschienen; aber eine Welt ohne Gott, d. h. der in echtem Röhlerglauben angenommene radikale Atheismus, das ist das Unbegreiflichste, weil es eine Ausgeburt des spekulierenden Hirns ist, die vom Herzen mit jedem Pulschlage Lügen gestraft wird.

Mag also das neue Jahrhundert vor allen Weltanschauungen auf der Hut sein, die ihm Gott rauben wollen, Ihn, den ein jeder nach seiner eigenen Erfahrung und Geisteskraft mit dem verschiedensten Inhalt erfüllt, ohne jemals

damit das wahre Wesen Gottes zu erkennen und zu erschöpfen. Möge sich das naive Gemüt an dem Gotte genügen und sich von ihm beseligen lassen, den es kindlich-gläubig vielleicht nur in der Volksschule gelernt hat — es wird dabei wahrlich keinen Schaden leiden, sondern einen unverfügbaren Quell des Trostes und der Kraft in allen schweren Stunden des Lebens besitzen; die anspruchsvolleren und kämpfenden Geister aber, die in der Schule des Zweifels zu erstarken streben, sie seien auf die Weltanschauung des schon oben genannten Dr. Kürf hingewiesen, die sich in seinem umfangreichen „System einer neuen Metaphysik“ offenbart. Er giebt uns erst eine „Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt“, dann eine „Wissenschaft der Geistesinheit“, der als Krone des Ganzen noch der Schlußband vom „Gottesgeiste“ folgen wird. Wenn sonach sein system-schöpferisches Werk auch noch nicht geschlossen vorliegt, so können wir doch schon aus den bis heut veröffentlichten Teilen die frohe Ueberzeugung von der Berechtigung und Unentbehrlichkeit des Gottesgedankens durchaus gewinnen. Kürf nimmt die Welt als das, was sie unseren gesunden Sinnen scheint. Aller Sophistik, Kritik und Skeptik und mehr noch allem philosophischen „Idealismus“ gegenüber macht er mit geziemendem Respekt vor deren Kunstleistungen doch geltend, daß in der ganz ordinären Anschauung der Menschen, selbst des Kindes, mehr Weisheit und Wahrheit liege, als in allen komplizierten Weltanschauungen, die man mittelst abgründiger, philosophischer Kontemplation aufzustellen versuche, daß die Welt aber auch tausendfach schöner und besser sei, als in den künstlichsten und raffiniertesten Darstellungen philosophischer Schulweisheit. Kürf ist zu dieser Anschauung gelangt, obgleich er sich als zwölfjähriger, armer, schwächlicher und gebrechlicher Knabe in seinem heftigen Heimatdorfe sein erstes Buch, die Schillerschen Gedichte, für 25 Pfennige von einer armen Frau kaufen mußte. Neunzehn Jahre alt, mußte er schon als Hilfslehrer an einer Volksschule unterrichten, wenn er nicht verhungern wollte. Dreiundzwanzig Jahre alt, ging er erst mit fünfzig Thalern wohlervorbener Ersparnis zur Universität nach Marburg. Und trotzdem kein Pessimist und Weltankläger und Gottskürzer, sondern ein Mann, der freudig zum Sternenhimmel aufblickt und einen Gott als unverlierbaren Besitz im Herzen trägt. Das ist ein Mann für das kommende Jahrhundert, und mit dieses Mannes Weltanschauung werden die Jünglinge und Helden der nächsten deutschen Zukunft Geistesflachten schlagen und Siege gewinnen. Auch Kürf erkennt im Denken und Gedachten kein Verschiedenes mehr; er weist auf den Urgedanken hin, der erschafft, was er denkt, und denkt, was er erschafft; er nennt ihn den Gedanken, in dem alle Zweifelt des Denkens und des Gedachten aufgehoben und alle Gegensätze der Welt, was sie auch sein und bedeuten und wie sie auch heißen mögen, beglichen sind und zu unverbrüchlicher Einheit verklärt angeschaut werden, mit einem Worte: den Gottesgedanken, der als Drittes dem Weltgedanken und der Gedankenwelt gegenübersteht, Gedanke und Welt, Welt und Gedanke verbunden, versöhnt, vereinigt darstellt.

Wir bekennen mit Freuden, daß gerade durch diesen Hinweis auf den Gottesgedanken uns die Kältsche Metaphysik als eine Fackel erscheint, die dem Menschen des Jahrhunderts lichtspendend in das Dunkel des zwanzigsten Säkulums hineinzuleuchten vermag; ohne diesen Gottesgedanken sind für uns die Erträge aller metaphysischen Spekulation nur leeres Stroh. Möchten alle, die den Gottesgedanken verloren haben, ihn an der Hand dieses philosophischen Künstlers wiederfinden. Kälts sagt mit Recht, daß das Neue in der Philosophie nicht die philosophischen Begriffe und Prinzipien bilden — diese seien zu allen Zeiten dagewesen und ausgebildet worden —, sondern daß ein Neues nur die Methode sein kann, in der sich der geschichtliche Fortschritt zu erkennen giebt. Und die Methode, durch die er auf dem dunklen Gebiete der Metaphysik bis zum Gottesgedanken gelangt, ist neu durch ihre Lichtfülle und zwingende Kraft. Wir meinen, daß der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, nur wenn er durch diesen Gottesgedanken bejeelt ist, das Erbe der vergangenen Jahrhunderte wird antreten und fortentwickeln können; nur so wird er im Stande sein, eine für die Menge vielleicht thatsächlich neue Weltanschauung, die Weltanschauung des Humors, zu gewinnen, die allem Pessimismus und Miserabilismus ein Ende machen und die defakenten und schlaff verzagenden Geister wirklich erlösen könnte. Denn auch der echte, heilige, nicht mit gemütsloser Wibboldigkeit zu verwechselnde Humor vermag nur aus einem gottbeseeligten Herzen zu quellen.



Der freie Wille glühte für die Kraft.

von

Anna Dir.



Der freie Wille glühte für die Kraft,
Er warb mit Stolz, — er warb mit Leidenschaft.

Lang' blieb sie kalt, des eignen Werts bewußt,
Bis sie bezwungen lag an seiner Brust.

Als Siegel ihres Bundes aber trat
Ins Leben eine Königin: die Th a t.





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



I.

Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meere.

„Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meere gehen, erschrakten sie und sprachen: Es ist ein Gespenst, und schrieen vor Furcht.

„Aber alsobald redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht.

„Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser.

„Und er sprach: Komm her. Und Petrus trat aus dem Schiffe und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.

„Er sah aber einen starken Wind, da erschrak er und hub an zu sinken . . .“

Weiter kam der Lesende nicht, denn in diesem Augenblicke strich ein frischer Windhauch über die Höhe, schauerte durch Bäume und Büsche und wirbelte die Blätter des Buches übereinander.

May Froben mußte unwillkürlich lächeln —: Es scheint, daß der versinkende Petrus heute nicht mehr gerettet werden soll. Auch die Natur ist realistisch geworden und will, wie ihre Propheten, keine Wunder mehr statuieren.

Er legte das kleine Buch neben sich auf die Bank und lehnte sich bequem zurück. Von dem jäh abfallenden Felsenvorsprunge hatte er einen umfassenden Blick über die Landschaft. In nächster Nähe vor ihm ragte von einer tiefer liegenden Felsenstufe ein Halbkreis von

Tannen herauf, über deren Wipfel hinweg er auf das Thal zu seinen Füßen und die gegenüberliegenden Berge und Thäler blicken konnte. Unten auf der Wiese harkten Männer und Frauen das duftige, trockene Heu, indes andere es auf Wagen hinaufreichten, wo es von Männern in Hemdsärmeln entgegengenommen und hochgeschichtet wurde. Weiter von rechts dämmerte das Städtchen mit dem stumpfen Rot seiner Ziegeldächer herüber; aber es hatte sich bereits in Schatten gelagert, während auf dem Grün der Wiese noch breite, goldene Sonnenflächen ruhten, und der Wald auf den Bergen des gegenüberliegenden Thalufers den bläulichen Dunst über seinen Wipfeln wie in wohllichem Behagen von dem flüssigen rötlichen Golde der Abendsonne durchtränken ließ. Vom Städtchen her rauschte in hurtigen, kleinen Wellen ein Flüsschen das Thal herunter, an jedem größeren Steine auf seinem Wege in weißem Gischt aufschäumend, als müßten es die dummen Steine doch wissen, daß es keine Zeit zu versäumen habe, wollte es all die kleinen Quellen, die von überall her aus den Waldestiefen hinzusprangen, noch rechtzeitig aufnehmen.

Welche Massen von Grün auf den Bergwänden und Gipfeln da drüben! Und doch nicht eintönig, bemerkte Froben, unendlich vielfarbig in der einen Farbe! Das dunkle Grün der Schwarztaunen — ist es nicht mehr schon ein Silbergrau? Dann das hellere, fein abgetönte der anderen Tannenarten, und dazwischen, überall sich berebt vordrängend, das lebhafteste, frischste der hineingemischten Buchen und einzelten Eichen und Birken. Hier und da leuchtet es golden und rot hervor: hier Sonnentropfen und -Lachen, die in die Richtungen hineingesprengt sind, dort die rötlich schimmernden Stämme der Fichten. Und zwischendurch schmale, weiße und rötliche Bänder, die sich die Berge hinauffschlingen: Fahr- und Spazierwege, die von unten in sanft aufsteigenden Wellenlinien emporführen und dann oben auf den Gipfeln sich verlieren — wie ins Unendliche.

Froben rückte auf seiner Bank ein wenig nach links. Dort öffnete sich ein Seitenthal, dehnte sich eine Strecke in gerader Linie aus und wurde dann von einem andern durchquert, hinter dem ein Höhenzug aufragte. Wald, Wald auch dort, — aber in der weiteren Entfernung mehr zu ahnen als zu sehen — bis zur mittleren Höhe in graublauen Duft gehüllt, darüber aber bis zu den Wipfeln ein in sich selbst fließendes, wogendes, violettes Dunstmeer, das in den Abendhimmel hineinragt und sich doch bestimmt von ihm abgrenzt, wie von einem andern Lande — von einer andern Welt, ergänzte Froben in Gedanken.

Nah und doch unerreichbar ferne diesem violetten Meere, von ihm durch azurblaue Flut getrennt, von dieser umspült und getragen, schwebte eine lichtgoldene Wolke mit rosig durchhauchten, durchsichtigen, unendlich weich geflochten Rändern den Himmel hinan.

O Welt, o Schönheit! tönte es in dem Innern des Beschauers — ist dies das Jammerthal der Asketen, das nur Leiden, Sünde und Buße kennt? Und doch — —

Kräftiger duftete das würzige Heu, lauter rauschte das Flüsschen zu ihm herauf, aber er spürte es wohl nur unbewußt. Sein Blick blieb wie gebannt an jenem wundervollen Farbenspiele des Abendhimmels haften. Das Gelesene ging ihm durch den Sinn und verschmolz sich mit den Lichterscheinungen zu seltsamen Phantasien. Ihm war, als müsse Christus auf jener lichtgoldenen Wolke stehen, in weißem, strahlendem Kleide, lächelnd in unendlich seliger, sicherer Heiterkeit, die Arme segnend über Erde und Himmel breitend, ein Gott der Schönheit und des Friedens! Unter ihm aber, durch das violette Meer über den Waldeswipfeln, wanderte Petrus. Aber es war kein leichtes, sicheres Schreiten, sondern ein Kämpfen mit den nachgebenden Dunstwellen. Unfriede, Gram und Angst sprachen aus seinen Zügen, und sehnsüchtig rang er die Hände nach dem vorübergehenden Meister. Aber der sah nicht nach ihm hin, sondern lächelte und segnete nur, als gäbe es auf der Welt keinen Petrus, der versinkt, keinen Unfrieden, keine Angst und keinen Gram. Und immer größere Verzweiflung malt sich auf Petrus Zügen, und er kämpft immer heftiger und trotziger und versinkt immer tiefer.

Petrus, Petrus, was sicht dich an! Warum kämpfst und ringst und trodest du, und schreitest nicht leicht und sicher dahin, wie dein Herr leicht und sicher auf der lichtgoldenen, rosageränderten Wolke hinschwebt? Sieh, wie heiter und sicher er lächelt und segnet! Ist denn die Welt nicht so schön und reich für alle? Was kämpfst du, thörichter Petrus?

Aber da war er schon versunken — verschwunden — und mit ihm das grau-violette Dunstmeer. Eine blau-trübe Schicht lagerte an dessen Stelle, und wo die weiß-goldene Wolke eben gesegelt, da bezeichnete ein langgezogener, silberweißer Streifen ihre Spur durch das blaue Luftmeer. Und nun — wie seltsam — anstatt des Streifens plötzlich hingezaubert: eine lange Kette aneinander gereihter, rot glühender Wölkchen. Sie dunkeln, ziehen sich zusammen, verschwinden, — ein graues, düsteres Wolkengebilde von gigantischen Formen steht tiefer unten am

Himmel — wie eine unheilbrütende, geheimnisvolle Drohung. Und es ist, als wenn der Schatten am Himmel sich auf der Stirne des Menschen da unten spiegelt . . .

Dann mählich, mählich zerrinnt das Wolkenungetüm, löst sich auf in einzelne kleine, graue, schmutzig-braune und gelbe Flecken, als habe dort ein Maler auf seiner Palette die verschiedenen Farben ausgewischt. Aber — o Wunder! — da, wo jener weiße Streifen und später die rotglühende Wolkenkette gestanden, da bohrt sich, wie im Schwunge durch die Lüfte zu elastischen Linien geschweift, in schräger Richtung ein gefiederter flammender Wolkenpfeil in das dunkelsilberne Grün der Waldeskuppel.

So, dachte Froben, müßte uns wohl der Pfeil der göttlichen Liebe treffen — so schön und so —

„Nun, Herr Träumer,“ klang da plötzlich eine weibliche Stimme neben ihm, „darf eine gewöhnliche Sterbliche heute noch auf herablassendes Gehör hoffen?“

Froben fuhr erschreckt aus seinen Betrachtungen auf, erhob sich jedoch gleich von seinem Sitze und verbeugte sich höflich.

„Ah, Fräulein von Cornow, bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich Sie nicht rechtzeitig bemerkt haben sollte. Ich war in der That —“

„Auf Reisen“, ergänzte sie neckisch, indem sie ihm lächelnd die Hand zum Gruße bot. „Das habe ich wohl bemerkt, denn ich stehe nun schon gut ein paar Minuten neben Ihnen, ohne mit meiner Anwesenheit den geringsten Eindruck auf Sie zu machen. Darf man fragen, welchen Stern Sie der Ehre Ihres Besuches gewürdigt haben?“

„Keinen Stern,“ erwiderte er, lächelnd auf ihren Scherz eingehend, „nur ein Wolkenkuckucksheim, ein paar schöne Luftgebilde, die“ — er warf einen Blick zum Himmel, der flammende Wolkenpfeil war verschwunden — „die nun auch in nichts zerfließen sind. — Wie alles Schöne.“

„Da war ich also für Sie sozusagen noch weniger als Luft?“ sagte sie leicht hin mit unverändert liebenswürdigem Lächeln. Dann setzte sie sich auf die Bank und bedeutete ihn, gleichfalls Platz zu nehmen.

Froben wußte auf ihre letzte Bemerkung nichts Rechtes zu erwidern. Sie hatte überhaupt zuweilen eine — eine außerordentliche Art, Bemerkungen zu machen und Fragen zu stellen, die ihn in Verlegenheit setzten. Mit galanten Komplimenten durfte er ihr nicht kommen,

das wußte er; sie hätte ihn unbarmherzig ausgelacht und noch tagelang damit gehänfelt. Nun brauchte man ja noch keineswegs zu lügen oder leere Worte zu machen, wenn man Fräulein von Cornow etwas Unangenehmes sagte. Ueber das schwärmerische Zunge-Mädchen-Alter war sie freilich hinaus, denn sie mochte etwa im fünfundzwanzigsten Jahre stehen. Ihre ganze Erscheinung hatte bei aller selbstbewußten Entschiedenheit weder in Toilette noch in Ausdruck und Haltung etwas, das irgendwie an den unangenehmen Begriff des Mannweibes erinnert hätte. Im Gegenteil, sie war mit ihrer ebenmäßigen schlanken Gestalt und den weich gerundeten Körperformen durchaus eine Persönlichkeit, welche auch auf das Auge der Männer Eindruck machen konnte. Aus dem regelmäßigen, klaren, aber nicht gerade scharf geschnittenen Gesichte unter dem einfach-eleganten braunen Strohhute, der eine Fülle des hervorquellenden goldblonden Haares vermuten ließ, blickten ein paar sehr verständige, blaue Augen. Aber Froben erinnerte sich, daß diese Augen doch zuweilen einen feuchten, schwimmenden Glanz annehmen konnten, der wohl schon manches Männer- und besonders Jünglingsherz in Unruhe versetzt haben mochte. Denn auch ihn hatte sie ja einmal so angesehen, und es war ihm dabei ganz wunderbar zu Mute geworden. Damals war er nachdenklich nach Hause gegangen, und es waren ihm dabei ganz eigne Gedanken und Möglichkeiten aufgefliegen. Ihre eigentümliche Bemerkung zauberte ihm die Scene wieder lebhaft vor Augen.

Es war an einem dämmernden Winternachmittage im Salon ihres väterlichen Hauses gewesen. Ihr Vater, der Geheimrat, wurde jeden Augenblick erwartet, und sie hatte den Besucher empfangen und ihm so lange Gesellschaft geleistet. Vielleicht eine Stunde lang, es konnten aber auch zwei geworden sein, denn der Geheimrat hatte sich in seinem Bureau stark verspätet. Mehrmals hatte Froben aufbrechen wollen, war aber immer wieder von ihr zurückgehalten und weiter ins Gespräch verwickelt worden. Ein eigentümliches, unter unverheirateten Leuten beiderlei Geschlechts jedenfalls ganz ungewöhnliches Gespräch, von ihr mit einer gewissen lässig-kühnen Offenherzigkeit geführt, die ihn zugleich in Erstaunen und in Verlegenheit setzte. Wie oft hatten sie sich denn vorher gesehen und gesprochen? Drei, vielleicht viermal allerhöchstens! Und auch dann meist in Gegenwart anderer: ihres Vaters, den er öfters geschäftlich besuchen mußte, oder ihres Bruders. Ihre Mutter war bald nach Klaras Geburt gestorben, und so mochte sie dieser Mangel und der häufige Verkehr mit Männern

frühe zur Selbständigkeit erzogen haben. Aber wenn auch — das war doch noch kein hinreichender Grund, ihn gewissermaßen wie einen alten Kameraden zu behandeln und ihm Eröffnungen zu machen, die eine junge Dame allenfalls ihrer Mutter oder ihrer vertrauten Freundin macht. Sie hatte ihm in heiterem Plaudertone von ihren früheren und gegenwärtigen Bewerbern erzählt, hatte die Schale ihres nicht immer rücksichtvollen Spottes über sie ausgegossen und dabei mit einem komisch übertriebenen Seufzer erklärt, sie werde wohl alte Jungfer bleiben, denn den Rechten habe sie bisher noch nicht gefunden, und wenn sie ihn auch finden sollte, würde er sie vielleicht gar nicht einmal haben mögen. Denn das müsse ein Ritter ohne Furcht und Tadel, „ein ganzer Mann“ sein. Alle ihre bisherigen Freier seien nur Halbmenschen, und sie wundere sich nur, daß die Gelehrten noch immer nach dem Mittelgliede zwischen Menschen und Affen suchten: sie brauchten sich nur vertrauensvoll an sie, Klara von Cornow, zu wenden, sie könne ihnen einen ganzen Haufen solcher Mittelglieder nachweisen, daß sie auf Jahre hinaus versorgt sein würden.

Da sei z. B. der Assessor K., der augenblicklich mit seinen dünnen Beinchen in den engen, tricortartigen Unausprechlichen wie ein schwarzer Käfer umherkribbele, nachdem er aus den weiten Säcken, in denen er früher einhergeprangt, wie aus einer Larve geschlüpft sei; auch wenn er seine süßlichen Komplimente drechsle, müsse sie immer an einen surrenden Käfer denken und könne sich beim besten Willen des Lachens nicht erwehren. Oder Herr von L., der dicke Witwer und Rittergutsbesitzer, der für seine neun Kinder eine „liebvolle Mutter“ suche, bei welcher es auf „Wirtschaftlichkeit weniger ankomme“, weil ja die alte Alwine alles im Hause wie am Schnürchen leite; und dann erzähle er ihr Langes und Breites von der alten Alwine, so daß sie ihm schon einmal ernstlich nahegelegt habe, doch — die alte Alwine zu ehelichen, worauf jener sich dann endlich, wenn auch sichtlich schwer gekränkt verabschiedet habe. Zufällig kannte Froben den Herrn von L. als einen ehrlichen, braven, wenn auch etwas beschränkten Mann, und er hatte sich durch diese Art, ihn zu behandeln, nicht sonderlich angenehm berührt gefühlt.

Der Schlimmste sei freilich der „Leutnant“, ein Herr von Selling, ehemaliger Offizier, der nun unter ihrem Vater im Ministerium Carrière machen wolle, sich aber am liebsten immer Herr „Leutnant“ titulieren höre, wenigstens bis er es zum Rat gebracht. Dumm sei der nun freilich nicht, o nein, hatte sie nachdenklich hinzugefügt. Sie hoffe nun

aber, er, Froben, werde ihr in der Abwehr des Lästigen kameradschaftlichen Beistand leisten. Froben hatte auch darauf nur mit einer Verbeugung und farblosen Verlegenheitswendung zu erwidern gewußt, — etwa, „daß er es sich jedenfalls zur Ehre schätze, sie als seine Kameradin betrachten zu dürfen“.

Dann war eine Pause entstanden; sie hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und, nachdem sie eine Weile vor sich hingesehen, ihm das Antlitz mit jenem seltsamen schwimmenden Blicke zugewendet, bei dem ihm so eigen zu Mute wurde.

An alles das mußte er jetzt wieder denken. Weshalb sprach sie in dieser Weise zu ihm? Was wollte, was erwartete sie von ihm, da es doch keine Komplimente waren? Auf diese Fragen fand er auch jetzt keine Antwort. Nur ein heißes, dunkles Sehnen nach Glück, Zweifel und — Furcht vor etwas Unbekanntem stiegen in ihm auf. Und da plötzlich stand sie wieder vor seinem geistigen Auge, die düstere Wetterwand da hinten am Himmel, und er wußte auch, was sie zu bedeuten hatte . . .

Sie mußte die Falte auf seiner Stirn, seinen veränderten Gesichtsausdruck wohl bemerkt haben, denn sie fragte jetzt:

„Es scheint, Herr Doktor, Sie zürnen mir wegen der unliebsamen Störung. Aber Sie wissen doch — unsere heutige Verabredung —“

„O nicht doch — wie können Sie glauben! Im Gegenteil!“ beeilte er sich höflich zu versichern. „Weshalb meinten gnädiges Fräulein überhaupt —?“ Er sah sie erstaunt fragend an.

„Nun, Sie machten ja eben ein so finsternes Gesicht. Wie — wie eine Gewitterwolke!“

Eine Gewitterwolke? Freilich, etwas dem Nehnliches wenigstens.

Wie ärgerlich, dachte er, daß auch alles, was in einem vorgeht, nach außen sich bespiegeln muß, wie der eitle Komödiant vor dem Publikum. Wie albern! Dann sagte er:

„Gnädiges Fräulein, wer kann für seine Gedanken? Sie flogen aus ihrem Nest, wie es ihnen, nicht wie es uns paßt. Das ist eine böse, unbändige Brut, Raubvögel mit spigen Schnäbeln und scharfen Krallen —!“

„O wie tragisch!“ lachte sie belustigt auf. „Ihr Kopf, der Kopf Max Frobens ein Raubvogelnest! Und das wollen Sie mir weißmachen? Nun, jedenfalls werden Sie von manchem um diese Raubvögel beneidet. — Vielleicht könnten Sie mir einige davon abgeben?“

Aber Froben ging auf den Scherz nicht ein, er sah düster vor sich hin und sagte mit einfachem Ernste, wie abweisend:

„Mein gnädiges Fräulein, es ist schwer, um nicht zu sagen unmöglich, auf den Grund einer anderen Seele zu schauen. Das ist zwar eine triviale, aber doch eine Wahrheit, die leider gar oft vergessen wird —“

„Aber wo der Grund so klar und durchsichtig zu Tage liegt, wie bei Ihnen?“ Sie wollte offenbar das Thema nicht fallen lassen. „Als ob die Welt von den Gedanken Max Frobens gar nie etwas erfahren hätte?! Oder sind die in Ihren Schriften, in der ‚Gottwelt‘, dem ‚Neuland‘ und so weiter, etwa nicht Ihre Gedanken?! Und haben Sie darin nicht den innersten Grund Ihrer Seele entschleiert? Ach, es wäre doch gar zu traurig, wenn man in den Werken unserer Dichter und Denker nicht wie in einem Spiegel ihr innerstes, eigenstes Wesen erblicken dürfte! wenn man sich sagen müßte, die ganze schöne Gedankenwelt solcher idealen Schöpfungen sei nur ein Spiel müßiger Stunden, in Wirklichkeit ließen sich ihre Herren Urheber von ganz anderen Gedanken leiten.“ —

„Und wenn dem so wäre,“ fiel Froben lebhaft ein, „wenn sie als unvollkommene Wesen, die sie nun einmal sind und bleiben, wirklich auch im gegebenen Falle von anderen Gedanken sich ‚leiten‘ ließen?! Wäre damit etwas gegen die Richtigkeit jener bewiesen, die sie in ihren Schriften niedergelegt haben? Oder auch nur gegen die Ehrlichkeit der Ueberzeugung, mit der sie sie ausgesprochen?“

„Zimmerhin,“ meinte sie, „eine häßliche Halbheit bliebe es doch: anders denken und schreiben und anders handeln.“

„Je nun,“ erwiderte er, „einer solchen ‚Halbheit‘ macht sich wohl ein jeder schuldig. Wenigstens ein jeder, der ein allgemein giltiges Sittengesetz über sich anerkennt. Oder ist Einer, der von sich sagen könnte, er sei von diesem Gesetze nie abgewichen? Das wäre doch widerliches Pharisäertum, schändliche Heuchelei! — Wohin kämen wir wohl, wenn wir aus bloßer Konsequenz, aus Unvermögen, die Gebote der Moral in allen Stücken zu befolgen, die Moral überhaupt leugneten? Den tragischen Konflikt zwischen Wollen und Können, so schmerzlich er auch ist — wir müssen ihn durchkämpfen und überwinden.“

Sie schwieg und sah sinnend vor sich nieder. Dann fragte sie:

„Haben auch Sie diesen Konflikt durchkämpfen müssen?“

Das war nun wieder eine solche Frage! Wie wenig doch auch ein so geistreiches Weib, wie das neben ihm, seine innerste Natur ver-

leugnen kann! Immer das Persönliche, das argumentum ad hominem. Jede Idee, jede allgemeine Wahrheit muß praktisch ausgemünzt werden; die ideelle Erkenntnis, das geistige Besitztum als solches hat keinen Wert.

„Vielleicht,“ erwiderte er trocken. „Aber“ — er zog seine Uhr — „werden wir nicht unten erwartet?“

„Sie haben recht; es wird allerdings höchste Zeit. Papa mit den anderen Herren sitzt schon lange im Konversationshause. Und ich kam ja eigentlich nur her, um den schwärmenden Träumer einzufangen, damit er uns nicht etwa noch ganz vergesse.“

Sie erhoben sich und wandten sich zum Gehen. Da erinnerte er sich des Büchleins, das er vorhin auf das Bankende neben sich gelegt hatte. Er griff darnach und wollte es in seiner Rocktasche verschwinden lassen, aber sie hatte es schon bemerkt.

„Was haben Sie denn da? Goldschnitt? Doch nicht etwa lyrische Gedichte? Darf man sehen?“

„Bitte!“ Er reichte es ihr zögernd hin. Etwas wie ein leichtes Erröten ging über sein Gesicht.

„Warum nicht gar!“ rief sie erstaunt auflachend, „das Neue Testament. ‚Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi,‘ las sie mit gekünstelter frömmelnder Salbung vom Titelblatt. „Nein, was Sie doch für ein frommer Mann sind! Da muß man sich ja vor Ihnen ordentlich in acht nehmen, Sie Heiliger! Und das lesen Sie hier — in dieser lachenden, schönheitsstrumfenen Natur! Die blutigen Kreuz- und Leidensgeschichten?“

„Wenn man gerade nichts anderes zur Hand hat — meine Bücher —“

Aber da errötete er wirklich und hielt inne. War das nicht eine Lüge? Und war er nicht eben im Begriff gewesen, eine neue Lüge hinzuzufügen: daß er seine Bücher zurückgelassen und nur dieses ihm von seiner alten Haushälterin beige packt worden sei?

Er wußte es besser. Seine Bücher hatte er in der Hauptstadt zurückgelassen, das war richtig; aber dieses hatte er selbst zu seinen Sachen gepackt. Aus demselben Gefühle heraus, aus dem er es heute mit sich genommen: aus einer unklaren Mischung dankbarer Beschämung, reinigen Pflichtgefühls.

Eine Zeit in seinem Leben stieg vor ihm auf, da war ihm vor allen seinen gelehrten Büchern dieses kleine mit dem schon halb erblindeten Goldschnitt lieb und wert gewesen. Nicht nur, weil es ein teures Andenken an seine verstorbene Mutter war, sondern aus ganz

persönlichen Gründen. Es war eine Zeit, wo all seine tief sinnigen und gelehrten Philosophen und Forscher eine kalte und gleichgültige Sprache zu ihm redeten. Wohl handelten sie in künstlichen Perioden und mit beredter Dialektik von allen Dingen im Himmel und auf Erden: nur von ihm selbst sprachen sie nicht, nur um sein eigenes Wohl und Wehe kümmerten sie sich nicht. Dieses kleine Buch aber sprach unmittelbar zu ihm selbst. Es gab keine wissenschaftlichen Aufklärungen und führte keine umständlichen logischen Beweise, aber es hatte Wege durch das tiefste Dickicht und ein Licht durch die dunkelste Finsternis. Da war kein Leid, für das nicht auch Trost und Heilung, keine Schuld, für die nicht Vergebung zu finden gewesen wäre. Der Mörder am Kreuze und der Sohn des Lichtes gingen zu gleicher Zeit in das Himmelreich ein. Und wenn er länger darin gelesen, dann war es ihm, als wichen die Schranken von Raum und Zeit in weifenlose Fernen, als entschwabe er unmerklich dem trüben Dunstkreise des Irdischen mit all seinen lauten, so „wichtigen“ Interessen. Und ihm war, als sähe er dann sein eigenes Leben und Leiden unter sich liegen — als etwas Fremdes, das keinen Teil an seinem eigentlichen Wesen hatte. Denn dies sein eigentliches Wesen entsprang aus einem uferlosen Meere und mündete wieder in dasselbe uferlose Meer. Was kümmerten ihn die Streitigkeiten der Schriftgelehrten um diese oder jene Deutung einer einzelnen Stelle? Mochte noch so vieles in dem Büchlein unklar und geheimnisvoll bleiben — in der Hauptsache war es klar: es hatte Wege durch das verworrenste Dickicht und Licht durch die tiefste Finsternis. Und was er gesucht hatte, das war eben ein Weg und ein Licht! Was fragt der verschmachtende Wanderer nach dem Uebrigen?!

Ja, damals! — Wie oft hatte er sich zu diesem Büchlein geflüchtet, und es hatte ihn immer wieder aufgenommen . . . Dann waren andere Zeiten gekommen, und — das Büchlein war in Vergessenheit geraten. Es gab ja auch so viele wichtigere Dinge! Als er aber vor der Reise seine Bücher gemustert, um doch vielleicht das eine oder andere mitzunehmen, da war ihm jenes wieder in die Augen gefallen. Da stand es, verstaubt, von einer dicken „Geschichte der Nationalökonomie“ in die Ecke gepreßt. Wie es ihn vorwurfsvoll und doch nicht aufdringlich anblickte! Verschwand es doch nahezu im Schatten des progig-behägigen Nachbarn! Nur das halb erloschene Gold des Rückentitels schimmerte matt aus dem Halbdunkel: „Neues Testament“. Da war er sinnend eine Weile vor ihm stehen geblieben: ein eigen-

tümliches weiches Gefühl reuiger Scham war über ihn gekommen — und er hatte das Büchlein in seinen Koffer gepackt . . .

. . . Und heute hatte er es verleugnet. Aus Schwäche, aus Eitelkeit, aus Feigheit vor dem spöttischen Lächeln eines freigeistig angehauchten Dämchens —: „Wenn man gerade nichts anderes zur Hand hat“!

Nein, so erbärmlich wollte Max Froben denn doch nicht vor sich selber dastehen.

„Und ich gestehe Ihnen sogar,“ fügte er jetzt mit fester Stimme hinzu, indem er sie fast herausfordernd ansah, „daß ich öfter — und gern darin lese.“

„Nun, bei den Herren unten, besonders bei Papa und Direktor Wefpe, werden Sie mit diesem Bekenntnis gewiß Beifall finden. Was mich anbelangt — Sie kennen ja wohl meine Ansichten darüber: Ich bin gewiß der Meinung, daß die Religion dem Volke erhalten bleiben muß — ist es doch so schon auffällig genug! — aber ich glaube, für uns — ich meine die Gebildeten — hat dieses Buch doch wirklich nur noch einen historischen, wenn Sie wollen, auch litterarischen Wert.“

Es schien ihm überflüssig, hierauf zu erwidern. In dieser überlegenen Erklärung war wirklich auch nicht ein einziges Gedankenfädchen, an das er hätte anknüpfen können, um sich ihr verständlich zu machen. Wie sollte er ihr erklären, was ihm jenes Buch gewesen — damals! Das mußte man erlebt haben, um es zu verstehen.

Sie schritten den Weg, der in sanften Windungen zum Thale führte, hinab. Durch die Bäume hatte man hier und da einen Blick auf das unten liegende Städtchen und die Berge gegenüber. Ein leiser goldiger Abglanz ruhte noch ersterbend auf einigen höher gelegenen Gipfeln, hinter denen bereits der erste milchweiße Streifen der Mondscheibe zart herüberschimmerte. An den Thalrändern unten aber glitten langgedehnte Nebelschwaden langsam dahin, als tasteten sie vorsichtig nach einem bequemen Nachtlager. Fast aus allen Schornsteinen kräuselte Rauch empor: in dem pünktlichen Kurstädtchen bereitete man allerorten ziemlich gleichzeitig das Abendmahl.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann nahm sie das Gespräch wieder auf:

„Es ist ja keine Indiskretion —: Was lasen Sie denn eigentlich vorhin in Ihrem heiligen Buche . . .?“ Sie war heute offenbar besonders fragelustig gestimmt. Oder fragte sie nur, um überhaupt etwas zu sagen?

„Die Stelle über Petrus, der auf dem Meere geht und versinkt.“

„Nun sehen Sie!“ rief sie triumphierend, „fogar der heilige Petrus hatte im kritischen Augenblick keinen Glauben — Er, der doch täglich um seinen Meister war und so viele Wunder von ihm mit eigenen Augen geschaut hatte! Und da will man von uns armen Kindern des neunzehnten Jahrhunderts Glauben verlangen, auf die bloße Autorität von Menschen und eines von Menschen — und wer weiß, wann und von wem! — geschriebenen Buches hin!! Ach, gehen Sie mir doch, mein Herr — Herr Generalsuperintendent! Sie glauben doch auch ganz gewiß nicht an alle die abgeschmackten Märchen von der unbefleckten Empfängnis, der Dreieinigkeit, der Auferstehung und was weiß ich sonst noch!“

Glauben — nicht glauben! Ja, wenn man so die Frage stellte! Sie gewissermaßen als Pistole einem auf die Brust setzte! Mußte man sie aber nicht so stellen? That das nicht auch die Kirche mit ihren Dienern? Ja, es war jedenfalls leichter, anzugreifen, als zu verteidigen!

„Ich könnte Ihnen vielleicht mit Faust antworten: ‚Wer kann sagen: ich glaube, und wer: ich glaube nicht?‘ Aber lassen wir das. — Petrus? — Ja, Sie mögen wohl recht haben: Es scheint wirklich fast ein Widerspruch zwischen dem zitternden, kleingläubigen Simon, der angesichts seines Herrn im Unglauben versinkt, und dem starken Petrus, dem vorbildlichen Glaubenshelden —“

„Der seinen Meister dreimal verleugnet, noch ehe der Hahn zum zweiten Male gekräht hat! Ein schönes Vorbild! Die elendeste Feigheit, die sich denken läßt! Wie er, zitternd um sein bißchen Leben, sich die Glieder am Feuer wärmt und sich nicht entblödet, indes sein Herr die größten Qualen erduldet, vor den niedrigen Mägden zu erklären: Ich kenne den Menschen nicht! Den ‚Menschen‘! — Mir scheint er vielmehr ein Vorbild menschlicher Schwäche und Kaltlosigkeit. In der Ekstase, im Enthusiasmus des Augenblickes, wo keine Gefahr droht und der Erfolg laut für den Meister spricht, da ist er groß. Aber kaum wendet sich das Blättchen, da zieht sich auch unser Petrus vorsichtig zurück — so recht der Typus der Halbheit, die heute mit großen Worten für eine Sache, eine Idee um sich wirft und sie morgen, wenn die anderen sie verlassen haben, mit fremdem, kaltem Auge anblickt —: ‚ich kenne den Menschen nicht‘. Und dann geht er in einen stillen Winkel und weint sich das bißchen Gewissensweh vom Herzen herunter. Das schadet nicht und thut wohl. Nein, mein Ideal von einem

Manne ist Ihr heiliger Petrus jedenfalls nicht! Da hatten die heidnischen Römer und Griechen doch ganz andere Helden, und denen wurde keine ewige Seligkeit verheißen!“

Er mußte über ihren Eifer lächeln und über die — wieder so echt weibliche, persönliche — Wendung: „mein Ideal von einem Manne“. Petrus als „Ideal“ junger Mädchen! Aber dieser Eifer, so wenig er ihre Auffassung teilen konnte, gefiel ihm doch. Wer so energisch über die Schwächen eines Petrus urteilen konnte, der mußte wohl selbst die Kraft in sich fühlen, im gegebenen Falle mit seiner ganzen Person für einen anderen oder für eine Idee einzutreten.

„Sie thun dem armen Petrus doch wohl schweres Unrecht. Vergessen Sie doch das Ende nicht: die spätere todesmutige Treue des Apostels. Und dann — ist nicht gerade die Erhebung des Mannes, der so durch und durch Mensch war und der in der That in seiner fleischlichen Furcht und Schwäche momentan so tief sinken konnte, daß er den göttlichen Meister verleugnete — ist das nicht gerade etwas, woran wir uns erheben können? Sie sagen, er sei ein Typus der Schwäche, der Halbheit gewesen. Ich kann das nicht finden. Mir scheint, die Halbheit hat zu allen Zeiten anders ausgesehen, als ein Petrus! Aber bleiben wir einmal bei Ihrem Begriffe von Halbheit —: dann hat Petrus uns auch gezeigt, wie man aus ihr herauskommen kann, und vor allem: daß man aus ihr herauskommen kann. — Ich meine wirklich: gerade daß Petrus nach so tiefem Falle zu so ragender Höhe sich erheben konnte, verleiht dieser Gestalt die große vorbildliche Bedeutung. — Und vielleicht — — für unsere Zeit mehr noch, als für eine andere. Nicht jeder, der gesunken ist, hat die Kraft, sich wieder zu erheben. Wer aber gesunken ist und sich dennoch erhebt, der steht wohl größer und fester da, als der nie erschütterte Held!“

„Meinen Sie? Ich meine, ein rechter, ein ganzer Mann darf nicht sinken. Und zu der ‚Erhebung‘ der Gesunkenen habe ich, offen gestanden, kein rechtes Vertrauen. Wir sind die gesunkenen Männer ebenso unsympathisch wie die gesunkenen Frauen. All die modernen Rettungsversuche kommen mir lächerlich und widerlich vor. Da halte ich es doch schon lieber mit Nietzsche: ‚Was da fällt, das soll man noch stoßen‘. Man braucht das ja nicht gerade wörtlich zu nehmen. Wir können ja ein gewisses Mitleid mit den Schwachen, Kranken und Gesunkenen haben — aber sie als gleichberechtigte Brüder lieben, das widerspricht doch der natürlichen Lage der Dinge, jedenfalls meinem

Gefühl. Einen Mann, den ich bemitleiden müßte, könnte ich als Frau jedenfalls nicht lieben."

Froben schwieg. Es wäre auch schwer gewesen, aus seinen Zügen irgend eine Antwort herauszulesen; ein kalter, fast starrer Ausdruck lag auf ihnen. Dann war es, als huschte blitzgleich ein seltsam spöttisches Lächeln um seine Lippen; aber schon im nächsten Augenblick sagte er trocken und völlig ernsthaft:

„Mein gnädiges Fräulein, das ist ja aber — auch gar nicht nötig.“

Diesmal war das Erstaunen an ihr. Machte er sich etwa über sie lustig? Aber nein, seine Züge blieben ernst und verschlossen.

„Wie?“ Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Nein, wie merkwürdig Sie heute wieder sind! Aber — da sind wir ja auch gleich am Ziele.“ Nur wenige Schritte trennten sie noch vom Konversationshause; man hörte die Klänge der Kurkapelle.

„Fast hätte ich das Wichtigste vergessen,“ hob sie plötzlich wieder eifrig an, „können Sie sich denken, der unausstehliche Mensch ist auch wieder da!“

„Selling?“

„Sie fragen noch! — Alles natürlich nur ‚Zufall‘: zufällig habe er von W., wo er zur Kur weilt, einen Abstecher hierher gemacht, und da habe es wiederum der Zufall so glücklich gefügt . . . und so weiter und so weiter! Gestern abend ist er angekommen und seit heute vormittag weicht er uns nicht von der Seite. Unausstehlich!“ Sie stampfte mit unterdrücktem Zorne auf die Erde. „Nun, glücklicherweise reisen wir schon morgen weiter in die Schweiz.“

„Also wirklich schon morgen? Der Bescheid ist also eingetroffen?“ Auf seinem Gesichte drückte sich plötzlich lebhaftere Spannung aus.

„Nein, das zwar nicht,“ — Frobens Stirne umwölkte sich — „— aber Papa giebt die Hoffnung schon auf, hier noch Bescheid zu erhalten. Wie lange sollen wir denn auch noch warten?! Die Tante in Luzern ist schon ordentlich tückisch; gestern hat sie wieder telegraphiert. — Ja, was ich noch sagen wollte: aufrichtig gestanden habe ich Sie auch nur, um diesen Selling zu ärgern, auf Ihrem Lieblingsplätzchen überfallen. Das Gesicht hätten Sie sehen sollen, als ich mitten in seiner angenehmen Unterhaltung aufstand und erklärte, ich wolle Sie nun herbeiholen!! Ha, ha! Papa fand es natürlich auch nicht ganz schicklich und machte eine etwas saure Miene. Aber Gott sei Dank, hat sich Väterchen schon daran gewöhnt, daß ich meine eigenen Ansichten über

Schicklichkeit habe. Es wäre auch lächerlich! — Nun lassen Sie uns gemeinsam gegen den Feind vorgehen!“

Feind? — Weil er ihr unangenehm und lästig war? Warum sollte er diesen Selling als seinen „Feind“ betrachten? Ihm war der wohlherzogene, stets verbindliche Mann, den er nur flüchtig im Hause des Geheimrats kennen gelernt hatte, wenn auch keine sonderlich sympathische, so doch eine sehr gleichgiltige Persönlichkeit; im übrigen gönnte er ihm alles Gute. Und es lag nicht in Frobens Art, „Feinde“ zu „hassen“. Er hatte zwischen den Zeilen des Lebensbuches doch nicht ganz ohne Nutzen gelesen, hatte etwas von einer großen Notwendigkeit darin gefunden.

Und vielleicht dachte er jetzt auch an jenes kleine Buch mit dem halb erloschenen Goldschnitt . . .

(Fortsetzung folgt.)



Keine Rast.

Von

Hans v. Wolzogen.



a ist kein Rasten, ist kein Ruhn
Im Reich der wirkenden Gotteskräfte.
Auch die Engel haben zu thun:
Von Seele zu Seele,
Von Stern zu Stern
Führen sie heilige Himmelsgeschäfte
— Vaterbefehle —
Im Dienste des Herrn.

Und — du —
Arme Seele des Menschen auf Erden,
Mit diesem Einen hastigen Werden
Und Wiederersterben
Willst du erwerben:
Ewige Ruh'? —
Hoffst du zu schlafen oder zu träumen
In paradiesischen Wunderräumen
Von Gottes Angesicht
Im ewigen Licht? —

Hoffe das nicht!
Hoffe du nur auf allen Pfaden,
Die der Allmächtige dich in Gnaden
Sendet mit seinen Gesinden:
Frieden zu finden.

Ja, auch in diesem eilenden Leben,
Das dir nur eben
Der Herr gegeben,
All dein rastloses Rennen und Streben,
Laß es allein
Auf den Frieden gerichtet sein:
Der die Seele mit Ewigkeitskräften dir füllt,
Das Auge Gottes auf Erden enthüllt,
Der dich mit Engelsfittichen schmückt
Und heute schon, nach des Heilandes Worte,
Durch des ewigen Lebens Pforte
Zum Paradies entrückt.

Wahre den Frieden,
Den dir hienieden
Der Herr beschieden;
Und hast du ihn heil im Tod erhalten,
Dann laß den Gott des Lebens walten,
Wie er dich segne und sende:
In ihm ist kein Ende.





Die Sintflut.

Von

Fritz Lienhard.



... Langsam kamen nun die gewaltigen Wasser zur Ruhe. Die tausend Donnerstimmen entschliefen. Sie waren verschlungen von einem beispiellosen Nebel, der allen Farben und Lauten vollends den Tod gab.

Selbst die Arche drohte in diesem Nebel zu ersticken. Aber tags darauf war die Wolkenschicht auf dem breiten Rücken der lautlos steigenden Flut überschwommen — und nun lag die Gewässermasse, die diese Erde vernichtet hatte, in ihrer furchtbaren Unendlichkeit vor dem Entsetzen der Ueberlebenden.

Grauenvolle Stille!

Dann und wann, wie ein lehtes Aufschluchzen der Menschheit, wie das plötzliche Aufweinen eines träumenden Kindes, dem man den Tag über weh gethan, gurgelten verlorene Wellen an die Planken der Arche. Dann und wann, mit leisem Stoße, rannten Gegenstände und Menschenkörper an den schwerfälligen Kumpf. Manchmal auch, aus unbekanntem Tiefen, schossen plötzliche Wirbel an die Oberfläche. Da unten war ein Bergwald unter der Wucht des Wassers gebrochen, oder eine einstürzende Höhle, ein brechend Gewölbe ließ seufzend seine Luft aus.

Dann wieder Stille.

Die Arche stand, wie eine Toteninself, ohne Bewegung in der schlammigen Masse. Aller Lebensmut war ihren Bewohnern entwichen. Menschen und Tiere kauerten in trostloser Abspannung durcheinander. Auch bei ihnen nur selten ein Aufschluchzen wie das Gurgeln der Gewässer draußen. Nur selten ein engeres Anschmiegen der Frauen an die müden Männer; die Menschen untereinander und die Tiere dicht aneinandergedrückt, die Gesichter noch in den starren Falten des Entsetzens der letzten Tage. Löwe neben Lamm, Fuchs neben Taube, Schlangen zwischen den warmen Körpern der Gazellen. Das nie erlebte Brausen, Donnern und Tosen dieses Weltunterganges hatte ihnen alle ihre Natur genommen. Sie waren nicht mehr von der Welt.

Sie waren nicht mehr von der Welt. Vor allem nicht Noah. Unter dem Vordach der Thüre stand er, der cruste Greis mit den Riesengliedern jener vorflutlichen Geſchöpfe. Die Arme über der breiten Bruſt gekreuzt, vor entſetztem Staunen vornübergebeugt, ſah er mit überweltlichen Augen mit an, wie der Künſtler des Weltalls ſein eigen Werk vernichtete. Ueber die Arme troff ſein Silberbart; die Fülle ſeiner Silberlöden klebte um Schulter und Rücken. Die Zähne zuſammengebiffen, die eiſernen Züge wetterbraun, die Knochenſtirne hoch und breit. So hatte er, alles vergeſſend, halbe Tage hindurch mitangeſehen, wie ſein Gott mit dieſer Menſchenbrut ins Gericht ging. Und heute auch, obwohl alles vorüber war, ſtand er in derſelben Haltung draußen. Aber er ſah nichts mehr, nicht Himmel, nicht Waſſer, nicht die ſchwimmenden Leichname: — mit gekreuzten Armen und gepreßten Lippen ſtand er über dem grenzenloſen Elend und weinte. . . .

* * *

Was für ein Treiben, ehemals, da unten in der meſopotamiſchen Ebene! Sie ſtrokten von Saft und Lebensfülle, dieſe Enaktkinder, wie der ganze üppige Pflanzenwuchs am Euphrat und Tigris. Sie wußten nicht mehr Hans zu halten mit dem Ueberdrang ihrer Kräfte. Sie mußten miteinander kämpfen; ſie mußten die Weiber der anderen ſündhaft in ihre Arme reißen; ſie mußten ihre Abels, dieſe unzeitgemäßen Schwächlinge, töten und ſich mit dem Mörder Lamech kraftberauſcht ihrer Lothſchläge rühmen oder mit dem tieferen Kain ſich und die Welt und Gott haſſen für immer. Harmloſere Naturen ließen ihre Kraft am Tiere aus: ſie wurden die wilden Väter des babylonischen Jägers Nimrod. Wieder andere wichen mit ebenſo maßloſer Scheu in Haine und Einöden zurück, und unter Palmen und Farnen lagen ſie brünnſtig vor Bildern Baals oder der Aſtarte. Nirgends Maß! Nirgends feſte, klare, milde Kraft wahrer Geſundheit. Ein Wahnsinn war, vielleicht unter atmophäriſchen Einflüſſen, über die Menſchheit gekommen. Wie Maden und Sumpfdünſte ſtiegen Schwärme von Laſtern dort unten zur ſengenden Sonne auf.

Unter dieſem irren Volke wohnte Noah. Bei ihm hatte ſich die Kraft der Zeit in die Seele zuſammengedrängt. Mit demſelben Ueberdrang klammerte ſich der Edle an die Betrachtung der Dinge, an den göttlichen Gedanken, an den ewigen Gott. Der Einfame ging umher unter den Bluthunden und predigte den Namen Jehovas.

Wer verſtand ihn? Wer hörte auf den Einſiedler aus den armenischen Bergen? Sie lachten; ſie haßten ihn, ſofern ſie vor Seelenschwäche überhaupt zu haſſen im ſtande waren. Sie hätten dieſen ernſten Störenfried, der wie das Gewiſſen, wie ein unheimlicher Komet Jahr für Jahr als Bußprediger durch Meſopotamien zog, über kurzem aus dem Wege geräumt, geſteinigt, gekreuzigt. Aber die Flut kam. — — —

Und als die Flut kam, als das indiſche Meer heraufſchnaubte, als der Himmel ſich aufrat: tobten ſie alle in einem wüſten Gewimmel, Männer und

Weiber und Kinder, Hunde und Haustiere, heulende Löwen und tutende Elefanten, in gewaltigen Bogen schießende Schlangen, und hoch darüber hin freischwebende Papageien und Flamingos — durch niedergestampfte Fluren und Wälder flohen sie alle das Zweistromland hinauf, den armenischen Bergen zu. Mütter, über und über blutig von durchbrochenen Dornen, mit zerschundenen Füßen, trugen zwei, drei Kinder zumal. Männer, die härtigen, in fliegenden Leopardenfellen, trugen auf ihren Enktsarmen ihre mehrhundertjährigen greisen Väter. Eine Verfolgung — keine Schlacht der Welt hat solche Verfolgung gesehen! Eine gehezte Menschheit! Staub und Geschrei und Gestampf — und hinterher ein brüllender Ozean!

Klein und kleiner wird die Welt. Die Stärkeren drängen sich auf den Klippen. Die Masse der Schwächeren schwimmt ertrunken und zerstampft. Jetzt fängt auch der schwarze Himmel an. Seine Regengüsse halten furchtbare Auslese: alles Schwache schwimmen sie hinab. Tiere schwimmen von Klippe zu Klippe. Es keucht auf der letzten schwindenden Insel ein Todeskampf. Aber das fassungslose Vieh erliegt: mit Dolchen und Fäusten schafft sich der Herr der Welt Platz. Nur die wildesten, aller Rücksicht baren Menschengiganten drängen sich auf dem letzten Fleck. Dann überleckt das Wasser auch diese Klippe. Turmhoch ragt ein zuckender Fleischberg über die Fläche. Ineinander verbissen, einige lebendig begraben und nur mit den Füßen herausragend, einige quer darüber gespreitet, mit Behen, Nägeln und Zähnen sich einkrallend ins Fleisch der Mitmenschen, dort noch die herausknirschende Faust eines lebendig Begrabenen — so hebt sich die letzte fürchterliche Insel. Dann und wann, wie ein Pulsschlag, geht ein Zucken durch den Knäuel. Ein Knack — und der lebendige Berg fällt auseinander, in die wirbelnde Flut. Zwei, drei Riesengestalten schwimmen noch um die Stelle, dann geben auch sie den Kampf wider Gott auf und lassen sich seufzend sinken.

Es giebt keine Menschen mehr.

* * *

Das Meer rollte zurück und nahm die erwürgte Menschheit mit hinunter in den indischen Ozean.

Nun erwachte ein Lenz über Mesopotamien, wie ihn diese Erde seit dem Paradies nicht gesehen. Die Lufthülle des Sternes war eine andere. Wundermild durchwärmte die Sonne die wenigen Geschöpfe. Es war ein Frühlingsland, ein neuer Garten Eden. Waren nach diesem gewaltigsten aller Gerichte Gottes auch die Menschen andere geworden? —

In den Thälern des Ararat rauchten die Herdfeuer der Ueberlebenden. Welche ein inniger Lebenstrieb nach so maßlosem Schrecken! Welche wehmütigsüße Zärtlichkeit im Gebaren dieser wenigen Geretteten! Oft fielen sie sich ohne allen Grund in die Arme. Sie erfanden Melodien, sie jauchzten hell auf, sie küßten die Erde. Alles war ihnen neu auf dieser wiedergegebenen Scholle. Jedes

Pflänzchen der Furche und Felsenrixe betrachteten sie mit dem staunenden Entzücken eines Kindes, das ein Bilderbuch durchblättert.

So fanden sie den Weinstock. Als einer Zierrpflanze überließen sie den großen Blättern ihre Hütten. Und im Herbst, als die Arche am Ararat zu vermorschen begann, entdeckten sie die Frucht des unheilvollen Gewächses. Da schlich sich, in schweren Sanaanstrauben, wiederum, wie einst im Apfel Evas, der Satan in die Welt.

In seiner Hütte lag, entwürdigt, der Mann Gottes. Den Mantel hatte er, mit dem Angefühl jener ersten Kraftmenschen, vor innerer Hitze mitten entzwei gerissen. Entthront lag der Held, würdloser als sein altermatter Hund, mit wirrem Silberhaar und offenem Mund, lang ausgestreckt auf dem Rücken: — trunken!

So sah ihn Ham. Wie zu einem Götterbild hatten die Söhne bislang zu ihrem ehernen Vater emporgeblickt. Jetzt fuhr Ham vor dem Unbegreiflichen entsetzt zurück; dann rauchte in dem gleichfalls betrunkenen Buben eine Empfindung empor, die bisher in dieser Familie fremd war: häßliche Schadenfreude des Sklaven, der seinen Herrn als gewöhnlichen Menschen entdeckt. Hohnlachend torkelt er hinaus und stammelt es seinen Brüdern. Wohl wirft der edlere Japhet, rückwärts schreitend, einen Mantel über den gefallenen Gott. Aber Hams Seele hatte sich offenbart: das wischte niemand mehr aus der unnütz gereinigten Welt. —

Am Abend, als er aus seinen verdüsterten Söhnen Hams Benehmen erfragt hatte, saß der einsame Noah hoch am Ararat neben der alten Arche. Das schwere buschige Haupt gestützt, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Drunten freuten sich und schalteten die fröhlichen Geretteten, die neuen Menschen. Er aber sah nichts von ihrem Lenz, sah nicht die Hütten und nicht ihren friedvollen Abendrauch, sah nicht den wunderbaren Purpur über den westlichen Horizonten: — er schaute tief hinein in die Jahrhunderte, in die zukünftige Geschichte der Menschheit. Und zum zweiten Male that der Starke, was er erst einmal in seinem langen Leben gethan hatte: er weinte.





Byron und seine letzte Liebe.

Von

Hermann Conrad.



Die erste Schrift, welche nach dem Tode Byrons, und zwar noch in seinem Todesjahre (1824), über ihn erschien, waren Medwins Conversations of Byron. Medwin war der Vetter Shelleys; von Hause aus Soldat, scheint er kein großes Glück als Offizier gehabt zu haben, denn er wurde schon als Kapitän (1819) auf Halbsold gestellt und quittierte den Dienst gänzlich, um ein unstetes Reise- und Litteratenleben zu führen. Im Jahre 1821, da er aus Gesundheitsrückichten Italien aufsuchte, wurde er von Shelley, der sich damals mit Byron in Pisa aufhielt, bei diesem eingeführt und gehörte vom 20. November 1821 bis zum 28. August 1822 zu dem kleinen Kreise von englischen Freunden und Verehrern, der sich dort um den großen Dichter gesammelt hatte. Ein täglicher intimer Verkehr gab Medwin die beste Gelegenheit, das Wesen des Dichters aus seinen sehr offenherzigen Gesprächen kennen zu lernen, er schrieb deren Inhalt nieder, offenbar um sie später litterarisch zu verwerthen. Diese Art der unmittelbaren Forschung, die von Eckermann Goethe gegenüber nachgeahmt wurde, mußte einen bedeutenden litterarhistorischen Wert haben, wenn sie ehrlich, ohne Parteilichkeit und ohne Sensationsstreben ausgeführt wurde. Und das ist in diesem Falle geschehen.

Medwin sah, wie sein Vorwort zeigt, voraus, daß seine Aufzeichnungen „vielen Widerspruch von seiten einiger Familienmitglieder und den Unwillen vieler seiner Freunde“ erregen würden, und seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Die scharfen Urtheile über gewisse Persönlichkeiten legten es diesen nahe, Medwin der Unehrlichkeit zu zeihen, und die ungenierte Behandlung der mancherlei delikaten Verhältnisse, unter denen sich Byrons Leben abspielte, von seiten des Dichters selbst brachte seine Freunde auf. So hielt es Hobhouse, der Jugendfreund Byrons, für seine Pflicht, die Stichhaltigkeit der Aufzeichnungen energisch anzuzweifeln und einige der aufgestellten Behauptungen zu widerlegen. Aber Hobhouse gehörte zu den Menschen, die eine kleine Unwahrheit, sei es auch nur eine Selbstbelügung, um eines frommen Zweckes willen nicht scheuen. Er

hatte die an sich löbliche, aber beschränkte Absicht, dem schlechten Ruf, in welchem sein Freund in seiner Heimat stand, keine Befräftigung angedeihen zu lassen, und so sollte alles vermieden werden, was den bösen Zungen neuen Stoff zu unfreundlichen Kommentaren über des Dichters Leben gab. Wie thöricht er hierbei zu Werke ging, beweisen zwei Thatfachen. Einmal verbot er Byron bei dem Verlust seiner Freundschaft, den „Kain“ zu veröffentlichen, weil er zu irreligiös wäre. Dann ist er der Hauptschuldige an dem litterarischen Verbrechen, das an Byrons Memoiren begangen wurde. Byron hatte diese Thomas Moore übergeben, damit er sie nach seinem Tode veröffentlichte; Hobhouse setzte es mit Unterflügung der Lady Byron und der Mrs. Leigh, der bekannten, schwer verleumdeten Halbschwester des Dichters, durch, daß Moore sie verbrannte. Und der Beweggrund dieser unsinnigen That? Hobhouse, der schwerlich die Memoiren gelesen haben konnte, kannte die Rückhaltlosigkeit und den Mangel an Rücksicht auf seinen guten Ruf, mit dem sein Freund sich über die eigenen Verirrungen, die eigenen Leidenschaften, wie über das von anderen erduldeten Unrecht auszusprechen pflegte; und wenn nicht alles im Leben seines Freundes so fleckenlos war, daß es der grellen Beleuchtung des englischen Religions- und Moral-Zelotismus standhalten konnte, so war es besser, daß dieses Leben von dem durch keine authentischen Bekenntnisse gelichteten Dunkel der Sage umhüllt blieb. Und die Berechtigung seiner Befürchtungen wird am besten dargethan durch die Art, wie sich Byron selbst über seine Memoiren zu Medwin aussprach: „Ich habe nicht das Mindeste dagegen, daß sie circulieren,“ sagte er. „Es ist mir ganz gleichgiltig, wenn die Welt alles erfährt, was sie enthalten. Der zweite Teil wird eine gute Lektion für junge Männer abgeben; er handelt von dem regellosen Leben, das ich eine Zeitlang führte, und den traurigen Folgen der Zerstreuung.“

Daß ein so beschränkter Mann wie Hobhouse die Wirkungen der Medwindschen Veröffentlichung abzuschwächen sich gedrungen fühlte, war ebenso selbstverständlich wie die Unmaßgeblichkeit einer Polemik aus solchen Motiven. Medwin behauptete mit Recht, daß er mit der Veröffentlichung der Gespräche durchaus im Sinne Byrons handelte; und der litterarische Wert seines Buches ist durch die spätere Byronforschung festgestellt, die seine Behauptungen auf ihre Richtigkeit nachgeprüft und — von Kleinigkeiten abgesehen — wahr befunden hat.

Im Jahre 1824 erschien Medwinds Buch gleichzeitig in englischer, französischer und deutscher Ausgabe; die englische mußte noch in demselben Jahre — und zwar mit einzelnen Erweiterungen — zum zweiten Male aufgelegt werden. Später freilich ist das Buch, obwohl von den Byronforschern benutzt, eine Reihe von Jahrzehnten vergriffen gewesen, bis es im vorigen Jahre von neuem ins Deutsche übersetzt*) und dem größeren Publikum wieder zugänglich

*) „Gespräche mit Lord Byron.“ Von A. v. d. Linden. Leipzig, Warsdorf, 1898.

gemacht worden ist. Es ist unstreitig eines der interessantesten Bücher über Byron, nicht etwa weil große Ereignisse in die Zeit fallen, über welche es berichtet, sondern weil es den Menschen Byron von allen Seiten zeigt, in seinen religiösen, politischen, dichterischen Ansichten, in seinen augenblicklichen und früheren Beziehungen zu seinen Familienmitgliedern und Bekannten, und im Hausgewande. Ueber Byrons Anschauungen auf den verschiedenen Geistesgebieten ist in seinen Biographien viel zu finden, das meiste, wenn auch schwerlich das am meisten Authentische, in dem zweibändigen Werke der Gräfin Guiccioli*). Das private Leben hingegen, das der Dichter in seinen letzten Lebensjahren geführt hat, ist bisher so wenig berücksichtigt worden, daß ein Blick darauf durch das Medium dieses Buches gestattet erscheinen mag.

* * *

Im Juli des Jahres 1821 wurde Graf Gamba mit seinem Sohne wegen karbonaristischer Umtriebe aus seiner Vaterstadt Ravenna wie aus dem Kirchenstaat verbannt. Seine Tochter, die Gräfin Guiccioli, Byrons Geliebte, mußte den Thronen folgen; denn man drohte ihr, wenn sie bliebe, sie in ein Kloster zu stecken oder ihrem Gatten auszuliefern. Sie floh also mit ihrem Vater nach Florenz, während Byron in ihrem Palaste in Ravenna wohnen blieb aus nicht ganz aufgeklärten Gründen. Er selbst sagte Medwin, er habe den päpstlichen Behörden zeigen wollen, wie wenig er sie fürchtete, trotzdem er selbst leicht kompromittiert werden konnte. Das sieht ihm nicht weniger ähnlich, als eine durch zweijährigen Verkehr geklärte Empfindung seiner Geliebten gegenüber, der er im Jahre 1819 von Venedig nach Ravenna und von Ravenna nach Bologna gefolgt war. Lange konnte er sich nicht zu der Wahl eines neuen Aufenthalts entschließen, bis auf das Drängen der Guiccioli Shelley zu ihm ging und ihn bewog, nach dem an der entgegengesetzten Küste gelegenen Pisa, das er selbst zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hatte, überzusiedeln. Am 29. Oktober erst machte er sich auf und war nach seinem Briefwechsel am 3. November in Pisa, wo die Gräfin inzwischen den Palast Lanfranchi gemietet und wohnlich eingerichtet hatte.

Es war eine kleine Karawane, mit der er in die Stadt einzog: sieben Bediente, fünf Wagen, neun Pferde, ein Affe, ein Bullenbeißer und eine englische Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen, außerdem eine recht stattliche Bibliothek und eine große Masse Hausgerät bildeten sein Reisegepäck.

Der Palast Lanfranchi war ein gewaltiges Marmorgebäude, von dem Byron nur den ersten Stoß in wohnlichen Stand setzen lassen konnte; das Vestibule machte Medwin den Eindruck, als ob es für Riesen erbaut wäre, und die Menge der öden Säle und toten Korridore, „die Verließe unten und die Zellen in den Wänden“ gaben der Phantasie der Diener sowohl wie der ihres kaum weniger abergläubischen Herrn die lebhafteste Anregung: die Insassen be-

*) My recollections of Lord Byron. 2 Vols. London, 1869.

haupteten alle, daß es spuke. Und was war natürlicher, da doch der alte Lanfranchi, einer der Verfolger des armen Ugolino, schwerlich in seinem Grabe Ruhe gefunden haben konnte.

Byron schreibt an seinen Londoner Verleger Murray: „Das Haus ist so voll von Geistern, daß mein Kammerdiener Fletcher um die Erlaubnis gebeten hat, sein Zimmer zu wechseln, und dann das neue Zimmer nicht hat beziehen wollen, weil noch mehr Geister darin umgingen als in dem andern. Es ist ganz richtig, daß hier die ungewöhnlichsten Geräusche zu hören sind, welche die Diener so erschrecken, daß sie mich außerordentlich belustigt haben. Diese Gespenster beunruhigen mich, wie sie die letzten Insassen auch beunruhigt haben sollen. Ich selbst habe freilich bisher von ihnen nichts gesehen, noch gehört; aber alle anderen haben alle möglichen übernatürlichen Laute vernommen. Die erste Nacht glaubte ich ein seltsames Geräusch zu hören, aber es hat sich nicht wiederholt.“

Oben an der Treppe, im ersten Stock, lag an einer Kette, die bis zur Thür seines Herrn reichte, der Bullenbeißer, der keinen Fremden passieren ließ. Im Vorzimmer befanden sich mehrere Diener, unter ihnen der bekannte Fletcher, der seinem Herrn von der Schule zu Harrow bis zum Grabe treue Dienste geleistet hat. Nachdem man gemeldet war, durfte man eintreten und sah vor sich einen ziemlich völligen Mann von mittlerer Größe, der den Eindruck eines Bierjegers machte, in Wirklichkeit aber erst 33 Jahre alt war. Sein dunkelbraunes, weiches Haar, jetzt schon angegraut, umgab in anmutigen, natürlichen Locken sein Haupt, das fast zu zierlich für den stattlichen Hals und die kräftigen Schultern war. Seine Stirn war sehr hoch, aber nicht breit genug, welche ungünstige Proportion der Dichter dadurch zu bessern bestrebt war, daß er die Schläfen durch Ausrasieren des Haares verbreiterte. Unter feinen, scharfen Brauen traten ein Paar herrliche grau-braune Augen hervor, groß und leuchtend und — wie es Augen von dieser Farbe vor anderen gegeben zu sein scheint — jede Regung der Seele in ihrem immer wechselnden Ausdruck widerspiegelnd. Die Nase war der einzige nicht ganz vollendete Teil dieses klassischen Antlitzes; obwohl von der Seite gesehen das Profil tadellos schön war, war diese, von vorn betrachtet, etwas zu fleischig. Ueber die wunderbar fein geschnittenen, beweglichen Lippen, wie über das kräftige und doch schön geformte Kinn, das den fast zu weichen Formen des oberen Gesichts den Ausdruck der Energie und Entschlossenheit entgegenstellte, sind alle Stimmen in ihrer Bewunderung einig. „Seine Zähne waren wie Perlen,“ sagt die Gräfin Albizzi, „seine Wangen hatten eine zarte, blaßrote Farbe, und sein Hals, den er immer bloß trug, war von dem reinsten Weiß.“ Medwin dagegen findet, daß er bleich aus sah. Seine Hände waren weiß und schmal, und sein Klumpfuß, von dem so viel Aufhebens gemacht worden ist, — nicht vorhanden. Die Gräfin Guiccioli hat sich eingehend mit dem körperlichen Gebrechen Byrons befaßt, und wenn sie versichert, daß der linke Fuß eine ebenso natürliche Form hatte wie der rechte und nur etwas kürzer war, daß der Fehler viel mehr eine

Schwäche des Knöchelgelenkes als eine Verkrüppelung des Fußes war, so dürfen wir dieser klassischen Zeugin, deren Aussage übrigens von anderen bestätigt wird, wohl glauben. Der Dichter wußte außerdem sein Gebrechen so geschickt zu verbergen, daß er beim Gehen sich zu wiegen, aber nicht zu hinken schien. Auch hat seine Eitelkeit bekanntlich wenig Veranlassung gehabt, sich über schmerzliche persönliche Erfahrungen in Folge dieses Fehlers zu beklagen.

Besuche nahm Byron vor zwei Uhr nicht an, denn früher war seine Toilette nicht vollendet, da er vor Mittag niemals aufstand. Freunde, die ihn um diese Zeit besuchten, fanden ihn bei seinem frugalen Frühstück, welches aus einer Tasse starken grünen Thees, den er ohne Milch und Zucker trank, und einem rohen Eidotter bestand. Die Art seines Entgegentretens war gewinnend freundlich und zutraulich auch zu Fremden. Die Unterhaltung kam sogleich in Fluß; das Glänzende seiner Unterhaltungsgabe bestand eben darin, daß er knapp und einfach, ja familiär in seiner Art zu sprechen, nicht bloß durch diese anspruchslose Form, sondern auch durch den von ihm gewählten Gesprächsgegenstand den Mitredner zu ungenierter Aussprache meist über die ihm nächstliegenden Interessen zu bringen wußte. Seine eigenen Gedanken flossen anscheinend ohne Anstrengung auf allen Gebieten, die berührt wurden: er hatte unendlich viel gelesen, gesehen und erlebt und ein geradezu unfehlbares Gedächtnis; uner schöpft war er in der Erzählung merkwürdiger, charakteristischer Vorfälle, und auf litterarischem Gebiete wußte er seine Behauptungen immer mit kürzeren oder längeren Citaten aus den betreffenden Autoren zu stützen, die er mit feiner Empfindung vortrug. Auffallend für den Fremden war die vollkommene Offenheit, mit der er von den Vorgängen und Verhältnissen selbst seines intimen Lebens sprach. Wer in dieser Offenheit den Ausdruck persönlichen Vertrauens sah, täuschte sich. Das innerste Motiv dieses Verhaltens war vielmehr ein stolzes Selbstbewußtsein, dem das Urtheil der Mitmenschen gleichgiltig ist. Vieles in seinem vergangenen Leben, was die Welt als Verirrung bezeichnete, nannte er als gereifter Mann ebenso und verschmähte es, sich zu schonen. In anderem wich er von der Meinung der Welt ab; so sprach er mit gleichgiltiger Gelassenheit von den Verheerungen, die er unter dem weiblichen Geschlechte angerichtet hatte, er schien sie für das Recht des Eroberers zu halten und betonte nur, daß er niemals eine Frau verführt habe — ohne ihr Entgegenkommen; nach einem vorher angelegten Plane, meinte er offenbar. In noch anderem, wie z. B. in seinem ehelichen Verhältnis, war ihm die Welt feindselig und ungerecht entgegengetreten; um so mehr Veranlassung für diesen geborenen Aristokraten, Fremden gegenüber diese Verhältnisse mit kalter Ruhe zu behandeln und so zu zeigen, daß er sich über die Verleumdungen der Menschen hinwegsetze.

Als der amerikanische Maler West, um ihn zu malen, in die Villa Rossa in Montenero bei Livorno, wo Byron während seines Pisaner Aufenthaltes kurze Zeit wohnte, bestellt war, hatte er einen hochmütigen Misanthropen zu sehen erwartet und mußte sich nach der ersten Sitzung gestehen, daß er niemals ein

freundlicheres und anziehenderes Wesen kennen gelernt hatte. Als Byron einige Tage später den Maler fragte, welche Ansicht er vor seiner persönlichen Bekanntschaft von ihm gehabt habe, erzählte dieser von seiner angenehmen Enttäuschung. Byron lachte herzlich darüber und sagte: „Na, dann finden Sie mich also wie andere Leute auch, nicht wahr? Und Sie haben in mir einen feinen Kerl erwartet?“

Von seinen eigenen Dichtungen sprach Byron nur, wenn andere die Rede darauf brachten, und dann auch nur kurz und gleichgiltig. Er scheint in der That, so sonderbar das klingt, von seiner Dichtergroße niemals erfüllt gewesen zu sein, sondern das Dichten als eine Art von Nebenbeschäftigung getrieben zu haben. Eine ungünstige Kritik bekümmerte ihn wenig; und auch die mittellose Rezension seiner ersten Gedichtsammlung, „Müßige Stunden“, in der „Edinburgh Review“ würde ihn zur Abwehr schwerlich gereizt haben, wenn sie nicht seine dichterische Kraft in Frage gestellt hätte. Viel größere Genugthuung als der litterarische Erfolg gewährten ihm seine Leistungen als Reiter, Schütze und Bogenkämpfer. Einen mannhafteu Ritt, eine mehrstündige Schwimmsahrt vergißt er nicht, in seinen Tagebüchern zu erwähnen; und wenn einer seiner Freunde bei dem täglichen Pistolenschießen einmal mehr Treffer erzielt, als er, ist er den ganzen Abend mißgestimmt — für eine schlechte Kritik hat er nur eine spöttische Bemerkung. Sein Stolz war sein Uebermenschen-Bewußtsein, das Bewußtsein seiner zu großem und kühnem Handeln fähigen Kraft, und wirklich erfüllt war sein Leben nur gegen das Ende, da er als Truppenführer in den Freiheitskampf der Griechen zog.

Nach dem Frühstück pflegte er bis drei oder vier Uhr zu Hause zu bleiben und mit seinen Freunden sich zu unterhalten oder Billard zu spielen. Dann fuhr der Wagen vor, der sie vor das Stadthor brachte. Hier erwarteten sie ihre Reitpferde, und ein längerer Ritt wurde durch die Pinienwäldungen am Arno entlang nach dem Meere gemacht. Später entdeckte Byron in einer mehrere englische Meilen entfernten Meierei einen passenden Platz zum Pistolenschießen, und nun wurde dieser Sport mit großem Eifer täglich betrieben. Der Dichter war trotz seiner zitternden Hand ein hervorragend guter Schütze, und er legte Wert auf seine Fertigkeit, die ihm bei etwaigen persönlichen Konflikten von Nutzen sein sollte. Von der Notwendigkeit der Duelle war er überzeugt; er hatte selbst bisher nur zwei gehabt, aber bei vielen anderen als Sekundant fungiert. In Pisa geriet er fast in die Lage, seine Geschicklichkeit an dem damaligen poeta laureatus, Southey, zu erproben. Dieser hatte einen bössartigen Klatsch über das Leben Byrons und Shelleys mit des letzteren Geliebter und deren Halbschwester in Genf, der ihm auf einer Schweizer Reise zugetragen war, in England verbreitet; er hatte auch die Aufmerksamkeit des Parlaments auf den revolutionären Charakter der Byronschen Dichtungen lenken wollen. Byron antwortete auf beides in einer Note zu den „Foscari“ mit berechtigter Heftigkeit, und jener erwiderte mit gröblichen Beleidigungen in einer Zuschrift an

die „Literary Gazette“. Diese Schmähchrift kam ihm in Pisa vor Augen, und sofort sandte er eine Herausforderung nach England, die sein Freund Douglas Kinnaird Southey überbringen sollte. In den Briefen an Moore spricht Byron von seiner bevorstehenden Reise nach England, als ob es eine Vergnügungsreise wäre, und von seinem etwaigen Tode, wie gewöhnlich, mit vollkommener Gleichgiltigkeit. Tag für Tag wartete er auf die Antwort seines Freundes, sie kam nicht, und schließlich stellte es sich heraus, daß dieser die Forderung an Southey nicht abgegeben hatte.

Zur Abendmahlzeit um 8 Uhr war Byron wieder zu Hause. Einmal wöchentlich lud er seine Freunde zu sich ein, und dann ging es hoch und lustig her, es gab keinen liebenswürdigeren und anregenderen Wirt als Byron. Die übrigen Tage speiste er allein und dann sehr einfach — abgesehen von zwei Flaschen Wein, die er gewohnheitsmäßig trank. Nach dem Essen widmete er mehrere Stunden der Gräfin Guiccioli, und wenn er dann um 11 oder 12 Uhr nach Hause kam, begann seine eigentliche Arbeitszeit. Er las oder schrieb bis zum Tagesanbruch und erhielt seinen Lebensgeist frisch durch sehr reichlichen Genuß von Gin und Wasser, einem Getränk, das er „seine wahre Hippokrene“ nannte. Die dichterische Produktion vollzog sich mit solcher Leichtigkeit, daß er, nach Medwin, der ihn oft dabei beobachtete, ganze Seiten ohne irgend eine Verbesserung niederschrieb.

Was das Verhältnis zur Gräfin Guiccioli betrifft, so wird das, was sie selbst darüber in ihren Erinnerungen sagt, von Medwin bestätigt; seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit zu ihr blieben die ganze Zeit unverändert, „seine dreijährige Ergebenheit beweist, daß es für ein verständiges Weib durchaus nicht so schwer hält, mit ihm auszukommen, als man glauben möchte — in der That ist kein Mann leichter zu lenken; aber er will nicht getrieben sein“. Jeaffreson stellt die Gräfin Guiccioli als eine verschmigte Sirene hin, die durch kokette Verwertung ihrer körperlichen Reize und raffinierte Behandlung seiner Launen den widerwilligen Dichter in Banden hielt, lange nachdem seine Liebe zu ihr erkaltet war. In diesem wie in manchem anderen Punkte hat diesen Biographen seine Scheelsucht gründlich irre geführt. Für den Psychologen geht die Harmlosigkeit dieser Frau unzweideutig hervor aus der zweibändigen liebevollen Charakteristik ihres verstorbenen Lords, in dem sie das Urbild aller menschlichen Größe und Schönheit sieht. Etwas mehr geistige Gewandtheit als Lady Byron hat sie allerdings besessen: starr auf beschränktem Standpunkt zu beharren und von schwachköpfigen Menschen sich in ihren Handlungen leiten zu lassen, war nicht ihre Sache, sie war viel fügsamer, von romanischer Geschmeidigkeit, aber im Grunde ihrer Seele liebevoll, ein echtes Weib.

Im Jahre 1821 war die Gräfin 23 Jahre alt und von zarter Schönheit, wenn auch von frauenhaft vollem Körperbau. Ihre großen, dunklen, schmachttenden Augen waren von langen Wimpern beschattet, und ihr goldfarbenes Haar spielte in üppigen, natürlichen Locken um Hals und Schultern.

Ihr Wuchs war nicht groß, aber von vollendetem Ebenmaß. Ihre Züge waren fast von griechischer Regelmäßigkeit; Mund und Zähne sehr schön. Das schwache rundliche Kinn und die etwas zurücktretende Unterlippe gaben ihrem Gesicht den Charakter nachgiebiger Sanftmut, den sie in Wirklichkeit besaß. „Unmöglich kann man sie ohne Bewunderung sehen,“ sagt Medwin, „unmöglich sprechen hören, ohne sich bezaubert zu fühlen. Ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geben sich in jedem Ton ihrer Stimme kund, welche, verbunden mit der Musik ihrer schönen italienischen Aussprache, allem, was sie sagt, einen eigenen Reiz verleiht. Anmut und Zierlichkeit scheinen die Hauptbestandteile ihres Wesens zu sein.“

Ein hübsches Genrebild von dem Zusammenleben der Gräfin und Byrons entrollt uns der schon genannte Maler West. Während er mit dem Dichter eine Sitzung in dessen Villa in Montenero abhielt, verdunkelte sich plötzlich das Fenster und eine Stimme rief von draußen: „Das ist aber zu hübsch!“ „Ich wandte mich um und sah ein schönes weibliches Wesen, das sich bückte, um hineinzusehen, da der Boden draußen in gleicher Höhe mit dem Fenster Sims war. Ihre langen, goldenen Haare hingen ihr über Gesicht und Schultern hinab, ihr Teint war ungemein zart, ihr Lächeln gab einem der bezauberndsten Köpfe, die ich je gesehen hatte, seine Vollendung, während der glänzende Sonnenschein draußen das Bild umrahmte. Lord Byron forderte sie auf hineinzukommen und stellte sie mir als Gräfin Guiccioli vor. Er schien sie sehr lieb zu haben, und ich freute mich ihrer Gegenwart; denn das muntere Wesen, das er ihr gegenüber annahm, erleichterte mir das Malen.“ — West mußte dann auch die Gräfin malen. Hier also finden wir den Dichter mit der Guiccioli unter einem Dache vereint; bisher hatten sie immer getrennte Wohnungen gehabt.

Ueber die Bildung der Gräfin äußerte sich Byron folgendermaßen zu Medwin: „Mit Theresens Erziehung hat man sich außerordentliche Mühe gegeben. Ihre Unterhaltung ist lebhaft, ohne frivol zu sein; obgleich nicht gelehrt, hat sie die besten Schriftsteller ihrer und der französischen Sprache gelesen. Sie verhehlt oft, was sie weiß, aus Furcht, man möchte glauben, daß sie zu viel wisse; sie weiß wohl, daß ich gelehrte Weiber nicht leiden kann. Wenn sie blaue Strümpfe hat, so sorgt sie dafür, daß ihr Rock sie bedeckt.“

Das Verhältnis der Liebenden scheint nach allem, was sie selbst und andere darüber geschrieben haben, wenn auch sicherlich von den Launen und Stimmungen des Dichters nicht ungetrübt, doch ein durchweg liebevolles gewesen zu sein. Die Gräfin erzählt von einer Scene im Garten des Lanfranchi-Palastes, wo Byron, melancholisch gestimmt, sein trauriges vergangenes Leben mit dem gegenwärtigen verglich, daß die Liebe ihm so schön gestaltet hätte, und „ihr Dinge sagte, welche die Erde ihr zum Paradies gemacht haben würden, wenn sie nicht gerade damals von einer Ahnung gequält gewesen wäre, daß sie all dieses Glück verlieren sollte“.

Einen schweren Schlag, der ihn in Pisa traf, half sie ihm tragen, wie

nur eine Gattin es vermag. Byron liebte seine natürliche Tochter Allegra, das Kind der Schwägerin Shelleys, zärtlich. Er hatte sie in Venedig eine Zeitlang bei sich, dann gab er sie in ein Kloster der Romagna. Während er in Pisa war, erkrankte sie, und die Nachricht davon versetzte ihn in die furchtbarste Unruhe — war er doch gewöhnt, alles, was er liebte, sich entriszen zu sehen. Seine schlimme Ahnung erfüllte sich, in wenigen Tagen wurde der Tod des Kindes gemeldet. Die Gräfin hatte die schwere Pflicht, ihm das Furchtbare mitzuteilen. Da er seit jener ersten Nachricht sein Haus nicht verlassen hatte, ging sie zu ihm. Er war ungehalten darüber, daß der Courier, den er sofort nach dem Kloster gesandt hatte, noch nicht zurück war. Dann deutete die Gräfin vorsichtig an, daß auf Heilung dieser Krankheit schwerlich zu hoffen sei. „Ich verstehe,“ erwiderte er, „es ist genug, sagen Sie nichts mehr.“ Eine tödliche Blässe bedeckte sein Antlitz, er sank kraftlos in einen Sessel, und sein Blick zeigte einen so tiefen, hoffnungslosen Schmerz, daß die Gräfin all ihre Zärtlichkeit erschöpfte, um ihn über diesen Verlust zu trösten. Er saß starr da, als hörte er sie nicht — eine Stunde lang. Dann bat er sie, ihn allein zu lassen. Am nächsten Morgen fand ihn die Gräfin beruhigt, mit einem Ausdruck frommer Ergebung in seinen Zügen. „Sie ist glücklicher als wir,“ sagte er. „Außerdem würde ihre Stellung in der Welt ihr schwerlich Zufriedenheit gewährt haben. Es ist Gottes Wille — wir wollen davon nicht mehr sprechen.“ Seit diesem Tage sprach er den Namen Allegra nicht mehr aus; aber eine große Angstlichkeit erfaßte ihn über das Schicksal seiner legitimen Tochter Ada, er war an Tagen, wo der gewohnheitsmäßig erwartete Bericht über sie ausblieb, von einer nicht zu beherrschenden Unruhe gepeinigt.

Auf litterarischem Gebiet ist ihm die Gräfin keine ebenbürtige Genossin gewesen, obgleich sie nicht geschmacklos und eine Verehrerin seiner Dichtungen war, die sie wohl vorwiegend aus französischen Uebersetzungen kannte. Die reine, echte Weiblichkeit dieser Frau wird aber bestätigt durch ihr Urteil über „Don Juan“, das uns darum nicht weniger für sie einnimmt, weil es uns ein Lächeln entlockt. Sie mochte ihn nicht, weil er ihr „zu unsittlich“ war, und sie bat Byron ernstlich, ihn nicht fortzusetzen. Auch Byron belustigte ihr Urteil. „Ich habe fast vier neue Gefänge von dem Don Juan fertig,“ schreibt er am 27. August 1822 von Pisa aus an Moore; „ich habe nämlich von meinem weiblichen Censor morum die Erlaubnis erhalten, ihn fortzusetzen, unter der Bedingung, daß er sich unbefleckt erhielt; so habe ich mich denn so anständig benommen, wie die Not mich zu sein zwang.“

Als Byron in Pisa war, trafen ihn die Kritiken über das soeben erschienene Drama „Kain“; die englischen Rezensenten waren sehr aufgebracht über die gotteslästerlichen Ansichten Lucifers, in denen sie des Dichters eigene sahen. Murray wurde sogar mit einer Anklage wegen Herausgabe eines so gottlosen Gedichtes bedroht. Und selbst Männer wie Hobhouse und Moore schlossen sich dem beschränkten Haufen an, indem sie ihre religiösen Gefühle von dem Gedicht

beleidigt fanden. Diesem thörichten Gebahren gegenüber äußerte sich Byron fast gleichlautend Moore und Medwin gegenüber: wenn eine derartige Auffassung richtig wäre, dann müßte man auch Milton und Goethe nach den Reden, die sie Satan und Mephisto führen lassen, für Atheisten erklären; solche Figuren müßten eben auch ihrer Natur nach sprechen. Er sei ein gläubiger Christ; würde er seine Tochter in einem Kloster erziehen lassen, wenn er es nicht wäre? Freilich stieße ihn die anglikanische Kirche mit der äußerlichen Art ihrer Gottesverehrung ab, die vollkommenste sei für ihn die katholische. — Diese Aeußerungen stimmen freilich wenig mit jenem anderen Ausspruch Medwin-gegenüber, in dem er sich für einen Anything-ariet erklärt, d. h. für einen Menschen, der etwas von jeder Religion, also keine recht in sich habe. Diese Aeußerung scheint dem wirklichen Sachverhalt besser zu entsprechen: er war allerdings ein gläubiger Christ, aber einer von denen, welchen die Dogmengebäude der einzelnen Konfessionen relativ gleichgiltig erscheinen.

Das Medwinsche Buch hat seine Bedeutung darin, daß es uns in vollkommener Harmonie mit den gleichzeitigen brieflichen Expectorationen des Dichters an seine Freunde einen Menschen zeigt, der mit dem jugendlich wilden, dem sittlich anröchigen Byron, der sich über das Niveau des damaligen, in wüster Genußsucht verkommenen englischen Adels nicht erhob, kaum eine entfernte Ähnlichkeit hat. Es war das Unglück des damaligen Byron, daß er als berühmter Dichter in einem Glashaufe wohnte; dem Pisaner Byron kann die Durchsichtigkeit seiner Wohnung keinen Schaden mehr zufügen. Wir müssen anerkennen, daß wir in dem Pisaner Byron einen konsolidierten, einen mit dem Leben fertigen Mann vor uns haben, soweit diese Eigenschaften von einer genialen, dem Philistertum immer entgegengesetzten Künstlernatur zu erreichen sind. Speciell in seinem Verhältnis zur Guiccioli können wir Byron mehr entlasten als Goethe in seiner Liaison mit der Sulpius, einerseits durch die in Italien herrschenden sittlichen Anschauungen, die ein derartiges Verhältnis als nahezu erlaubt erscheinen ließen, und durch die Not der Umstände, welche Byron sowohl wie der Gräfin die Verheiratung, nach der auch der Dichter verlangte, unmöglich machten: Byron war nur getrennt von seiner Frau, und die Gräfin konnte als Katholikin von ihrem Manne nicht geschieden werden. Wir müssen dieses Verhältnis in dem Lichte eines anderen bekannten betrachten: G. Elliot und Lewes wurden durch die gleiche legale Nothlage zu einem kirchlich nicht sanktionierten Zusammenleben geführt, das schließlich von den besten Gesellschaftsklassen als Ehe anerkannt wurde und die Dichterin nicht hinderte, selbst in Hoffreien zu erscheinen. Es wird niemandem einfallen, dieses Verhältnis auf bloße Sinnlichkeit und nicht auf das Geistes- und Herzensbedürfnis der Vereinigten zurückzuführen; ebenso falsch ist es, in der Sinnlichkeit den einzigen Ritt der letzten Liebe Byrons zu erkennen, obgleich sie, wie überall, auch hier bei der Anknüpfung des Verhältnisses eine treibende Kraft war. Wer, wie Jeaffreson, eine solche Behauptung den gemeinsamen Zeugnissen des Dichters, der Geliebten und ihrer nächsten

Freunde zum Troß aufstellt, der beweist mindestens eine geringe Schärfe der psychologischen Erkenntnis, wenn er nicht, wie das in diesem Falle den Anschein hat, von einem bedauerlichen natürlichen Gange getrieben wird, in dem Schlimmsten immer das eigentlich „Wirkliche“ hier auf Erden zu finden. Beide Eigenschaften kennzeichnen einen Historiker, der seinen Beruf verfehlt hat. Die Wahrheit ist, daß Byron das einzige Glück, das er in seinem von verschuldeten und unverschuldeten Leiden erfüllten Dasein genossen hat, der Gräfin Guiccioli verdankt — das Glück innigsten Verstandenseins, selbstloser Liebe und aufopfernder Hingebung. Daß er dieses Glückes nicht anders teilhaftig werden, sie es nicht anders gewähren konnte, als auf ungesetzlichem Wege, wollen wir bedauern, aber uns nicht der Noheit schuldig machen, dieses im Grunde edle Verhältnis mit jedem beliebigen Konkubinat auf gleiche Stufe zu stellen.



Mondnacht.

Von

Paul Verlaine.



Des Mondes Glanz
Durch Bäume schaut;
Von jedem Ast
Löst sich ein Laut
Im Blätterdach . . .

Vielliebste, ach!

Tieffschwarz der Teich,
Ein blanker Schild,
Rückspiegelt weich
Der Weide Bild.
Wind weint im Baum . . .

O Zeit zum Traum! . . .

Das Weltall schweigt,
Ein Ruhestrom
Leis' niedersteigt
Vom Himmelsdom, —
Mondfarbenpracht . . .

O einz'ge Nacht!

Deutsch von Albers.





Ein Brief.

Novelle

von

Isabella Kaiser.



Es war am Abend nach der Schlacht.

Der Verwundete richtet sich etwas auf und blickt um sich her.

Der Kanonendonner dröhnt noch, fahle Helle zuckt am Horizont und verirrte Kugeln jausen durch die Luft.

Eine Klage steigt auf.

Er blickt um sich her, wie von einem Alp gequält: weithin dehnt sich die Ebene, von Schatten umzogen, mit Gefallenen bedeckt. Pferde irren umher, mit tiefhängendem Kopfe und fliegender Mähne, ihre Augen glänzen und ihr Wiehern durchzittert die seltsame Stille.

Der Verwundete betastet den Boden. Seine Hand berührt etwas Hartes, Glattes, noch Warmes: sein totes Roß.

Ja, er entsinnt sich, es ist am Abend der Schlacht, und er muß hier sterben, ganz einsam, ohne Hilfe, unter diesem Mond, der ihn mitleidslos anstaunt.

Flüge schwarzer Vögel gehen über ihn hin, enger und enger kreisend. Es sind die Vögel, die gesättigt und mit blutigem Schnabel heute nacht auf der Brust der toten Soldaten schlafen werden.

Er bewegt den Arm, um die Aaskrähen zu verschrecken.

„Ah — ich falle noch nicht in Fäulnis . . . ah — ich lebe, ich!“

Er reißt die Knöpfe seines Waffenrockes auf; zwischen seinen Fingern sickert ein warmer Strahl: das Leben, das schöne Leben, das er liebte.

Ja, jetzt entsinnt er sich: zur Attacke rief's, zum letzten Verzweilungssturm. Sie waren nur noch eine Handvoll Männer; da wird nicht mehr geseilscht. Seine Kompagnie wurde niedergeschmettert, sein Pferd unter ihm erschossen.

Er hatte sich des Gewehrs eines Toten bemächtigt und schlug mit der Linken drein, da ein Geschöß seinen rechten Arm fortgerissen hatte. Dann, ein harter Schlag auf die Brust, er brach zusammen, und Pferdehufe stampften über ihn weg.

Jetzt ist es am Abend nach der Schlacht.

Der Kapitän Allard will nicht hier sterben, in der Verlassenheit.

Die Leichenräuber, die die Toten plündern, werden kommen und ihm alles nehmen, seine Reliquien und den Ring an seinem Finger: Odetten's Ring!
„Nein! nein! Hilfe! her zu mir!“ schreit er und rupft das Grasbüschel und versucht seine Wunde damit zu verschließen.

Odette! Er sieht sie wieder, seine kleine Braut, licht und lebendig, wie an jenem Festabend, an dem sich, zwischen zwei Schlachttagen, sein Soldatenherz von einem friedlichen Mädchenlächeln gefangen nehmen ließ. Odette! — Die Erscheinung neigt sich über ihn, pflegt aber nicht seine Wunden. Die Erscheinung flieht, mit spitzen Füßchen kaum die Walfstatt berührend. Odette!

Da knifert ein Papier unter seiner Hand. Der Verwundete sucht es zu erkennen. Ein schöner, süßer Gedanke tröstet ihn. Es ist ein Brief, noch warm von der Brust, an der er ihn geborgen, Odetten's letzter Brief!

Er hatte ihn im Lager erhalten, als schon zum Aufbruch geblasen wurde, und hatte ihn nicht mehr lesen können.

Aber glücklich, ihn zu besitzen, barg er ihn auf dem Herzen, aus den Liebesworten eines Weibes sich gleichsam einen Harnisch schmiedend.

Aber die Kugeln waren dicht darüber eingedrungen, das Brieflein verschmähend, und die Kugeln hatten ihn tödlich getroffen.

Aber er will das Schreiben lesen, es ist ja noch Zeit, und ist ihm Leben beschieden, so wird dies sein Labetrunk sein, geh's dem Tode zu, so ist es seine Wegzehrung.

Schon hat er mit den Zähnen den Umschlag aufgerissen. Ungeschickt entfaltet er das Papier, und der seine Heliotropduft, der ihm entströmt, verdrängt plötzlich den Pesthauch der Schlachtbank.

Er blickt auf das Papier, aber lesen kann er nicht. Was thun? Ein wenig Licht, ein brennendes Zündhölzchen würde ihn retten. Auf den Knien schleppt er sich zu einem Verwundeten, der aufstöhnt: „He! Kamerad, hast du Feuer?“

Aber der Mann hört ihn nicht, von seinen Lippen fällt ein sanftes Wort in fremder Sprache: „Muetterli!“

Allard bricht wieder zusammen. — „Mein Gott! mein Gott! hilf mir, daß ich nicht in den Staub beiße wie ein Hund. Hilfe! Hilfe!“

Dort in der Ferne bewegt es sich, wie Irrlichter, die über das Moor tanzen, menschliche Stimmen tönen hell und kräftig.

Der Verwundete stößt einen Schrei aus. Die barmherzigen Schwestern sind's, die ersehnte Hilfe!

„Her zu mir, um Himmels willen!“

Schon neigt sich eine Frau über ihn und reicht ihm den Labetrunk. — „Trink, Soldat!“

Er trinkt, und der stärkende Trunk rinnt ihm erquickend durch den erstarrten Leib, und er sieht sie an, die ihm das Leben zu kosten giebt. Im

Lichtschein der Laterne erkennt er unter der weißen Haube der Schwestern ein blaßes Gesicht, vom Abglanz inneren Friedens verschönt, Augen voller Schmerz und Mitleid.

Auf der Brust glänzt das silberne Kreuz.

Rasch entschlossen reicht er ihr den Brief,

„Bitte, Schwester, lesen!“

Sie nimmt ihn nicht.

„Was soll das? Vor allem lassen Sie uns die Wunde verbinden, Sie verlieren ja Ihr Lebensblut.“

Er drängt sie sanft zurück, mit einer entmutigten Gebärde.

„Wozu denn! Es geht zu Ende, laßt mich, ich bin Paul Allard von Châlons, Kapitän im 13. Regiment. Lesen Sie mir diesen Brief aus Barmherzigkeit!“

Sein Atem pfeift schon. Sie gehorcht. Wirklich, der rote Strom versiegt, das Gras ist rot gefärbt, ein Aufgegebener liegt vor ihr.

Es gilt nur noch, ihm seine letzte Bitte zu erfüllen. Er lebt nur noch in der Erwartung, eine Hoffnung leuchtet in seinen Augen, von diesem Brief kommt die letzte Freude, der Lichtstrahl, der ihn begleiten wird auf der Straße der Finsternis.

Es ist also ein Liebesbrief!

Die Schwester erzittert, als ob der Wind die Toten in ihrem Herzen wachzurufen drohe.

Sie hebt ihre Laterne, und ein Lichtstrahl fällt auf das Blatt, das sie schnell überfliegt, und eine schmerzliche Enttäuschung bemächtigt sich ihrer. Nein, so schreibt die Liebe nicht.

„Aber Sie lesen ja nicht, Schwester!“ seufzt der Sterbende vorwurfsvoll, bettelnd um einen Brosamen Zärtlichkeit. Seine Augen flackern dem Erlöschen nahe. Die barmherzige Schwester sträubt sich noch, als verlange man eine böse That von ihr.

Lieber erschläge sie den Mann mit einem Kolbenstich, als daß sie ihm diesen Brief vorläse, in dem Wort für Wort ihn mitten ins Herz treffen würde, fürchterlicher denn alle Kugeln.

Der Brief, der mit Blut gelaugt worden war, in seiner Nichtigkeit lautete:

„Lieber Herr Paul, zu lange dauert der Krieg. Zürnen Sie Ihrem Vöglein nicht, das nicht leben kann, wenn die Kanonen donnern. Ich muß Sonne und Musik haben um mich her. Wir reisen morgen nach Spanien. In Sevilla da ertönen uns Serenaden. Wir beide wären ja doch nie glücklich geworden; wenn Sie jemals aus dem Gemekel heimkehren, wird Sie der Pulverrauch geschwärzt haben, und ich trage helle Kleider. Und dann sind Sie viel zu bedeutend für mich, Ihr Ruhm erschreckt mich, ich bin nur ein kleines Mädchen. Eines Abends, da glaubte ich Sie zu lieben, das war im Takt eines träumerischen Walzers. Baron Sabal hat uns gesagt, beinahe alle, die die letzten

Schlachten überlebt hätten, seien verstümmelt. Wie entsetzlich! Es ist daher besser, wir sehen uns nicht wieder. Geben Sie mir den Ring zurück.

Leben Sie wohl, Herr Paul, ich bleibe Ihre kleine Freundin

Odette d' Estange."

Nein! sie wird dies nicht vorlesen. Die unwissentliche Roheit eines leichtfertigen Kindes, das vor der Möglichkeit, einen Invaliden zum Verlobten zu haben, die Flucht ergriff, soll die stolze Zuversicht des Sterbenden nicht in Scherben schlagen.

Sie beugt sich über ihn und wünscht ihm einen jähen Tod, um der entsetzlichen Botschaft enthoben zu werden. Aber der Kapitän hat die Augen wieder aufgeschlagen.

„Aber Sie lesen ja nicht, Schwester, Sie töten mich, und sie schreibt doch immer so deutlich, Odette!“

„Oh! sehr deutlich!“ schreit es in Mitleid und Bitternis in der Brust der Pflegerin.

Sie hat sich aufgerichtet.

„Verzeihung, mein Kapitän, aber meine Laterne brennt so schlecht.“

Und dann, während sie sich den Anschein giebt, als suche sie den Docht anzufachen, springt, einem Funken gleich, ein Gedanke in ihr auf. Und die Ordensschwester, die bis auf diese Stunde die Wege dessen nicht verlassen hat, der da gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit,“ ist entschlossen, zu lügen. Nein! sie wird den Brief dieses thörichten Kindes nicht lesen, aber die Botschaft, die zwischen ihren Fingern zittert und auf der Brust dieses Soldaten geruht, sie ist verwandelt aus diesem Blutbade hervorgegangen, alle Nichtigkeiten sind daraus geschwunden, es ist ein Brief, wie ein Mann ihn verdient, der am Abend einer Schlacht auf dem Felde stirbt.

Es ist ein Brief, der seinem Traum nicht Hohn spricht, der Brief eines liebenden Weibes, den sie lesen wird. Niemand wird ihre Ausflucht verraten, und der Kapitän wird keines zweifachen Todes sterben.

Dann, erschüttert und gerührt, erfann die barmherzige Schwester einen Liebesbrief:

„Paul, mein lieber Paul! Wo bist Du? Wo Du auch jeist, ich bin bei Dir, ganz nah bei Dir. Für jede Gefahr, die Du läufst, lieb' ich Dich heißer, und so oft ich die Kugeln über unserer Stadt pfeifen höre, wird mir weh, als müßten alle nur Dich treffen. Dann streck' ich die gefallenen Hände empor, mir ist, ich könnte sie mit der Kraft meiner Gebete von Deinem Haupte wenden. In den Ambulanzen pflege ich die Verwundeten und hoffe, daß eine andere Dich pflegt, wenn Du leiden solltest.“

„Meine Liebe sei Dir eine Rüstung im Kampf, meine Treue der Helm, der Dich schützt, und meine ganze Zärtlichkeit breche strahlend aus Deinen Augen, so wundergleich, daß der Feind stutze, wenn er Dir entgegentritt, und ausrufe: Schonet den, denn er wird geliebt.“

Schweratmend hält sie inne und schaut den Verwundeten an.

Er hat sich ausgerichtet und trinkt ihre Worte. Er lächelt selig, sein Antlitz ist heiter, wie das eines Genesenden in der Frühlingssonne.

„Weiter, mehr, mehr!“ fleht er.

Und mit bebender Stimme fährt die Schwester fort:

„Mein Paul, wenn Gott es zuließe, daß Dich eine Kugel trafe, Ehre sei Dir! denn es giebt keinen schönern Tod, mein Kapitän!

„Bald komme ich Dir nach; die Erde hätte mir nichts mehr zu bieten, nachdem mir das Glück geworden, Deine Braut zu sein. Ich aber lebe, wo Du lebst. Leb wohl, mein Paul, leb wohl, ich bin der Lusthauch, der Dich umspielt, der Mund, der Dich tröstet, die Hand, die Dich stützt, und das Herz, das Dich liebt. Ich küsse Deine Lippen, damit Du lebest, denn die Liebe ist stärker als der Tod, und ich liebe Dich!“

Die barmherzige Schwester schweigt. Die Aufgabe war ihr leicht geworden, sie hat ohne Anstrengung gesprochen und hätte weiter sprechen können bis in die Frühe, um den Preis, dies fahle Antlitz in Glück erglänzen zu sehen.

Sie kauert neben ihm, nimmt seinen Kopf in den Arm und wiegt ihn ein.

Er lauscht noch immer, wie wenn die Worte sich vertausendsfacht hätten und auf das Schlachtfeld niedersflochten, um ihn einzuhüllen.

Er schmiegt sich fröstelnd an die Schulter der barmherzigen Schwester, und fühlt noch, wie Frauenhände zärtlich über seine Haare gleiten. Er erkennt den Mund nicht mehr, der ihm sanfte, einschläfernde Worte spricht; er lauscht noch immer!

„Ich bin der Lusthauch, der dich umspielt, der Mund, der dich tröstet, die Hand, die dich stützt, und das Herz, das dich liebt . . .“

Und die Abendluft geht über ihn hin, ein Arm liegt unter seinem Haupt, an seinem Ohr schlägt das Herz einer Frau.

„Odette! meine kleine Odette!“ kispelt er.

Die Schwester sagt kein Wort dagegen, macht keine Bewegung, die dem Sterbenden die beseligende Ueberzeugung rauben könnte.

„Ich küsse deine Lippen, damit du lebst . . .“

„Odette, küsse mich!“

Die Schwester erbebt. Keine falsche Scham sträubt sich in ihr, nur zittert das keusche Weib davor, den Mund eines Mannes zu berühren.

Doch vor dem Tod zerrieben alle Kleinlichkeiten.

Ihre Lippen haben ja schon die Wahrheit gefälscht, ein Kuß kann sie nicht mehr entweihen nach einer Lüge.

Und zärtlich, vom Wunsch des Verschwindenden gezwungen, beugt sie sich über ihn und küßt ihn auf die Lippen.

So ist er gestorben.

Und angefaßt des seligen Lächelns, das an seinen Lippen haften geblieben, ist die barmherzige Schwester stolz auf die Lüge, die sie ausgesprochen, und den Kuß, den sie gegeben.




Gottsuchers Herbstlied. *)

Von

J. E. Frhr. v. Grotthuß.



inst such' ich in den duft'gen Blütenarmen,
Am lustgeschwellten Busen der Natur
Zur wahren Gottesliebe zu erwarmen —
Es war ein Traum des Frühlings nur!

Jetzt such' ich Gottes Auge nicht im Leuchten
Brünstiger, zeugungstrunkner Frühlingsnacht,
Wenn ihrer Wimpern Saum, dem wollustfeuchten,
Der Blich entzückt in heißer Pracht.

Nicht in der Stunde, wo das All, das große,
Ins Daseinselend stößt die Kreatur,
Und sie sich löst aus Gottes Ruheschöße,
Enthüllt die L i e b e ihre Spur.

Und lacht getäuscht der Frühling auch in Thränen,
So sind's doch Thränen immer, die er weint,
Erpreßt dem unbewußten tiefen Sehnen,
Dem niemals hier Erfüllung scheint.

Nein, Gott enthüllt sich mir im Herbst der Leiden,
Wenn das Geschaff'ne wahr und tiefbewußt
Sich sehnt aus dieser Welt des Seins zu scheiden,
Zurück an seine Liebesbrust.

Und nur das Herz hat Teil am Gottesreiche,
Das mit dem Schmerze dieses Schnens schlägt,
Und auf das Leid der Kreatur die weiche,
Die sanfte Hand des Mitleids legt.

Drum such' ich Gott nicht in des Frühlings Wiegen,
Nein, auf des Herbstes todbesäter Flur,
Wenn schlummertrunken sich die Blumen schmiegen,
Weß, an den Busen der Natur.

*) Aus „Gottsuchers Wandertlieder“, Dichtungen von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)





Unsere Kinder und unsere Märchen.

Von

Regine Busch.



Dor einiger Zeit hörte ich in einer Gesellschaft, wie sich ein junger Arzt und Vater über unsere Kinder- und Hausmärchen äußerte. Er nannte es eine ganz unverantwortliche und überlebte Sache, daß man heutzutage den Kindern noch solches Zeug erzähle. In ergreifender Weise schilderte er die entsetzlichen Folgen, welche ein derartiges Anregen der kindlichen Phantasie mit Wunder- und Schauererzählungen nach sich ziehen müsse, und zum Schluß sprach er die Hoffnung aus, daß in einigen Jahren die Märchen ganz aus der Kinderstube verdrängt sein würden, und zwar durch rein naturwissenschaftliche Erzählungen und Belehrungen, die in ihrer Klarheit und Wahrheit dem Geist des Kindes weit zuträglicher wären.

Da ich an jenem Abend weder den richtigen Zeitpunkt, noch den nötigen Mut zu einer Antwort fand, überlegte ich mir die Sache zu Hause gründlich und kam zu der Ueberzeugung, daß ich wohl eine andere Meinung haben und äußern dürfte. Jedenfalls kann ich aus eigener Erfahrung sprechen, denn meine Mutter hat mich mit viel Märchenerzählungen großgezogen, und das ist mir so lieb gewesen und so gut bekommen, daß ich meine Kinder nach demselben Rezept behandle. Dabei sind sie kerngesund und rotbäckig geworden. Abends, wenn sie allein im Dunkeln hingelegt werden, schlafen sie sofort ein und liegen mäusehinstill, bis sie morgens mit einem großen Frühstückshunger erwachen. Das „Grufeln“ haben sie noch nicht gelernt und gehen im gegebenen Falle wie das Hänschen im Märchen einfach zum Angriffe vor. Und doch kennen sie unsere deutschen Sagen und Märchen gründlich!

Giebt es etwas Hübscheres, als so ein aufhorchendes Kind, wenn Mama Geschichten erzählt? Was sich in dem Kindergesichtchen nicht alles wieder spiegelt! Wie bang und traurig die Augen blicken, wenn das große Unglück kommt, und wie erleichtert wir aufatmen und wie froh wir lachen, wenn alles, alles zum Schluß noch gut wird, wenn die böse Königin glücklich unten im Gefängnis und die verfolgte Unschuld oben auf dem Throne neben dem Königssohn sitzt!

Auch die Verschiedenheit von Temperament und Charakter der einzelnen Kinder zeigt sich so gut beim „Geschichtenerzählen“. Unser Dicki, das Phlegma der Familie, ist ganz zufrieden, wenn dieselbe Geschichte immer wieder erzählt wird. Es muß aber einigermaßen ruhig und vergnügt dabei zugehen, denn tragische Ereignisse und Gemütsregungen sind nicht seine Liebhaberei. Besonders unangenehm sind ihm Geschichten, „wo man bei weinen muß“, mit Vorliebe hört er dagegen vom Schlaraffenlande und vom „Tischchen deck dich“ erzählen. Unser „Großer“ verlangt immer nach Neuem und nach Abwechslung. Gerührt er, eine ihm schon bekannte Geschichte wieder anzuhören, so macht er sicher die kritische Bemerkung: „Mutter, du erzählst das heute ganz falsch, früher hast du doch gesagt u. s. w.“ — Das Kleinste, das Sonnenscheinchen, ist noch ein bißchen dumm und versteht alles nur halb, hört aber mit größter Freude und Andacht zu.

Ich sehe den Wert der Naturbeobachtung und der herzlichen Freude an der Natur für unsere Kinder vollkommen ein und bedaure oft, daß wir Mütter nicht besser vorgebildet sind, daß wir unsern Kleinen nicht jede Blume, jeden Vogel zu nennen und lieb zu machen wissen. Mit viel Freude beobachte ich auch täglich an meinen Buben, daß der Zug der Zeit und die Erziehung von Schule und Haus ganz von selbst darauf ausgehen, der heranwachsenden Generation Verständnis und Interesse für die modernen Naturwissenschaften beizubringen. Nur glaube ich nicht, daß wir mit rein naturwissenschaftlichen Belehrungen unserm Kinde alle Bildungstoffe übermitteln können, welche es für Geist und Gemüt braucht und nach denen es instinktiv verlangt.

Es gilt auch hier, das Eine thun und das Andere nicht lassen. Wir brauchen auch nur dem Lauf der Natur und den Fragen und Bedürfnissen der kleinen Menschen aufmerksam nachzugehen, um das richtige Maß zu finden und zu halten. Im Sommer, wenn die Kinder im Garten spielen oder mit den Eltern durch Feld und Wald wandern, verlangen sie gar keine „Geschichten“. Dann haben sie Anregung, Abwechslung und Freude genug an dem reichen Leben, Wachsen und Werden, welches sie um sich her in der Natur beobachten können. Wir großen Leute sollten ihnen dann nur helfen, daß sie die Augen recht aufmachen und alles Schöne wirklich sehen und genießen —, leider müssen wir das oft genug erst von unsern Kindern lernen! Aber wenn der Herbst sich mit seinen Regentagen und langen Abenden einstellt, wenn die alten Spielsachen in der Kinderstube wieder hervorgesucht werden, dann kommt das kleine Volk ganz von selbst: „Mama, erzähl uns eine Geschichte.“ und dann heißt es weiter: „Mehr, bitte, Mutter, noch viel mehr erzählen.“ Und am liebsten werden sie dann immer ein Märchen hören. Das Kind lebt eben in einer Welt der Wunder. Es kann zunächst zwischen dem Möglichen und Unmöglichen, dem Natürlichen und Uebernatürlichen gar keinen Unterschied machen. Deshalb sind ihm die Wunder des Märchens auch ebenso wahrscheinlich oder vielmehr ebenso selbstverständlich, wie die Wunder der Natur. Wenn ich meinen Dreijährigen im

Winter aus dem Fenster gucken lasse und ihm dabei erzähle, daß die Bäume bald wieder grün werden und die roten Äpfel daran wachsen, so kommt ihm das viel wunderbarer vor als Rotkäppchens Abenteuer.

Der Uebergang, das Unterscheidenlernen zwischen dem, was wirklich ist, und allem, was nur in unserer Phantasie lebt, vollzieht sich dann beim gesunden Kinde ganz langsam und unmerklich.

Wenn unser Kind erst eines Tages fragt: „Mutter, das ist aber doch nicht alles wirklich wahr gewesen?“, dann wird es auch die Antwort und die Wahrheit begreifen, daß ein Märchen nur etwas Erdachtes und Erträumtes ist. Dann lacht es schelmisch: „Das wußte ich schon, Mama,“ — und denkt sich schnell selbst ein Märchen aus.

Und müssen unsere Kleinen denn in dem stolzen Glauben aufwachsen, daß sich alles, alles begreifen und ergründen lasse? Ist es nicht viel besser, wir gönnen ihnen ihre Welt der Wunder und der goldnen Träume, die das Leben später von selbst zerstört? Und wenn sie sich ein wenig von ihrer Kindeseinfalt, ihrem Kinderglauben zu retten und zu bewahren wissen — um so besser für sie und uns!

So sollte jede rechte Mutter ihren Kindern erzählen können. Kein Bilderbuch, kein Prachtwerk und kein Anschauungsunterricht kann den Kleinen das Gute und das Schöne so nahe bringen wie Mutters Geschichten. Aber freilich, es kommt auch hier auf das „Was?“ und auf das „Wie?“ an. So ein Kind ist ein ganz feiner Kritikus. Es ist empfindlich gegen jede Halbheit und Oberflächlichkeit. Die tragische Geschichte muß mit dem nötigen Ernst und die lustige mit dem rechten Humor erzählt werden. Auch hier heißt es mit ganzem Herzen bei der Sache sein, wenn man sein Publikum fesseln will! Und dann, was sollen wir unsern Kindern erzählen? Denn auch hier ist das Beste gerade eben gut genug. Da steckt nun schon in unsern deutschen Kinder- und Hausmärchen so viel echte Poesie und ein so tiefer, sittlicher Gehalt, daß wir Phantasie, Gemüt und Verstand unserer Kinder künstlerisch anregen und bilden, wenn wir ihnen diesen Schatz auf die rechte Weise erschließen. Gewiß passen nicht alle diese Märchen ohne weiteres in die Kinderstube, denn die Sittlichkeits- und Schädlichkeitsbegriffe haben sich im Laufe der Zeit stark geändert, und manche naiven und grausamen Züge dieser uralten Stoffe sind für unsere Kinder ungenießbar. Aber jede Mutter, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird leicht für ihre Kleinen die richtige Auswahl treffen können, auch kommen die revidierten Ausgaben uns zu Hilfe. Doch sind gerade die besten und bekanntesten dieser Märchen so klassisch und ewig schön in Form und Inhalt, daß sie keiner Revision bedürfen. Ich rate allen Müttern, diese ihren Kindern möglichst in der Grimm'schen Fassung zu erzählen oder vorzulesen. Eine großartige Kraft und Einfachheit des Stils, eine Fülle von Poesie und gesundem Menschenverstand, von Tragik und Humor steckt gerade in diesen besten Märchen.

Den Andersen'schen Märchen, so reizend und originell sie sind, fehlt doch

die Naivität des Volksmärchens, und das macht sie zum großen Teil unbrauchbar für die Kinderstube. Auch die prächtigen Märchen von Hauff und Müllers eignen sich mehr zur Lektüre für unsere heranwachsende Jugend. Mit den Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“ habe ich mich nie recht befreunden können. Sie wenden sich fast alle nur an die Phantasie und nicht an das Gemüthsleben des Kindes. Deshalb verwischen und vergessen sich ihre Verwicklungen auch so leicht, und dem Kinde bleibt später nur ein buntes, wirres Bild von dem Gehörten.

Wie groß und tief wirken dagegen, auch vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, unsere biblischen, vor allem die alttestamentlichen Geschichten auf die Kleinen! Wie einzig schön und farbenreich sind die Geschichten vom Joseph in Aegyptenland, vom Moseskindschen, das von der Prinzessin gefunden und erzogen wurde, vom Hirtenkönig David, der den Goliath schlug. Wem bliebe nicht ein wehmütig schönes Erinnern an jene Stunden, als er von seiner Mutter Lippen diese Geschichten hörte, und eine Sehnsucht nach jenem Lande, „in dem unsere Phantasie zu allererst zu Hause war, wo Joseph träumte und David sang, wo die Leiter steht, die von der Erde in den Himmel geht.“

Groß und klar gedacht und deshalb schon den Kindern lieb und verständlich sind auch die Sagenstoffe, welche den Inhalt unserer großen Epen bilden. Von Troja's Belagerung, von des Odysseus Irrfahrten, von Siegfried's hellem Leben und jungem Sterben lassen sich meine Vuben so gerne erzählen, wie überhaupt von allen Helden lobesam der Geschichte und Sage, auch von unsern letzten großen Toten, dem siegreichen Kaiser und seinem Kanzler Bismarck.

Das Ideal einer Geschichte für die Kinderstube ist recht eigentlich der „Robinson“. Darin ist alles enthalten, was ein Kind braucht: Moral und Belehrung, Anregung der Phantasie und des Verstandes, und Geographie und Naturgeschichte obendrein.

Zur Abwechslung hören die Kinder auch sehr gerne einfache Schilderungen aus dem täglichen Leben und von ihresgleichen.

Für unsere Kinderstube hatte ich einen Helden in der Person eines gewissen „Eduard“ erfunden, der ungeheuer viel erlebte, in Schule und Haus, in Feld und Wald, zu Wasser und zu Lande. Leider verübte er aber, um sich genügend interessant zu machen, im Laufe der Zeit so greuliche Ungezogenheiten und stieg insofgebessen so in der Bewunderung meiner Kinder, daß ich ihn neulich energisch von der Polizei bestrafen und als einen gänzlich gebesserten, artigen Knaben aus dieser Trübsal hervorgehen ließ. Als ich nun Näheres von seinem geläuterten Lebenswandel erzählen wollte, erklärten mir die Kinder einstimmig, „von dem wollten sie nichts mehr hören, der sei jetzt so langweilig geworden.“ Die kleinen Leute können eben auch nicht vertragen, wenn die Moral ihnen allzureichlich verabfolgt wird, — es geht ihnen damit genau wie uns Großen!

Die Kinder haben überhaupt ihre eigene, höchst einfache Moral, über die gar nicht viel Worte gemacht zu werden brauchen. Das Gute wird zum Schluß

immer belohnt und das Böse bestraft. Sie haben auch gar nichts dagegen, wenn letzteres auf eine recht drastische und derbe Art und Weise geschieht, und nennen längst nicht alles grausam, was uns human erzogenen alten Leuten so vorkommt. Alles aber, was einem Kinde Grauen und Angst erregt, was einen häßlichen und schauerlichen Eindruck auf seine Phantasie macht, soll ihm ein für allemal fern gehalten werden. Deshalb überlasse man das Erzählen auch nie ohne weiteres den Diensthöten, die kritiklos, oft von Aberglauben und Freude am Grausigen befangen, so ein armes, kleines Seelchen mit Greuelgeschichten quälen und vergiften können. Was wir Mütter mit unserm Geschichten- und Märchenerzählen in der Kinder Leben hineinbringen wollen und sollen, ist die Freude am Guten, Großen, Schönen. Was unschön und unästhetisch wirkt, wird deshalb nicht erzählt.

Die Frau Rat, welche doch sicher eine praktische und lebenskluge Frau war, hat ihrem kleinen Wolfgang auch viel und vielerlei erzählt, und der große Goethe behauptete später, daß er die „Lust zu fabulieren“ seinem Mütterlein verdanke.

Ein gesundes Kind kann viel vertragen, geistig und körperlich, wie viel, wird jede vernünftige Mutter bald merken und lernen. Ein nervöses, ein krankes Kind muß natürlich geschont und nach ganz andern Grundsätzen behandelt werden. Für ein solches mögen auch unsere Kinder- und Hausmärchen schon zu derbe Kost sein, da braucht's viel Ruhe, Weisheit und Schonung, um solch armem Pflänzlein aufzuhelfen und ihm die nötige leibliche und geistige Gesundheit und Kraft zu verschaffen. Es wäre aber doch schade, wenn um dieser nervenschwachen Kinder willen, die doch Gott sei Dank noch die Ausnahmen in unsern Kinderstuben bilden, all unsere lieben Märchen und Sagen in Verfall und Ruin würden. Sie lassen sich auch gar nicht so einfach unterdrücken und aus unsern Kinderstuben und unserm Volk wegschaffen. „Ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen,“ sagt Wilhelm Grimm in der Vorrede zu den gesammelten Kinder- und Hausmärchen. „Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich selbst und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut.“





Der Dichter Heinrich von Treitschke.

Wenn wir von dachtenden Professoren hören, so denken wir wohl zunächst mit stark gemischten Gefühlen an die ägyptischen Königstöchter und Milbräute eines Georg Ubers oder an die aufgedonnerten Germanen Felix Dahns, der freilich seit Scherers zermalmennder Kritik gar zu gering gewertet wird. Meist bleiben solche gelehrten Dichter eben jeder ihrer Gaben etwas schuldig, wie z. B. Simrock. Insofern die Jahre seiner Professur eine gänzliche Pause in seiner Dichtung bedeuten, bildet Schiller keine Ausnahme, wohl aber Uhland, in dem Dichter und Forscher außs glücklichste verschmolzen sind. Uhland ähnlich in der Strenge seines Pflichtgefühls, der Mannhaftigkeit seiner Gesinnung, der Keuschheit seines Empfindens und himmelweit von ihm geschieden durch den Glanz seiner Persönlichkeit und die leidenschaftliche Glut seines liebenden und hassenden Herzens ist Heinrich von Treitschke, an dem die Geschichte der deutschen Litteratur bisher mit Unrecht vorübergegangen ist.

Treitschke war in hohem Maße künstlerisch beanlagt. Beethoven konnte ihn bis ins Innerste erschüttern, und seine große Empfänglichkeit für die bildende Kunst spiegeln seine Bemerkungen seiner Briefe wider, die er über den betenden Knaben und Correggios So im Berliner Museum oder über die Roubinische Medusa macht. Aber im ganzen galt ihm die Welt doch mehr als Wille, denn als Vorstellung; es überwog bei ihm das ethische Element das ästhetische, im Sinne jenes Tassowortes, nach dem „der Mensch gewinnt, was der Poet verliert“.

Heinrich von Treitschke ist mit zwei Gedichtsammlungen an die Oeffentlichkeit getreten, deren erste, die „Vaterländischen Gedichte“, im Jahre 1856 zu Göttingen, deren zweite, die „Studien“, 1857 zu Leipzig und zwar bei S. Hirzel, dem späteren Verleger der „Deutschen Geschichte“, erschienen sind. Man kann diesen beiden Büchern erst jetzt die rechte Stelle in Treitschkes Entwicklungsgang anweisen, seit Theodor Schiemanns schlicht schönes Lebensbild, dem die folgenden biographischen Angaben entnommen sind, mancherlei poetische Pläne und handschriftliche Entwürfe bekannt gemacht und erörtert hat.

Die ersten Verse des erstaunlich frühreifen Knaben sind seinem uns un-
gemein sympathisch berührenden Vater gewidmet, dessen eigene poetische Begabung

ein inniges Gedicht auf den Tod der Gattin verrät. Beim Abgang von der Kreuzschule in Dresden trug der siebzehnjährige Abiturient öffentlich „Die Hemmingstädter Schlacht“ vor, die sich umgearbeitet als Grundstoß des dreiteiligen Zyklus „Die Ditmarschen“ in den Vaterländischen Gedichten wiederfindet. Die Studentenzeit, namentlich soweit sie in das geliebte Bonn fällt, brachte naturgemäß einen poetischen Niederschlag, wovon die vier erhaltenen Frankonenlieder Zeugnis ablegen. Hier in Bonn regte sich auch wohl zuerst das dichterische Bewußtsein Treitschkes, das Simrock durch freundliche Aufmunterung nährte. Einige einzelne Gedichte erschienen sodann (in einem Falle übel zugerichtet) im „Neuen Museum“ von Robert Brück; es folgten darauf kurz nacheinander die beiden genannten Sammlungen.

Treitschkes dichterischer Stammbaum führt uns in die Romantik und von da aus auf geradem Wege in das deutsche Mittelalter zurück, wo der Dichter auch am liebsten seine Stoffe aufsucht. Der Einfluß der mittelhochdeutschen Poesie und namentlich der des deutschen Volksliedes ist deutlich zu spüren. Der Romantik entrichtet er seinen Zoll, wenn er Ritter und Mönch durch seine Gedichte schreiten läßt oder von Minnelust und der Wunderfei singt, doch hat er die altertümliche Manier Fouqués nicht mitgemacht; mehrmals begegnet bei ihm ein archaisches „pflag“ an Stelle der jüngeren schwach flektierten Form, aber dergleichen ist ganz vereinzelt. Gleich den Romantikern spricht er das Wort Vorzeit mit einer gewissen Andacht aus, nur daß bei ihm die moderne Tendenz hinzukommt. Seine begnügen sich mit der schwärmerischen Versenkung in die ruhmvolle Geschichte der deutschen Vergangenheit, Treitschke stellt sie der zerrütteten Gegenwart als das verlorene goldene Blick hin, das wiedergewonnen werden müsse. Am nächsten steht ihm unter den Romantikern Uhland. Wie dieser, beginnt er mit „Vaterländischen Gedichten“, in deren erstem er sich der modernen Nibelungenstrophe bedient, die Uhland in den Nauschbartballaden erst geschaffen hat. Im Aufbau ganzer Gedichte, in der Art, Personen einzuführen und Episoden einzuflechten, erinnert Treitschke zuweilen an Uhland. Auch kleinere stilistische Berührungen sind nicht selten. Die letzte hohe Säule aus „Des Sängers Fluch“ findet sich auch im „Wullenweber“, und wie Uhland in der „Schlacht bei Mentlingen“ die Gerber und Färber bei ihrem Gewerbe aufruft, so wendet sich Treitschke in gleicher Weise an die Schreiner und Weber im Heer der Städte.

Aber die Romantik ist durchaus nicht der Nährboden der Treitschkeschen Kunst. Er ist kein Träumer und Phantast. Seine Vaterländischen Gedichte weisen auf die Freiheitskämpfer zurück, auf seinen teuren Schenckendorf und auf Heinrich von Kleist, dessen berufenster Held er dann wurde. Wenig hat er von Theodor Körner; er führt mehr Eisen in seinem schwereren Blute, sein Arm ist martiger und rücksichtsloser, was ihn auch von Geibel als patriotischem Lyriker unterscheidet. Aber Herweghs „Lieder eines Lebendigen“ sind hell an Treitschkes Ohr gedrungen, und namentlich Moritz Graf Strachwitz mit seinen „Liedern eines Erwachenden“ hat stark auf ihn gewirkt. Ein einziges Mal, in dem Gedicht „Falsche Freude“, wetteifert er nicht ohne Glück mit Lenau, dagegen bleiben er und seine „Stebinger Reher“ hinter der großen Annette von Droste-Hülshoff und ihrer „Schlacht am Boener Bruch“ merklich zurück.

Treitschke verfügt über einen nicht unerheblichen Reichtum an Tönen und Formen. Zwischen den stampfenden Tritten der Reifigen wagt auch einmal die

leichte Grazie der antiken Thalia einen Tanz. Der Hexameter geht ihm gewandt von der Hand, sein Gelungenstes aber legt er in den Zweizeilern des deutschen Volksliedes nieder, in deren Gewand die prachtvolle „Schön' Kathrin“ und „Die Amme“ vor uns treten. Auch der Reim fügt sich ihm leicht, doch belügt ihn oft seine heimische Mundart und läßt ihm „wacht“ wie „flaggt“, „Elemente“ wie „Hände“ klingen. Den strengen „Puritaner“ sucht er uns sinnlich nahe zu bringen durch die Wahl ausschließlich stumpfer Reime, doch, wie es uns bedünken will, ohne rechten Erfolg. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß ihm die Empfindung für das Unschöne des vor der Endung eingeschobenen „e“ in der Flexion der schwachen Verba abgeht, das den Reim so oft klapprig macht.

Die Hauptmasse der Treitschkeschen Dyril ist balladenhafter Natur. Er fängt mit mehrteiligen kleinen Epen an, die sich erst in den „Studien“ zu echten Balladen verdichten. „Mein Herz ist offen jedem Hauch der Zeit“ — eine Wendung, die sich prosaisch unschrieben übrigens auch in dem Aufsatz über Gottfried Keller findet —, das ist das Bekenntnis des Historikers, dem nicht nur die Begebenheiten bis in die feinsten Fasern bekannt sind, sondern auch, was dem Dichter wertvoller sein muß, das Milieu, in dem sie wurzeln. Die Muse hat ihn geweilt, „der gärenden Zeit die herrlichen Thaten der Vorwelt“ zu singen, und er thut es als ein Historiker cum ira et studio, der auch den modernen Politiker niemals verleugnet. Wohl darf er in dem Gedichte, mit dem er von Kiel und von einer andersgesinnten Freundin Abschied nimmt, sich verwahren gegen den Vorwurf, ein Sklave der Partei zu sein, aber ein Mann der Tendenz ist er. Er wählt solche Stoffe, die die Gegenwart berühren müssen, seine Stimme soll die des Gegners übertönen. So stellt er sich auf den Boden der Hausa und besingt die Heldenkämpfe der Deutschen gegen die dänischen Unterdrücker, um den Gedanken an Schlesiens und Holsteins Knechtschaft wach zu erhalten. Allem, was unteriocht ist, wird er zum Anwalt.

Aber die Tendenz hat wohl ein Recht in der Kunst. Sie kann dem Künstler sehr gefährlich werden, aber sie muß es nicht. „Ein echter Dichter ist, derweil er singt, immer im Recht“, damit verteidigt Treitschke, der sich gegen die „Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten“ zur Zeit des jungen Deutschland wandte, die starrköpfige Tendenz in Nhlands Vaterländischen Gedichten. Die Tendenz macht den Dichter, sofern er wirklich einer ist, weder groß noch klein. Auch die beste nationale Tendenz eines Dichters dürfen wir nicht diesem, sondern höchstens dem Menschen gut schreiben; es hieße das sonst das Wesen der Kunst verkennen, wie Treitschke sehr einsichtig auch in seinem Essay über Kleist hervorhebt. Treitschke hat seine Vaterländischen Gedichte innerlich erlebt, darum sind sie Gedichte.

Treitschkes Tendenz nun ist von lapidarer Ehrlichkeit und Offenheit. Er gräbt nicht unterirdische Minen, die im berechneten Augenblick explodieren müssen, sondern er schlägt mit eigener Faust Bresche in die feindlichen Werke. Er will uns seine Meinung nicht heimlich suggerieren, sondern er kündigt sie laut mit der Stimme des Propheten. Er beschwört den blutigen Schatten Jürgen Wullenwebers, um ihn mit dem ausdrücklichen Wunsche zu entlassen, Schmerz und Mut zu wecken. Ihm wird der Jörn zur Muse. Seine Technik in den Gedichten dieser Art hat etwas Typisches. Er ruft z. B. die „Burg Nassau“ auf, um entschwindener Tage Freiheitschatten vor den begeisterten Blick zu zaubern. Dann unternimmt er einen Streifzug durch die Jahrhunderte, um mit wuchtigem Appell

sich an die Gegenwart zu wenden. Er schließt oft mit einem ganz direkten Ausblick in die Zukunft, mit einer Betrachtung dessen, was ihm am Herzen liegt. Uhlans Vaterländische Gedichte klingen aus in schmerzliche Entfagung:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Auch Treitschke hat solche Stimmungen, in denen er seinem Sohne „Das Lied voll Stolz und Glanz“ zu singen überläßt, aber dennoch ist es ein stetigsgewisser Optimismus, der ihn auszeichnet:

Sie kommen noch, die goldnen Tage,
Die wir in Zorn und Gram ersehnt,
Wo nur wie eine finstre Sage
Die Mär' der deutschen Schande tönt.

Das ist der Schlufstrumpf von Treitschkes Vaterländischen Gedichten, und solch froher Zuversicht und Glaubensfreudigkeit des Zeitensehers verdanken wir Kernworte wie das unvergeßliche

Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.

Aber Treitschke ist durchaus nicht nur der historische Tendenzdichter. Zwar fehlt sehr auffälliger Weise das eigentlich Erotische in Treitschkes Leben und Dichten, und wir besitzen von ihm ebensowenig Bräutigamsverse wie von Schiller, aber das persönlich reflektierende Element geht seiner Poesie nicht ab. In seiner bereits gekennzeichneten Vorliebe für große Reviuen mustert er wohl mit einem Anklang an Schillers Jeremiade den Parnas und setzt sich mit den Poeten vom alten Griechenland bis zum modernen Frankreich auseinander. So schreitet er im „Wahn des Kranken“ an der Hand eines bleichen Fremblings über die Erde dahin, wie Dante unter der Führung Vergils. Vor allem aber ist er Dichter, wenn er in seine eigene Seele niedersteigend sein eigenes Herz belauscht wie in den ergreifenden „Krankenträumen“ der „Studien“. Er sieht sich liegen im engen Kinderbette und um einen fremden Mann die weinenden Eltern stehn. Das Fieber ist gewichen, doch nicht, ohne die entriffene Beute mit bösem Abschiedskuß gezeichnet zu haben. Der Vater beugt sich ganz dicht zu seinem Ohre nieder: „Du bist gesund“. Und nun . . .:

Ich zog hinaus, mir war, als ob ein Arm
Sich eisig kalt um meinen Busen legte.
Noch schien die Sonne nieder hell und warm;
Noch stand die Bant, wo ich zu rasten pflegte;
Noch ragt' der Baum, wo ich der Vögelbrut
Sehnsüchtig Zwißchern in dem Nest belauschet.
Warum wohl heut das süße Tönen ruht?
Ist denn der Erde Fröhlichkeit verrauschet?
Die Mägde schaffen noch wie sonst im Feld.
Was singen sie nicht mehr die frohe Weise?
Im Winterchlase liegt die Sommerwelt.
Rein, horch, jetzt tönt es — ach, wie matt und leise!
Von fern, ein Fremdling kam mir jeder Ton:
Da ward mir angst, ich floh nach Haus zurücker,
Bis mich der Vater rief: Mein armer Sohn!
Und mir erzählte von des Fiebers Lücke . . .

Nun weiß er es, die Krankheit hat ihn der Hälfte des Gehörs beraubt. Er philosophiert Shakespearisch: „Was ist ein Ton? Ein Hauch von einem Hauch, Zusammenwogen Bewegter Lüfte . . .“ Dann schildert er seinen Pilgerzug durch eine Welt voll leiser Flüsterworte. Matt steht er im lichterhellen Saal und müht sich, aus dem Zucken der Lippen und dem Ausdruck der Augen ein schweigendes Gespräch sich zu erdichten. Und stiller und stiller wird's, und langsam saugt der zudringliche Schmerz, der Allesbändiger, sich an seinem Blute groß, ihm Gift in jede Freude hauchend. Das Schreckgespenst gänzlicher Taubheit steigt vor ihm auf, zugleich aber jener Optimismus des wahren Idealisten, der stündlich Wunder geschehen sieht in der Welt der Geister und sich fragt:

— Und du, du willst vergehn in deinem Schmerz?
 Du nahest der Welt mit einer Welt voll Liebe:
 — Dein Zauber ist das mutig freie Herz —
 Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
 Nein, hören wirst du, was nicht einer hört,
 Im Menschenbusen die geheimsten Töne:
 Verstehen wirst du, was den Blick verstört
 Und was die Wangen färbt mit heller Schöne.
 Und schaffen sollst du, wie der Bestie schafft:
 Des Mutes Flammentröstung sollst du singen,
 In krankte Herzen singen junge Kraft
 Den Duldern, die mit dunkeln Mächten ringen.
 Vor hellen Augen hellet sich die Nacht;
 Kein Leid, das nicht die Tröstung in sich trüge.
 Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
 O wie sie strahlet: — all dein Gram ist Lüge! —

Man hat den Dichter dem Pelikan verglichen, der seine Kinder mit seinem Herzblut tränke. Ein Beispiel ohnegleichen ist Heinrich von Treitschke, dem das Schicksal für das Leid das Lieb giebt.

Es ist, als stelle dies Gedicht gleichsam die Wasserseide dar in Treitschkes dichterischem Stil. Die Vaterländischen Gedichte gefallen sich zum großen Teil noch in schwinghaft volltönenden Worten; der Dichter kann sich am Klang berauschen und darüber das Charakteristische vernachlässigen. Allmählich schwindet das Gehör immer mehr, und auf seine Kosten verfeinert sich das Auge. Der Sinn für das Kleine, für das anschauliche Detail, das die neuere Lyrik auszeichnet, der Sinn für das Plastische erstarkt bei Treitschke in demselben Maße, wie das Gehör abnimmt. Er schildert „Die Pest“ noch in breiten, al fresco ausgeführten Bildern, die von rotem Fackellicht gespenstisch beleuchtet scheinen. Das Gedicht packt und imponiert, aber das Heimtlickische der furchtbaren Seuche wird doch nicht recht anschaulich. Von modernen Dichtern hat einmal Ferdinand Avenarius die Pest in fünf knappen Strophen vor uns hingestellt, wie sie im grauen Alltagskleide über die Heide hinkt, mit roten Augen umherspäht und hüstelnd ein blutiges Tuch gegen die Dörfer schwingt, die noch derselbe Abend ausgestorben steht. Das ist ein Fortschritt. In der Allegorie des Fiebers in den „Krankenträumen“ ist auch Treitschke schon weiter gekommen, wenn ihn auch Mörike mit seiner Briscarlatina, der Personifikation des Scharlachfiebers, sehr übertrifft. Aber am Ende lernt es Treitschke doch, kleine sinnliche Züge zu scharf umrissenen Bildern herauszuarbeiten. Man betrachte z. B. den sterbenden Krieger der „Soldatengeschichte“ (Studien S. 39):

Da schred' ich auf. Ein leises Stöhnen klingt,
 Dort wo der frische Torf geschichtet ruht,
 Und nebenan der Heide schwarzes Blut,
 Die trübe Bache, aus dem Boden dringt,
 Dort lag ein Krieger, blut'gen Stambes voll,
 Die Faust am Säbel. Rote Matte quoll
 Dicht bei dem Kreuz auf seiner Brust hervor.

Das ist ein Vorklang von Liliencrons „Adjutantenritten“.

Treitschkes Poesie hat meist etwas Lautes, Rauschendes, was natürlich vielfach mit der Stoffwahl zusammenhängt. Aber es spricht wohl auch der versagende Sinn mit, der die Wirkungen nicht recht abschätzen kann. Treitschkes Dichtung reißt uns mit sich fort wie ein schäumender Gießbach, sie pflückt nicht Wiesenblumen am Bache, der still am Ohre vorüberrieselt. Sie hat deshalb so gar nichts von der Idylle, für die Treitschke doch gelegentlich Eduard Mörikes in seiner Deutschen Geschichte so schöne Worte findet.

Zum Ausgleich ist die Sinnlichkeit des Gesichtis voll bei ihm entwickelt, der soviel von weißen Nusen spricht, von Prunk und von Pracht. In einem Brief an seinen Vater zuckt Treitschke die Achseln über einige Recensenten seiner Gedichte, die ihm „glühende Leidenschaft“ und eine „wahrhaft unheimliche Leidenschaftlichkeit“ beigemessen hatten. Er hat ein Recht dazu. Denn wenn er auch, wie er es an seinem Kleist zeigt, das Nackte schildert, so berührt seine lebensvolle Sinnlichkeit, die er für den Dichter so nötig nennt wie für die Fische das Wasser, doch nie, wie bei Kleist, „die zarte Grenze, welche die schöne Wärme der Leidenschaft von der fliegenden Hitze des Gelüstes trennt.“ Prächtig steht vor uns mit ihrer „blanken Augen heißer Liebesbrunst“ die üppige „Schön Kathrin“, auf deren schneeweißen, blutberieselten Nacken die Rutensreiehe des Henkers niederfallen, ein Gedicht, das lebhaft an Conrad Ferdinand Meyers „Kegerin“ erinnert, und dessen Anfang hier wenigstens wiedergegeben sei:

Wie der gestrenge Ratsherr so stolz am Hasen stund,
 Als ob kein schelmisch Weiberaug' ihn bethören konnt'.

Vor der schwarzen Schenke lehnte schön Kathrin,
 Und ihre klaren Blicke fielen heiß auf ihn.

„Du wunderschönes Mägdlein, laß mich ein zu dir!
 Eh' ich mit dir gekostet, find' ich keine Ruhe hier.“

„In unserm Hause lehren die Schiffsmatrosen ein:
 Wie darf ein strenger Ratsherr in der schwarzen Schenke sein?“

„Und sind bei dir zu Gaste nur Schiffer und Matros':
 Du bist wie eine Königin so adlig und so groß!“ —

Schon in Bonn hatte Simrock dem jungen Studenten über seine Gedichte das etwas dunkle Urteil ausgestellt, es sei zwar viel Vollblut darin, aber auch viel Talent. Hat er damit die innerlich vorhandene Fülle und die feine, sichtigende und feilende Hand einander gegenüberstellen wollen, so ist die harmonische Verschmelzung beider Gaben allerdings das, was jeder Künstler zu erstreben hat.

Treitschkes Gedichte hatten bei ihrem Erscheinen nur geringen Erfolg, und wir begreifen das. Das junge Deutschland mit seiner öden Parteihilf hatte abgewirtschaftet, die Revolution war mißlungen, und der deutsche Michel war wieder eingekickt. Er wollte sich nicht durch neue Lubatöne wieder aufstören, son-

bern sich lieber durch eine sanfte Spieluhr tiefer einlullen lassen. Die Reaktion war in vollem Gange, und auf allen Tischen lagen die Rippebdichter Redwitz, Roquette, Puttk, sowie der damals noch allzu glatte Geibel. Die Jahre, in denen Heinrich von Treitschke auf den Plan trat, brachten Julius Sturms Gedichte und Karl Geroks Palmblätter — eine wundervolle Konstellation! Das war nichts für das erste Auftreten eines Dichters vom Schläge Treitschkes. Er ist sich darüber ganz klar, wenn er in seinem Hebbelauffatz das Schaffen des pathetischen Dichters als in solchen Zeiten besonders undankbar hinstellt: „Gelingt ihm sein schweres Werk nicht vollkommen, so vereinigt sich zu seiner Verurteilung der Haß der Massen gegen jeden, der ihren dumpfen Schlummer stört, und der gesunde Sinn für Harmonie, dem eine niedrige, doch erfolgreiche Bestrebung erfreulicher scheint, als ein groß angelegtes, aber unfertiges Schaffen.“

Wir haben bei Treitschkes Vaterländischen Gedichten die Beobachtung gemacht, daß seine Lyrik die Neigung zeigt, sich zum Epos auszuwachsen. Zahlreiche ausgeführte Vergleiche heben sich als unlyrisch heraus. Treitschke meinte selbst, daß seine Begabung wohl mehr epischer Natur sei. Wie diese Anlage sich auch in seinen Briefen zeigt, hat Schiemann an treffenden Stellen aus des Dichters Reisebriefen klargelegt. Lange beschäftigte ihn der Plan eines breiter angelegten Epos „Die Grafen von Rappoltstein“, das jedoch liegen blieb. Andererseits läßt Treitschkes lyrische Kunst aber auch ein Ausschwingen nach der dramatischen Seite hin erkennen. Viele Gedichte sind regelrechte Monologe von der ersten bis zur letzten Zeile, und auch der knappe Dialog fügt sich ihm willig. Ihm war das Drama die höchste dichterische Aufgabe. An ihr wollte er seine beste Kraft erproben. Ein „Anno von Köln“ und ein der Geschichte Korrikas entnommener Stoff „Sampiero“ blieben Bruchstücke. Am mächtigsten fesselte den Dichter der Stoff des „Heinrich von Plauen“, des glänzenden Hochmeisters der Marienburg. Schiemann berichtet über die erhaltenen Entwürfe, die ihn an Heinrich von Kleist erinnern.

Treitschke hat sich in schweren inneren Kämpfen für seinen Beruf entschieden. Er durfte sich wohl für einen Dichter halten, und Männer wie G. M. Arndt, Simrock, Prutz, Gustav Freytag bestärkten ihn in seinem Glauben. Aber er wußte auch, daß er der geborene Politiker sei, und so galt es abzuwägen. Als seine Braut ihm später Vorwürfe machte, daß er seine schönen dichterischen Gaben vernachlässigen lasse, schrieb er ihr einen ungemein charakteristischen Brief: „In einer anderen Zeit und in einem anderen Volke hätte ich diese Seite meiner Natur vielleicht ausbilden können. Jetzt und in Deutschland durfte ich es nicht. In unserem unpolitischen Volke gehöre ich immerhin noch zu den besseren politischen Köpfen, und von den wenigen, die wir haben, können wir in dieser Krisis keinen entbehren. In der Politik zu dilettieren ist die alte Unsitte der Deutschen; und doch reicht eine volle Manneskraft kaum aus, um den Tiefinn des staatlichen Lebens zu verstehen. Wenn ich in meiner unabsehbar großen Wissenschaft fortschreiten und dabei ein Politiker bleiben will, so ist das schon eine Aufgabe, an deren Lösung ich in müden Stunden verzweifeln könnte. Wollte ich dazu noch dichten, so wäre ich ein Pfluscher in allem und jedem.“

So nahm er denn mit schwerem Herzen Abschied von dem lockenden Ziel, ein deutscher Dichter zu werden, und bestieg das Katheder. Die letzten seiner Dichterbiographien schließen gleichsam seine eigene Dichteraufbahn ab, und an

Die Stelle des „Heinrich von Klauen“ tritt die bedeutende Arbeit über das Ordensland Preußen. Von kleineren Gelegenheitsgedichten abgesehen, hat Treitschke nichts mehr gebichtet, und doch, der Dichter lebt in dem Historiker fort. Was dieser schildert, hat jener geschaut, und so brauchen wir die Entscheidung Heinrichs von Treitschke ebensowenig zu bedauern, wie er selbst sie bedauert hat. Aber die Gerechtigkeit gebietet es, daß auch die litterarhistorische Wissenschaft sich eines Namens bemächtigt, der von der historischen niemals zu trennen ist.

Dr. Harry Maync.



Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur.

Von S. A. Wengelow, Uebersetzt von Traugott Bsch. Berlin 1899, 35 S.

Der Uebersetzer, der sich bereits durch die mühevoll Uebertragung des umfangreichen Werkes von Pypin und Spasovic' über die Geschichte der slavischen Litteraturen verdient gemacht, hat hier dem deutschen Publikum eine kleine, aber ergiebige Abhandlung erschlossen, wie sie von einem Deutschen wohl kaum geschrieben werden konnte, wenigstens bisher meines Wissens nicht geschrieben worden ist. Denn so zahlreich nun auch schon die Uebersetzungen aus der russischen Litteratur sind, immer noch ist, bis auf wenige Ausnahmen, der russische Geist in seinem innersten Wesen im Auslande eine terra incognita geblieben. Wer eben die russische Litteratur nur vom Standpunkte des Westeuropäers und mit den ihm geläufigen Maßen zu beurteilen unternimmt, der muß zu manchen falschen Schlüssen gelangen. Ist doch gerade hier wie wohl nirgend sonst die Kenntnis des Milieus, der nationalen Eigenart, der gesellschaftlichen Zustände, zu einer umfassenden Würdigung unumgänglich. Und daher ist es von so hohem Interesse, das Urtheil eines Mannes zu hören, der inmitten jener Verhältnisse steht und die geheimen Fäden kennt, die diese in die Welt hinaustretenden Aeußerungen russischen Geistes mit dem Denken und Fühlen, mit dem ganzen Leben der Volkseele unlöslich verbinden. Indem der Verfasser immer wieder vergleichende Ausblicke auf die anderen großen Litteraturen eröffnet, hebt er in scharfen Zügen die Besonderheiten der russischen hervor. Er weist vor allen Dingen darauf hin, daß man die Werke der russischen Litteratur nicht vom rein künstlerischen Standpunkte betrachten darf, sondern immer mit Rücksicht auf die „Idee“, welche in ihnen zum Ausdruck gebracht werden soll, denn „alle großen Vertreter der russischen Litteratur haben sich in der einen oder anderen Form über die Bedürfnisse der Zeit ausgesprochen und waren Künstler und Prediger zugleich, waren Lehrer des Lebens“. Und diese Eigenkömlichkeit: daß alles, was ein russischer Künstler schreibt, durchtränkt ist von dem Gedanken an eine große Idee, sie ist es, die den russischen Realismus, welcher ja weit älter ist als der westeuropäische, über diesen erhebt, der ja bekanntlich häufig genug zur Nüchternheit und Noheit geführt hat. Und wenn der Verfasser den Satz ausspricht: „Alle fühlen, daß in den stagnierenden und trüb gewordenen Strom der europäischen Litteratur ein frischer Wasserstrahl einmündet, voll eigenartiger Farben, die kein Produkt der Fäulnis und der Verwesung, sondern das Resultat der organischen Arbeit noch nicht berührter und nicht erschöpfter junger Kräfte sind“ — so werden wir in diesem stolzen Urtheil umsoweniger eitle nationale Ueberhebung erblicken dürfen, als der Verfasser mit Ernst nach dem Grunde jener merkwürdigen Er-

scheinung sucht. Er findet ihn darin, daß in Rußland die Litteratur fast die ausschließliche Rundgebung des nationalen Genius ist, während alle übrigen Zweige des nationalen Lebens, in welchen die geistigen Kräfte sich offenbaren könnten und bei anderen Völkern sich offenbaren, dort noch darniederliegen.

Wer nun von diesen knappen „Grundzügen“ eine eingehende Besprechung aller Erscheinungen der neuesten russischen Litteratur, sozusagen eine symptomatische Kritik erwartete, würde allerdings eine Enttäuschung erfahren. Nur den großen Gang der Entwicklung, nur den allgemeinen Charakter zeigt der Verfasser vor uns auf: wie von den ersten Anfängen im vorigen Jahrhundert die russische Litteratur, durch Männer wie Puschkin, Lermontoff und den großen richtunggebenden Kritiker Belinski, der das Ausland leider nur wenig oder gar nicht kennt, zu ihrer heutigen Bedeutung emporgestiegen ist, immer sich selbst getreu, immer geleitet und zusammengehalten von dem idealen Streben ihrer besten Vertreter, „den Weg den Brüdern zu zeigen“. Und gerade dieser eindringende Ueberblick über das Allgemeine ist unumgängliche Vorbedingung zum richtigen Verständnis der einzelnen Werke. Wer sie nicht bloß mit der Neugier des Fremden genießen, sondern im Geiste verstehen will, dem wird das Büchlein schätzenswerte Dienste leisten.

Georg Adam.

Die Totalisatorfrage in den Verhandlungen des deutschen Reichstages von Richard Henning, seit 1884 Major a. D. Burg b. M., Verlag von A. Poppen. 1 Mk.

Seit Jahren weist der Verfasser auf die Schädlichkeit des Totalisators und die Verfehrtheiten des heutigen Kennsystems hin. In beiden Fragen hat er recht. Zweifellos schädigt der Totalisator viele Leute und ruiniert wohl auch einzelne. Aber solange der Staat die Lotterie als ein Mittel benötigt, um denen, die nicht alle werden, jährlich Millionen aus der Tasche zu ziehen, so lange kann er gegen den viel harmloseren, weil engere Kreise berührenden, Totalisator nicht mit gutem Gewissen vorgehen. Und schließlich, selbst wenn der Totalisator unterdrückt würde, ob die, die gern ihr Geld riskieren wollen, nicht genug andere Wege zum Hasardieren finden würden? Trotzdem, wenn die Totalisatorfrage irgendwie beträchtliche Volkskreise anginge, wäre es Pflicht, sich den wohlgemeinten Bestrebungen des Herrn Henning anzuschließen. Aber so...! Ebenso steht es mit der Reform des Kennsystems. Der Verfasser weist mit zum Teil sehr drastischen Beispielen nach, welcher Humbug oft auf den heutigen Rennen getrieben wird, die gar keinen Maßstab für die wirkliche Leistungsfähigkeit des Pferdes abgeben. Er schlägt vor, nicht die Pferde zu prämiieren, die zuerst ankommen, sondern die, die innerhalb einer bestimmten Zeit die weiteste Strecke zurücklegen. Das ist sehr vernünftig gedacht. Aber wen in aller Welt geht das an außer den paar Nennonkels? Mögen die sich mit diesen Verbesserungsplänen beschäftigen. Die überwältigende Mehrheit der Menschen hat glücklicherweise Wichtigeres zu thun. Der wird es immer gleichgiltig bleiben, ob nach einem richtigen oder einem falschen System „gerannt“ wird. Schade, daß der Verfasser so viel Eifer auf einen so nebensächlichen Gegenstand verwendet.

H. v. G.





Papst Leo XIII. in seinem Privatleben.

Der jetzt im 90. Lebensjahre stehende Papst ist ein Mann der peinlichsten Ordnung. In seinem Haushalt ist alles bis aufs kleinste streng geregelt. Jeden Morgen um sechs Uhr betritt der erste Kammerdiener das Schlafzimmer des Papstes, um dessen Befehle zu empfangen. Dieser liest zunächst eine heilige Messe in seiner Privatkapelle, nach deren Beendigung das aus Kaffee und Brot bestehende erste Frühstück eingenommen wird. Während desselben öffnet Leo XIII. die eingelaufenen Briefe und Telegramme, liest Zeitungen und empfängt seine Geheimschreiber.

Nach dem Frühstück setzt sich der Papst an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Nur nebenbei sei bemerkt, daß dem Papste das Schreiben Schwierigkeiten bereitet, weshalb seine Hand durch eine sinnreiche Erfindung unterstützt wird.

Häufiger nun seiner am Schreibtische die Ausarbeitung einer Enchiridion oder eines wichtigen politischen Dokumentes, so geht er mit der größten Sorgfalt und Ueberlegung zu Werke. Zunächst wirft er einzelne, ganz kurze Notizen auf große Bogen Papier; sind diese Notizen beendet, nimmt er dann mehrere kleine Streifen Papier und beginnt sein Schriftstück auszuarbeiten; Phrase auf Phrase, Idee auf Idee werden auf die schmalen Papierstreifen geschrieben, diese dann sorgfältig nummeriert und in einer Schublade verschlossen, deren Schlüssel der Papst immer bei sich trägt. Ist die Zeit zur Veröffentlichung des Dokumentes gekommen, so befehlet er einen seiner Sekretäre zu sich und diktiert ihm das auf die Papierstreifen Geschriebene.

Der Sekretär arbeitet dann das Diktat aus, giebt ihm einen guten Stil und unterbreitet dann das Ganze dem Papste zur Revision; es muß meistens mehrmals umgeschrieben werden, bis es die päpstliche Gutheißung erhält. Ursprünglich in italienischer Sprache abgefaßt, wird darauf die Uebersetzung ins Lateinische vorgenommen, und da der Papst ein klassisches Latein schreibt, so erhält das endgültige Schriftstück jene vollendete Form, der man es nicht ansieht, wie mühevoll die Arbeit war.

Eine Viertelstunde nach zehn Uhr beginnen die Audienzen.

Nachdem der letzte Besucher gegangen, werden Vorbereitungen zu einem Spaziergange in den vatikanischen Gärten getroffen. Die Schweizergarde

tritt unter Gewehr, die Sänfte, begleitet von Dienern in roter Livree, erscheint unter der Thüre. Des Papstes Hut, ein roter Mantel und ein Spazierstock werden in Bereitschaft gehalten. Der Papst besteigt die Sänfte, welche von etwa einem Duzend Schweizergardisten und Bedienten umgeben ist, und der kleine Zug setzt sich in Bewegung. Von Zeit zu Zeit verläßt Leo XIII. die Sänfte und geht zu Fuß.

In Zurückgezogenheit nimmt der Papst hierauf sein Mittagessen ein, das aus Suppe, Braten, Gemüse, Früchten und einem Schoppen Rotwein besteht. Den Schluß bildet ein Täßchen schwarzen Kaffees.

Nach einer halbstündigen Ruhe wird die Thätigkeit am Schreibtisch wieder aufgenommen und bis Sonnenuntergang nicht mehr unterbrochen. Dann empfängt der Papst gewöhnlich ein paar intime Besucher, denen er sich bis gegen halb zehn Uhr widmet, um welche Zeit er den Rosenkranz betet. Das Abendessen folgt, und alles begiebt sich zur Ruhe, bis auf Leo XIII., der seine Thätigkeit am Schreibtisch wieder aufnimmt. Die Bewohner Roms können oft noch nach Mitternacht ein Fenster des Vatikans erleuchtet finden, welches ihnen sagt, daß ein großer Mann noch an der Arbeit ist in so später Stunde.

Das ist die in täglicher Einförmigkeit sich wiederholende Lebensweise des Oberhauptes der katholischen Kirche. Trotz dieser Einförmigkeit bietet sein Leben täglich des Interessanten genug. Denn der Papst ist trotz seiner Abgeschlossenheit stets in reger Verbindung mit der ganzen Menschheit; alle Fragen, die sie interessieren, interessieren ihn auch. Der „Figaro“ schildert dies unter dem 29. Juli d. J.: „Obwohl der Papst im Gefühl der Unfehlbarkeit als oberster Lehrer der Kirche sich in eine stolze Forderung zurückziehen könnte, so besitzt er doch in unvergleichlich hohem Grade den Mut, vom rein menschlichen Standpunkt aus sich über aufgeworfene Fragen zu verbreiten, in innigen Kontakt mit den Menschen zu treten. Ja, entschlossen setzt er vielleicht sogar etwas von dem ihn als obersten Hirten umgebenden Prestige in den Augen seiner Gläubigen aufs Spiel, indem sein Rat ihnen eine politische Stellungnahme empfiehlt, die im Gegensatz zu den überkommenen klerikalen Anschauungen stehen mag, die aber doch dem Geiste der Heilslehre sich mehr nähert. Wie ein angesehener Italiener, der mehr als einmal mit dem Papste Unterhaltung gepflogen, dem römischen Korrespondenten gegenüber vor einigen Tagen sich äußerte, trägt dieser „Unfehlbare“ ein förmliches Verlangen nach widersprechenden Äußerungen in sich; er ist darüber ganz entzückt; sie lassen sein Auge aufleuchten. Leo XIII. liebt nicht eine Unterredung mit Leuten, welche schon von vornherein eine Anschauung haben, die sich mit der seinigen deckt. „Er ist ein großer, freier Geist. Man hat gemeinhin keine Ahnung von der Tiefe und Höhe seiner Ideen. Diese verdienten besser gekannt zu werden.“

Diese Ideen scheinen den Körper des Papstes noch aufrecht zu halten; denn wer den hageren, gebrechlichen, auf den Stoc gestützten Greis einherwandeln sieht, glaubt nicht, daß in einem solch gebrechlichen Gefäße ein so starker Geist enthalten sei.

Und doch ist Leo XIII. gesund und fühlt sich wohl, auch wenn Rom unter der drückenden Glut der Hundstage seufzt. Das Geheimnis dieser wunderbaren, unverwüßlichen Lebenskraft Leos ist seine asketische Bedürfnislosigkeit. Als Erzbischof rühmte er sich einst, für seinen Gaumen täglich nicht mehr als eine Lira

zu brauchen, und als er später als Kämmerer der römischen Kirche für seine Mahlzeiten drei ganze Lire ausgab, klagte er sich fast der Hoffart an. Wie er als Papst lebt, ist bekannt. „Meine Wünsche“, schreibt er in einem seiner unzähligen Distichen, „finden an einem spiegelnden Tischgeschirr, einem blendenen Sinnen und zwei frischen Eiern reichlichste Befriedigung.“ Seinen Kammerdiener Pio, der ihn am Tage seiner Erhöhung mit einer besondern süßen Zugabe überraschte, tabelte er darüber mit den Worten: „Pio, der Magen des Papstes ist nicht größer geworden. Bleiben wir bei dem alten Brauch; ich will nicht an einer Verdauungsstörung erkranken.“

Bei dieser seltenen Anspruchslosigkeit ist es kein Wunder, wenn er, ob schon fast neunzigjährig, die kernige Lebhaftigkeit eines gesunden, alten Mannes sich bewahrt hat. Er liebt das Leben, vielleicht nicht um seiner selbst willen, aber er liebt es stark und unerschütterlich. Er ist nur noch ein Geist, aber dieser Geist will sich auch fortan an irdischen Dingen messen. „Wie lange“, fragte er unlängst den Professor Mazzoni, „wie lange glauben Sie wohl, daß ich noch auf Erden wandeln werde?“ — „Ich habe kein Recht“, antwortete der Chirurg, „dem Spruche des Schicksals vorzugreifen; aber Eure Heiligkeit sind gesund und Ihr Geist so jugendfrisch, daß er dem Körper leicht über das hundertste Jahr hinweghelfen wird.“ — „Das ist wahr“, meinte sinnend der Papst, „der Geist ist frisch und rüstig . . . Mein langes Leben liegt in allen Wandlungen klar vor mir, als sähe ich es in einem blanken Spiegel. Es ist eine Gnade Gottes, für die ich demütig danke, die mir aber große Freude bereitet und mich, ich bekenne es, auch mit Stolz erfüllt. Ich fühle mich jung.“

Professor Mazzoni sagt, gegenüber diesem Phänomen der Unverwundlichkeit eines mit Arbeit und ersten Sorgen gewürzten Menschenlebens dürfen die Aerzte beruhigt die Hände in den Schoß legen. Papst Leo XIII. werde nicht sterben wie andere Menschen, er werde erlöschten wie eine Lampe, die nach Aufsaugung des letzten Deltröpfchens langsam verglimmt. Eines Morgens aber werde ihn der treue Pio tot finden, über einem Sendschreiben oder mit gefalteten Händen, als wäre er in Gebet versunken. L. H.



Der Bankrott der Erde.

Für den 13. November dieses Jahres war nichts Geringeres als — der Weltuntergang prophezeit worden. Der freundliche Prophet war Wettermeister Falb, dessen Wetterprognosen zum Glück in den letzten Jahren so gänzlich versagt haben, daß die sonst so leichtgläubige Menschheit diesmal nicht sehr geneigt war, die Prophezeiung ernst zu nehmen. Später hat dann der „Wetterkundige“ selbst seine Vorherfage dahin eingeschränkt, daß die Erde zwar an dem „kritischen“ Tage mit einem der drei Tempelschen Kometen zusammenstoßen, von dem Anprall aber weiter nichts erleiden werde, als einen prachtvollen Sternschnuppenfall, wie er aus demselben Anlaß bereits im Jahre 1866 beobachtet wurde. Denn

der die Erdbahn so unvorsichtig kreuzende Weltenbummler gehört zu den periodischen Kometen, mit einer Umlaufszeit von 33 Jahren. Und wenn der diesjährige „Zusammenprall“ ihm noch einige Reste gelassen haben wird, so erlebt die Menschheit von 1932, die berufen ist, Goethes hundertjährigen Todestages weisevoll zu gedenken, daselbe eindrucksvolle Schauspiel am Firmament, dem die heurige Menschheit in wenigen Wochen beizohnen wird, nachdem sie eben erst Goethes hundertundfünfzigjährigen Geburtstag festlich begangen hat — ein Schauspiel, das Professor Förster, der Direktor der Berliner Sternwarte, als ein „wahrhaft ergreifendes“ bezeichnet hat: betrug doch die Zahl der in der Nähe des sogenannten Strahlungspunktes im Sternbild des Löwen in der Nacht vom 13. zum 14. November 1866 aufleuchtenden Meteore 125 in der Minute, also mehr als zwei in der Sekunde; „und an der ganzen sichtbaren Himmelsfläche waren zur selben Zeit mitunter 10 bis 20 leuchtugelartig aufflammende Sternschnuppen, größtenteils mit langen, nachleuchtenden Schweifspuren, während einer Sekunde zugleich sichtbar, ja, kurze Zeit hindurch war einige Male die ganze Himmelsfläche von 40 bis 50 solcher Leuchtugeln auf einmal erfüllt.“

In früheren Jahrhunderten haben Weltuntergangsprophezeiungen wie die Falbsche viel Unfug angestiftet, zumal sie vielfach von kirchlichen Autoritäten ausgingen, namentlich von den Anhängern des Chiliasmus, der Vorstellung von der persönlichen Wiederkunft Christi und seinem erneuten Regiment auf Erden im tausendjährigen Reiche. Ein sehr lesenswertes Schriftchen des katholischen Pfarrers Ludwig Heumann in Elbersloh, „Der Weltuntergang nach Bibel und Astronomie“ (Selbstverlag des Verfassers), zählt z. B. als solche falschen Rechenemeister aus theologischem Lager auf: die Kirchenväter Cyprian, Ambrosius, Basilius, des ferneren heilige Männer wie Norbert und Vincenz Ferrarius. Wiclif, der englische Kirchenreformer, setzte das Weltende für das Jahr 1400 fest; der berühmte Geschichtsschreiber Regiomontanus auf 1588, der gelehrte deutsche Kardinal Nikolaus von Cusa zwischen 1700 und 1734; die Irwingianer erwarteten den Weltuntergang am 14. Juli 1834, die Magdeburgischen Centurien, jenes große lutherische kirchenhistorische Werk aus den Jahren 1559–74, sagten ihn für 1866 voraus; der berühmte protestantische Theologe Württembergs, Johann Albrecht Bengel, der Vater des modernen Chiliasmus, errechnete das Jahr 3336 als das des Weltunterganges, nachdem die Wiederkunft Christi im Sommer 1836 erfolgt sein würde, also nicht tausend, sondern zweitausend Jahre vorher. Nach Bartholomäus Holzhauser, dem 1658 gestorbenen Dechanten in Bingen, hätten wir ihn anfangs, nach Bischof Kremenß genau um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zu gewärtigen. Der gelehrte englische Theologe und Astronom William Whiston erwartete das Weltende von dem großen Kometen, der im Jahre 1680 auftauchte, und der bereits seinerzeit die Sintflut verursacht haben sollte. Er berechnete sogar genau den Tag, an dem jene alttestamentliche Katastrophe gewesen, nämlich am 2. Dezember 2926 v. Chr. An diesem Tage sei der Unglückskomet der Erde bis auf 2710 Meilen nahegekommen, habe ein ungeheures Anschwellen des Meeres und damit die alles vernichtende Ueberschwemmung verursacht. Im Jahre 2225 werde er die Erde aus ihrer Bahn und so nahe an die Sonne herandrängen, daß diesmal alles Lebendige verbrennen müsse. Zum Glück hat Ende, der doch wohl der zuverlässigere Gewährsmann sein dürfte, ausgerechnet, daß der Komet von 1680 nur alle 8800 Jahre wiederkehrt. Die

Menschheit hätte also immer noch sieben Jahrtausende Zeit, um sich auf die Katastrophe vorzubereiten, die etwa durch ihn erfolgen könnte.

Wie sehr übrigens derartige Prophezeiungen doch auch in unseren Tagen noch auf Glauben stießen, geht aus dem ebenfalls von Pfarrer Heumann in seinem Schriftchen erwähnten Umstande hervor, daß man im praktischen Amerika sie geschäftlich ausgenützt hat, indem dort manche Konfektionsgeschäfte weiße Gewänder annoncierten, damit man darin dem Herrn bei dessen Wiederkunft entgegengehen könne.

Die neuere Wissenschaft hat den Glauben verloren, daß aus dem Zusammentreffen selbst des dichteren Kerns eines Kometen mit der Erde für diese irgend welche Störungen erwachsen könnten, da die Masse auch der Kometenköpfe viel zu gering sei, als daß sie auch nur den kleinsten Planeten oder feinen Trabanten in seinem Laufe nach der Gestirne ehernen Gesetzen beeinflussen könnte. Und da 500 dieser Schweifsterne seit Christi Geburt dem Auge sichtbar geworden sind, ohne der Erde etwas Böses zugefügt zu haben — wozu noch seit der Erfindung der Fernrohre ebensoviel nur dem bewaffneten Auge wahrnehmbare kommen — so spricht eine zweitausendjährige Erfahrung für die Ansicht der modernen Wissenschaft von der Ungefährlichkeit der Kometen. Allein Weissagungen und Berechnungen über Weltende und Erbvernichtung sind zu allen Zeiten viel zu sehr Lieblingsbeschäftigung der spekulativen Köpfe unter den Dichtern und Mystikern wie unter Forschern und Philosophen gewesen, als daß man geneigt wäre, vor dem Gebot der Astronomen nunmehr einfach Halt zu machen. Zunächst rechnete man auch in den letzten Jahrzehnten noch immer mit der kosmischen Möglichkeit der dereinstigen Vernichtung aller irdischen Herrlichkeiten. Mit einer Möglichkeit, die ganz im Bereiche der modernsten Physik liegt: Hatte nicht die Kant-Laplacesche Weltentwicklungslehre es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß unser Sonnensystem und gleich ihm alle die anderen unzähligen Fixsternsysteme mit ihren Scharen von Planeten und Monden durch Abkühlung und Zusammenziehung einer ursprünglich ziemlich gleichartigen, weit über den Raum der heutigen Planetenbahnen hinaus verteilten Dunstmasse entstanden sind? Unter dem Einfluß der allgemeinen Massenanziehung bildete sich in dieser Dunstmasse ein dichterer Hauptkern, der mitsamt der ihn umgebenden Hülle glühender Gase um eine Achse rotierte, sich immer mehr zusammengog und schließlich sich zur Sonne gestaltete; aus der rotierenden Dunstmasse aber lösten sich kleinere Massen wieder los, die sich schneller abkühlten und nun als Planeten um den großen Kern, die Sonne, kreisten, ihrerseits jedoch ebenfalls wieder Attraktionszentren für noch kleinere und daher noch schneller abkühlende Dunstkerne wurden, die Monde und Trabanten. Also aus einem ungeheuren Abkühlungsprozeß wäre unser Planetensystem hervorgegangen. So müßte demnach auch einmal ein Zeitpunkt eintreten, an dem die Sonne so viel Wärme verloren hat, daß sie der Erde nicht mehr genug von dieser lebensweckenden und lebenserhaltenden Kraft spenden kann, daß unser Planet mithin dem Schicksale entgegengeht, dem sein getreuer Traband, der Freund unserer Nächte, der Mond, schon so lange verfallen ist, ein Zeitpunkt, an dem nach Dubois-Reymonds drastischem Ausspruch „der letzte Eskimo trauernd am Aequator beim Scheine einer Thranlampe friert“. Denn was der Mond geworden ist, dieses bis ins innerste Mark erstarrte, luft- und wasserlose Gestirn, auf dem ein 354 Stunden langer, glühendheißer Tag,

mit einer Temperatur von etwa 300°C ., ganz unvermittelt mit einer genau so langen, eisigkalten Nacht von annähernd ebensovieleen Temperaturgraden unter Null abwechselt, das wird auch die Erde dereinst werden, eine ausgebrannte Schlacke, ein Gisklumpen, ein totes Steingerippe, wenn — die Sonne soweit erkaltet sein wird, daß alle hineinfallenden Meteoritenmassen sie nicht mehr auf-frischen könnten. Wann dieser Zeitpunkt eintreten würde, das wurde nun in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren Gegenstand der Rechnung unserer Astrophysiker und der Spekulation unserer Weltuntergangspropheten. Den Versuch, die Sonnentemperatur zu berechnen, hat, als erster, im Jahre 1838 Pouillet gemacht; er kam nur auf den unwahrscheinlich geringen Beitrag von 1500° , während anfangs der siebziger Jahre Secchi nach derselben Methode fast das 7000fache errechnete, nämlich über 10 Millionen Grad.

Die Möglichkeit, auf die Sonnentemperatur zu schließen — von einem direkten Berechnen kann natürlich nicht die Rede sein —, ist dadurch gegeben, daß die Strahlungsenergie der Sonne mit Hilfe eines Aktinometer oder Pyrheliometer genannten Apparates sich bestimmen läßt. Nach einem von dem österreichischen Physiker Stefan gefundenen Gesetz ist die von einem glühenden Körper ausgestrahlte Wärmemenge proportional der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur, nach den allerneuesten Forschungen der Berliner Physiker Cummer und Pringsheim genauer: proportional der 3,96ten Potenz. Daraus ergibt sich für die Sonne eine Temperatur von 7000 bis 10000 Grad, auch eine verhältnismäßig niedrige Ziffer, da sie nur das Doppelte bis Dreifache der Hitze des elektrischen Bogenslichts ist, während ein stark gespannter elektrischer Funken sogar bis zu 20000° Hitze entwickeln soll. Die Gesamtmenge von Wärme jedoch, die die Sonnenoberfläche jahrüber auf die Erde herniederstrahlt, würde freilich nur durch eine 55 mit 31 darangehängten Nullen auszudrücken sein. Und da läßt sich schon denken, daß eine so kolossale, fortwährende Wärmeausstrahlung, die rechnermäßig eine jährliche Abkühlung der Sonne um 29°C . zur Folge haben müßte, mit der Zeit Wärmeverluste bedingt, die schließlich zu einer dauernden Abnahme der Sonnentemperatur führen. Helmholtz freilich hat schon 1853 darauf hingewiesen, daß dieser Schluß durchaus kein zwingender sei, da eine neben der Ausstrahlung sich vollziehende Kontraktion des als gasförmig vorausgesetzten Sonnenballs gleichzeitig eine so große Menge potentieller Energie in kinetische Wärmeenergie verwandle, daß die Temperatur der Sonne stets auf gleicher Höhe erhalten wird, wenn nicht gar zunimmt. Wenn die Sonne sich auch nur um den zehntausendsten Teil ihres Durchmessers zusammenzieht, so wird hierdurch schon eine Wärmemenge frei, die eine Temperaturerhöhung um 2861° hervorrufen würde, also geeignet wäre, die jährliche Abnahme der Sonnentemperatur um jene 29° für einen Zeitraum von 1300 Jahren zu ersetzen. Ob eine solche Zusammenziehung des Sonnendurchmessers wirklich stattfindet, könnte erst in 6500 Jahren festgestellt werden, da sie früher zu geringfügig wäre, um merk- und meßbar zu sein. Unmerklich wird also auch eine etwaige Abnahme der Sonnenwärme in den nächsten 6 bis 7 Jahrtausenden sein. Nach einer Berechnung soll die Sonne sogar noch 6—8 Millionen Jahre lang in der gegenwärtigen Stärke strahlen und erst in etwa 100 Millionen Jahren so weit sein, daß sie den erlittenen Wärmeverlust nicht mehr einzuholen vermag und infolge dessen zu einem dunkeln, erdähnlichen Gestirn herabsinkt.

Hundert Millionen Jahre! Das war so weit hin, daß mit diesem Zeitpunkt rechnen, so gut wie mit dem Begriff „ewig“ operieren hieß. Das konnte den modernen Lüftlern und Propheten nicht genügen. Und entsprechend dem letzten Entwicklungsgange der Wissenschaft, die sich immer mehr in Specialforschung zu verfliegen begann, fand man nun auch für das Erleben die verschiedensten Specialuntergänge, die jeder für sich im schließlichen Gefolge das Ende der Menschheit bedeuten mußten. Man begann damit, nachzurechnen, ob dies oder jenes zum Leben der Menschheit unbedingt notwendige Naturprodukt nicht eines schönen Tages knapp zu werden anfange und endlich gar völlig aufgebraucht sein würde, so daß unsere bejammernswerten Enkel einfach an diesem Mangel zu Grunde gehen müßten. Es wurde der Erde, die heute noch in so verschwenderischer Fülle ihre Schätze hergiebt, mit tüchtlichem Behagen nachgerechnet, daß sie in absehbarer Zeit rettungslos vor dem Bankrott stände, wie der Verschwender, der mit allzu-vollen Händen sein Eigentum verstreut, oder richtiger, wie das schlechtberathene Waisenkind, mit dessen Vermögen ein ungetreuer, selbstsüchtiger und kurzsichtiger Vormund — der Mensch — gar übel gewirtschaftet, bis es total bankrott war, ausgepreßt wie eine Zitrone.

Da mußte zuerst die Steinkohle daran. Was sollten wir wohl ohne Steinkohlen machen? Und mußte nicht einmal der Tag kommen, an dem das letzte Kilo dieser Wärmespenderin der Erde entrissen und verbraucht sein könnte? Der Bestand ließ sich ja annähernd berechnen und somit auch die Frage beantworten, ob und wann die vorhandenen Kohlenvorräte unseres Planeten einmal ein Ende nehmen würden. Schon 1831 tauchte in England die Frage auf, und es wurde sogar eine Kommission eingesetzt, die auch für Großbritannien den Vorrat an Kohle ausrechnete, nämlich auf 148 Billionen Kilo. England gewinnt augenblicklich jährlich 217 Millionen Tonnen Steinkohlen, somit würde, wenn die Produktion auch nur so weiterginge, ohne sich noch zu steigern, in 682 Jahren Großbritannien das letzte Centner Kohlen zu Tage gefördert haben. Das wäre noch immerhin ganz tröstlich; mein Gott, was kann in mehr als einem halben Jahrtausend alles passiert, was entdeckt, erfunden, konstruiert sein, um eine neue, die Kohle ersetzende Kraftquelle zu haben! Aber da kam nun im vorigen Jahre die Society of Arts, eine bedeutende wissenschaftliche Gesellschaft in London, und unterzog die älteren Rechnungen einer sorgfältigen Nachprüfung, und siehe da, die neuen Resultate lauteten viel betrüblicher: nicht erst in fast 700, sondern schon in 250 Jahren werden die englischen Kohlenvorräte erschöpft sein, ja, die Kohlenlager bester Qualität, soweit sie in einer Tiefe bis zu 2000 Fuß liegen und nicht mehr als die normalen Abbaukosten erfordern, sogar schon in fünfzig Jahren! Also im nächsten Jahrhundert schon wird, für England wenigstens, guter Nat, d. h. gute Kohle teuer sein. So wie in England, wird es in anderen Ländern erst recht sein, die ja meist noch kohlenärmer sind. Als Retter in dieser Verlegenheit trat Lord Kelvin auf, der berühmte englische Physiker. Er hielt einige Monate später in der britischen Naturforscherversammlung zu Toronto einen Vortrag, in welchem er nachwies, daß die auf Erden vorhandene Kohle überhaupt nie verbraucht werden könne. Einfach aus dem Grunde, weil garnicht so viel Sauerstoff in der Erdatmosphäre vorhanden sei, um alle Kohle zu verbrennen. Dieser in der Erdatmosphäre enthaltene Sauerstoff stelle eine solche Menge dar, daß sie ausreichen würde, ein Drittel Trillion Kilogramm Kohle zu

oxydieren, nicht aber die halbe Trillion, die den Kohlenreichtum des Erdballs ausmache. Vollends die über Großbritannien lastende Sauerstoffmenge sei nicht annähernd so groß, als daß sie für die Oxydation der dortigen Kohlenvorräte ausreichend wäre. Also werde das tierische wie menschliche Leben nicht an der Erschöpfung der Kohlenvorräte dereinst zu Grunde gehen, sondern — und da wird aus dem Netter Kelvin gleich wieder ein neuer Unglücksprophet, man will doch sein Specialuntergangchen auf alle Fälle haben — am Mangel an Sauerstoff! Das heißt an Erstickung. Als die Erde, so führte Lord Kelvin wenige Wochen später aus, von dem feuerflüssigen in den festen Zustand übergegangen war, fand sich nur sehr wenig Sauerstoff in freier Form, d. h. in der Atmosphäre vor, dagegen recht viel Kohlenäure und Wasserdampf. Beweis: die üppige Vegetation in jener Epoche, denn bekanntlich brauchen die Pflanzen vor allen Dingen Kohlenäure, deren Gehalt an Kohlenstoff sie aufspeichern, während der in der Kohlenäure enthaltene Sauerstoff frei wird. Den Sauerstoff in der Atmosphäre haben wir also dem Pflanzenwuchs zu verdanken, und wenn dann eine Pflanzengeneration nach der andern hinstarb, wurden aus ihren Nesten jene mächtigen Kohlen-, Torf- und Petroleumlager. Nun aber nehmen wir den umgekehrten Prozeß vor: wir benötigen jene pflanzlichen Produkte als Heiz- und Brennmaterial, entziehen somit der Luft den Sauerstoff wieder und vermehren von Tag zu Tag ihren Gehalt an Kohlenäure so sehr, daß schließlich animalisches Leben unmöglich wird. Und Lord Kelvin rechnet aus, daß dieser Zeitpunkt des gänzlich verbrauchten Atmosphärensauerstoffs bereits in vierhundert Jahren eintreten, daß bis dahin die Menschheit den Erstickungstod gestorben sein wird, wenn — gottlob giebt er zugleich ein Mittel an, die wenig tröstliche Prophezeiung zunichte zu machen — wenn wir nicht damit rechtzeitig vorgehen, jenen Prozeß zu wiederholen, der sich schon einmal in der Jugendzeit unserer Erde abgespielt hat, indem wir durch richtige, zielbewußte Forstkultur das Heranwachsen einer außerordentlichen Vegetation begünstigen; dann würde diese wieder den nötigen Sauerstoff produzieren, die Pflanzen — die natürlich möglichst Nährgewächse sein müßten, um gleichzeitig der Gefahr des Verhungerns vorzubeugen — wären die Retter der Menschheit vom drohenden Erstickungstode!

Und das Verhungern! Ein neues Untergangchen! Wieder ist's ein spekulativer Engländer, der der Erde den demnächstigen Bankrott vorhersagt, der berühmte Chemiker William Crookes. Diesmal heißt es, daß infolge des Anwachsens der Menschheit die Erde in absehbarer Zeit nicht mehr genug Getreide hervorzubringen im stande sein werde. Noch 1871 gab es erst 371 Millionen Broteffer, 1881 schon 416, 1891 bereits 472 und 1898 gar 516 $\frac{1}{2}$ Millionen. Um 516,5 Millionen hungrige Mäuler mit Brot zu versorgen, sind 836 640 000 Hektoliter Getreide nötig. Produziert wurden aber 1897/98 nur 691 560 000, also ein Defizit von 145 080 000 Hektolitern! Aus der Campagne des Jahres vorher war noch ein Vorrat da von 108 Millionen Hektolitern, so daß immer noch ein Defizit von 37 080 000 Hektolitern blieb, das macht etwa 6 $\frac{1}{2}$ Millionen hungriger Mäuler. Noch in den achtziger Jahren waren stets erhebliche Reserven vorhanden, erst die 95er Ernte blieb unter dem Mittel, und seitdem die weiteren auch. Würden wir nicht bald daran gehen, die ungeheuren anbaufähigen Flächen in den Vereinigten Staaten, Canada, Argentinien, Indien, Australien und vielleicht auch Afrika dem Getreidebau nutzbar zu machen, so würde die Menschheit

schon in Bälde vom Hungertode bedroht sein, für kein Gold der Erde könnte sie den Bedarf an Broitfrucht schaffen.

Wenn — ja wenn dann überhaupt auch noch Gold genug vorhanden wäre. Aber auch dem Golde ist in allerneuester Zeit das Ende prophezeit worden, nachdem schon 1877 der Geologe Eduard Süß in seinem Werke „Die Zukunft des Goldes“ den Nachweis versucht hatte, daß es mit den für Menschenhand erreichbaren Goldablagerungen der Erde zu Ende geht. Die gesamte Produktion erreichte 1897 einen Wert von rund einer Milliarde Mark, und davon verbraucht das Kunstgewerbe allein eine Viertelmilliarde. Wie lange, und man wird die Schmuckfachen einschmelzen müssen, um den stetig sich steigenden Bedarf an Münzengold zu decken. Ja, könnte man den Goldgehalt des Meerwassers nutzbar machen! Dieses enthält zwar nur ganz minimale Spuren metallischen Goldes, nach den Untersuchungen von A. Liverridge auf die Tonne Wasser nur 6 Milligramm, die einen Wert von $1\frac{2}{3}$ Pfennigen haben. Indes ergibt das für einen Quadratkilometer Meeresfläche bei einer Tiefe von 4 Kilometern, der durchschnittlichen Tiefe der Ozeane, schon das enorme Gewicht von 24 000 Kilogramm Gold, den fünfzehnten Teil der jetzigen Weltproduktion. Der Goldgehalt der gesamten Ozeane aber würde die ganz unwahrscheinliche Summe von 5888 Billionen Mark betragen und einen massiven Würfel von 718 Metern Seitenlänge darstellen. Unter die 1600 Mill. Erdbewohner gleichmäßig verteilt, ergäbe sie für jeden nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Mill. Mark. Wozu noch $\frac{1}{3}$ Million Silber käme, denn auch Silber, für 530 Billionen Mark, ist im Meeresswasser enthalten. Man hat sich bereits mit dem Plan getragen, auf elektrolytischem Wege dieses Gold und Silber des Meeres zu gewinnen, aber einstweilen hat sich das Projekt noch als unausführbar herausgestellt. Wenn es doch einmal gelingt, wird Gold und Silber wohlfeil wie Brombeeren werden.

Das Tröstliche haben alle diese modernsten Katastrophenansagen, daß sie uns die Möglichkeit offen lassen, dem drohenden Bankerott zu entgehen, wenn wir nur bei Zeiten uns zu geänderten und teilweise ganz neuen Wirtschaftsweisen entschließen. Bezeichnend aber für unsere allein auf das Materielle gerichtete Zeit ist es, daß, während die alten Prophetien der Menschheit innere Umkehr predigten zu sündenlosem Wandel, diese neuen Prophezeiungen der modernen Wissenschaft uns einzig die Sorge nahelegen, fortan bessere Haushalter der irdischen Güter zu sein als bisher. Was der einstigen Menschheit unter materiellem Bilde ein sinnloses Gleichnis war, die heutige hat es zur Wörtlichkeit vergrößert, das Gleichnis vom Buchern mit dem Pfunde. Paul Schettler.



Hans Thoma zum 60. Geburtstag.

Streubigen Wiederhall in allen deutschen Herzen, so viele ihrer der Kunst zugehan sind, möge der Gruß finden, den wir heute dem Frankfurter Meister darbringen. Es giebt Künstler, deren Handfertigkeit wir anstaunen, deren auch feinste berechnete Wirkungen uns verblüffen — andere giebt es, die voll Tief Sinn und Erhabenheit unnahbar uns gegenüberstehen und, während jene Virtuosen oft

wenig inneren Anteil an ihren eigenen Werken verraten, nichts anderes erstreben, als ihrer einsamen und doch zu Mitteilung drängenden Seele fremdartigen Ausdruck zu verleihen. Gar manchen solcher Künstler werden wir voll Anerkennung und Hochachtung huldigen, wenn die Gelegenheit es hervorruft: aber den schönsten und innigsten, den Dank des Herzens, sparen wir auf für die, denen gegeben ist, in künstlerischer Klarheit und Verklärung auszusprechen, was uns Laien im Innersten entzückt, bewegt und ergreift, und doch vergebens nach Form und Wesen in uns ringt. Wir lieben den Künstler, der auch das jenseits des Verstandes Liegende, das formlos uns nur halb Bewußte, in seiner Seele vorempfiehlt und es durch schöpferische Thaten uns zum Bewußtsein bringt. Und wen wir lieben, den wollen wir ehren, indem wir ihn zu verstehen trachten und ihm zeigen, daß wir uns dankerfüllt den Gängen seiner Phantasie anschließen.

Seit wenigen Jahrzehnten erst erheben wir den Anspruch, in dem Kunstwerk, das uns recht eigentlich gefallen soll, das Eigentümlich-Persönliche und zugleich Sympathische zu finden. Man erfreute sich früher schon gern an dem kühnen, kulturhistorischen Pomp der Geschichtsbilder, an dem novellistischen, sentimentalischen oder humorvollen Genre als solchem, an der in einen akademischen Stil gebrachten Landschaft: in allen diesen Gattungen der Malerei lassen wir erst heute auch den gelten, der abseits von der herkömmlichen Straße seine Wahrheit sucht und auf seine Weise, sei sie auch schlicht oder wunderbar, verkündet — vorausgesetzt nur, daß des künstlerischen Sonderlings Eigenart sich durch eine entschiedene Bedeutsamkeit, verbunden mit einem gewissen Grade von Kultur, rechtfertigt. So ist es nicht gar lange her, daß Hans Thoma einer der Lieblinge des deutschen Volkes geworden ist, denn von ihm gilt durchaus, was soeben von den eigentümlichen und sympathischen Künstlern gesagt wurde, und dem noch hinzuzufügen ist, daß er weder durch eine blendende Technik besticht, noch in ausschweifender Darstellung sich ergeht, wie mancher sonst löblich Talentvolle, dem für die Frivolität solchen Gebahrens das Gefühl fehlt.

Mit einem zugespitzten Wort einen ganzen, reichgegliederten Menschen bezeichnen zu wollen, soll man stets Bedenken tragen, und doch drängt sich bei Thoma wie von selbst das Urteil auf, er sei der deutscheste unter unseren jetzt lebenden Maler-Phantasten. Der große Bahnbrecher für alle diese, Arnold Böcklin, fand seine geistige Heimat in Italien, trotz seiner außerordentlich deutschen Anlage für leuchtende Färbung und wuchtigen Vortrag, und trotz der ebenso deutschen, wunderbaren Kraft, die tiefsten und zartesten Regungen des Gemütes glaubwürdig zu gestalten; Franz Stuck findet seine Formen in der Antike, und auch Max Klinger, der Proteus, wurzelt eher an den ägäischen Gestaden oder in einem Nirgendheim als an der Weise. Ein Mann wie Thoma aber ist nicht denkbar außerhalb seines Vaterlandes, und er bleibt, selbst wenn er auf seinem Fluge den Boden Westdeutschlands verläßt, der echte Sohn des Mains oder des Rheins.

Gewiß wird allenthalben, bei Deutschen und bei Welschen, bei Slaven und Orientalen, mit Lust und Freude fabuliert; aber was Thoma erfindet, und seien es auch Fabelwesen, die wirklich nur jenseits der Alpen vorkommen, trägt seinen Zug gemütvoller Poesie in den weichen und schlichten Formen, die der anmutigen und milden Natur unseres Westens entstammen und entsprechen. Und darauf läuft alles bei ihm hinaus: seine Phantasie durchschweift den Himmel und die Erde, aber auch das Fremdartigste giebt er nur wieder, nachdem er es sich

angeeignet, d. h. es seinem urdeutschen, an der heimischen Umgebung erzogenen und von ihr nicht trennbaren Wesen angeglichen hat. Wie er die weitgestreckten, waldbigen oder mit Feldern wohlbestellten Hügel seines Taunus, die mächtigen Rußbäume, Buchen und Tannen auf dem Plan vor den Dörfern, die sonnigen, mit Blumen bedeckten Wiesen, die zum geschlängelten Bach hinabziehen, und darüber den Sommerhimmel mit den gehaltenen weißen Wolken gleichsam als den Zubegriff der Natur, als die notwendige Landschaft auffaßt und mit der Unbefangenen echter Ueberzeugung verwertet, so sieht er auch den Menschen, und sei er der nackte allegorische, stets nur im germanischen Typus und beherrscht vom germanischen Temperament — wenn anders eine gewisse sinnende Ruhe, die sich von der antiken durch einen Zug der Treuherzigkeit unterscheidet, so zu bezeichnen erlaubt ist. Diesen deutschen Menschen aber stellt er in allen seinen Lebensaltern, vom Säugling an bis zum Greise, mit Vorliebe bei der Jugend verweilend, in schlichtester und einfachster Gestalt und Thätigkeit dar: die Sphäre seiner Leute ist der Bauernstand und dessen Tagwerk, die Gesellschaft des biedern und friedlichen Arbeiters, dazu die der wandernden Burschen und Reisigen. Auch wenn er Ritter auftreten läßt, entfernt er sie nicht vom Typus des Volkes, und ihr Adel ist der patriarchalische eines Götz oder seinesgleichen; selbst seine Naturgeister, die Wasser- und Luftgeschöpfe, mit denen er sich so gern besetzt, und die nackten, zeitlosen Jünglinge und Frauen, an deren mystisch-phantastischem Treiben er sich so oft ergötzt, sind unzweifelhaft gute Bauernjöhne und -Töchter. Der wunderliche Widersinn, der in dem allen liegt, wird nur dem trockenen und dem un-deutschen Betrachter unlöslich scheinen, denn die sinnige Märchenstimmung, die naive, träumerische Phantastik, das Schweben in wortlosen, wehmütigen oder heiteren Gefühlen, die alle Schöpfungen Thomas, selbst seine Bildnisse, durchwehen, machen sie jedem eines herzhaften Aufschwunges fähigen Gemüte verständlich, und wenn wir von nationalen Eigenschaften reden wollen, so ist diese Art von unromanischer Romantik, von tüchtiger Sentimentalität, von bescheidener Naturschwärmerei und von Behagen am verheißungsvollen Geheimnis für uns Deutsche überaus charakteristisch. Wie Thoma's langgefiederte Wundervögel durch die Blitze sausen, wer weiß woher? und wohin? — wie seine schlanken Jünglinge Pfeile in die Wolken versenden, die ein unbekanntes Ziel treffen werden — wie die Augen seiner Kinder von einer andern als der sichtbaren Welt erzählen, so webt der deutsche Geist, am wahrsten in seinen Künstlern, seinen Dichtern offenbart, überhaupt im Phantastischen.

Ja, unser Thoma, der erste Mann mit den freundlichen braunen Augen, ist ein echter deutscher Künstler, einer, der jedem, für den er schafft, auch menschlich nahetritt. Er gehört zu denen, die wir nicht sowohl bewundern, als vielmehr lieben, zu solchen, denen wir uns persönlich nähern, in deren Leben wir blicken möchten. Jetzt ist es ihm vergönnt, in Rüstigkeit und Frische seinen sechzigsten Geburtstag zu feiern. Noch jahrzehntelang möge er jugendlich bleiben, und dazu wünschen wir ihm weder Titel noch Orden, aber eine Schar von treuen, dankbaren Freunden, und zu frühlichem Anklingen einen Römer goldigen Rheinweins!

Wolfgang von Oettingen.



Chopin.

Zu seinem 50. Todestage am 28. Oktober.

Chopins Leben ist in einer sehr guten Darstellung von Necks beschrieben worden, die immerhin zu den Biographien gehört, welche weder Heldengedichte eines Schwärmers, noch Stammeleien eines Philologen sind, sondern wirkliches Verständnis für das Wesen der Kunst verraten. Um Chopins Bedeutung für die Geschichte der Klavierliteratur zu schildern, möchte ich irgend ein Stück herausgreifen, an dem sein Charakter gut zu erkennen ist: sowohl seine technische Vollendung als die geistige, die bei ihm beide gleich hoch stehen und sich vollkommen decken. Nehmen wir das vielgespielte Des-dur-Notturno, op. 27, 2, eines der berühmtesten Stücke aller Klavierliteratur.

Es heißt Nocturno, ein Name, den Chopins Vorgänger, der Schotte Field, für kleine sentimentale Stückerchen aufbrachte. Aber es bietet in seiner Form nichts direkt Neues gegen die klassische Literatur. Es ist ein „Rondo“, wie es sich aus dem alten Rundtanz entwickelt hat: eine Hauptmelodie wird einige Male wiederholt und zwischen den Wiederholungen stehen anders gefasste Abschnitte, die in der altfranzösischen Klaviermusik, welche alle diese Tanzformen zuerst entwickelt hat, Couplets hießen. Vom Tanze ist hier nichts mehr geblieben, alles ist in eine höhere geistige Sphäre aufgegangen. Die Hauptmelodie ist das beginnende schöne und gefangreiche Thema in Des-dur, das erste „Couplet“ ist ein bewegterer Abschnitt in B-moll, das zweite steht in A-dur, das dritte in Es-moll führt zu dem selbständigen Schluß, der über dem Orgelpunkt Des aufgebaut ist. Die Coupletteile sind nicht von einander verschieden, sondern behandeln dasselbe Thema nur in verschiedener Art. Sie durchsetzen sich immer reicher mit Fiorituren. Dies ist der technische Inhalt des Stückes: ein blühendes Hineinwachsen von Fiorituren in das Stammgestüt. Auch das Hauptthema giebt dieser Bewegung nach. Bei seiner letzten Wiederholung moduliert es nicht mehr nach Ges, sondern bleibt kolorierend auf dem Grundton Des, den späteren großen Orgelpunkt vorbereitend. Diese Linien in der Entwicklung der Tonarten und Grundtöne des Stückes sind von wunderbarem organischen Wuchs, eine Architektur, aus der kein Stein zu nehmen ist, und die zugleich nichts Theoretisches oder Papiernes mehr hat, sondern die Verlebendigung einer alten Form bedeutet. Indem das Hauptthema zum Schluß hin nach unten gravitiert und die Nebenthemen nicht eine willkürliche Neubildung, sondern ein gleiches Fortführen der Zweige bedeuten, ist das Ganze aus dem Mosaik des alten Rondo ein organischer Baum geworden. Diese Entwicklung aus dem Mosaicierten zum Vegetabilischen ist die Geschichte aller Komposition.

Die Fiorituren selbst sind aus dem Geist des Klaviers erfunden. Die linke begleitende Hand hat während des ganzen Stückes dieselbe wiegende Bewegung, nur einstimmig. Die Rechte, der die Melodien zukommen, entfaltet bald aus der anfänglichen Einstimmigkeit eine Zweistimmigkeit, die stets, wenn das Hauptthema wieder an der Reihe ist, in geschickter Weise sich zusammenzieht. Chopins große Klangwirkungen schreiben sich aus diesen drei Schichten von Stimmen her, die nebeneinander laufen und gegeneinander wirken. Sie erreichen die

zauberhafte Tonfülle durch die Illusion der Dreistimmigkeit, die wir mit zwei Händen bewerkstelligen. In ältester Zeit ist die Klaviermusik nur eine wörtliche Uebertragung der allgemeinen Musik, die meist als Gesang aufgefaßt wurde, auf die Tastatur. Allmählich, vor allem seit Mozart, bildet sich das besondere Organ für die Art des Klaviers heraus und jetzt wird das Tonstück aus dem Wesen dieses Instruments erfunden. Chopins Werke bezeichnen einen Höhepunkt darin, da ist keine Melodie, die nicht aus unsern speziellen zehn Fingern fließt, keine Koloratur, die nicht ausschließlich aus der bestimmten Reihenfolge unserer Finger erfunden wäre.

Im Des-dur-Notturmo ist nur eine geringe Anzahl von Taktten zu finden, die eine einfache melodische Linie haben, die schließlich auch von der Violine oder Klarinette wiedergegeben werden können. Das Meiste und das Charakteristischste in diesem Stücke sind die freien kolorierenden Auflösungen. Aber niemals sind Fiorituren seelischer empfunden worden, niemals ist ein reicherer Inhalt aus der soliden Technik emporgewachsen. Fiorituren sind die halbe Geschichte der Musik, speziell der Klaviermusik. Im Anfang stehen die festen kirchlichen einstimmigen Melodien; was sich an sie heransetzt, erst improvisiert, dann aufgeschrieben, dann zu festen Regeln verarbeitet, das bildet den Inhalt der gesamten großen Musikentwicklung bis zum 16. Jahrhundert, in dem die reine Melodie, von der Harmonie begleitet, entdeckt wurde und eine neue Musikgeschichte begann. In dieser neuen Musikgeschichte spielte das Klavier, als tonumfassendstes Instrument, die wichtigste Rolle. Seine Melodien setzten schon bei den alten englischen Virginalisten, mit denen die eigentliche Klaviergeschichte beginnt, Variationen und Fiorituren an, in denen sich die Technik vorahnend zeichnete. In der Zeit der Da-capo-Formen wird dann, bei Italienern und Deutschen, jede Melodie mit ein paar aufgelegten Fiorituren wiederholt, aus denen allmählich wieder feste Melodie-Linien werden, deren Entwicklung wir deutlich bis Beethoven verfolgen können. Auch die Chopinschen Fiorituren und Cadenzen, mit denen er seine eigentümlichsten Wirkungen erreicht, sind — man sieht es in seinen Klavierkonzerten am deutlichsten — entstanden aus dem Koloraturwerk seines großen Vorgängers Hummel, des Mozartschülers. Aber Chopin hat sie wieder aus seelenloser Technik zu selbständigem Leben geführt und ihnen die Bedeutung eignen Inhalts gegeben. Man spielt diese scheinbar improvisierten, sich stets weiter entwickelnden, unendlich abwechslungsreichen, oft ganz taktfreien Figuren seines Notturmos wie eine ganz besondere Musik, wie eine Aussprache durch die eigentümlichsten technischen Mittel des Klaviers, über deren sonneränen Laune sich der ruhig fortschreitende Daß Takt für Takt neu wundert. So wird aus der Etude die Stimmung, aus der Koloratur die Melodie, aus einer Folge von Sexten, Terzen und chromatischen Staccati ein Märchen zauberischer Gänge durch duftende Blumengärten mit gewundenen Lauben, durch deren Ende immer wieder ein kleines Pförtchen auf die Landstraße hinausführt, auf das ruhige Hauptthema, das uns nach den Phantastien der Nebenthemen wieder den regulären Des-dur-Beg weiterschreiten läßt. Zwischen einem alten Rundtanz mit Abgesang und diesem Notturmo mit seinem wehmütig schönen Orgelpunktschluß liegt die ganze Entwicklung von der Form zur Seele, die auch die Geschichte der Klaviermusik ist.

Oscar Re.



Stimmen des In- und Auslandes.



Wilibald Alexis bei Goethe.

In der von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung“ (Berlin, Konfordia, Deutsche Verlagsanstalt) teilt Dr. Max Gwert aus dem Nachlasse von Wilibald Alexis eine Reihe wertvoller „Literarischer Erinnerungen“ mit, die später als Buch gesammelt erscheinen sollen. Die nachstehenden Aufzeichnungen, die auf besonderes Interesse rechnen dürfen, sind dem Kapitel „Dreimal in Weimar“ entnommen:

„Es war als Student, im Jahre 1819, als ich zum ersten Male Weimar sah. Von einer großen Reise, voll frischer wunderbarer Eindrücke heimkehrend, betrat ich, mit heiliger Scheu erfüllt, die heilige Stadt. . . Das Herz pochte laut, schon eine Stunde vorher, mir war eigentlich bange vor dem ersten Anblick der Stadt, wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte. Ob die Sinne es auch recht auffassen, ob ich auch recht würdig das heilige Pflaster betreten würde, das ihre Füße berührt. In einer so klassischen Stadt müsse alles klassisch sein, Straßen, Häuser, Menschen, Holz und Stein, das war so die ungefähre, dunkle Vorstellung, die ich aus der frühesten Knabenzeit mit herübergenommen, ohne als Jüngling mir Mühe zu geben, sie zu berichtigen. Herders Ernst, Schillers Idealität, Wielands Grazie, Goethes Größe, dachte ich, müsse aus jedem Fenster, aus der Miene jedes Spaziergängers mir entgegen nickten.

Nun, wer Weimar gesehen hat, weiß — wie es aussieht. Alle Häuser in Weimar sind nicht Tempel, worin die großen Dichter verehrt werden; selbst das alte Theater, das nachher abbrannte, war es nicht. Denn mehr, als den Göttern Goethe und Schiller, wird dem Göken Kogebue, der ein Stadtkind ist, darin geopfert. Was nun die Bewohner von Weimar anlangt, so wußte wohl ein jeder die Namen Schiller und Goethe; aber wenn ich von der großen Epoche der Stadt redete, so kannte die auch ein jeder, und sprach gern und viel davon, wie man sich immer mit einem vollstigen Nigal des Schrecklichen erinnert. Aber die Weimarsche Epoche ist nicht die Zeit der Dichter, sondern die Schlacht bei Jena, und es hat für den Weimarschen Bürger in Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nichts Merkwürdigeres gegeben, als wie die Franzosen drohend und plündernd zum Thor einzogen.

Nur Weimar wollte ich sehen; die Luft atmen, die Goethe atmete, das war mein höchstes Verlangen. Daß es möglich sei, mich bei Goethen melden zu lassen, und einen Besuch zu wagen, kam dem Studenten nicht in den Sinn. Es zirkulierten wohl Anekdoten, wie der Gewaltige, als eine Anzahl neugieriger junger Leute sich auf seine Treppe gedrängt, um ihn beim Heruntersteigen zu sehen, ihnen ärgerlich den Rücken gedreht und die Thür hinter sich zugeschlagen habe. Der Dichter war damals noch in der Periode, die Voltmann sein Frankfurter Schultheißenamt nennt. Aber wir, die Jugend, waren noch in der pietätvollen Periode, wo man einem großen Mann kleine Schwächen nicht zurechnet.

Der Heiligenschein blieb um seinen Scheitel, auch wenn er uns nur den Rücken zukehrte. — Wie glücklich wäre ich damals gewesen, nur seinen Rücken zu sehen; aber ich sah nicht einmal Zeltern, den Goethe einst in übermüthiger Laune ans Fenster stieß, als neugierige Studententrupps in unbefehdener Stellung das Haus belagerten, um ihn zu sehen. Die Studenten waren zufrieden, hingen im Elefanten ihre Känzel um und wanderten weiter. Sie hatten Goethe gesehen. In jene Zeit gehört auch die berühmte Anekdote von der ältlichen Berliner, die in stummer Bewunderung seine Bekanntschaft suchte, und die Goethen selbst so ungemeines Vergnügen gemacht. Der Heros trat auf sie unerwartet zu und fragte, napoleonisch rasch, wohl in der Absicht, sie zu verwirren: „Kennen Sie mich?“ und die Dame entgegnete mit ehrfürchtigem Kniz: „Großer Mann! wer sollte Ihnen nicht kennen: Fest gemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!“ — Mit einer unscheinbaren Schlächterfrau aus Gera, die von einem benachbarten Markte zu Fuß einige Meilen herübergewandert war, um den großen Dichter nur einen Augenblick zu sehen, und die bescheiden unter einem Baume des Parks auf den Vorübergehenden harrete, unterhielt er sich freundlich mehrere Stunden, die bürgerlich aufgeschürzte Marktgängerin am Arme auf und ab führend. Ueberhaupt mochte in jener Zeit die natürlichste Unbefangenheit von Frauen, die ihn unerwartet antraten, dem Sichern die meiste Theilnahme entlocken, und der Mensch Goethe gleitete durch ein Nebenspörtchen unvermerkt aus dem verschlossenen Heros vor.

Ob ich gleich drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging, und auch lauschend hinter dem Brunnen stand, habe ich Goethen damals doch nicht zu Gesicht bekommen; nur seinen Sohn, den Kammerjunker. Er ging rasch vorüber; ich grüßte, und er nahm den Hut wieder ab. Das war nicht viel, aber doch mehr, als wenn ich Zeltern für Goethen am Fenster angegafft hätte. — Als ich abreisen wollte, weil doch nichts mehr zu sehen sei, verwunderte sich der Gastfreund, ein Primaner, bei dem ich nach damaliger Studentenstille einlagerte, denn drei Tage darauf war — Markt. Wenn man doch einmal von Berlin, über Heidelberg und Bonn, nach Weimar gereist sei, begriff er nicht, wie man wieder abreisen könne, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, was es in Weimar giebt, — den Jahrmart!

Ich war nicht mehr Student, und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste — um Goethen zu sehen. Ein werter Freund aus Württemberg, er war auch already printed, begleitete mich; er hatte denselben Zweck. . . Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog, und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte, Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. Denn man trete nicht in den Tempel von Sais, sondern zu einem Großherzoglich Sächsischen Minister. Die Berliner übertriebene Verehrung des Dichters werde in Süddeutschland nicht geteilt. Wer läßt sich beweisen, daß sein Enthusiasmus ein Irrtum sei!

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Wie lang war der Tag, wie verbroffen die Stunden,

wie tot, langweilig Weimar! Von 4 Uhr an gingen wir in dem Park, der sich an das Haus lehnt, spazieren, um mit dem Glockenschlage über die verhängnisvolle Schwelle zu treten. Was wir im Walde gesprochen und später, ward hier wieder recapituliert. Er war so ruhig, und mir schlug das Herz von einer Bangigkeit, die ich noch nicht kannte. Was war der Moment, wo ich zum ersten Male die Büchse im Arm auf nächtlichem Vorposten stand, und der blasse Mond dem sechszehnjährigen Schützen hinter seinem Versteck die feindlichen Bajonette auf dem Walle zeigte, was die Bangigkeit vor einem Examen gegen den Moment! Selbst das Wiedersehen einer Geliebten, heute dünkte mich das etwas, was nicht zu vergleichen sei mit dem, was hier bevorstand. Ich und Goethe! Unter einem Dache, Aug in Auge, er sollte zu mir sprechen, Mund zu Munde, und ich ihm antworten. Wahrhaftig, in der Fieberhitze, die mich durchglühte, kam mir die Vergleichung des Freundes mit dem Eintritt in den Tempel von Saïs noch schwach vor. Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. Das Salve, die antiken Statuen des Atriums grüßten uns, wie sie andere vor uns und nach uns gegrüßt haben, und wir stiegen die Treppe nach dem kleinen Kabinett hinauf. Alles das ist oft geschildert. Jede Treppe, auch die sanftest sich aufwindende, kostet Atem, wenn eine Entscheidung uns oben erwartet. Bei der goldenen breiten Treppe, die zum Audienzsaal im Münchner Schlosse führt, dachte ich unwillkürlich an die viel bescheidenere des Goetheschen Hauses zurück. Meine Reisegefährten sprachen von dem Herzklopfen, das oft hier an den kalten Wänden wiederklingen mochte, und fanden es unrecht, daß man durch den grellen Gold- und weißen Marmorglanz den schweren Steig noch unbehaglicher gemacht habe. Die Treppe im Goetheschen Hause ist behaglich, nichts blendet das Auge; aber manches Herz wird dort lauter gepocht haben, vor der Schwelle des Dichterkabinetts, als vor den Pforten des Thronsaales.

„Excellenz werden alsbald erscheinen!“ sagte der Kammerdiener, auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend. Und wenige Sekunden darauf, als habe sie schon hinter der Thür bereitgestanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen, blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Silben, die Excellenz erwiderte andere, und deutete einladend auf die Stühle. In der nächsten Sekunde saßen wir, den Rücken gegen das Licht, dessen voller Glanz auf die auch sitzende Excellenz vor uns niederfiel. Die Excellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schoße gefaltet, mit dem Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen, churfürchtvoll übergebengt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ und mich plötzlich in die bare Wirklichkeit zurück versetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort. Nicht Goethe, der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liebesfänger war zu uns getreten, sondern Goethe, der vornehme Mann, gab uns Audienz. — Ich habe einen Geburtsfehler, den ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ablegen kann: ich lasse mir leicht imponieren. Es währt nicht lange, wenn nichts dahinter ist, aber der erste Augenblick ist doch verloren. So

lasse ich mich im Gespräch von angehenden Philosophen, in denen die empfangenen Lehrsätze noch gären, leicht übertäuben, da ich selbst nicht Philosoph bin; und so schnell der systematische Dunst, wenn ich wieder mit mir selbst bin, versiegt, bin ich doch in dem Momente gedrückt, da ich nicht weiß, wie ich eine Speiche in diesem Mühlrade ergreifen soll. Daß das ganze Mühlrad auf einen Fingerdruck, wenn man in die Mühle selbst tritt, stille steht, ist freilich ein Erfahrungssatz, dessen Praxis uns aber nicht immer beim Brausen und Klatschen einfällt. Auch jede wirklich große Persönlichkeit kann mich fesseln, und nicht für den Augenblick allein. Die Wirkung des Zauberblicks aus Tiecks dunkelseuchten Augen, wie er mich beim ersten Eintreten in sein Studierzimmer maß, dauert noch heute fort. Wie ich ihm auch näher getreten bin, und seinen Ansichten die eigenen entgegen treten mögen, noch üben diese Augen einen überwältigenden Zauber. Es dauert die ehrfurchtsvolle Scheu fort, die eine so magisch begabte Persönlichkeit auf empfängliche Gemüther ausüben muß. Vielleicht ist für mich diese Wirkung um so größer, weil Tieck in der Erscheinung nicht imponieren will. Goethe erschien mir da als ein vornehmer Mann, und im Augenblick war die Magie fort. Äußere Bornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappieren, und ich war im Momente darauf wieder ein ganz freier Mann. Statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich, im Gefühl eines gewissen Uebermutes das Wort und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er unwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Barnhagen, und sagte, daß letzterer ein sehr respektabler Mann sei und sein Circle sehr zu empfehlen. Naumers Hohenstaufen waren eben erschienen. Goethe sagte, auf mein Anknöpfen: diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe. Wolffs Darstellung des König Johann gab zu einem indirekten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe: daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerter Künstler sei. Hinsichts jenes Shakespearschen Dramas und des standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublickten: daß nämlich eine Theaterdirektion auf die realen Begriffe ihres Publikums Rücksicht zu nehmen habe und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür gedehnet seien. Alsdann, meinte ich, käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Ungurde handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick und meinte, auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publikum auf diese Art mit wertvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ob, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten. Von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. Die frische

Luft that mir wohl. Also das war Goethe! Ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich hat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir sehr gefallen. Viel mehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn, und vor allem das klare, große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich lieb gewonnen, und nehme den freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit.“ — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Worte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei und von einem Extrem zum andern führe. Was sollte mir die Weisheit! Mein Goethe war dahin. Und gewiß mit großem Unrecht. Wie sollte der mit Besuchen überlaufene Dichter sich anders gegen zwei junge ihm willfremde Männer äußern, die nur gekommen waren, ihre Neugier zu befriedigen, und von denen er nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Morgen-, Abend- oder Mitternacht-Journal alle Vertraulichkeiten abdrucken ließen, falls er sich zu solchen bewogen gefühlt hätte.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Herzen an, und schwenkte Weihfessel, und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Ragen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildnis. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Nikoluthendienst. Denn ich habe nie den Weihfessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erforderlich und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehndienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmutigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange heran, um, indem ich meine Karte abgab, selbst anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde Zutritt erhalten könne? Es sah schlicht und einfach in dem Häuschen aus, keine bronzenen Statuen, kein Salve, aber die grünen Büsche, die Rosen und das Weinlaub nickten in den Flur und in die Fenster des Untergeschosses. Der Diener war zur Hand und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir sogleich Antwort zu bringen, und sie lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde sogleich erscheinen.

Wahrscheinlich hat der Diener auch diesmal Excellenz gesagt, aber ich hörte das Wort Goethe. Das Zimmer war einfach möblirt und heiter wie das ganze Haus, und auch ich war in keiner Feststimmung. Das heißt, ich war nicht vorbereitet, ihn schon jetzt zu sehen. Aber die Erwartung wie die Ueberaschung war eine ganz andere als voriges Mal. Von Bangigkeit keine Spur, aber herzliche Freude durchströmte mit angenehmer Wärme die Adern. Und hier bewährte sich wieder: die Ereignisse erscheinen uns in dem Lichte, wie unsere Stimmung ihnen entgegen tritt.

Noch war keine Minute verflossen, seit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe seine Fußtritte hörte. Die Thür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Mensch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Gestalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des schwarzen Fracks und des silbernen Sternes den Menschen über der Exzellenz nicht sehen ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Thür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand, und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?“

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da und ging in anmutigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mitteilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Teilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Kennterschinken in Ihrer Lappenhütte gegessen?“ so war es Goethen wohl weniger darum zu thun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Scandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Litteratur nicht fremd bleibt, und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmitteilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Gespräche, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spigen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Welt-Litteratur, eines der Lieblings-themata in seinem noch von Phantasieen umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blühte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existierten und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen. Das Bild ist noch jetzt nicht verschwunden, die teure Reliquie von einem Manne, wie ein nächstes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letzte Mal, daß ich Goethen gesehen habe.“



Ein „Römer“ von heute.

Ein lieber Freund in einflußreicher Stellung berührte kürzlich in einem Briefe auch das Kapitel „Nietzsche“. Er, der Briefschreiber, habe zwar natürlich schon längst die Gefährlichkeit der neuen „Herrenmoral“ u. s. w. erkannt, aber

doch nicht geahnt, zu welcher bedrohlichen Größe diese Gefahr bereits angeschwollen sei, wie weit und in welche Kreise hinein der Einfluß des unheilstiftenden Künstler-Philosophen reiche. Dessen werde er sich erst jetzt voll bewußt, nachdem er sich in seiner näheren und weiteren Umgebung persönlich von den verheerenden Wirkungen jener neuen Weltanschauung, besonders auf die Jugend, überzeugen mußte. Er habe Fälle vor Augen — ein besonders drastischer wurde des Näheren geschildert — wo gut geartete und erzogene junge Leute durch die wohl auch nur halbverstandene Lektüre Nietzsches und den Einfluß seiner Gefolgschaft plötzlich in einen souveränen Strafrausch, ja in eine förmliche „Herrenmoral“-Naserei ausgeartet wären, die dann traurige Folgen für das bürgerliche Leben der Betroffenen, Konflikte mit dem Strafgesetz u. dergl. nach sich gezogen hätten. Da sei es doch ernste Pflicht, energisch gegen das weitere Vordringen der geistigen Seuche Stellung zu nehmen und namentlich durch Aufklärung in der Presse prophylaktisch zu wirken.

Daß d. H. diese Auffassung des Brieffschreibers durchaus teilt und sie im „Türmer“ auch nach Kräften bethätigt, wissen die Leser aus mehrfachen Erörterungen in früheren Hefen.

Die Ideen Nietzsches sind zum Teil uralt, sie sind der mehr oder weniger systematische Ausdruck von latenten Instinkten, die in der tierischen Natur des Menschen wurzeln, niemals völlig ausgerottet worden sind und unter dem glatten Wasserpiegel der Kultur in den Tiefen der Menschenbrust — schlummern. Aber durch Nietzsche haben sie Oberwasser bekommen, durch die bestrickende künstlerische Form und scheinbar wissenschaftliche Einkleidung sind sie salonfähig geworden. Sie dürfen wieder kühn ihr Haupt erheben. Ich verglich sie einmal mit den wundervollen Blumen — eines Sumpfes. Wer keine ganz unempfindliche Nase hat, wittert den betäubenden, das christliche und ethische Gefühl einschläfernden Duft dieser Blüten häufiger, als man glauben, und an Orten, wo man sie garnicht vermuten möchte. Es ist eben ein feines, angenehm reizendes Gift, das der menschlichen Eitelkeit unendlich schmeichelt und ganz unmerklich einen Rausch erzeugt, in dem einem die Welt anders erscheint als sonst: das Gesunde krank, das Gerade schief, der Unsinn wahr, die Noheit schön.

Es ist garnicht nötig, daß dem Gifte die Etikette mit dem Namenszuge Nietzsches aufgeklebt ist. Das käme ja schon fast den warnenden Totenköpfen auf den gewöhnlichen Gifflaschen gleich. Unsere modernen literarischen Apotheker verabsorgen das Gift auch ohne Etikette, das hat für sie noch den Vorzug, daß sie den Absatz als eigene Erfindung ausgeben können. Man läßt Nietzsche beiseite, tritt als Nachzügler der Renaissance auf oder hüllt sich einfach — da ja die römische Welt- und Herrenkultur das Ideal Nietzsches war — in die Toga des „alten Römers“.

Das letzte thut der Verfasser einer Reihe von Reiseskizzen „Aus den schwarzen Bergen“, die in den „Grenzboten“ veröffentlicht wurden und unlängst (Nr. 26, 1899) ihren Abschluß gefunden haben. Dieser Schluß ist nun wirklich geistreich und interessant, und der Verfasser jedenfalls ein geschickter — Stilist. Auf allen seinen Reisen durch Länder und Meere begleitete ihn, so erzählt er, ein schönes Weib. „Sie war schwarzgekleidet, wie die *atra cura* des lateinischen Dichters, die dem Wandrer folgt, und ihre bleiche Farbe mochte den Tod anzeigen, wenn nicht das herrlich-regelmäßige Antlitz, der heitere Ernst und die

Klassische Ruhe der Stirn, die lebhaft und mächtige Sprache verraten hätten, daß sie zu den Glücklichen gehört, denen ewiges Leben beschieden ist.

„Oft habe ich auf unsern einsamen Fahrten ihren weisen Reden gelauscht und mit bangem Ohr die verachtungsvollen Worte vernommen, die sie über uns aussprach. „Unfre Art des Reisens war verschieden von der eurigen“, so begann sie einst, ihr habt die Entfernungen durch die Technik besiegen lernen, und diese eure Künste sind die einzigen, die ich an euch bewundere. Unfomehr überrascht es, daß ihr niemals dazu gekommen seid, ein großes Reich zu bilden, und ich erstaune, wenn ich sehe, daß alle diese Länder, durch die wir gehen, nicht einem einzigen Herrn gehorchen wie früher, nicht mehr ein Reich sind wie zu meiner Zeit, sondern in viele und kleine und unbedeutende Stücke des frühern Ganzen gespalten sind. Unser Cicero zwar brauchte drei Monate, um von Rom nach Cilicien in seine Provinz zu gehen, ihr reist dorthin in acht Tagen, aber wenn ihr geht, so müßt ihr das Gebiet vieler Herren durchschreiten und durch Länder gehen, die nicht euer Vaterland sind. Dennoch lobe ich eure schnellen Verbindungen, aber wie fürchterlich und geradezu vernichtend wirkt die Perstückelung eures Erdteils auf Handel und Wandel. Kaum hat uns eure Eisenbahn in sechs Stunden durch ein Land geführt, dann kommt ein andres mit andern Gesetzen, andrer Sprache, andern Sitten, andern Münzen und Gewichten, andrer Religion. Im Römerreiche galt einst eine Sprache vor dem Gerichtshofe in Antiochia wie auf dem Forum zu Gades, und mit dem Kaufmann des glücklichen Arabiens wie mit dem Centurio, der an der schottischen Grenze lag, konnte man sich in ihr verständigen. Nicht trennten Zollgrenzen wie bei euch Provinz von Provinz, ein fast unumschränkter Freihandel verband das ganze Reich. Nicht hielten die Bewohner Italiens den Spanier für einen Ausländer, dieses Spanien gab ja Rom Männer wie Seneca, Columella, Quinctilian, Lucian und Trajan. Ein Recht galt im ganzen Reiche, und das Bürgerrecht wurde dem germanischen Bundesgenossen, der sich um den Staat verdient gemacht hatte, wie dem verachteten Juden, dem Apostel Paulus zu teil. Alle Völker der Welt verschmolzen miteinander, während selbst in euern kleinen Staaten schon religiöse Verschiedenheit die Vermischung desselben Volkes hindert.“

„Nein, sie liebte uns nicht, meine Begleiterin, und oft sagte sie, daß es ihr unsäglich schwer fiel, unfre Denkungsart zu verstehen, und wenn sie ihren Sinn wirklich erfasst hätte, so verwundere sie sich immer mehr über unfre Dummheit. Wie viel Glend unter euch Heutigen zu finden ist! Es ist wahr, ihr sucht ihm nach Kräften abzuhelpen. Eure Hospitäler und eure Gefängnisse gehören zu den schönsten Gebäuden eurer Städte — wir hatten sie nicht —, und eure Gelehrte schreiben große Bücher über Wohlthätigkeit und Armenpflege. Die unsrigen thaten nichts dergleichen, weil wir derlei Ratschläge nicht nötig hatten. Denn die meisten der Menschen, die bei euch Arbeiter oder Handwerker oder Arme oder Bettler sind, waren bei uns Sklaven, für die der Herr zu sorgen hatte und auch wirklich sorgte, so wie ihr für eure Viehherden besorgt seid. Ihr habt unfre Unbarmherzigkeit bitter getadelt, ihr sagt, ihr verführet es nicht, wie man seinen Nebenmenschen knechten konnte, und die Ermüdung des Namens „Sklaverei“ allein läßt euch einen Schauer über den Rücken gehen. Aber ihr seid die grausamsten Sklavenhalter, die es je gegeben hat, ihr habt die große Kunst entdeckt, die Arbeit des Sklaven zu kaufen, ohne den Sklaven selbst, und

diese Arbeit nur auf so lange Zeit, wie sie euch nützlich ist. Wenn euch ein schönes Pferd stirbt, so erleidet ihr einen empfindlichen Verlust, denn das ganze Pferd war euer Eigentum; wenn aber einer eurer Sklaven stirbt, oder krank oder arbeitsunfähig wird, so verursacht es euch weit weniger Schaden als uns, denn ihr hattet ja für ihn nichts bezahlt, sondern nur seine Arbeit auf künftbare Zeit gemietet, und ihr kauft dann einfach die Arbeit eines andern.

„Wohl wäre es nun zum Heile aller, wenn ihr die, die für euch arbeiten, nicht überanstrengtet, nicht sie ausnützet, sie pflegtet, wenn sie krank geworden sind, aber da sie nicht Privateigentum, sondern allen gemeinsam sind und ein jeder ihre Arbeit kaufen kann, der sie bezahlt, so fehlt euch das Eigentumsinteresse, die Aussicht auf Vorteil, wodurch sich die Menschen am meisten leiten lassen, und sie werden vernachlässigt, denn, was allen gemeinsam ist, für das wird gewöhnlich am schlechtesten gesorgt. Ja, wollte selbst auch einer von euch seine Sklaven schonen, so würde er wahrscheinlich bald durch den Wettbewerb der andern, die dies nicht thun, zu Grunde gehen. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bei euch der Staat nebst privater Wohlthätigkeit für sie eintritt, was uns gänzlich fremd blieb, was jedoch auch niemals recht wirksam sein kann. Daß ihr aber jederzeit genügend Angebot von Sklaven habt, dafür sorgt die einzige Freiheit, die ihr euerm Arbeiter gelassen habt: die, sich zu vermehren, eine Erlaubnis, von der er, wie jeder gesunde Mensch, ausgiebigen Gebrauch macht. Nicht daß wir unsern Sklaven die Fortpflanzung verboten hätten, wer könnte dies? Aber unsern Sklaven und ihren Herren stand kein Aberglaube und kein Gesetz entgegen, das verbod, Kinder auszusetzen und keimendes Leben zu ersticken. Wo in aller Welt habt ihr diese unmenschliche Auffassung her? Ein Vater soll nicht das Recht haben, ein Kind, das er nicht ernähren kann, oder das mißgestaltet ist, auszusetzen, und ihr belegt ein junges Mädchen, das sich den Folgen menschlicher Triebe zu entziehen sucht, mit harten Strafen? Ich glaube, dieser falsche Satz vom Werte jeder Menschenseele ist der Grund für die Verschiedenheit unsrer beiden Kulturen. Ihr zieht alles Erbärmliche, alles Kranke, alles Ueberflüssige, alles Häßliche auf, anstatt es im Keime zu ersticken und euch den Anblick des schlimmern Todeskampfes später zu ersparen.

„Wenn eure Künstler und Schriftsteller, im Gegensatz zu den unsrigen, so viel Gräßliches und Ekelhaftes darstellen, in Blut und Leichen wühlen, immer von Jammer und Krankheit sprechen, so sind sie zu entschuldigen; sie thun es deshalb, weil sie es so gesehen haben, weil es sich ihnen auf Schritt und Tritt aufdrängt. . . Wie schändlich stellen, um ein Beispiel anzuführen, diese Künstler eure Götter dar! Erwinnere dich der unsrigen, male dir den olympischen Zeus des Phidias aus: der gewaltige Kopf, von dem die androssischen Locken wallen, deren Schütteln den Olympus erzittern macht, die klare Stirn mit den kühnen Augenbrauen, die energische und gerade Nase, die liebliche Fülle der Wangen umrahmt von dem schönsten Barteschnucke. Ein Mann, ein Herrscher, ein Gott! Ein kräftiger, denkender Mann, und doch so machtvoll, so gesund, so seiner Fähigkeiten sicher, daß sich der strenge und ernste Ausdruck gegen den Mund verliert, und etwas wie segnende Milde, selige Heiterkeit, freundliches Gewähren über das Ganze ausgegossen liegt. Alle unsre Zeitgenossen standen unter dem Einfluß des übermächtigen Zaubers, den dieses Idealbild männlicher Kraft und Lebensfülle ausströmte, ganz Griechenland wallfahrtete zu ihm, und wer ihn ge-

sehen, pries sich glücklich. Als Phidias die Götterstatue vollendet hatte, so erzählt die Legende, da hätte er im Gebete seine Hände in die Höhe erhoben und den Gott angefleht, ihm ein Zeichen zu geben, ob die Statue ihm genehm sei, und plötzlich sei ein Blitzstrahl durch eine Oeffnung des Daches in den Boden des Tempels eingeschlagen, als ein Zeichen des göttlichen Weisfalls . . .

„Und eure Götter?“ fuhr das Weib fort, „diese Märtyrergestalten mit hohlen Augen, die gen Himmel stieren, mager vom vielen Fasten, krank und knochenfingrig, mit eingesunkener Brust, die sämtliche Rippen durchschimmern läßt! Heiligenbilder sah ich, wo euern Göttern siedendes Del in den Mund gegossen wird, wo ihre Haut geschunden, ihr Körper blutig gezeißelt wird; jenem wird durch rohe Hentershand die Zunge herausgerissen, und diesem werden die Eingeweide über eine Rolle aus dem Leibe herausgeschaspelet. Und gar euer mächtiger Gott selbst, nach dem ihr euch benennt? Von vier Nägeln durchbohrt am Kreuze hängen, an dem Kreuze, an das wir nur Sklaven schlugen, dazu ein armes Weib, die an der Leiche ihres Sohnes in Ohnmacht fällt — ich glaube, ihr raset!“

„Und unser Frieden!“ erwiderte ich ernst. „300 000 Soldaten genügten ehemals, euer großes Reich zu schützen, da, wo heute vielleicht fünf Millionen in Waffen starren. Eure Legionen standen mit Ausnahme der prätorianischen Kohorten an den Grenzen, ihr hattet Provinzen so groß wie Deutschland, in denen kein Soldat zu finden war. Die Legionäre unsrer Völker stehen nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Innern des Landes, denn es ist oft notwendig, sie gegen das eigene Volk zu gebrauchen: wir sind nicht einmal des patriotischen Sinnes unsrer Unterthanen sicher, wir haben verwilderte Menschen unter uns, wie deren nie gekannt habt, sie sind unsern Fürsten gefährlicher als die Geschosse der Feinde. Eure Herrscher kamen durch Verräter in der Familie und neidische Mitbewerber um, die unsrigen gehen durch den Mordstahl des untersten Pöbels zu Grunde. So ist weder Frieden im Innern bei uns, noch Frieden nach außen. Ein jedes Volk fürchtet das andere, und selbst der Mutwille des Kleinsten kann das ‚europäische Gleichgewicht‘, das an die Stelle eurer pax Romana getreten ist, stören. Hat es dir bei unsrer Reise durch Montenegro nicht ein Rächeln entlockt, als du sahst, daß der Friede Europas nicht mehr auf dem Beschlusse des Kaisers, des Senats und eines Volkes, sondern auf einer kleinen Anzahl rauher und eitler Bergbewohner beruht, die ihr den wilden Fauriern in Cilicien gleichgestellt und verachtet hättet? Und der Fürst dieses kleinen Räuberlandes ist mit den ersten Fürstenhäusern Europas verschwägert, seine Politik wird von sechs Gesandten überwacht, und welterschütternde telegraphische Gewitterblitze gehen von einem Dorfe von 2000 Einwohnern aus, in dem ein Cäsar nicht hätte der erste sein wollen!“

„Wenn diesem Serenissimo des Palastes zu Cetinje, wo man beim Diner jetzt schon Champagner statt Pflaumenbranntwein trinkt, beim Carté mit dem englischen Gesandten eine Offenherzigkeit entschlüpft, so beginnt das prächtige Gleichgewicht zu wackeln. Wenn unten an der Grenze ein Montenegriner einem Albanischen Bauern mit der Hacke ‚sterben hilft‘, oder irgend ein Mustapha von einem Herrn auf ‚itsch‘ nächstlicherweile in bedeutungsvollem Zusammensein mit seiner Braut ertappt wird, zufällig eine Pistole losgeht, und jemand in seinen Stiefeln stirbt, so ist dies dem Gleichgewicht sehr unangenehm, es fängt an, mit

den Zähnen zu klappern, es leidet an der febris orientalis, einer Art Malaria — tertiana intermittens —, da ein Anfall alle drei Tage auftritt. Wenn aber in der Kirche zu Bethlehem schmutzige griechische Mönche einen Kirchenschlüssel zu einer Thür beanspruchen, durch die die lateinischen Franziskaner gewöhnlich zum Gebet gehen, und wenn in der heiligen Grabeskirche, wo der Verkünder der Liebe gekrenzt wurde, die Katholiken eine Orgel bauen, die die der Orthodoxen überbönt, wenn es dann zum Streite kommt und die Wachsamkeit der beständig in der Kirche anwesenden, beständig Cigaretten rauchenden mohammedanischen Soldaten nicht ausreicht, die christliche Liebe ins Praktische zu übersetzen — dann vernimmt man von Baku bis zu den Scyllinseln die Bierreden weiser Tintenpropheten; Beamte chiffrieren und dechiffrieren unter Schweiß und Flüchen, Gesandte kehren aus ihren Villegiaturen zurück, Jeldjäger fassen ihre Taschen krampfhafter des Nachts im Coupé, wenn sie die Grenze passiert haben, und man bewirft sich ballenweise mit Noten . . . Vergeblich! Schon schlägt der skythische Herkules donnernd an seinen Schild, schon gehen des Nachts auf den Werften zu Belfast und Plymouth die elektrischen Lampen nicht mehr aus, schon sagt der Mediz Anatoliens, des Landes der summa pax, summa tranquillitas zu Ciceros Zeiten, seinen pflichtigen Ochsen Lebewohl . . . das ist der Krieg, das ist der Tod des braven Gleichgewichts!

„Ihr braucht ein neues Römervolk“, antwortete die Begleiterin. Es war die ewige Roma selbst . . .

„Wir brauchen ein neues Römervolk, ein Volk, das mit Eisen und Blut diesen Erdteil zusammenschmiedet. Nicht die Friedensschalmei . . ., sondern die beste Klinge wird unserm Kontinente den Frieden verschaffen, mit dem die Römer ihn einst besenkten, als sie sich alle andern Völker unterworfen hatten . . . Wird Germania einst an Romas Stelle treten und ein deutscher Künstler die neue Göttin darstellen wie die alte, auf einem Haufen Spolien sitzend, den Lorbeerkranz im Schoße, mit dem ernststen Antlitz der Minerva . . .?“

Mögen in den Künsten, den idealen Bestrebungen andere Völker sich vor den Deutschen auszeichnen —: „Laßt sie gewähren! Es sind Griechenkünste! Meidet die Graeculi nicht! Seid Römer!“ Dann, meint der Verfasser, Herr Oskar Levj in London, werde vielleicht einst doch noch der Mantel der Cäsaren die Schultern eines deutschen Kaisers schmücken . . .

Nicht wahr, das klingt schön, das klingt mannhafte, das klingt vor allem — echt deutsch-national? Aber ist es das auch wirklich? Ist das Deutschtum, das dem Verfasser vorschwebt, nicht viel mehr der rein praktischen Zwecken dienende, äußerlich „deutsch“ gefirniste Behälter eines kosmopolitisch-imperialistischen Völkerbreis als echtes, urwüchsiges Deutschtum, worunter doch wohl in erster Reihe Entfaltung und Ausprägung immersten und eigensten deutschen Wesens zu verstehen sind? Wenn's not thut, scheut auch der Deutsche vor „Blut und Eisen“ wahrlich nicht zurück. Aber er thut damit nicht groß, er führt sie nicht ohne Not drohend und prahlend im Munde. Wenn's denn sein muß, schlägt er ohne viel Worte los, sonst aber lobt er sich den Frieden, liebt er sein friedliches Heim mit Weib und Kind, die regen- und sonnenbefruchtete, nicht die blutgedüngte Scholle. Es ist ein echt-deutscher Charakterzug unseres Bismarck, daß er nach den größten kriegerischen Erfolgen seine ganze Kraft für den Frieden einsetzte, immer und immer wieder

betonte, daß er es als seine Pflicht erachte, auch bei günstigen Aussichten und selbst angeichts der Möglichkeit, daß jene sich später verschlechtern könnten, den Krieg bis zum Äußersten zu vermeiden. Er könne die Verantwortung für einen solchen nicht tragen, wenn er nicht unbedingt durch die klar erkannte Notwendigkeit geboten sei. Die Schwärmerieen des Herrn Levy können chauvinistischem Empfinden entfloßen sein, dem innersten Fühlen der deutschen Volksseele sind sie fremd. Dem Verfasser des Grenzboten-Artikels kommt es ja auch viel mehr darauf an, daß irgend ein kosmopolitisches Weltreich entstände, als daß dieses Weltreich gerade ein deutsches sei. Würde es von einem anderen Volke begründet, dann wäre ihm das auch recht: „Wir brauchen ein neues Römervolk, ein Volk, das mit Eisen und Blut diesen Erbteil zusammenschmiebet.“ Wenn nun aber dies „neue Römervolk“ nicht das deutsche ist, wenn es im Gegenteil das deutsche unterjocht — wie dann, Herr Levy? Wünschen Sie es dann auch noch? Es scheint so. Ich aber gestehe, ich denke und fühle engherzig-deutsch genug, auf die sämtlichen Verkehrserleichterungen, merkantilen und sonstigen Vorzüge des „neuen Weltreichs“ mit Freuden zu verzichten, wenn darüber mein deutsches Volk zu Grunde gehen sollte.

Einer Widerlegung der unerlaubt schiefen, einseitigen und verführerisch-schönfärbenden Schilderung römischer Kultur und Sitte, ihrer Bevorzugung vor der christlichen bedarf es für reifere und gebildete Leser kaum. Es sind das Niezsche'sche Bilder, ganz geschickt arrangierte, aber sonst doch recht gewöhnliche Sophismen. Ich möchte z. B. den deutschen Arbeiter sehen, der mit der Rechtsstellung des römischen Sklaven tauschen möchte, den ja bekanntlich sein Herr in Stücke zerschneiden und den Fischen als Futter vorwerfen durfte, wenn ihm das so paßte. Und es paßte ihm solches nur zu oft. Doch wozu noch viel Worte darüber verlieren! Weiß doch jeder Brimann, was es mit der römischen Kaiserherrlichkeit im Innern auf sich hatte. Eine schändlichere Vertierung der Menschen bei dem raffiniertesten Lugus, als im Rom der Nero, Caligula, Tiberius, Helio-gabal u. s. w. hat es wohl nie und nirgend gegeben.

Niezsche und kein Ende! Wer sähe ihn nicht zwischen den Zeilen triumphierend lächeln, besonders wo von der thörichten und verächtlichen Schonung der Schwachen, Kranken und Elenden, von dem so herrlichen Menschenrechte der Kindesaussetzung u. s. w. die Rede ist! Den unglücklichen, mit geistiger Blindheit geschlagenen Propheten muß man als Mensch und als Christ von Herzen bemitleiden. Das Gift aber, das er gebraut, wird dadurch nicht zur nährenden Milch, daß es uns von seinen Jüngern mit gleichender national-chauvinistischer Aufschrift dargereicht wird, mögen sie noch so „klassische“ antike Posen annehmen und sich noch so malerisch mit der Toga des „Römers“ drapieren.



Rassenverschlechterung durch Menschlichkeit?

Einen sehr vernünftigen Aufsatz, der seine Spitze gegen die modernen „Römer“ und „Spartaner“ — wir können sie ruhig als „Kraftbiedermeier“ ins Deutsche überlegen — und gegen ihre Behauptung von einer durch die sociale

Hygiene bewirkten „Rassenverschlechterung“ richtet, veröffentlicht Dr. med. Georg *Storn* in der Berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert“ (Nr. 46, I. Jahrg). Den überspannten „Kraft“- und „Zuchtwahl“-Schwärmereien gegenüber wirkt die nüchterne, aber um so deutlichere und beweiskräftigere Sprache der Thatsachen und der gesunden Vernunft besonders wohlthuend:

„Wenige Menschenalter erst hat die sociale Hygiene ihr systematisches Wirken entfalten können, zuerst in England, und schon zählt eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer zu ihren Erfolgen. Erst kürzlich konnte ein bedeutender Arzt den Fortschritt in der Gesundung besonders der städtischen Bevölkerung als den größten Ruhm des Jahrhunderts feiern. Die großartige Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und ihre Wirkung auf die Gesundheitspflege durch gemeinsame Thätigkeit von einzelnen Personen, von Gemeinde und Staat haben eine bedeutende Abnahme der Sterblichkeit im allgemeinen, namentlich aber der an ansteckenden Krankheiten zuzugebracht. Die Sterblichkeit an Pocken hat seit 50 Jahren in den Kulturländern um durchschnittlich 96 Proz. abgenommen, also statt 100 Menschen sterben jetzt in demselben Zeitraum nur 4 an dieser Krankheit. Die Sterblichkeit an fieberhaften Krankheiten hat in gleichem Zeitraum um 82 Proz. abgenommen, die Sterblichkeit am Typhus in den letzten 25 Jahren um 95 Proz. An Scharlach sterben 81 Proz. weniger als vor 30 Jahren. Nur die Sterblichkeit an Diphtherie hatte bis zu den letzten Jahren, wo infolge der Heilserum-Behandlung eine merkliche Abnahme zu verzeichnen ist, sich nicht vermindert. Die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht, obgleich noch immer sehr hoch, weist einen Rückgang von 46 Proz. auf. In Deutschland haben die Todesfälle an Lungenschwindsucht in den letzten 10 Jahren fast um ein Drittel abgenommen, und von der Ausbreitung der Volkshelstätten, die durch den internationalen Pfingstkongreß in Berlin mächtige Förderung erfahren hat, darf man eine weitere beträchtliche Abnahme erhoffen. An Häufigkeit zugenommen haben dagegen anscheinend Krebsleiden, Zuckerkrankheit, auch Nervenleiden, auf welche die sociale Hygiene nur geringen Einfluß hat.

Im 17. Jahrhundert, als London noch nicht eine Million zählte, starben noch 42 von 1000 Einwohnern, während gegenwärtig trotz des engeren Zusammenlebens von 5 Millionen die Sterblichkeit nur 17 auf 1000 beträgt, also um mehr als die Hälfte gefallen ist. Von 1872 bis 1890 fiel die Sterblichkeitsziffer in den 20 größten Städten Englands von 25 auf 19 von 1000. Ähnliche Erfolge haben Berlin und andere Städte aufzuweisen; ja, es ist nachgewiesen, daß seit hundert Jahren die Sterblichkeitsrate fast aller Kulturstaaten mindestens um zehn auf das Tausend der Bevölkerung herabgedrückt worden ist.

Man sollte meinen, daß solche friedlichen Triumphe von allen Seiten freudig begrüßt werden müßten. . . . Und dennoch sind der socialen Hygiene von verschiedenen Seiten grimmige Gegner entstanden, die sich in den letzten Jahren noch gemehrt haben. Selbst ein Denker wie *Herbert Spencer* gehört zu ihnen; er macht, wie eine Anzahl *Darwinianer*, der Volksgesundheitspflege und der modernen Heilkunde zum Vorwurf, daß sie die natürliche Auslese der Besseren hindere, welche die hygienischen Schädlichkeiten besorgen, und zur Rassenverschlechterung beitragen. Andere gehen neuerdings noch weiter und begeistern sich als moderne *Spartaner* für die Opferung schwächerer

Kinder, um die Rasse zu verbessern. Eine gewisse Zeitströmung, die Niecksches Herrenmoral zugleich als Deckmantel für die eigene Noheit und Brutalität benutzen möchte und im Sport und der Körperausbildung das einzig erstrebenswerte Ideal sieht, begünstigt solche Anschauungen. Selbst Heinrich von Treitschke mußte in seiner letzten Universitätsrede sich mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit gegen jene Verächter des Geistes wenden, denen er die Circusfreunden der römischen Verfallszeit als warnendes Beispiel vorhielt und den verwachsenen Schleiermacher als eine Verkörperung des geistigen Heldentums zeigte.

Selbst wenn die Vorwürfe jener modernen Spartaner begründet wären — wir werden bald erweisen können, daß sie es nicht sind — würde die sociale Hygiene ihrer Mission nicht untreu werden. Mitleid und werthtätige Menschenliebe, Humanität und das immer wachsende Solidaritätsgefühl mit allem, was Menschenantlig trägt, auch mit den Schwachen und Elenden unter den Volksgenossen, sind zu mächtige Faktoren der modernen Kultur, als daß sie im Interesse einer aristokratischen Körper-Auslese sich unterdrücken ließen. Die moderne Medizin im besonderen muß auf dem Standpunkt Larreys beharren, dem Napoleon während des ägyptischen Feldzugs zumutete, das Heer von dem Krankenballast zu befreien. Er antwortete unerschrocken: „Mein Amt ist es, Kranke zu heilen, nicht zu mordern.“

Die Weisheit, die Schwachen untergehen zu lassen, damit schließlich nur die Starken übrig bleiben, wird vom Herzen nicht nur, sondern auch vom Verstande verworfen. Die Welt besteht zum allergrößten Teile aus Mittelmäßigen und Kleinen; wenn diese zu Grunde gehen, haben die Großen keinen Mastab mehr und keine Bedeutung. Alles, was auf geistigem oder materiellem Gebiete den Mittelstand schädigt, ist staatsgefährlich. Viele Kerngesunde leisten ferner bekanntlich nichts und viele Schwache Großes. Isaac Newton war ein schwächliches, frühgeborenes Kind, und Friedrich Schiller ein kränklicher Mensch sein Leben lang. Wäre es weise gewesen, sie spartanisch preiszugeben?

Die modernen Völker, welche die Kriege nur als notwendiges Uebel betrachten, welche die physische Kraft nicht zu höchst setzen, und für welche begabte, wenn auch schwächliche Menschenkinder einen viel höheren Wert darstellen, als geistlose Athleten, können dem spartanischen System keinen Geschmack abgewinnen. Uebrigens traf auch in Zeiten rein spartanischer Naturauslese, die durch Ausschlefen schwächerer Kinder und Beseitigung der Alten befördert wurde, diese Auslese nur die herrschende Kriegerkaste, während das Volk der Hörigen und Sklaven einer so strengen Auslese nicht unterworfen sein konnte. Durch die Kriege aber wurden die Reihen der Spartiaten oft so gelichtet, daß sie sich durch Massennachschub aus den niederen Ständen ergänzen mußten. Wie unnatürlich das spartanische System war, zeigt die Thatfache, daß der Untergang des spartanischen Volkes zumeist auf die niedrige Stellung der Frauen zurückzuführen ist. Indem Lykurg nur ein Ziel im Auge hatte, starke Kinder zeugen zu lassen, gab er auf die Sittlichkeit der Frauen nicht acht. Was Plutarch uns über die spartanische Ehe überliefert, zeugt hinlänglich von der laxen Sittlichkeit der spartanischen Frauen. Die spartanischen Mädchen besaßen in ganz Griechenland einen schlechten Ruf. . . . Nichts aber befördert mehr die ethische Auflösung eines Volkes, als die Unsittheit seiner Frauen.

Aber glücklicherweise kann die sociale Hygiene unserer Zeit den Vorwurf einer Rassenverschlechterung als eine leicht zu widerlegende Legende zurückweisen, die auch durch ihre häufige Wiederholung nicht an innerer Kraft gewinnt. Erst kürzlich hat der Hygieniker Prof. Kruse in Bonn in einer größeren Arbeit durch eingehende Untersuchungen den Nachweis erbracht, daß die körperliche Leistungsfähigkeit der Kulturvölker sich keineswegs verschlechtert, sondern verbessert hat, insbesondere auch seit Anfang unseres Jahrhunderts. Zahlreiche Belege, namentlich anthropologische Messungen und die Ergebnisse der militärischen Rekruten-Aushebungen, erweisen dies. Nicht nur die Schwachen, sondern gerade auch die Starken beschirmt die sociale Hygiene; man denke nur an die Abwehr der Pocken, des Typhus und anderer Krankheiten! Die Gesundheit der einen Volksklasse hängt von jener der anderen ab, die Gesundheit der besitzlosen Masse ist die erste Vorbedingung der Gesundheit aller übrigen Klassen. Nicht nur die Humanität, sondern auch der nackte Egoismus wird deshalb die Volksgesundheitspflege fördern müssen. Indem die Hygiene vermeidbare Krankheiten vermeiden lehrt, schafft sie gerade die tüchtigsten Bedingungen, unter denen sie ihre Kräfte unbehindert entfalten kann. Selbst der fanatischste Rassenverbesserer kann deshalb das Miterhalten von einigen sonst früher erlegenen Individuen als das kleinere Uebel ruhig in Kauf nehmen. Während die ärztliche Kunst das Individuum zu erhalten sucht, tritt die sociale Hygiene zugleich in den Dienst der Erhaltung und Verbesserung des Volkes, der Art, der Rasse. Ob übrigens ein Volk Auslese hält oder nicht, die Therapeuten-Naturen sind (nach einem treffenden Wort Hüppes) immer besser geschult als die Achilles-Naturen, die sich auf allen Gebieten mit ihrer ganzen vollen Persönlichkeit für die Sache und für ihr Volk einsetzen.

Was bedeuten dem gegenüber Ausführungen, wie z. B. die von F. W. Haycraft! Er meint, daß viele Erreger von Infektionskrankheiten, so der Tuberkelbacillus, nur in ungesundem menschlichen Gewebe wuchern. Sie seien deshalb viel mehr Freunde als Feinde unserer Rasse, und wir müßten mindestens die Auslese durch die Mikroben ersetzen durch bewußte und planmäßige Zuchtwahl. Aber unsere heutige Kultur bedinge eine schnelle Beseitigung der auslesenden Faktoren, die früher die Kraft der Rassen zur Entwicklung gebracht haben. Jede Verbesserung der öffentlichen hygienischen Verhältnisse bedeute vor allem einen Vorteil für die Schwächlichen, und die größere wahrscheinliche Lebensdauer bestehe auf Grund einer Herabsetzung der Durchschnittsstärke der Konstitution oder der angeborenen Gesundheit der Rasse. Darum wenigstens strenge Auslese in der Ehe!

Sicherlich kann durch Aufklärung und Belehrung das Gefühl der Verantwortung und Verpflichtung, welche die Eheschließenden auch für das leibliche Wohl der kommenden Generation übernehmen, mehr als bisher geschärft und die Selbstprüfung namentlich bei gebrechlichen oder kränklichen Personen erhöht werden. Aber die Frage der körperlichen Auslese zur ausschlaggebenden zu machen, wäre eine Verhöhnung an unserer Kultur. Es kommt weniger darauf an, wie robust oder zart die Konstitution einer Frau ist, sondern wie man mit ihr umgeht. Die Vernunft des Mannes ist des Weibes Gesundheit, erklärt der Schweizer Arzt Sonderegger. Manche Hustende und Blasse, manche Schwache und Nervöse hat ihren Weg mit Glück und Anmut zurückgelegt, wenn der Mann Gehirn besaß.

Das Allergefährlichste in der Ehe ist die Dummheit. Auch die Ehen zwischen Blutsverwandten sind nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen nur dann bedroht, wenn Kränkliche heiraten; bei völliger Gesundheit des Paares erfreut sich auch ihre Nachkommenschaft des besten Gedeihens.

Auf die nationalökonomische Bedeutung der socialen Hygiene, die dem Einzelnen und den Gemeinden und Staaten täglich Millionen an Kapital und Arbeitskraft spart, können wir hier nicht eingehen. Die sociale Hygiene ist keineswegs die Lösung der socialen Frage, aber sie leistet sicherlich einen wertvollen Beitrag dazu, und ihre wachsenden Leistungen und Erfolge sind positiver Natur, im Gegensatz zu den Schwärmerereien vieler Volksbeglucker."



Deutschland als Vorbild Englands.

„Bewundert die Deutschen und ahmet sie nach!“ — dies ist der Rat, den Mr. Copeland Perry in der „Nineteenth Century“ seinen Landsleuten giebt. Sein Aufsatz unter dem Titel „Deutschland als Vorbild“ ist eine scharfe und wohlverdiente Kritik unseres nationalen Eigendünkels. Nachdem er mit einigen raschen Federstrichen den merkwürdigen Fortschritt und die gegenwärtige Größe des deutschen Volkes skizziert hat, fragt er: „Was ist das Geheimnis eines so herrlichen, so unbestreitbaren Erfolges?“ Und er beantwortet diese Frage folgendermaßen: „Die beiden großen Eigenschaften — Disziplin und Verstand —, welche das Reichthum heutzutage eine so bedeutende Stellung in der Welt geben, sind das Resultat ihrer politischen, militärischen und socialen Verfassung, die in England gerade so wohlbekannt ist, wie sie unvollkommen verstanden wird. Allein der Gedanke, daß die Regierung eines Landes „patriarchalisch“ sein sollte, erregt bei uns Mitleid und Verachtung, und wir vergleichen gern ihre kleinliche Beschränkung mit der herrlichen Freiheit unserer konstitutionell-demokratischen Verfassung. Jedoch verdankt Deutschland nicht nur seine politische Macht, sondern auch seinen zunehmenden materiellen Wohlstand dem Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit und den hohen Grundsätzen, welche die besten seiner Herrscher befehlten, deren Streben, die Begriffe von Gehorsam, von Pflicht, von einfacher Lebensweise und von moralischer Verantwortlichkeit in den Sinn des deutschen Volkes einzupflanzen, nicht umsonst war. Solche Eigenschaften, wenn auch von manchen kleinen Einschränkungen und sogar tyrannischen Unterdrückungen überwuchert und verkrüppelt, haben den Lohn geerntet, den ihnen die geschichtliche Gerechtigkeit immer zuspricht.“

In den englischen Urtheilen über den deutschen „Militarismus“ sieht Mr. Perry das reine Vorurteil, und sogar einen gewissen Grad von Heuchelei. Militarismus — im Sinne einer Uebertreibung des militärischen Elements in einem Staate (d. h. über seine wirklichen Bedürfnisse hinaus) — ist ein auf Deutschland nicht anwendbarer Ausdruck. Einem ganzen bewaffneten Volke, das selbst für sein Dasein auf seine eigene Fähigkeit, sich gegen erbliche und gewissenlose Feinde zu verteidigen, vertrauen muß, einen solchen Vorwurf zu machen, ist reiner Unsinn.

„Wem ist es zu verdanken,“ fragt er, „daß die von Natur friedlichste Nation der Welt sich mit einem stählernen Ring umgürtet hat? Wem anders als Frankreich, das mit „la Gloire“ auf den Lippen und das Schwert in der Hand während zwei Jahrhunderte der Eisenfresser (bully) Europas und besonders Deutschland gegenüber gewesen ist. Dem unerfättlichen Uebermut, der unmäßigen Eitelkeit der Franzosen allein verdanken wir den Militarismus und die übertriebenen Rüstungen des modernen Europas. Sentimentale Verteidiger französischer Arroganz verweilen gern bei der Thatsache, daß der Krieg durch die „Gewissenlosigkeit“ eines Bismarck übercilt wurde; sie ignorieren aber, daß dieser Krieg, ob übercilt oder nicht, am Ende unvermeidlich und die direkte Folge zweihundert Jahre langer unverkämter Unterdrückung war; jedenfalls kann man sich keine größere Gefahr für den Frieden Europas vorstellen, als die, daß Frankreich den Sieg davongetragen hätte. Für keine Nation würden die Folgen eines solchen Unglücks schlimmer gewesen sein, als für die englische, und darum ist es gerade erstaunlich, daß wir den enormen Vorteil nicht anerkennen, den wir der großen deutschen Armee verdanken, welche seit mehr als einem Vierteljahrhundert als die Hauptbürgschaft des europäischen Friedens dasteht. Und wer kann die unermesslichen Vorteile einer militärischen Organisation wie die deutsche, als natürlicher Schule der Selbstbeherrschung und jener großen und heroischen Eigenschaften, die zu allen Zeiten den Militärstand charakterisiert haben, leugnen?“

Ueber deutsche Bildung hat Mr. Perry manches Bemerkenswerte zu sagen: „Hat Deutschland, dank seiner politischen und militärischen Organisation, die beste Disziplin der Welt, so ist es auch nicht weniger wahr, daß diese Organisation dazu beigetragen hat, die deutsche Nation an die Spitze aller anderen in ihrer intellektuellen Entwicklung zu stellen. ‚Das Land von Blut und Eisen‘ besitzt die besten Schulen der Welt, die an Vortrefflichkeit des Unterrichts die demokratischen Staaten, wie England und die Vereinigten Staaten von Amerika, weit hinter sich lassen. Deutsche Fürsten, wie willkürlich auch ihr politisches Vorgehen immer war, sind stets Vorkämpfer allgemeiner Bildung gewesen, und indem sie diese auf der Basis von Disziplin, Pflichttreue und Selbstverleugnung begründeten, haben sie das deutsche Volk sittlich und geistig auf einen Standpunkt gebracht, dessen Höhe kein anderes System erreicht hat.“

„Wir Engländer sind immer bereit gewesen, die hohen geistigen Eigenschaften der Deutschen an sich anzuerkennen und die wissenschaftliche Autorität ihrer Gelehrten als erwiesen hinzunehmen. Es giebt wenig Gebiete intellektueller Forschung, auf denen der englische Student nicht als selbstverständlich erwartet, daß ihm die Bahn schon gewissermaßen durch die Vorarbeiten deutscher Pioniere freigelegt worden ist. Trotzdem sind wir gewöhnt, die Deutschen als eine Nation sentimentaler und unpraktischer Theoretiker anzusehen, und erst seit kurzem fangen wir an zu verstehen, daß die intellektuelle Energie einer Nation eine lebendige Kraft ist, und daß diese Kraft nicht allein in den Rinnen der Litteratur und der Kunst wirksam fließen kann, sondern daß gerade auch die praktische Anwendung derselben, die Nugbarmachung der Verstandeskräfte für materielle Zwecke, der Hauptcharakterzug des modernen Deutschlands ist.“

Ein wichtiger Punkt ist die Thatsache, daß die enge Verbindung von Verstand und praktischen Interessen die Folge socialer Ursachen ist: „Der Antrieb der Armut, die dringende Notwendigkeit, ‚eine Existenz‘ zu erringen, die Abwesen-

heit alles eiteln Selbstbewußtseins bewirkt, daß jeder junge Deutsche, wie glänzend auch seine Universitätskarriere gewesen, bereit ist, eine leitende Stellung in jedem beliebigen praktischen Berufszweige, sei es auch als Handelsreisender, als Seifenfieder oder als Guanofabrikant anzunehmen. Es würde schwierig sein, anderswo eine Analogie für diese so enge Verbindung vollkommener geistiger Ausbildung mit den bescheidensten Bedürfnissen des materiellen Lebens zu finden; von dem Vorteil einer solchen aber haben wir heutzutage ein Beispiel in Aegypten, wo eine Schar nicht nur wohlzogener, sondern auch wirklich gebildeter Engländer seit mehreren Jahren um die größten materiellen Bedürfnisse der Zivilisation gekämpft hat; wenn solche Männer am Ausbaggern der Wasserläufe oder an der Drainage und Kanalisation einer Stadt persönlich teilnehmen, so entstehen unübertreffliche Resultate.“

Die große Lektion, die Deutschland der gegenwärtigen Generation erteilt, ist die unermessliche Wertschätzung intellektueller Schulung — sei es in der Politik, im Handel oder in der allgemeinen Bildung. In der auf strenger Disziplin begründeten geistigen Ueberlegenheit der Deutschen sehen wir die Quelle und die Bürgschaft ihres materiellen Wohlstandes. Und gerade in ihrem Vorbedacht, ihrer Berechnung von Wirkungen und deren Vorbereitung bilden sie einen so auffallenden Gegensatz zu den Engländern. Denn unter den großen Weltmächten giebt es keine, die für den einzelnen Angehörigen und als Gesamtheit einen so gegründeten Ruf der Excentricität und Berwegenheit hat, wie die englische Nation. Allmählich sind wir dazu gekommen, daß wir erwarten, allen Grundsätzen und Rücksichten der Vernunft trogen zu dürfen und doch unsere Zwecke siegreich erreichen zu müssen. Die Furcht vor Uebervorteilung und Verlust unseres Prestige allein zwingt uns zu geregelter Anstrengung. Wenn wir in zwölfter Stunde die Elementar-Schulerziehung eingeführt haben, verdanken wir Deutschland den Antrieb in dieser Richtung; wenn wir neuerlich etwas für die nationale Verteidigung oder für die Entwicklung unserer Kolonien gethan haben, so schulden wir es größtenteils dem Beispiel der Deutschen, die uns gelehrt haben, daß eine Nation vor allen Dingen der Organisation bedarf, ohne welche sie nur ein Pöbel, eine träge, alles zusammenhängenden Denkens und Handelns unfähige Masse ist.

Seit der Konsolidation Deutschlands können wir ohne Uebertreibung sagen, daß wir eine neue Phase unserer nationalen Existenz angetreten und einen neuen intellektuellen Maßstab der Leitung unserer inneren wie äußeren Politik angelegt haben. Nahe verwandt, wie die beiden Nationen in Klasse und Herkunft, ähnlich, wie sie im Streben nach Fortschritt, Ausdehnung und Macht sind, ist es unvermeidlich, daß sie sich gewissermaßen als Rivalen gegenüberstehen, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, zu zeigen, ob England nicht hinter Deutschland zurückbleiben wird.

C. M. Capper.



Dramatische Kunst in Italien.

Der auch bei uns als Dramendichter wohlbekannte Italiener Giuseppe Giacomini hielt kürzlich in Paris einen Vortrag über dramatische Kunst und italienische Schauspieler, den die Rivista d'Italia abdruckt, und der durch die gerade in den letzten Jahren immer zahlreicher gewordenen Gastspiele erster italienischer Bühnengrößen auf deutschen Theatern auch bei uns ein allgemeines Interesse beanspruchen darf.

Mit einer kleinen Verbeugung gegen das Publikum, zu dem er spricht, knüpft Giacosa an die große Bedeutung der französischen Schauspielertruppen an, die zwischen 1858 und 1868 befruchtend auf das italienische Schauspielwesen gewirkt haben. So hebt er vor allem eine Gesellschaft Mehnadier hervor, zu deren Mitgliedern die schöne und anziehende Mademoiselle Laurentine gehört habe, deren tragisches Geschick späterhin viel Aufsehen machte — sie war schein- tot und wurde lebendig begraben —; ganz besonders aber die geniale Aimée Desclée, für die die Duse noch heute einen abergläubischen Kultus hegt und deren Namen seinerzeit genügte, um die Theater zu überfüllen und die Italiener in einen Zustand rasenden Entzückens zu versetzen.

Die dramatische Kunst machte zu jener Zeit in Italien eine Art Mause- rung durch. „Wir hatten eben eine große nationale Bewegung gehabt, das heißt, die ganze geistige und moralische Spannkraft hatte sich einem einzigen Ziele zugewendet, neben dem alles, was sich auf Kunst, Kultur, Geschmack u. s. w. bezog, erst in zweiter Linie stand und auf wenig Interesse stieß. Man kann wohl sagen, daß Italien in den Jahren 1848 bis 1860 keine andere Kunst, keine andere Wissenschaft kannte und wollte, als eine patriotische.“

Die Theaterzensur hatte gut Novitäten verbieten, jeden irgendwie ver- dächtigen Passus streichen und das Repertoire fast ausschließlich auf Alfieris Tragödien und Goldonis Komödien beschränken, das Publikum schob den grie- chischen und römischen Helden Absichten unter, die mit der Geschichte und Chrono- logie im schreienden Widerspruch standen, und selbst die harmlosen Späße des Pantaleone wurden politisch gedeutet. Die Schauspieler waren dank ihres No- madenlebens die natürlichen Propagandisten der Einheitsidee. Sie, die ihr Weg von Turin nach Mailand, von Venedig nach Bologna, Florenz, Rom, Neapel führte, waren Ueberbringer von Sympathieundgebungen, geheimen Lösungswörtern, Verträgen, Instruktionen, Versprechungen. Das Publikum schätzte sie nicht sowohl ihrer Kunst, als ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit wegen, die sie bewiesen, wenn sie sich durch improvisierte Zwischenbemerkungen über die Polizei lustig machten. Jede Anspielung, jeder Doppelsinn wurde mit Entzücken vom Publikum aufgenommen, zwischen Bühne und Parkett herrschte eine Art Geheim- bündnis, eine Chiffresprache, Schauspieler und Zuschauer entwickelten so viel Geist, die Polizei so wenig, das Spiel war so gewagt, daß das Interesse für das Theaterstück bei weitem überwuchert wurde durch ein viel univarseres, tieferes, unmittelbarer Interesse, und die dargestellte Handlung sich in wirkliche Handlung umsetzte, an der die Menschen vor dem Vorhang den gleichen Anteil hatten wie die hinter den Coullissen.

Es kam häufig genug vor, daß der Schauspieler mit seiner Freiheit die enthusiastischen Aklamationen des Publikums bißte, die einzige Schuld, die ihm der Polizeikommissär vorwerfen konnte. Eine Polizeiwache erwartete ihn am Ausgang des Theaters, und man hielt ihn die Nacht über hinter Schloß und Riegel, ja zuweilen Wochen hindurch, nur daß man ihn dann jeden Abend in das Theater zurückgelicetete, damit er seine Rolle spielen konnte. Denn ein ge- schlossenes Theater wäre ein Geständnis der herrschenden Unruhe gewesen. Die Regierungen aber schworen angesichts des wachsenden Europa, daß die italienischen Völkerschaften ruhig und zufrieden seien. So wurden die Orest, die Agamemnon, die Florinden, die Harlekins von Polizisten auf die Bühne begleitet und während

des Spiels nicht aus dem Auge gelassen. Wie auf Verabredung würden sie bei ihrem Erscheinen vor der Rampe vom Publikum stehend, entblößten Hauptes, mit lautlosem Schweigen empfangen, das tausendmal feierlicher und drohender wirkte, als der Applaus, dessentwegen sie ihre Strafe zu verbüßen hatten.

Und man muß sagen, die mutigsten waren auch gewöhnlich die besten Schauspieler, so daß — seltsame Fügung! — Kunst und Politik hier Hand in Hand gingen. Das italienische Theater erfreute sich damals einiger Künstler allerersten Ranges, die niemals übertroffen, wohl kaum wieder erreicht worden sind. Die Ristori, auf der Höhe ihres ruhmreichen Könnens, hatte schon einige ihrer großen Gastspielreisen durch Europa und Amerika unternommen, wie sie heutzutage an der Tagesordnung sind. Ernesto Rossi und Tommaso Salvini folgten den Spuren ihres großen Meisters Gustavo Modena, sie machten den gewagten Sprung von der klassischen Tragödie zu den Shakespeare'schen Dramen, zu den Goldoni'schen Komödien, zum modernen Stück."

Das bedeutete damals eine künstlerische That. Gewohnt an Kothurn und Toga des klassischen Dramas, war es schwer für den Schauspieler jener Zeit, sich an natürliches Gebaren auf den Brettern zu gewöhnen. Welten trennten ihn noch von dem modernen Realismus. Im schlechtfitzenden modernen Rock mit tragischen Gesten machte ein annehmbarer König von Sparta in der Rolle eines Gesandtschaftsattachés den Eindruck eines verkleideten Lakaien. Zu jener Zeit war es, als die eingangs erwähnte französische Truppe ihre Gastspiele in Italien unternahm und wie eine Offenbarung wirkte. Ein genialer und hochgebildeter Schauspieler, Luigi Bellotti-Bon, der sich durch künstlerische und moralische Gewissenhaftigkeit auszeichnete, ging zuerst daran, die dramatische Kunst in Italien zu erneuern, ein Wagnis, das, als es fehlgeschlug, er mit seinem freiwilligen Tode büßte. Er war ein unvergleichlicher Lehrer und Meister für die jungen Schauspieler, und die ersten Künstler der heutigen italienischen Bühnen wuchsen in seiner Schule auf. „Der Beruf des Komödianten vererbt sich bei uns durch viele Generationen, und es würde mich nicht wunder nehmen, wenn wir unter den heutigen berühmten Schauspielern direkte Abstammlinge der bekannten Schauspielersfamilien aus dem 17. Jahrhundert wie Andreini, Bianchi u. s. w. hätten. Ich nehme sogar mit Bestimmtheit an, daß die besondere schauspielerische Anlage der Italiener auf atavistische Anlagen zurückzuführen ist, sowie auf das Nomadenleben, das die besten italienischen Künstler auch heute noch gezwungen sind zu führen. Wir besitzen keine dramatischen Konservatorien, wie Paris, wo die Direktoren auf Grund von Examen und Wettbewerben die ihrer Gesellschaft notwendigen Elemente auswählen können. Es kommt wohl vor, daß irgend ein ausgedienter Schauspieler, der zu alt, um noch zu spielen, oder der sonst in Glend geraten, auf eigene Kosten oder auf Kosten eines der in Italien so zahlreichen Dilettantenvereine eine Deklamations- und Theaterschule eröffnet.

Während der zweiten Hälfte des vergangenen und der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten diese Dilettanten- oder philodramatischen Vereine in Italien die Bedeutung einer öffentlichen Institution, und obwohl sie an Prestige verloren haben, ist ihre Anzahl auch heute noch viel größer, als der Sache dienlich ist. Studenten, Handelsbesessene, junge Advokaten ohne Klienten, Beamte, kleine Lehrerinnen, Schneiderinnen, ad und zu eine etwas überreife sentimentale junge Dame — das sind die Elemente, aus denen sich diese Vereine

zusammenfassen. Dennoch kommt es zuweilen vor, daß auch aus diesen Vereinen eine ganz vorzügliche Kraft hervorgeht. Um nur ein Beispiel zu geben: Ernesto Rossi, der sein Examen als Rechtsgelehrter bestanden, pflückte seine ersten Lorbeeren auf einer Amateurbühne. Jetzt hat auch die Regierung seit ungefähr zehn Jahren in Florenz eine dramatische Schule errichtet, deren Leiter der verdienstvolle Luigi Nesi ist, der aus einem vorzüglichen Schauspieler ein geschätzter Schriftsteller und Historiograph der dramatischen Kunst geworden. Die hohe Schule der Schauspieler bleibt in Italien aber doch die Familie. Die Schauspieler, die Kinder von Schauspielern sind, haben in Italien einen poetischen und würdigen Namen, sie heißen: figli d'arte — Kinder der Kunst. „Unsere besten Künstler“ — sagt Giacosa — „sind figli d'arte und es sind Leute, die sich sehen lassen dürfen. Die Histori, die Duse, Novelli sind figli d'arte. Von frühesten Kindheit an ist das Theater ihre Welt, ihr Heim, ihre Schule, ihr Heiligthum, der Gegenstand ihrer Träume, die Hoffnung ihrer Zukunft, die Quelle ihres Familienlebens, der Wundergarten ihrer blühenden Phantasie, das verzauberte Schloß, in dem ihre Mutter sich mit unvergleichlicher Schönheit umgab und der Vater seine schäbige Alltagskleidung mit Fittergoldgewändern, seine Alltagsrede mit der göttlichen Sprache der Poesie vertauschte und sich aus dem armseligen Schlucker unter dem Beifallsjubel der Menge in einen König, einen Fürsten und Helben verwandelte.“

Es sind nicht die Gesellschaften ersten, auch nicht die zweiten Ranges, die dem Theater die größte Anzahl der figli d'arte liefern. Heutzutage, besonders wenn der Schauspieler einen Namen hat und seine pekuniäre Lage eine leidliche geworden, liebt er es, seine Kinder fern vom Theater aufwachsen zu lassen, er thut sie in eine Schule und versucht, selbst unter Entbehrungen, ihnen den Weg zu einem bürgerlichen Beruf zu ebnen.

Unsere heutigen großen Künstler haben ihre Kindheit und ihre Jugendzeit in entlegenen Provinzstädten verlebt, auf Dörfern, zuweilen in kleinen Ansiedlungen, wo die armselige Gesellschaft unter dem Schuppen einer Meierei ihre Vorstellungen gab. Eleonora Duse hat die ganze Herbeheit und die wilde Anmut eines solchen Lebens kennen gelernt. Sie bewahrt die Erinnerung an ihre früheste Kindheit wie einen Duft von Rosmarin und Thymian. Diese große Künstlerin ist in der That die poetischste, das heißt die vollkommenste Personifikation des Typus der figli d'arte.

In einem Eisenbahnwagen dritter Klasse erblickte sie, Tochter und Enkelkind von Schauspielern, das Licht der Welt auf einer Fahrt nach Vigevano, einem kleinen Städtchen zwischen Pyrmont und der Lombardei. Die Truppe, deren Leiter ihr Vater war, eine der erbärmlichsten ihrer Art, zog von einer Messe zur andern, zuweilen die ganze Parade mit sich schleppend. Oft, in der schönen Jahreszeit, wohnten die Schauspieler auf der Bühne oder in irgend einer Bodenkammer, nirgends verweilten sie lange. Mit sieben Jahren versah die kleine Eleonora das Amt eines Souffleurs, mit zehn Jahren spielte sie. Man hatte ihr eine reizende Rolle zuerteilt: die Cosette in einem nach Victor Hugos *Misérables* gearbeiteten Drama. Es hätte genügt, wenn sie in ihren Lumpen und in ihrer blaffen Abgezehrtheit sich selbst gegeben hätte, um die Bühnengestalt voll zu verkörpern. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie schon damals verstanden haben sollte, die Töne und die Masse der durchlebten Sorgen und bangen Kämpfe bewußt wiederzugeben, aber das Elend verlich ihren unsicheren Accenten vielleicht

Schon damals Töne der wundervollsten Naturtöne. Wer das Stück kennt, erinnert sich vielleicht der kleinen Episode mit der himmlischen Puppe, die Cosette den Kindern des Thenardier abtreten muß. Nun wohl, was die kleine Komödiantin auf der Bühne darzustellen hatte, trat als lebendiges Ereignis in ihr Leben. Eine alte Dame hatte das kleine Mädchen mit einer Puppe beschenkt, die goldene Locken und ein himmelblaues Seidenkleid trug. Es war im Herbst, man spielte in einem Dorfe. Nun kam der Winter, man zog in eine kleine Provinzstadt Oberitaliens. Man war gezwungen, möblierte Zimmer zu nehmen, das Theater ging schlecht und am Tage der Abreise fehlte das Geld für die Miete. Die Wirtin glaubte sehr mitleidig und entgegenkommend zu sein, als sie als einzige Zahlung die schöne Puppe der kleinen Leonora für ihr gleichaltriges Töchterchen forderte! Und vielleicht war sie es wirklich: es ist das schwer zu beurteilen.

Niemand ahnt, wie viele Dinge, wie viel verschiedene Menschen diese figli d'arte in ihrer Kinder- und Jugendzeit sehen, wie viel verschiedenartige Eindrücke sie empfangen. Bei andern Kindern versucht die Erziehung den allzu lebhaften Ausdruck der Empfindungen zu mildern. Wir lehren sie, nicht zu schreien, den Schmerz zu verbeißen, beim Lachen den Mund nicht aufzusperren, die Augen nicht aufzureißen, keine dummen oder entsetzten Gesichter zu machen. Der figlio d'arte hingegen wird zu einem wahren Kultus der Mimik erzogen. Seine Eltern, die Menschen, mit denen er zusammenwohnt, thun kaum etwas anderes, als den Gesichtsausdruck beobachten. . . Ja, die finanzielle Lage der Eltern zwingt die Kinder schon von frühester Jugend an, den ihnen eigenen Nachahmungstrieb zu betätigen.

Es ist bekannt, daß Kinder unendlich leicht von der Nachahmung in die Illusion verfallen, das heißt, daß sie in Wirklichkeit empfinden, was sie ursprünglich nur fingieren wollten. Dieses Phänomen ist den Beobachtungen der Physio-psychologen nicht entgangen. Die Stimme, unsere eigene Stimme übt eine ganz wunderbare suggestive Wirkung auf uns aus. Sie modifiziert unsern Seelenzustand.“

Ernesto Rossi erzählte Giacosa, daß er vor vielen Jahren in Padua einen jungen Dilettanten gekannt habe, auf den er große Stücke gehalten und der sich rühmte, ihn zum Weinen bringen zu können durch das Ablefen eines Menüs.

„Ich bin einer vom Bau“ — hatte ihm der große Tragöde geantwortet — „bei mir kann Ihnen das nicht gelingen.“ Da jener aber in ihn drang, ging man eine Wette ein, deren Preis das betreffende Menü war.

Die Geladenen gehörten alle zum Handwerk und waren wenig geneigt, sich durch eine Ueberraschung übertölpeln zu lassen. „Nachdem die Mahlzeit beendet“ — so erzählte Rossi — „machte sich unser Künstler an das Wagnis. Sei es, daß er, seines Sieges sicher, sich hatte recht gültlich thun wollen, sei es, daß er eines gewissen Zeitraums bedurfte, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, Thatsache war, daß das Menü überaus reichhaltig und das Wahl mehr als süppig war. Die Borgerichte wurden in einem gleichgültigen Ton vorgetragen, um die Suppe lagerte sich ein leichter Nebelschleier, der sich beim Fisch zu einer Wolke verdichtete und beim ersten Fleischgericht wie ferner Donner grollte. Bis hierher war es nichts weiter als eines jener akrobatischen Stimm-Kunststücke gewesen, wie sie jeder von uns schon tausendmal mit angehört hat. Aber wie die Stimme, ein wundervolles italienisches Organ, begann, in Furcht zu erbeben und fast im Schmerz zu brechen, klangen bei jedem neuen Gang aus der Tiefe der Seele Töne wieder, die von ergreifender Echtheit waren. Auf den jungen

Mann, der schon von der inneren Vibration seiner eigenen Stimme ergriffen war, wirkte der klangvolle Wiederhall der Schallwellen in der Luft, als käme er von einem seinem Herzen teuren Wesen, das von Verzweiflung gepackt wäre. Er erblickte, seine Wangen wurden hohl, seine Augen füllten sich mit Thränen, und schwere Seufzer entstrangen sich seiner Brust. Die Worte hatten jede thatsächliche Bedeutung verloren. Ich hatte den Eindruck — so schloß Ernesto Rossi — als lauschte ich einer todesstrawigen Musik in einer unbekanntten Sprache. Und — fügte er halb im Scherz, halb im Ernst hinzu — also können die großen Schauspieler der Dichter entbehren, denn die Quintessenz der Empfindungen drücken nicht Worte, sondern Töne aus.“

Nachdem Giacosa des weiteren eingeht auf die vielen italienischen Dialekte, die er von großem Einfluß auf die Modulationsfähigkeit des Organs hält, zollt er dem Fleiß und dem ernstern Studium der italienischen Schauspieler uneingeschränktes Lob: „Bei uns ist das Publikum immer dasselbe, so daß es eine Seltenheit ist, wenn ein Stück mehr als vier-, fünfmal gegeben wird. Jeden Tag halten unsere Theatergesellschaften Proben ab. Ein neues Lustspiel, ein Versdrama wird mit acht, höchstens zehn Proben herausgebracht, und da sind die ersten Leseproben schon mit eingerechnet. Man macht sich keine Vorstellung von dem Eifer, mit dem unsere Schauspieler, die berühmtesten wie die unbekanntesten, ihre Rolle studieren, die Topographie der Bühne beobachten, die Gestalten der verschiedenen Charaktere herausarbeiten. Oft haben mir diese Künstler eine mit Ehrfurchung gepaarte Bewunderung eingeflößt. Um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, muß sich freilich bei ihnen alles auf das Theater konzentrieren. Unsere Schauspieler wohnen, auch wenn sie nicht in dem Stück beschäftigt sind, allen Proben ihrer Gesellschaft bei. Und nicht nur allen Proben, auch den Auführungen. Man kann sagen, daß jeder Schauspieler bis in die geringfügigsten Einzelheiten die scenischen Einrichtungen sämtlicher Repertoirestücke seiner Truppe kennt. Die vielen und kostspieligen Reisen, sowie der magere Kassenerfolg gestatten den Theaterdirektoren nicht, die Hauptrollen doppelt zu besetzen. Nun kommt es nicht selten vor, daß kurz vor der Vorstellung oder auch während derselben ein Schauspieler erkrankt. Ist es dann irgend thunlich, so springt ein vielseitiges Mitglied der Truppe ein und spielt die Rolle, ohne sie je studiert oder probiert zu haben, und das Wagnis ist fast immer von Erfolg begleitet. Daß hierbei das ererbte Künstlerblut, das sociale Milieu, in dem sie aufgewachsen, die unbewußte Erziehung zur Nachahmung, die sie von fröhlicher Kindheit an genossen, wesentliche Hilfsfaktoren sind, liegt auf der Hand.

Wir können Bücher, die uns in weit entlegener Zeit einst die Seele bewegten, wieder lesen, die Schauspieler aber, die uns in unserer Jugend erschütterten und bezauberten, können wir nicht wiedersehen. Daher kommt es, daß Bücher veralten und der Schauspieler für uns immer jung bleibt. Es ist dies das köstliche Privilegium einer Kunst, die blüht, duftet und entschwindet, ohne die Spuren ihrer Unvollkommenheiten und Unnatürlichkeiten zurückzulassen. In der Jugend heiter und voll göttlicher Poesie, bergen die Erinnerungen an derartige Künstler in unserm Alter die Vorstellung einer ewigen Schönheit in sich, die vor jeder Enttäuschung bewahrt bleibt, der sonst nichts im Leben entgeht.“

E. Gagliardi.





„Weibliche Aerzte“ — sind sie wirklich nötig?

Von einer Frau beantwortet.

Der Türmer bringt, in seiner „Offenen Halle“ (Heft 10), einen Aufsatz, „Weibliche Aerzte“, der meinen Widerspruch herausgefordert hat.

Der Verfasser, Herr August Flemming, denkt offenbar groß und gut von den Frauen, und das gereicht ihm selbst zur Ehre, bei Beurteilung ihrer Fähigkeiten aber kommt er, meiner Ansicht nach, zu falschen Ergebnissen. Er sagt: „Das Seelenleben des Weibes ist ohne Frage anders als das des Mannes. Hier überwiegt das ruhige Denken, im Weibe ist jede Denkhätigkeit stark von Empfindungen beeinflusst. Der Umstand spricht jedoch für den Geist des Weibes. Denn auch nur die Männer, die über starkes Empfinden verfügen, leisten Großes. — — — Wahrhaft große Männer haben somit thatächlich viel von dem Seelenleben echter Frauen in sich.“

Das ist vollkommen richtig, bezieht sich aber ausschließlich auf genial veranlagte Menschen. Im Genie vereinigen sich die Eigenschaften des Mannes und der Frau in ungewöhnlicher Weise. Die Liebe (das große Herz) schafft, und insofern sie mit durchdringendem Verstande verbunden ist, Hervorragendes. Nach solchen Ausnahmen ihres Geschlechts aber darf man die Menschen im allgemeinen nicht beurteilen.

Es heißt dann weiter: „Erwägt man ferner, daß, was jeder Blick ins Leben beweist, das Weib mit seinem Gefühl meistens viel schärfer blickt, als der Mann mit seinem Verstande rechnet, so werden die Herren der Schöpfung wohl oder übel dem weiblichen Verstande, wenn auch nicht die Gleichartigkeit, so doch die Gleichwertigkeit zugestehen müssen.“ Inwiefern? Im Vordersatze war doch vom Gefühl der Frau die Rede, nicht von ihrem Verstande. In Bezug auf ersteres überragt sie den Mann.*) Wollte man nun aber ihren Verstand nach ihrem Gefühl bemessen, so würde sich daraus ergeben, daß sie dem Manne in beide überlegen ist, und das widerspricht den Thatsachen.

Der Satz kann wohl als feststehend angesehen werden, daß die Geschlechter gleichwertig, aber nicht gleichartig sind. Die Frau ist mit den nur ihr

*) Normale Verhältnisse vorausgesetzt, die allein maßgebend sind.

eigenthümlichen Gaben und Vorzügen genau ebensoviel wert, wie der Mann mit den ihm verliehenen. Das bezieht sich aufs Allgemeine. Sobald man aber von diesem zum Besonderen übergeht, wird der eben angeführte Satz nicht nur hinfällig, sondern verkehrt sich geradezu ins Gegentheil. In Bezug auf Verstand und Gefühl sind die Geschlechter gleichartig, aber nicht gleichwertig. Darin, daß beide denken und beide fühlen, liegt das Gleichartige, gleichwertig aber ist es nicht, denn der Verstand des Mannes ist schärfer als der der Frau, und das Gefühl der Frau stärker als das des Mannes. Das schließt nicht aus, daß die Frau mit ihrem Gefühl etwas richtiger erfassen kann als der Mann mit seinem Verstande, und das ist es wohl auch, was der Verfasser sagen wollte.

Herr Flemming meint weiter, daß dem Weibe für den ärztlichen Beruf noch besondere Vorzüge eingeräumt werden müßten: die für jeden Heilungsprozeß so ungemein wichtige Sanftmut, Selbstlosigkeit und Ausdauer.

Das sind Eigenschaften, die vor allem die Krankenpflege erfordert, das Wesen des tüchtigen Arztes aber machen sie keineswegs aus, abgesehen von der Selbstlosigkeit, durch die jede Tüchtigkeit bedingt wird. Was nützen mir alle persönlich lebenswürdigen Eigenschaften eines Mediziners, wenn er mich falsch behandelt? Die Hauptsache bei jedem Krankheitsfalle ist die richtige Diagnose, und diese erfordert scharfen Verstand und Urteilskraft. Ein Arzt, der seine Sache versteht, wird immer Zulauf von Patienten haben, und wäre er auch nichts weniger als sanft, sondern flugs grob wie Bohnenstroh.

Wenn eine Frau alle die Eigenschaften besitzt, die Herr Flemming ihr nachrühmt — er sagt, ein echtes Weib sei geradezu unglücklich, wenn es nicht Menschen um sich hat, für die es sorgen und sich sozusagen abplagen kann — dann thäte sie weit besser, Krankenpflegerin zu werden, als Ärztin. Es giebt Frauenberufe — und der der Diakonistin gehört zu ihnen — wo Zuzug bitter not thut und dringend gewünscht wird. Aerzte aber haben wir mehr als genug. Es wird ohnehin schon darüber geklagt, daß die gelehrten Berufe überfüllt seien, kann es also wünschenswert erscheinen, daß dieses Uebel durch das Einbringen der Frauen noch vergrößert werde?

Hier ließe sich einwenden, daß der Zweckmäßigkeitstandpunkt allein nicht maßgebend sein dürfe. Nun, ich glaube, daß eine Frau, die, ohne sich selber etwas vorzureden, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen betriebe, wohl noch seltener wäre als ein weißer Sperling.

Den Einwand, daß das Studium der Medizin die Sittlichkeit der Frauen gefährde, will Herr Flemming nicht gelten lassen und deutet an, daß die Männer ihn nur hervorgehört hätten, um ihre Selbstsucht bequemer dahinter verbergen zu können. Er schreibt: „Sonderbar, höchst sonderbar! Gerade Mediziner neigen zu der Ansicht, daß der Mensch eine Seele nicht habe, nur Materie sei. Wenn nun ‚bewegte Materie‘ in den Anatomiesälen unbewegte mit dem Messer in der Hand untersucht, kann das überhaupt unsittlich sein?“

Daß der Mensch nichts anderes sei als „bewegte Materie“, glaubt der Verfasser selbst nicht, und eben weil die Frau eine Seele hat, kann durch das Studium der Medizin ihr sittliches Empfinden nur ungünstig beeinflusst werden. Warum gilt es in der Gesellschaft für unpassend, über natürliche Dinge zu reden? Doch wohl nur darum, weil das Zart- und Schamgefühl der Frauen ein gar leicht verletzbar Ding ist. Und Gott sei Dank, daß es so ist! Im

Anatomiesaal aber möchten sie dieses Gefühl gewissermaßen kalt stellen, um es sich für ihren Verkehr mit andern zu bewahren. Wer das für möglich hält, verkennt vollständig die gewaltige Macht der Gewohnheit, die auch hier a b s t u m p f e n d wirkt.

„Und willst du wissen, was sich ziemet, so frage nur bei edlen Frauen an,“ sagt unser großer Dichter. In Bezug auf guten Ton und feine Sitte soll die Frau über dem Manne stehen, dadurch aber, daß sie sich ihm gleichstellt, gewissermaßen sein Kamerad wird, steigt sie herab. So geht sie des Einflusses auf den Mann, der nicht mehr zu ihr empor schauen kann, verlustig. Ich bezweifle stark, daß die „fromme Scheu, von der selbst leichte Männer in Gegenwart echter Frauen etwas verspüren,“ sich zeigen würde, wenn sie Gelegenheit hätten, weibliche Studenten der Medizin über gewisse Dinge sachsimpeln zu hören.

Der gewichtigste Grund, der für die Notwendigkeit weiblicher Aerzte ins Feld geführt wird, ist der, daß sehr viele Frauen vor einer Untersuchung durch den männlichen Arzt zurückschrecken. Daß zu einer derartigen Untersuchung große Selbstüberwindung gehört, will ich ohne weiteres zugestehen, ohne diese geht es nun aber einmal im Leben überhaupt nicht ab. So bleibt eben nichts übrig, als zwischen zwei Uebeln zu wählen. Ich für meinen Teil halte die Behandlung der kranken Frau durch einen männlichen Arzt, im Vergleich zu den Medizin Studirenden weiblichen Geschlechts, für das kleinere Uebel, aus folgenden Gründen: Die kranke Frau setzt sich einer Verletzung ihres Schamgefühls nur a u s n a h m s w e i s e aus und gezwungenermaßen, die Studentin der Medizin aber freiwillig und für die Dauer, d. h. so lange, bis die Abstumpfung eingetreten ist. Welch gewaltiger Unterschied!

Und nun noch ein Wort über den Wettbewerb zwischen Mann und Frau, von dem Herr Flemming — und er ist nicht der einzige — zur Ehre der Männer annimmt, daß sie sich nicht vor ihm fürchten.

Das ist scheinbar sehr edel und hochherzig gedacht, in Wahrheit aber erweist es sich als einseitig und kurzichtig. Der Kampf ums Dasein ist ein harter und schwerer Kampf, in dem man mit großmütigen Anwandlungen nicht weit kommt. Hier gilt es, den unerbittlichen Thatsachen ins Gesicht zu sehen und mit ihnen zu rechnen. Jede Frau, die einen Mann verdrängt, nimmt nicht nur ihm das Brot, sondern auch seiner Familie, beziehungsweise hindert sie ihn, eine solche zu gründen. Darum meine ich, daß die Männer das gute Recht haben, sich gegen den Wettbewerb der Frauen zu wehren. Wenn diese es doch begreifen wollten, daß sie nie Größeres leisten werden, als wo sie sich auf ihrem ureigensten Gebiet bewegen, wenn es auch nicht derart ist, daß es mit Posaunenstößen der Welt verkündigt wird, auf einem Gebiet, das der Mann beherrscht, dagegen nur Mittelmäßiges. Allerdings kann es auch Ausnahmen von dieser Regel geben, um ihrer willen aber — das Genie*) bricht sich immer und überall Bahn — brauchen wir weder Mädchen-Gymnasien, noch ist es notwendig, den Frauen die Universitäten zu öffnen.

*) Die weiblichen Genies sind noch um 100 Prozent seltener als die männlichen. Elisabeth von England und Katharina von Rußland sind meines Erachtens ihnen zu zuzählen.

Stürzlich sah ich das Bild eines weiblichen Professors. Welch hartes Gesicht! Jeder Zug von Weichheit und Weiblichkeit wie weggewischt! Und kann es wohl auch anders sein?

„Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle,
Eines schickt sich nicht für alle.“

Ottilie Hertrampf.

Wollte ich der verehrten Einsenderin ein Kompliment machen, so würde ich sagen: Eigentlich widerlegt sich der Artikel selbst. Denn eine Frau, die so klar, scharf, logisch denkt und dabei doch so ganz weiblich fühlt, beweist, — daß beides sich wohl vereinigen läßt. Aber das wäre doch — auf das Obige (das Medizinstudium) angewandt — ein Trugschluß. Denn die Verfasserin würde nach ihrer eigenen Theorie nicht so fühlen, wenn ihr Gefühl durch jenes Studium abgestumpft worden wäre. Die Frage, auf die es zuletzt ankäme, wäre also die: muß dieses weibliche Gefühl abgestumpft werden? Allgemein möchte auch ich diese Frage nicht bejahen; in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aber dürfte die Einsenderin Recht behalten. Jetzt, wo ihnen noch große Hindernisse im Wege stehen, führen nur die stärksten weiblichen Kräfte das Studium durch. Wie würde es aber — wir können leider wohl fragen: wie wird es aber — werden, wenn auch der weiblichen Mittelmächtigkeit die Bahn geebnet wird? Würde oder wird dann überhaupt noch von einem Unterschiede der Geschlechter in unserem heutigen, deutschen Sinne die Rede sein können?

Vielleicht beteiligen sich auch andere an der Erörterung der Frage. Heilsam, innerlich und endgiltig gelöst werden, kann sie nur von den Frauen selbst.

Der Türmer.





Ein Nervenarzt über Lektüre. — Darwin für die Poeten.
— Der „neurasthenische“ Schopenhauer und der „pathologische“ Goethe. — Der „Neurastheniker“ über den „Pathologischen“.

Es ist zu bewundern, daß in einer Zeit, in welcher den Fragen der leiblichen Diät eine so große Beachtung geschenkt wird, die geistige Diät kaum eine Berücksichtigung gefunden hat, während sich in älteren Schriften, wie in den Werken eines Kant, Hufeland, v. Feuchtersleben u. a. wichtige Fingerzeige finden. Kein Lehrbuch, kein Archiv, kein Centralblatt stellt sich uns hier als Führer und Ratgeber zu Gebote.“ So etwa äußert sich Dr. H. Oppenheim in einem Vortrage über „Nervenkrankheit und Lektüre“, den er in der IV. Versammlung mitteldeutscher Psychiater und Neurologen zu Dresden gehalten hat, und der dann in der „Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde“ (XIV. Bd.) gedruckt worden ist. Der Verfasser hat hier weniger die geistige Diät der Jugend als die der Erwachsenen im Auge — ein an sich schon stark verwildertes, vom sanitären Standpunkte aus aber gänzlich vernachlässigtes Gebiet.

Und doch liegt der Gedanke so nahe, daß die ärztlichen Vorschriften über Pflege und Schonung des Körpers wirkungslos bleiben oder wenigstens in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt werden müssen, wenn ihnen der Kranke durch unzuträgliche erregende und verwirrende geistige Kost entgegenarbeitet. Der Nervöse, der sich zweimal täglich in fieberhafter Hast auf seine Zeitung stürzt, die aufregenden Mord- und Scandalgeschichten darin wollüstig verschlingt, mit schlüpfriger Lektüre seine Phantasie erhitzt, abends einen „fürchtbar spannenden“ Sensationsroman vornimmt, der ihn dann wieder vor später Nachtsunde oder gar vor dem hell herausdämmernden Morgen nicht losläßt, — ein solcher Patient wird wohl auch bei der besten rein körperlichen Pflege von seinem krankhaften Nerven zustande nicht befreit werden. Dr. Oppenheim hat sich mit dem

Sinweise auf diesen Mangel der diätetischen Fürsorge und Ueberwachung ein wirkliches Verdienst erworben, und das Thema ist, trotz „Kanalkrißis“ und „Dreyfus-Prozeß“, auch heute noch so „aktuell“ wie nur möglich.

Mit Recht geißelt der Verfasser zunächst den groben Unfug, der von vielen Tagesblättern einerseits mit der breiten Ausmalung der scheußlichsten Verbrechen, andererseits aber mit der Schilderung von Krankheitszuständen verübt wird: „Es ist erstaunlich, wahrzunehmen, mit welchem Eifer sich ein großer Teil des Laien-Publikums, besonders sind es die Frauen, durch Neugier oder durch einen dem Pathologischen zugewandten Wissensdrang irreführt, auf diese medizinischen Artikel der Tagespresse stürzt. Sie bilden ihre geistige Lieblingsspeise, zuweilen ihre einzige geistige Nahrung. Sie wähnen, wissend zu werden, aber ihr Halb- oder Zehntel-Wissen birgt mehr Gefahren in sich, als die naive Unwissenheit des von der modernen Kultur nicht angefränkelten Naturmenschen. Wieviel köstlicher ist oft das Nichtwissen als diese Lexikon- und Zeitungs-Beschlagenheit.“ Dr. Oppenheim beleuchtet das durch einen Fall aus seiner eigenen Praxis. Eine Tageszeitung hatte einen populären Artikel über Arteriosklerose (Gefäßverkalkung) gebracht, worin dem Laien keine der entsetzlichen Möglichkeiten dieser Krankheit erspart wurde. Darauf erschienen bei Dr. Oppenheim nicht weniger als fünf Personen, die sämtlich an „Gefäßverkalkung“ zu leiden glaubten und sämtlich gestanden, diesen Glauben aus jenem Artikel geschöpft zu haben! Hypochondrische Erregungszustände von quälendem und bedrohlichem Charakter waren bei zwei dieser Personen die Folge der (ganz unbegründeten) Besorgnis.

Besonders interessiert die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen der modernen Neurasthenie und der modernen — schönggeistigen Litteratur. Zwar habe schon v. Feuchtersleben vor 50 Jahren in seiner „Diätetik der Seele“ über die moderne Litteratur geklagt: „Bei ihr ist nicht die Rede von großen Männern, wohl aber von krankhaften Zuständen. Sagen wir's nur immer gerade heraus: Hypochondrie, entgeistete, grämliche, affabierende Hypochondrie ist die Antenne der modernen Litteratur, und man wird nächsten zur richtigen Beurteilung unserer jüngsten Dichter des Arztes statt des Recensenten bedürfen.“ Wie aber würde Feuchtersleben erst wehklagen, wenn er 50 Jahre später zur Welt gekommen wäre! In der heutigen Litteratur sei oft genug das Pathologische an sich die Quintessenz des Kunstwerks: „Selbst die körperliche Krankheit und ihre Aeußerungen bilden hier ein gewöhnliches Objekt der schriftstellerischen Darstellung, und mancher Kranke entnimmt aus der Lektüre eines Romans sein Schicksal, das ihm der Arzt in weiser Erwägung und humaner Fürsorge sorgfältig verborgen gehalten hat.“

Die größten Verheerungen würden aber von der Behandlung der sexuellen Beziehungen in einem großen Teile der modernen Litteratur angerichtet. Es handle sich nicht ausschließlich um eine Frage der Moral, sondern es liege auch eine Gefährdung der Volksgesundheit vor, und daher

habe hier auch der Arzt ein Wort mitzusprechen. Denn weit verbreiteter, als man nach den in der Fachliteratur niedergelegten Daten erwarten sollte, und besonders verderblich sei die psychische Ausschweifung. Das wird dann vom Verfasser in überzeugender Weise des näheren begründet.

Dr. Oppenheim ist nun keineswegs ein Banause, der die Rechte, Bedürfnisse und Pflichten des echten Dichters auf diesem Gebiete verkürzen wollte. So führt er als Beweis dafür, daß das echte Kunstwerk dieses Motiv wohl behandeln kann und dennoch nicht in ihm Ziel und Gipfel findet, sondern in dem Zauber seiner Schönheit, daß es also, trotz des sexuellen Motivs, auf unseren Schönheitssinn und nicht auf die sexuelle Sphäre einwirkt, Goethes „Römische Elegien“ an. Er erwähnt hierbei eine sehr feine und bezeichnende Bemerkung Goethes (aus Eckermanns „Gesprächen“): „Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrückt ausnehmen.“ Aber was früher an sexueller Vergiftung nur in Form von „Hintertreppenliteratur“ auf Schleichwegen in die Häuser geschmuggelt werden konnte, das sei in unserer Zeit zur wohlgeduldeten und vielbegehrten Salonlektüre erhoben worden. Auch seien es jetzt keineswegs nur die minderwertigen Geistesprodukte, die der Schilderung des Geschlechtlichen ihre Anziehungskraft verdanken, sondern es gehe diese Bewegung auch durch einen großen Teil der höher bewerteten Literatur, wo das Sexuelle als maßgebendes, ja ausschließlich wirkendes Motiv mit einem Aufpuß von Wit, Geist oder Wissenschaft verbrämt werde.

Große Dichter und Denker der Vergangenheit, wie Byron (in einem Briefe an Murray über den Don Juan), Rousseau (in der „Neuen Heloise“) gingen von der Voraussetzung aus, daß der verderbliche Einfluß der Lektüre nur für die Unschuld Geltung haben könne. Rousseau sagt in der Vorrede zu Julie ou la nouvelle Heloise: „Quant aux filles, c'est autre chose. Jamais fille chaste n'a lu des romans, et j'ai mis à celui-ci un titre assez décidé, pour qu'en l'ouvrant on sût à quoi s'en tenir. Celle qui, malgré ce titre, en osera lire une seule page, est une fille perdue; mais qu'elle n'impute point sa perte à ce livre, le mal étoit fait d'avance. Puis qu'elle a commencé, qu'elle achève de lire; elle n'a plus rien à risquer.“ Die Frage, wie die Schilderung des sexuellen Lebens auf den Erfahrenen einwirkt, ist aber, nach Dr. Oppenheim, noch gar nicht berührt worden. „Sie kann auch aus dem Spiele bleiben, solange das Kunstwerk nur durch seinen ästhetischen Gehalt wirkt und die Schilderung des Geschlechtlichen nur ein notwendiges Beiwerk bildet. Anders aber liegt es, wenn das Sexualleben die Wesenheit des Ganzen ausmacht, wenn die Phantasie des Lesers durch die ganze Scenerie eines modernen Unsittenromans hindurchgeführt und gezwungen wird, eine ununterbrochene Reihe von Bildern aus dem Geschlechtsleben, von Hand-

lungen, für die das Geschlechtliche allein die bestimmende Kraft ist, an sich vorüberziehen zu lassen. Hätten wir es nur mit gesunden Menschen — gesund im weitesten Sinne des Wortes — zu thun, die mit der kühlen Ruhe der Objektivität Schriften dieser Art wie eine wissenschaftliche Abhandlung lesen, so würden diese litterarischen Produkte kaum einen Gegenstand der ärztlichen Beachtung und Besorgnis bilden. Aber schon die Thatsache, daß diese Bettelsuppen ein so großes Publikum finden, beweist, daß wir es nicht mit ‚Gesunden‘ zu thun haben, denn von einem ästhetischen, psychologischen oder auch nur didaktischen Genießen kann hier doch in der Regel keine Rede sein.“

Zum Schluß wirft Dr. Oppenheim die wichtige Frage auf: „Welche Art von Lektüre ist denn den Nervösen und den nervös veranlagten Individuen vom sanitären Standpunkt aus zu empfehlen?..“

„Einwandfrei dürften zunächst die einfach belehrenden wissenschaftlichen Schriften und Werke sein, soweit sie der geistigen Befähigung und Auffassungskraft des Lesers angepaßt sind und sich von den oben näher bezeichneten Wissensgebieten fernhalten. Die der Naturbeschreibung, der Schilderung von Naturerscheinungen, Naturereignissen, von Ländern und Völkern gewidmeten Schriftwerken, die Mehrzahl der Reisebeschreibungen u. dergl. ist hierher zu rechnen.

„Die Hauptschwierigkeit beginnt, wenn wir unter diesem Gesichtspunkt an die Prüfung des Poetischen herantreten. Ich werde kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich den echten Humor, wie er uns in den Werken eines Cervantes, Dickens, Reuter u. s. w. geboten wird, für ein vortreffliches Diätetikum der Seele erkläre. Aber schon da haben wir mit der individuellen Empfänglichkeit zu rechnen. Auch bietet sich der Humor selten in so vollkommener Reinheit, daß die psychologische Analyse und die sanitäre Wertschätzung nur mit diesem Element der Darstellung zu rechnen hätte. Die Beurteilung des Sentimentalen, Pathetischen, Tragischen unter dem von uns erörterten Gesichtspunkte bietet dann schon die größten Schwierigkeiten.

„Das Lustgefühl, das in mir bei der Lektüre klassischer Dichtungen — ich will als Beispiel und nur, um irgend ein Beispiel anzuführen, einige der bekannteren Goetheschen Gedichte, wie das Maitied, das Lied an den Mond, Prometheus, Mahomets Gesang, der Gott und die Bajadere, Harzreise im Winter, Tilmann, Alexis und Dora, die Trilogie der Leidenschaft u. s. w. nennen — wachgerufen wird, muß ich als einen auch der Gesundheit förderlichen Seelenvorgang bezeichnen. Aber hier stoßen wir gleich auf die gefährlichste Klippe dieser Betrachtung: ich kann nicht ermessen, ob die Empfindung, die bei anderen geweckt wird, der meinigen konform ist, oder ob nicht litterarische Produkte ganz anderer Art und ganz anderen Wertes in ihnen Stimmungen hervorrufen, deren wohlthätiger Einfluß den von mir empfundenen bei weitem übertrifft. Die Individualität, das individuelle Bedürfnis, die individuelle Empfänglichkeit ist hier ein so ausschlaggebender Faktor, daß sich

allgemeingiltige Sagen kaum aufstellen lassen. Immerhin glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich in dem ästhetischen Genuß eine heilsame Potenz von großem, längst nicht hinreichend gewürdigtem Werte erblicke. — Und doch lehrt eine weitere Betrachtung, wie vorsichtig man auch da mit seinen Schlußfolgerungen sein muß. Mir persönlich bereitet das Wagner'sche Musikdrama den höchsten ästhetischen Genuß. Dennoch habe ich am Schlusse desselben in der Regel nicht den Eindruck, daß mein Wohlbefinden gesteigert worden ist. Im Gegenteil, es ist eine Art von Erschöpfung, von körperlicher und geistiger Abspannung, die sich mir fühlbar macht. Es scheint also eine Intensität, Multiplicität und vor allem eine zeitliche Dauer des Genießens zu geben, die nicht wohlthätig auf das Nervensystem einwirkt. Und es entspricht das durchaus der Erfahrung, die wir mit dem 'Uebermaß von Reizen' auch sonst auf allen Gebieten machen. Aber vielleicht ist das, was für mich ein Uebermaß von Reizen bedeutet, für einen anderen ein seine Aufnahmefähigkeit keineswegs überschreitendes Reizmaß. . . .

„Daß wir mit dem Hinweis auf die der Gesundheit aus der Lektüre drohenden Gefahren einen Einfluß auf den Charakter unserer Tageslitteratur gewinnen werden, wage ich nicht zu erhoffen. Immerhin sollte man sich nicht scheuen, das, was schlecht ist, laut und energisch zu tadeln. Wollen wir aber die gewonnenen Anschauungen für unser ärztliches Wirken fruchtbar machen, so haben wir es als eine wichtige Aufgabe zu betrachten, die psychische Diät der uns anvertrauten Individuen mit aller Sorgfalt zu überwachen. Wenn wir stets bedenken, daß die Eindrücke, die sie aus der Lektüre, von der Bühne u. s. w. in sich aufnehmen, durchaus nicht gleichgiltig für ihr Wohlbefinden sind, so werden wir uns nicht mehr darauf beschränken, ihnen bezüglich der Quantität und Qualität der Speisen und Getränke unsere Vorschriften zu erteilen, sondern auch das, was dem Geiste an Nahrung und Genußmitteln zugeführt wird, auf seinen Wert, seine Verdaulichkeit und Zuträglichkeit prüfen. Oft genug haben wir da z. B. Anlaß, dem Kranken den Genuß seiner Zeitung zu untersagen. Schon die Hast und Unruhe, mit der sich Nervöse auf ihr Blatt stürzen und es durchfliegen, lehrt, daß wir es hier gemeiniglich mit einer Noxe zu thun haben. Vor allem sollte man auch die Kinder, die heranwachsende Jugend, die ja heute den Keim zur Nervosität mit zur Welt bringt, mit größter Peinlichkeit vor dem Einblick in die Tagespresse bewahren. Mir scheint, als ob in dieser Hinsicht durch eine nicht zu begreifende Achtsamkeit noch sehr viel gesündigt würde.

„Es ist kaum möglich, daß der vielbeschäftigte Arzt eine umfassende Kenntnis der belletristischen Litteratur erwirbt, um mit richtiger Auswahl das Gute, d. h. Heilsame empfehlen, das Schlechte untersagen zu können. Aber er wird auch ohne tiefere Kenntnis schon dadurch Gutes stiften können, daß er dem Zuvielleesen, besonders dem Verschlingen der modernen Romane steuert und auf den uner schöpflischen Schatz der ‚bleibenden Litteratur‘ ver-

weist. Gewiß ist auch da ein Individualisieren erforderlich. Gewiß ist für manche Zustände der Nervosität die leichte Lektüre empfehlenswert, aber die leichte braucht keine leichte und soll keine schlüpfrige sein, und es ist in der Regel, wenigstens dem intelligenten Menschen, durchaus zuträglich, wenn er, indem er liest, sich belehrt oder sich einem ästhetischen Genießen hingiebt.“

* * *

So mehren sich erfreulicherweise die Anzeichen dafür, daß wir aus dem materialistischen Sumpfe allmählich herauskommen. Man beginnt den plumpen Irrtum einzusehen, als müsse alles, was nicht als grobe Materie sozusagen mit Händen zu greifen ist, als „nicht seiend“ behandelt werden. Hier führt ein Arzt seinen Fachgenossen zu Gemüte, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe, daß auch die rein geistigen, ja die feinsten ästhetischen Werte beachtenswerte Faktoren für sein physisches Wohlbefinden sind. Und man erinnert sich eines Ausspruches Darwins, der ja, ohne es zu wollen, von der Thorheit und Oberflächlichkeit gedankenloser Nachbeter zum Spezialheiligen grob sinnlichen Materialismus erwählt worden ist. Dieser Darwin aber gestand am Ende seines an wissenschaftlichen Erfolgen und Erfahrungen so reichen Schaffens: „Wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, so würde ich es mir zur Regel machen, wenigstens jede Woche einmal etwas Poetisches zu lesen...! Der Verlust der Empfänglichkeit für die Dichtung ist ein Verlust an Glück und dürfte möglicherweise nachteilig für den Intellekt, noch wahrscheinlicher für den sittlichen Charakter sein, da er den gemüthlich erregbaren Teil unserer Natur schwächt!“

Diesen Ausspruch muß ich unwillkürlich mit einem anderen, weniger berühmten zusammenhalten, der mir aber auch unvergeßlich geblieben ist. Wir saßen, junge Studenten und „alte Herren“, meist Juristen, bei einem gemüthlichen Schoppen. Unbegreiflicherweise — vielleicht war ich das Karnickel — verirrete sich das Gespräch in einem unbewachten Augenblicke auf „Litteratur“ und „Dichtung“. Da sagte einer, der soeben die Staffeln eines königlich preussischen Referendarius erklettert hatte, im Tone mitleidiger Verachtung aber auch unerfütterlicher Sicherheit: „Dichtung?! Wer giebt sich denn heutzutage noch mit dergleichen thörichtem, unnützem Zeuge ab! Das ist doch ein längst überwundener Standpunkt!“ Der Sprecher, sonst ein liebenswürdiger junger Mann, Reserveoffizier und Sproß einer altberühmten preussischen Adelsfamilie, erfreute sich einer führenden Stellung unter den Kommilitonen. Und Widerspruch fand seine Sentenz nicht, wohl aber schweigende und laute Zustimmung. — Doch das gehört ja eigentlich in das Kapitel — der „klassischen Bildung“.

* * *

Es ist bezeichnend, daß Erscheinungen, die früher ausschließlich vor den Richterstuhl der Moral oder der betreffenden Fachwissenschaft gehörten, heute vor das Forum — der Medizin, des Nervenarztes und Psychiaters gezogen werden. Nicht nur der Verbrecher Lombrososcher Auffassung wird auf

seine „geistige Gesundheit“ untersucht, auch Dichter, Künstler, Philosophen, alte und neue, Berühmtheiten des Tages, aber auch der Weltgeschichte, müssen sich eine solche Untersuchung gefallen lassen. Jetzt ist — Schopenhauer an die Reihe gekommen. Seine pessimistische Philosophie wird von dem bekannten Leipziger Neurologen Dr. Mübius auf Vererbung krankhafter Anlagen, überhaupt „krankhafte Dyskolie“, zurückgeführt.

Von seiner Großmutter wird berichtet, „sie sei von so heftigem Charakter gewesen, daß sie zuletzt, nach ihres Mannes Tode, für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gestellt worden ist,“ woraus auf einen von vornherein vorhandenen krankhaften Zustand zu schließen sei. Die latente Geisteskrankheit dieser Frau scheine auf die jüngeren Söhne gewirkt zu haben. Einer war von Jugend an blödsinnig, von einem heißt es, er sei durch Ausschweifung halb wahnsinnig geworden. Dagegen haben die beiden älteren Brüder sich durch Tüchtigkeit ausgezeichnet und durch gemeinsamen kaufmännischen Betrieb Reichthum erworben, doch war der eine, Arthur Schopenhauers Vater, schon im mittleren Alter schwerhörig, wurde von der Umgebung für excentrisch gehalten, war hartnäckig und pedantisch, wurde mit den Jahren immer reizbarer und heftiger, soll an Beängstigung gelitten und wahrscheinlich durch Selbstmord geendet haben. Auch bei Arthur Schopenhauers Mutter, der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer, habe ein angeborener Defekt insofern vorgelegen, als sie ihrem Sohne mehr eine verständige und pflichtgemäße Reigung, als die rechte Mutterliebe entgegenbrachte. Schopenhauers Schwester Adele, die gleichfalls schriftstellerte und unverheiratet blieb, wird als überspannt, von vorwiegend melancholischem Temperament, das sie vom Vater ererbt, und jeden Humors bar geschildert. Bei solchen genealogischen Antecedentien sei es begreiflich, daß man bei Schopenhauer als Grundzug seines Wesens die Dyskolie, die Reigung zu pessimistischer Weltanschauung findet. Schon in jungen Jahren (um 1809) sei bei ihm die mit krankhaften Affektionen des Gehörnerves (gerade wie beim Vater) zusammenhängende Anlage zu plötzlichen Beängstigungen ohne ersichtlichen Anlaß, besonders in nächtlicher Stille, hervorgetreten, eine Anlage, gegen die er zeitlebens zu kämpfen gehabt habe. Gwinner, der den Philosophen aus persönlichem Umgang kannte, erzählt in seinem „Leben Schopenhauers“: „Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat, trug er eine fortwährende innere Sorglichkeit mit sich herum, die ihn Gefahren sehen und suchen ließ, wo keine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm den Verkehr mit den Menschen. Seine Wertpapiere hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Defonomie betraf, vertraute er der Landessprache an; er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen

und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften und verwahrte seine Wertpapiere als Arcana medica, die Zinsabschnitte besonders in Briefen und Notenheften und sein Gold unter dem Tintenfass in Schreibpulle. Nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffschen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Lokalen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeife nahm er nach jedesmaligem Gebrauch unter Verschuß. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden sollte. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel, betrogen zu werden. Seit 1856 wohnte er wegen der größeren Sicherheit gegen Feuergefahr stets im Erdgeschoß. Er weist gelegentlich selbst auf seine andauernde Aengstlichkeit hin, auf das Gefühl: Jetzt kommt's!"

Man darf wohl annehmen, daß erbliche und persönliche Anlagen auch Schopenhauers ganzer Art, die Welt philosophisch anzuschauen und zu begreifen, den Stempel aufgeprägt haben. Manche der oben geschilderten Einzelheiten scheinen in der That über den Rahmen des bloßen „Sonderlings“ hinauszugehen und in das Gebiet des Nervenarztes zu fallen. Aber mit den Begriffen „gesund“ oder „krank“, „normal“ oder „unnormal“ ist es bei den Menschen, die das geistige Durchschnittsmaß überragen, ein heikles Ding. Man muß da in der Anwendung dieser Begriffe sehr, sehr vorsichtig sein. Wären die Genies „Normalmenschen“, dann wären es eben keine Genies. Außerdem — das giebt ja auch Möbius an anderer Stelle zu — giebt es überhaupt keine „Normalmenschen“. Denn wer sollte wohl die „Norm“ feststellen können? Nur die Beschränktheit kann sich einbilden, einen solchen fertigen Maßstab mit sich in der Tasche herumzutragen. Die ausgeglichenen harmonischen Naturen unter den Genies sind ganz vereinzelte Ausnahmen. Meist tritt das Genie als eine Vereinigung starker innerer Gegensätze und Widersprüche in die Erscheinung. Ob die Widersprüche in Wirklichkeit solche sind, ist wieder eine andere Frage, ich glaube am letzten Ende an keine „Widersprüche“. Ganz „medizinisch“ ausgedrückt, scheinen die einen Partien des Gehirns auf Kosten der anderen außerordentlich stark entwickelt. Nun wäre es aber doch sehr oberflächlich und unlogisch, aus der Thatsache der geringeren, ja der „unnormalen“ Entwicklung gewisser Organe auf die krankhafte Minderwertigkeit auch der anderen zu schließen, die Ergebnisse ihrer Funktionen zu krankhaften zu stampeln, weil die Funktionen anderer Organe vielleicht krankhafte sind. Wie oft erleben wir den Fall, daß außergewöhnlich starken Begabungen in der einen Richtung geradezu „abnorm“ geringe, d. h. weit hinter dem Durchschnitt zurückbleibende Fähigkeiten in der andern Richtung gegenüberstehen! Sollte man nun daraus folgern dürfen, daß die vorhandene starke Begabung und die durch sie erzielten Leistungen „krankhafte“ und als solche verwerfliche sind? Wir müssen also doch den Herren Nervenärzten, soweit sie aus einzelnen Er-

scheinungen allgemeine Schlüsse ziehen, recht sehr aufpassen. Es giebt schauerliche Abgründe des menschlichen Gemüths, an denen doch das feinstste Edelweiß blüht; es giebt Erregungszustände, die, als physische betrachtet, unterschieden krankhaft sind und aus denen dennoch das Größte und Schönste geboren werden kann, wozu der Menscheng Geist im Stande ist. Ist nicht oft das Fieber des schaffenden Dichters und Künstlers, rein physisch betrachtet, ein unnormaler, krankhafter Zustand? Aber die Natur giebt uns noch deutlichere Lehren: Wie wird denn der Mensch selbst zur Welt gebracht? Nicht etwa in einem „krankhaften“ Zustande der, die ihn „mit Schmerzen“ gebiert? Ist etwa das „Kindbettfieber“ kein Fieber, keine Krankheit? Wir kämen ja wirklich zu Schopenhauers pessimistischer Lebens- und Weltverneinung, lehnten wir alles ab, was uns von „unnormalen“, „krankhaften“ Zuständen geschenkt wird! Ich bin, trotz gewisser „Stimmungen“, denen wir wohl alle zeitweilig unterworfen sind, und die als Stimmungen auch ihren Teil Wahrheit in sich tragen, kein Anhänger der Schopenhauerschen Weltanschauung, so sehr ich auch seinen Geist im einzelnen bewundere. Aber diese Art, mit einer Philosophie fertig zu werden, die Jahrtausende älter ist als Schopenhauer, scheint mir denn doch gar zu bequem, gar zu wohlfeil! Christliche Blätter sollten sich doch sehr bedenken, bevor sie sich eine solche rein materialistische Beweisführung zu eigen machen!

Und wohin gelangen wir mit solcher Beweisführung? Dahin, einen — Goethe als „pathologische“ (!!) Erscheinung zu behandeln. Auch das hat Dr. Möbius befaunlich unternommen. Da natürlich die Durchführung des Unternehmens auf Grund der landläufigen Begriffe bei einem solchen Urbilde und Mustere Exemplar körperlicher und geistiger Gesundheit nicht möglich war, so läuft das Ganze auf eine Art von „Umwertung“ der Begriffe hinaus, indem nach Möbius schließlich „Höherstehen und Pathologischsein zusammengehören“. Darin liegt ja nun, wenn man die Dinge unter dem Gesichtswinkel des Verfassers anschaut, sehr viel — Wahres. Man nennt dann einfach die geistig niedriger stehenden Menschen „gesund“, die Höherstehenden „pathologisch“. Aber ich glaube, das Ganze schmeckt doch etwas nach geistreicher Spitzfindigkeit und Wortspielerei. Und dann ist mir diese Bezeichnung des Hoch- und Höchststehenden als „pathologisch“ auch nicht recht sympathisch. Ich glaube nicht, daß dies das rechte Wort ist für die göttliche Eingebung, mit der der Unerforschliche und Allgütige einzelne Auserwählte unseres Geschlechtes begnadet. Mir scheint, der kerngesunde „pathologische“ Alte trifft auch hier das Rechte, wenn er sagt: „Jede Produktivität höchster Art — jeder große Gedanke, — steht in Niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. — In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten,

als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses.“

Das „Genie“ ist ebensowenig zu definieren, wie überhaupt der „Geist“, der „göttliche Funke“ im Menschen. Hier hat die Wissenschaft ihre Grenze und sie sollte darum auch in Goethescher Bescheidenheit „das Unerforschliche ruhig verehren“.

* * *

Da wir nun einmal bei Schopenhauer und Goethe sind, so möchte ich hier noch einen Ausspruch des einen über den anderen aufreißchen, der ja in diesen Tagen, auf denen noch ein Abglanz der Goethefeier ruht, interessieren dürfte. Schopenhauer sagt über die Leute, die sich berufen fühlen, über Goethe von ihrem persönlichen „Normalmenschen“-Standpunkte aus abzuurteilen: „Dafür, daß ein großer Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äußerste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachkommen bis in die zehnte Generation zur Erhebung und Erleichterung gereichen, dafür also, daß er der Menschheit ein Geschenk gemacht hat, dem kein anderes gleichkommt, dafür halten diese Buben sich berechtigt, seine moralische Person vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Daher rühren zum Beispiel die weilkäufigen, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Untersuchungen des Lebens Goethes von der moralischen Seite, wie etwa, ob er nicht dieses oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebslei gehabt, hätte heiraten sollen und müssen, ob er nicht hätte ein ‚Mann des Volks‘, ein ‚deutscher Patriot‘, würdig eines Parlamentsitzes in der Paulskirche u. s. w., sein sollen. Durch solchen schreienden Undant beweisen jene unberufenen Richter, daß sie moralisch ebensolche Lumpen sind, wie intellektuell — womit viel gesagt ist.“

Sagen wir: „zu viel“. Aber so urteilt nun einmal der „Neurasthenische“ über den „Pathologischen“!



„Der Mondgeiger“ von Hans Thoma.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Busch und Thal füllt er wieder, der Vollmond, still mit Nebelglanz; über den Wald, über die Dächer des traulichen Vaterhauses stutet sein liebes Licht in den Bauerngarten, in dem die Lilien duften. Da löst sich die Seele des Burschen, den die Wehmut des Uebergangs zwischen zwei Lebensaltern beherrscht, vom harten Tagwerk, und seine Träume, für die er Gedanken nicht findet, ziehen in Geigentönen dem Mondenschein nach. Auch Meister Thoma giebt mit seinem Werke keine tiefsinnigen Gedanken, aber tiefsinnige Gefühle in uns auszulösen, setzte er den Pinsel an, und das gelang ihm, weil er selbst empfand, was er mitteilt.



Briefe.

D. S., S. i. Schl. Derartige persönliche und doch sachliche Rundgebungen sind immer willkommen. Verbindl. Dank.

S. B., M. in W. Herzl. Dank für Ihren lieben Brief! Ihre ideale Auffassung des Lehrerberufs entspricht durchaus den Anschauungen des L. S. Gewiß ist der Lehrer in Ihrem Sinne auch ein „Künstler“, ein Bildner an der lebendigen Menschenseele. Es kann hier überhaupt einmal ausgesprochen werden: der Idealismus, den der L. im deutschen Lehrerstande gefunden hat, gehört zu seinen angenehmsten Erfahrungen. Selbstverständlich wird er den Erziehungs- und Schulfragen im weiteren und engeren Sinne auch fernerhin volle Aufmerksamkeit schenken. Herzl. Gruß.

D. L. P. a./E. Mit Dank f. „D. S.“ angenommen. Herzl. Gruß!

St. A. Gouv. Samara (Rußl.). Für die gütigen Zeilen herzlichsten Dank. Daß Ihnen der L. in Ihrer „Steppeneinsamkeit“ ein „lieber Hausfreund“ geworden ist, gereicht ihm zu aufrichtiger Freude. Denn das ist ja sein Ziel: nicht nur aus Neugier und Sensationslust flüchtig gelesen und dann mit dem übrigen „Papier“ vergessen zu werden, sondern seinen Lesern als vertrauter Freund nahezutreten, mit dem sie sich in ehrlicher Achtung vor jeder redlichen Ueberzeugung über alles, was Gemüt und Geist bewegt, gewissermaßen persönlich aussprechen können. — Daß die stimmungsvolle kleine Skizze nicht um der „Druckerschwärze“ willen geschrieben worden ist, kann man ihr nachfühlen. Es ist eigene Empfindung darin. Für dieses Jahr konnte sie der vorgerückten Zeit wegen leider nicht mehr in Betracht kommen. Dann hätten vielleicht auch einige Berührungspunkte mit einem früher erschienenen Stimmungsbilde von den sehr feinsichtigen Lesern des L. S. als eine Art „Wiederholung“ empfunden werden können. Vielleicht im nächsten Spätsommer, aber bestimmt kann das ja heute — auf so lange Zeit hinaus — nicht versprochen werden. Vielen Dank und die besten Grüße!

L. S., E. (P. F. in B.). Ihre interessanten Sendungen werden gern beantwortet. Besten Dank, besonders auch für das liebenswürdige Schreiben, aus dem Sie die Wiedergabe einer Stelle freundl. gestatten wollen: „Selbstverständlich habe ich von meinem (konfessionellen) Standpunkte aus an kleinen Einzelheiten etwas hier und da zu bemängeln, aber es wird Sie gewiß interessieren, daß ich im allgemeinen als katholischer Pfarrer über den ‚Türmer‘ das Urteil fälle: Der ‚Türmer‘ hat meines Erachtens noch eine große, von

der göttlichen Vorsehung ihm zugewiesene Aufgabe zu lösen. Wenn Sie in der im allgemeinen so versöhnlichen Tendenz fortwirken, kann es nicht ausbleiben, daß gerade durch den „Türmer“ eine Annäherung der beiden großen Konfessionen Deutschlands herbeigeführt wird.“ Dieses wohlwollende Urteil ist für den L. allerdings wertvoll. Darf er doch darin — ohne sich irgendwelchen Fiktionen über die Grenzen seiner Wirksamkeit in einer so unendlich bedeutsamen Frage hinzugeben — ein Zeichen dafür erblicken, daß wenigstens sein aufrichtiges Streben in der von Ihnen angedeuteten Richtung nicht ganz ohne entgegenkommendes Verständnis bleibt. Ist es denn auch notwendig, immer die trennenden Gegensätze herauszukehren, die doch, gegen das verbindende Gemeinsame gehalten, geradezu verschwinden? Mögen sie als absolute noch so sehr ins Gewicht fallen und als solche auch ihre volle Bedeutung geltend machen: relativ, d. h. eben an der unendlichen göttlichen Größe des Gemeinsamen gemessen, sind sie doch von menschlicher Geringfügigkeit — das Wort „menschlich“ im Sinne der Unvollkommenheit, Unzulänglichkeit und engen Begrenztheit aller unserer Vorstellungen und Begriffe verstanden. — Und noch eins: Es ist doch wohl auch kein Beweis einer tief gefesteten Ueberzeugung, wenn man abweichenden nicht begegnen kann, ohne gleich in Zorn und unzulässigen Unterdrückungsseifer zu geraten. Jede warme, echte Ueberzeugung hat das Bedürfnis, für sich zu werben, aber man wirbt nicht, indem man dem Andersdenkenden das Wort vom Munde abschneidet. So sieht es aber leider heute in dem weitaus größten Teil unserer „öffentlichen Meinung“ aus. Nicht so sehr die Leiter, als vielmehr die Leser der betr. Blätter haben vor jeder noch so geringfügigen Abweichung von der programmgemäß festgelegten Meinung eine instinktive Scheu und eine Angst, die doch auf nichts weniger als gerade auf Wurzelfestigkeit der eigenen Ueberzeugung und deren unerschütterlichen Wahrheitswert schließen lassen. Da ist man sofort mit der brutalen Drohung der Abonnementskündigung und ähnlichen rein äußerlichen Repressalien bei der Hand. Schön ist das nicht, klug erst recht nicht. Warum will man denn eine andere Ansicht nicht hören? Muß man darüber die eigene verlieren? So, glaube ich, kann man, wie Sie das ja auch erfreulicherweise thun, den Türmer ruhig weiterlesen — vorausgesetzt, daß er einem sonst gefällt —, auch wenn man hier und da einmal nicht mit ihm übereinstimmt. Ein Blatt, das wirklich anregen und ernstlich belehren will, kann dies gar nicht, ohne nicht einmal hier, das andere Mal dort ein wenig anzustossen. Das thut schließlich mehr oder weniger jeder Mensch von Charakter, und der L. will eben keine bedruckte Papierbahn sein, die sich nach dem Winde der „Abonnements“ dreht. Er ist der Ansicht, daß es noch hinreichend Deutsche giebt, die selbst Charakter genug haben, um Charakter auch bei anderen zu vertragen. — Die Studie mußte in der Einleitung aus technischen Gründen etwas gekürzt werden, da sie sonst für die betr. Abteilung nicht paßte. Ergebensten Gruß!

v. Sch., F. b. Pf. B. Sie schreiben: „Meine herzlichste Freude am L. werde ich mir auch durch eine Ablehnung nicht verkümmern lassen.“ Dank für diese freundliche Gesinnung — aber auch für die eigenartige Studie, die der L. gern vertonen wird.

„Ein Türmerfreund an der Oder.“ Entschuldigen Sie freundlich die etwas späte Beantwortung Ihrer gest. Zeilen. Aber der L. wird schon von den Fluten der Lyrik schier begraben! Die vorgelegten Gedichte verdienen die Bezeichnung „sinnig“, beliegen sich aber noch zu sehr im Rahmen des Hergebrachten. Davon abgesehen, stören einzelne Stellen, so z. B.: „vom Brautkranz umgürtet“. Das thut der „Brautkranz“ doch wohl mehr aus selbstloser Hingabe an den Reim („blüht“), als aus innerer Notwendigkeit und eigener Wahl. Frdl. Gruß!

S. W., W. Sie schreiben: „... Die Gedichte im Türmer sind teilweise auch nicht ganz glatt, es kommen sogar unregelmäßige Silbenzahlen vor. Warum ist auf S. 240 (Juniheft) zuerst ein Vers mit 7 und 5, 7 und 5 Silben und dann alle übrigen Verse 7 und 6, 7 und 6 Silben? Man muß doch aufmerksam sein beim Dichten. Ich hoffe, daß, wenn Sie derartige Gedichte annehmen, auch einst die Stunde schlagen wird, wann Sie meine Versuche günstig beurteilen und aufnehmen werden.“ Das ist recht, daß Sie auch den Türmerdichtern auf die Finger sehen, bezw. gelegentlich mit dem Lineal Eins aufstopfen und sie ermahnen, beim Dichten immer hübsch aufmerksam zu sein. Ueberhaupt die Dichter: das ist ein gar leichtsinniges Völkchen, das nur zu gern alle wohlgemeinten Ratsschläge und Ermahnungen in den Wind schlägt und aus reinem Uebermut sogar Verse mit unregelmäßigen Silbenzahlen in die Welt setzt. Nein, diese Leichtfüße! Der Türmer würde ihnen schon über den Hals kommen oder die Turmpforte vor der Nase zuschlagen, wenn, ja wenn! — wenn die Dichter nicht eben in vielen Fällen besser und sicherer beraten wären, als wir

armen Kritiker. Hinter dem Dichter nämlich — ich meine natürlich nur den echten, gottbegnadeten, nicht den in Ausführungszeichen — steht der Genius, der ihn das Rechte zuflüstert. Aber wir sehen ihn nicht, und deshalb lächelt der Dichter, der Schalk, so vergnügt in sich hinein, wenn wir ihm allerlei weise Vorhaltungen machen und mit Zirkel und Metermaß ganz genau beweisen, daß wir recht haben und der Genius unrecht. — Es ist dem *L.* herzlich leid, Ihnen in Bezug auf Ihre eigenen Gedichte eine Enttäuschung bereiten zu müssen. Vielleicht verliert er durch seine Offenheit einen Freund, aber — es hilft nicht! Enttäuschungen thun weh, aber lieber früher als später, wo sie doch unausbleiblich sind. So sympathisch und anerkanntenswerth die Gesinnung: — das letztgesandte Gedicht läßt leider keinen Zweifel daran übrig, daß Ihnen die dichterische Gabe völlig versagt ist. Es ist durchweg gereimte Prosa. Ist es denn aber unbedingt notwendig, selbst zu dichten? Und wenn schon das Dichten nicht gelassen werden kann, muß denn das „Gedichtete“ durchaus in den Druck? — Ach, wenn so manche der vielverehrten Frauen, Fräulein und Herren „Dichter“ wüßten, wie wenig „ihre“ „Gedichte“ ihnen gehören! Da ist oft keine Strophe, kein Vers, kein Gedanke, kein Bild, kein Ausdruck, auf den sie ein Eigentumsrecht geltend machen könnten. Alles mehr oder weniger unbewußte Erinnerungen und Leseindrücke, sogen. „Nennisencenzen“, alles „die Sprache, die für uns dichtet und denkt“. Verse machen kann heute jeder gebildete Hausknecht, mag's drum sein. Aber es ist fast eine Sünde, derartige Fabrikate „Gedichte“, das zu ihrer Verfertigung angewandte Verfahren „dichten“ zu nennen. Dichter und Gedichte sind heute so selten wie je, die Milliarden von Versen, die in Deutschland producirt (leider nicht auch — exportirt!) werden, haben ja mit dieser Kunst ebenso wenig zu schaffen, wie mit irgend einer anderen. Eines ist Kunstausübung, das andere günstigsten Falles tragisches Ringen nach unerreichbaren Kräften, meist aber nur Zeitvertreib, Spielerei. Nützlicher und empfehlenswerter ist freilich Lawn Tennis, Croquet u. dergl. Auch Fußball ist u. U. zu empfehlen. Da hat man wenigstens frische Luft und Bewegung — die mit den Schreibfingern allein ist denn doch eine ganz unzulängliche Zimmergymnastik. Und weiter hat's ja keinen Zweck. — Was ist die Fruchtbarkeit des australischen Kaninchens gegen die der deutschen „Hyriker“! — Aber diese letzten Ausführungen sind durchaus nicht auf Sie persönlich gemünzt. Herzlichen Dank im übrigen, und glauben Sie nur: auch dem *L.* ist es viel angenehmer und leichter, seinen Freunden Süßes zu sagen, als Bitteres.

J. St., Leipzig. So, nun hat der *L.* seinen „Denkzettel“ weg! Da sieht er ganz zerknirscht. Plötzlich kommt ihm aber der schlaue Gedanke, ob er nicht gleich ein gut Teil seiner andern Sünden mit ab büßen könnte, wenn er Ihren Denkzettel hier abdruckt und so öffentlich in Saß und Asche Buße thut. Also — bitte die vorderen Herrschaften die Hülfe abzunehmen, damit die hinten Sitzenden auch etwas sehen können — also:

Denkzettel für den Türmer.

Der Türmer sitzt in der Kanzlei,
Nings türmen sich Berge von Briefen.
Da ist auch einer von mir dabei:
Ich schrieb an den Türmer vor Anfang Mai,
Ein Lied von mir zu prüfen.

Schnell brach' der Türmer Antwort mir;
Hoch schlug mein Herz voll Hoffen:
„Im nächsten Hefte sag' ich dir,
Ob ja, ob nein! Dein Brief ist hier
Nach Abschluß eingetroffen.“

Als nun das Juniheft erschien —
Ich habe nichts gefunden.
Drum harr' ich bis zum Juli hin,
Da stand was von „Geduld“ darin:
Gern will ich die bekunden.

Ich weiß, du vielgeplagter Mann,
Dein Tisch liegt voll zum Brechen.
Doch eines frage ich noch an:
Wenn man etwas nicht halten kann,
Darf man es dann versprechen?

Nein, verehrter Freund und Gönner, das darf man nicht! Diese begeistert und im vollen Brustton der Ueberzeugung abgegebene Erklärung möge alle Ihre Zweifel zerstreuen. Der Herausgeber ist dem Türmer denn auch sofort auf den Turm gestiegen und hat ihm ernstliche Vorhaltungen gemacht — sonst sind beide ein Herz und eine Seele. Aber was glauben Sie wohl, was der Alte ihm geantwortet hat? Angebrummt hat er ihn: ob es ihm, dem *G.*, denn noch nie vorgekommen, daß ihm ein Brief unter tausend — ja, um solche Ziffern handele es sich nämlich — ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden sei, namentlich wo dem einen poetischen Ereignis unter unzähligen anderen die dringendsten und wichtigsten Arbeiten gegenüberstanden? Darauf der *G.*: „Aber, teurer Freund, dann hättest Ihr doch nicht —“ „Weiß

schon," schnitt der Alte ärgerlich ab, „nicht versprechen' sollen! Das kommt nun eben von meiner dünnen Gutmütigkeit! Möchte gern allen zu Diensten sein, und hernach, wenn nicht alles so klappt, wie man gerne möchte und auch ehrlich geglaubt hat, wird man auf sein Versprechen festgenagelt. Werde mir's aber für künftige Fälle merken, ja, ja, und den Dichtersleuten gar nichts mehr versprechen. Werden's schon bedauern, glaubt's nur, werden's bedauern . . . Und dann" — hier schmunzelte der Biedere mit arger List — „wä'r's was für mich gewesen, hätt' ich's ganz gewiß nicht vergessen. Aber die frischen, launigen Verse des ‚Denzettels‘ sind mir — wenn sie mir auch den eigenen Pelz gerben — doch lieber als jenes Gedicht. Daran klebt zuviel Schweiß, man merkt zu sehr die Arbeit. Ganz abgesehen von Mängeln der Form und unglücklichen Wendungen, wie z. B. die von den

„keimenden Kräften . . .

Die tief in der Menschenbrust schliefen,
Vollkommen gebildet an Gottes Bild,
Aber ewiges Leben verbriefen . . .“

Das ist keine Anschauung, geschweige denn ein Bild. Wie können ‚keimende Kräfte‘ gleichzeitig vollkommen gebildet sein und wie können sie gar etwas ‚verbriefen‘? Jedenfalls ist es nicht schön von ihnen, wenn sie sich auf solche, ihnen gar nicht zukommende bürokratische Geschäfte, wie ‚verbriefen‘, einlassen. Fehlt nur, daß die ‚keimenden Kräfte‘ auch noch Pestschaft und Siegellack führen!“ So der Alte, der gerade seine härtebeißige Stunde hatte. Da der H. aus Erfahrung wußte, daß in solchen Zeiten mit ihm nichts anzufangen ist, so hielt er es für geraten, ihn in der Ausübung seiner Berufspflichten nicht weiter zu stören. Der Alte stand denn auch schon wieder auf seinem Posten und schaute, mit der Rechten die Augen schützend, nißtrauisch in die Ferne. Es schien nämlich gerade wieder ein Trupp deutscher Tyrifer heranzurücken, wenigstens ließen die großen — Staubwolken darauf schließen. Na, die konnten sich gratulieren, kamen gerade im geeignetsten Augenblicke. — Aber einen freundlichen Gruß hat der T. dem H. schließlich doch noch für Sie aufgetragen, und es sei durchaus noch keine Schande, wenn ein trefflicher deutscher Mann nicht auch vollendete Gedichte mache. Diese Erklärung bewog den H., dem T. kräftig die Hand zu drücken, worauf beide wieder Ein Herz und Eine Seele wurden.

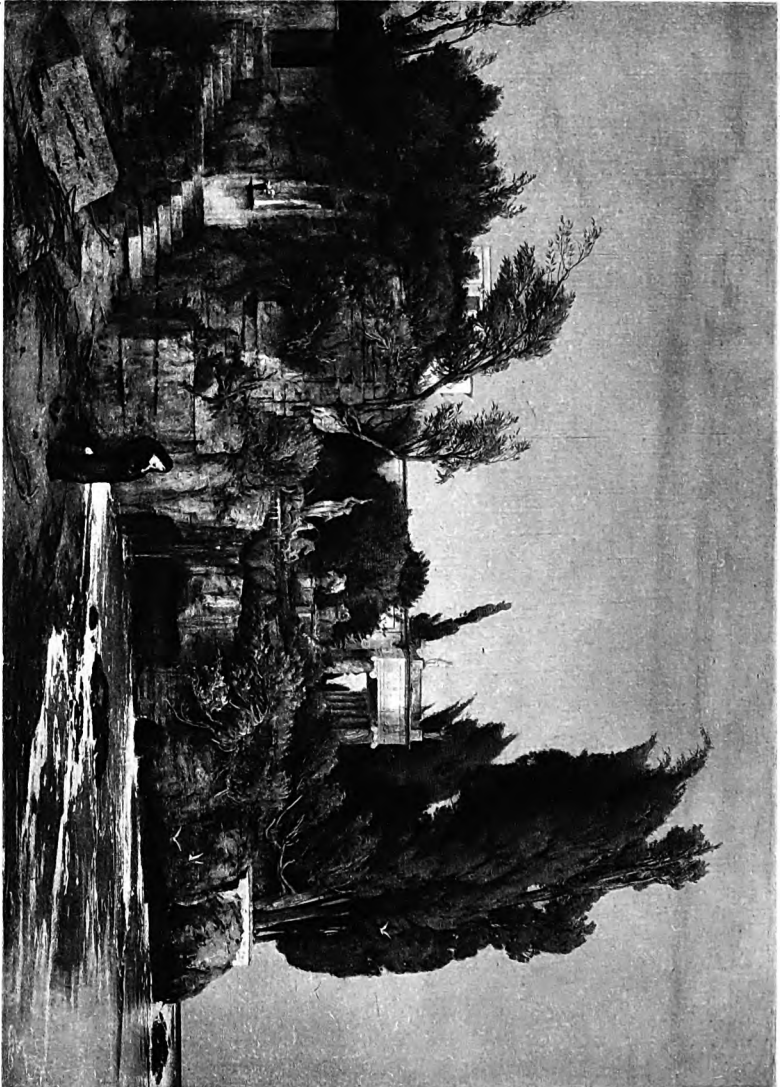


Zur gest. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türners“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Billenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man kein Porto zur Antwort beifügen, da diese in den „Briefen“ erfolgt und Rücksendung nicht verbürgt werden kann. Alle auf den **Verband und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türner“ bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiliger von Grotthuß, Billenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum VII. JAHR 1899/1900 Nr. 2

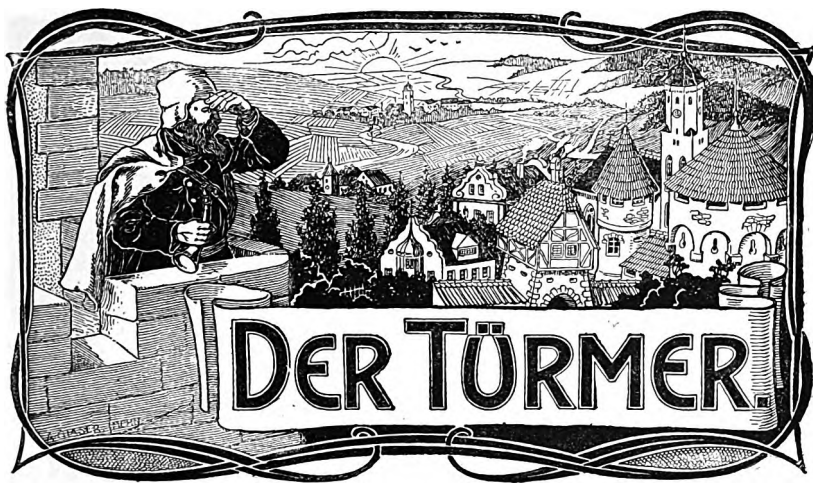


A Höcklin einx.

Photographie Brudernant

VII. JAHR

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren,

Zum Schauen bestellt.“

Synkeus, der Türmer. (Gauß II.)

II. Jahrg.

November 1899.

Heft 2.

Das Geld und die sittliche Freiheit.

Eine Betrachtung von Peter Rosegger.



Don alten Geizhalsen liest man, daß sie ihr Geld in eisernen Töpfen vergraben hätten. Ist das lächerlich? Nein, nach den heutigen Anschauungen ist es empörend, ist es ein Verbrechen nicht allein an dem Thäter selbst, viel mehr noch an der Allgemeinheit. Lebendiges vergräbt man nicht, es wären denn Samenkörner, die nur darum in die Erde gelegt werden, damit sie vielfältige Frucht bringen. Alles Lebendige hat die Eigenschaft, Frucht zu bringen.

Auch das Geld ist etwas Lebendiges, und bestünde es gleich in starrem Metall oder in nichtigem Papier. Es ist der vollgiltige Vertreter irgend einer menschlichen Thätigkeit, eines Verdienstes, das auch im Gelde eine Nachwirkung hat für unberechenbare Zeiten. Wenn du heute, am Montag, ein Scheffel Kartoffeln erntest und für einen Gulden verkaufst, so ist deine Arbeit durchaus nicht abgethan, sobald die Kartoffeln verzehrt sind. Nein, es lebt nicht bloß der

Der Türmer. 1899/1900. I.

8

durch die Kartoffeln Gesättigte, es lebt auch der Gulden, den du dafür eingenommen hast. Du kaufst dir am Dienstag um diesen Gulden einen Hut, der Hutmacher läßt am Mittwoch mit dem Gulden seine Walchmaschine reparieren, der damit betraute Schlosser verschafft sich für den Gulden am Donnerstag einen Sitz im Theater. Der Theaterdirektor entlohnt mit dem Gulden am Freitag den Maler für ein Dekorationsstück. Der Maler bezahlt mit dem Gulden am Samstag das Höslein für seinen Knaben, der Schneider bereitet mit dem Gulden am Sonntag sich und seiner Familie ein Mittagsmahl u. s. w.

Schon in einer einzigen Woche also war der Gulden siebenmal Gulden. Er bedeutet sieben Gulden, hatte für sieben Gulden Werte vermittelt, die sonst brach liegen geblieben wären. Nicht allein, daß er einer wahrscheinlich hungerigen Familie ein Scheffel Kartoffeln verschafft, er erzeugte gleichsam auch einen Hut, eine Walchmaschinenschraube, ein Theaterstück, ein Dekorationsstück, ein Höslein und ein Mittagsmahl. — Hättest du am Montag den für die Kartoffeln eingenommenen Gulden in die Erde vergraben, so würdest du deine Mitmenschen schon in dieser einen Woche um sechs Gulden benachtheilt haben. — Die Wesenheit des Geldes ist geheimnisvoll, ein Nationalökonom würde es gewiß deutlicher machen und begründen können, wieso die Kraft des Geldes sich so zauberhaft entfaltet.

Aber ist das ein Argument für die Sparsamkeit? Gerade darum dürfe man das Geld nicht in den Kasten sperren, höre ich sagen, sondern man müsse selbes, kaum eingenommen, wieder ausgeben, damit es unter die Leute kommt! Allerdings eine herrliche Begründung für Verschwender, wenn sie nur stichhaltig wäre! Man braucht das Geld, wenn eins vorhanden ist, weder in den Kasten zu sperren, noch auszugeben. Oder vielmehr, man kann beides thun. Ich weiß ein Mittel, das Geld zu sparen und es doch unter die Leute zu bringen. Man lege es in die Sparkasse. Die Sparkasse verschließt das Geld nicht in ihre eisernen Kassen. Da könnte sie ja keine Zinsen zahlen, sondern müßte noch Aufbewahrungsgebühr erheben. Die Sparkasse giebt das ihr anvertraute Geld weiter, an Leute, die es notwendig für ihre Wirkschaften brauchen, die Zinsen zahlen und eine gute Deckung bieten können. Oder sie legt es auf sichere Papiere an, die auch eine Art Bargeld sind, aber eins weiter Güte, die, wenn es recht hergeht, auch eine menschliche Thätigkeit oder ein Verdienst und das dadurch erzielte allgemein brauchbare Resultat vorstellen. Kurz, die Sparkasse streut das Geld wie einen Samen in die Welt hinaus, wo es in mannigfaltigster Weise befruchtet und den Volksreichtum vermehren hilft. An dieser Vermehrung hast du, der Einleger, deinen Anteil an Prozenten, die du jährlich hebeben kannst, oder auch in der Sparkasse belassen, wo sie selbst wieder Zinsen tragen und dein ursprünglich eingelegtes Kapital vermehren. Denn dein in die Sparkasse gelegtes, und von dieser weitergegebenes Geld hat die Eigenschaft, daß — ob schon von dir ausgegeben und fremden Leuten dienstbar geworden — es zu dir zurückkehren muß bis auf den letzten Kreuzer, wannu du willst. Es hat fremden

Wohlstand gefördert und sich auch für dich vermehrt, es hat seine geheimnisvolle Kraft hundertfach entfaltet und verzweigt. Du hast dein Geld unter die Leute kommen lassen und doch für dich behalten.

Es ist also sehr unsinnig, zu sagen, man müsse das Geld leichter Hand ausgeben, damit es unter die Leute kommt. Und es ist schon darum auch nicht richtig, weil solches Geld von solchen Leuten, die das sagen, nicht ausgegeben wird aus Liebe zu den Mitmenschen, sondern um sich selbst Genüsse zu verschaffen. Was weiter mit dem ausgegebenen Gelde geschieht und wem es zu gute kommt, das ist dem Ausgeber ganz gleichgiltig. — Vor kurzem habe ich diese Phrase vom Geldausgeben, damit es unter die Leute komme, bei einer socialdemokratischen Versammlung gehört, nachdem vorher über die Verschwendung der Kapitalisten und über die für militärische Zwecke ausgegebenen Unsummen des Staates schrecklich gewettert worden war. Aber das Geld des Kapitalisten kommt ja auch unter die Leute, warum soll er's nicht für Luxus ausgeben! Die Milliarden für das Militär kommen ebenfalls unter die Leute, weshalb soll sie der Staat nicht ausgeben! Er thut damit ja doch nur, was jener socialdemokratische Redner wollte: Geld ausgeben, damit es unter die Leute kommt!

Nein, die Hauptsache ist, wo für ausgegeben wird! Ob das, was man sich durch Geld anschafft, nuzbringend ist, oder unfruchtbar, oder gar schädlich. Wer sein Geld für notwendige Lebensmittel und Erholung, für Arbeitswerkzeuge und Arbeitskraft ausgiebt, der ist kein Verschwender, und wenn er auch mit vollen Händen austreut. Wer hingegen sein Bargeld in die Erde vergräbt, um es aufzusparen, der ist ein unsinniger Verschwender. Und wer sich mit seinem Gelde gar Rausche, Krankheiten, sonstige Kraftzerstörungen, Anlust und Unfähigkeit für seinen Beruf kauft, der ist der gewissenloseste und verächtlichste Verschwender, der ins Zucht- oder Krankenhaus, ja am besten sobald als möglich in den Moder gehört, er ist ein Parasit der Gesellschaft.

Ein Staat, und hätte er die besten wirtschaftlichen Theorien, muß zu Grunde gehen, sobald die Mehrzahl der Staatsbürger nicht spart. Wir haben eine Menge wirtschaftlicher Parteien, deren Agitatoren und Blätter immer alle denkbaren Ursachen aufzählen, weshalb die Leute verarmen. Stets sind sie bereit, die Schuld ihres Niederganges und ihres Elendes anderen zu geben. Eine der allerwichtigsten Ursachen unseres wirtschaftlichen Jammers verschweigen sie regelmäßig. Den Mangel an Sparsamkeit. Verschwender und Wirtschaftslumpen hat es wohl zu allen Zeiten gegeben, aber das waren Ausnahmen und haben als solche die abschreckenden Beispiele geliefert. Heute verschwenden die meisten, denn sie geben mehr aus, als sie einnehmen, und sie geben es für Dinge aus, die unfruchtbar sind, oder die mehr Schaden als nützen. „Größere Bedürfnisse“ hat man, „zurückbleiben“ kann man nicht. — Die Kost ist leckeriger als früher, aber teurer und weniger nahrhaft. Die Kleidung ist feiner, aber teurer und weniger haltbar. Die Einrichtungsstücke sind glänzender, aber teurer, verweick-

lichender und hinfälliger. Das fabrikmäßig hergestellte Zeug scheint nur für heute billig zu sein, während es morgen schon zu Schanden gebraucht ist und durch immer neue Anschaffungen und Reparaturen viel teurer zu stehen kommt, als früher die soliden Sachen. Alles ist dazu eingerichtet, auch den armen Leuten den letzten Groschen aus dem Beutel zu locken. Ja, es giebt ein gottverfluchtes Prinzip, das des Manchester-Liberalismus, und das heißt, die Aufgabe der Civilisation sei es, den Menschen so viel als möglich Bedürfnisse anzugewöhnen. Ein Volk, das die meisten Bedürfnisse habe, sei das vorgeschrittenste. Man könnte dann gerade so gut sagen, ein Volk, das die drückendste Armut und die meisten Schulden und die größte Unzufriedenheit aufweist, sei das vorgeschrittenste. Ich danke schön für eine solche Kultur. Es wäre ja freilich sehr schön, wenn jeder alles Denkbare haben und genießen könnte; ich hätte nichts gegen eine Kultur, die uns auch das äußere Leben so reich und fein als immer möglich machte; wenn sie uns aber innerlich verkommen läßt, wenn sie uns darüber zu Bettlern macht, die freilich nicht mehr unter sich betteln können, sondern die bei der Zukunft Anlehen machen müssen, dann lieber nicht. Lieber ein einfaches, mehr nach innen gekehrtes Leben, als heute den Luxus und morgen den Bankerott. Aber diese Kultur ist einmal da, das Elend, besonders in den unteren Ständen ist allgemein; natürlich geht man ins Wirtshaus, um es in Bier zu ertränken, in Wein zu erstickten oder gar mit Schnaps zu vergiften. Und vergiftet sich selber mit. Um sich in den jämmerlichen Zuständen ein wenig zu zerstreuen, sucht, man Unterhaltungen auf, die Geld kosten und doch das Herz nicht mehr erfreuen. — All derlei scheint notwendig, wenigstens allgemein gebräuchlich zu sein, wer wollte darin eine Verschwendung sehen! Und es ist doch eine und zwar eine so allgemeine, daß sie gar nicht mehr auffällt. Wie früher die Lumpen Ausnahmen waren, so sind es jetzt die Bedürfnislosen. Die Fleißigen, die Spar samen, sie werden auch ordentlich ausgelacht, aber wer zuletzt lacht, das sind sie, die Spar samen, weil sie mitten im allgemeinen Niedergange bestehen bleiben und sogar in die Höhe kommen. Denn im ganzen spielt die Weltordnung immer noch so korrekt, daß Fleiß, Spar samkeit und schlichte Redlichkeit gefegnet ist, während das Gegenteilige einen immer fortzeugenden Fluch in sich trägt und das Geschlecht, das ihm huldigt, moralisch und physisch zu Grunde richtet.

Und jetzt will ich ein bißchen mitten in das Leben des Tages greifen. Unsere Arbeiterpartei, die man die Socialdemokratie nennt, hat viele gesunde Grund sätze, und weil das Recht auf ihrer Seite steht, wird sie im Principe siegen. In einem steht ihr aber weder Recht noch Vernunft zur Seite und darum werden die Mitglieder dieser Partei thatsächlich nicht siegen, nicht aufwärt s kommen, sondern arme und verkommene Schelme bleiben. Die Sozialdemokraten — so weit ich sie kenne — verachten die Spar samkeit. Ja, es ist sogar einer ihrer Grund sätze, nicht zu sparen, sich weder Haus noch sonstigen Besitz zu gründen, sondern alles, was der Tag einbringt, auch wieder für den Tag auszugeben. Erstens meinen die Führer mit dieser Taktik die Arbeiter-

ſchaft zu einem vom heutigen Staat unabhängigen leufamen Heere gegen diefen zu bilden, und zweitens iſt ein allerdings nur mehr geringer Teil der Arbeiter noch immer ſo kindiſch, zu glauben, daß ohnehin die allgemeine Gleichteilung aller Reichtümer bevorſiehe, wo ſie ihr gutgemeſſenes Stück abbekommen würden. Wozu ſich alſo etwas verſagen, wenn man's haben kann, man lebt nur einmal, man iſt nur einmal jung, und bis wir alt werden, wird der große Trumpf die Gleichheit ja hergeſtellt haben.

Das iſt der Lanfelfchwanz der Arbeiterpartei, an dem ſie von allen böſe und gutgeſinnten Gegnern mit tauſend eiſernen Armen zurüdgehalten wird, ſo daß ſie ſchließlich auch das nicht erreicht, was ihr von rechts wegen gebührt. Dieſer verhängnisvolle Standpunkt wird von den Gegnern der Arbeiterſchaft ſehr tapfer ausgenützt, um ſie bei allen vernünftig Denkenden in Mißkredit zu bringen. Dieſer Wirtſchaftslumpenſtandpunkt macht auch die Beſſeren in der Arbeiterwelt ſelbſt ſtugig und wohl auch die Führer nachdenklich.

Ich, ſelbſt einſt ein körperlicher und heute ein geiſtiger Arbeiter, gehe mit der Arbeiterſchaft in allem, womit ſie ihr Loſ zu verbeſſern hofft. Aber vor dem Prinzip, nicht zu ſparen, ſich nicht heimſäſſig zu machen, keine geordnete Familie zu gründen, mache ich Halt. Die Träger dieſes Prinzipes würden, um es kurz zu ſagen, meine perſönlichen Feinde ſein, ihnen gegenüber würde ich mich mit jeder Macht verbinden und ſie mit allen Mitteln bekämpfen. Ja, es wäre kein Mittel ſo ſchlecht, das nicht noch gut genug wäre, dieſen verrückteſten und niederträchtigſten Wahn zu vernichten. Denn eine Geſellſchaft, die nicht grundſtändig iſt und ſein will, nicht ſammelt und nicht baut, nur ein Familienleben wie die Wilden führt, ohne Treue und Zucht, ſtünde niedriger als die Zuluſaffern, wäre um ſo ekelhafter, als ſie kein Naturvolk, ſondern ein degeneriertes Kulturgeſindel ſein würde. Wenn ich ſie mit den Zigeunern vergliche, thäte ich lehteren unrecht.

Nicht in blindem Zorn wird das hinausgerufen. — Der Gleichheitsſtaat mit ſeinen beſtloſen Bürgern! Ich habe reichlich darüber nachgedacht, ob die bewußten Ideale der Socialdemokraten nicht am Ende doch erfüllbar wären, aber es findet ſich weder in der Geſchichte, noch in der menſchlichen Natur ein Anhaltspunkt dafür. Die Staaten entſtehen nicht nach Theorien, ſondern nach menſchlichen Eigenſchaften. Gerade die ſich ſelbſt nun findenden und aufrichtenden Arbeiter haben am wenigſten das Zeug dazu, ſich alle nach einer Schablone, unter Verleugnung aller Individualität, glücklich machen zu laſſen. Im Staate der Gleichheit giebt's keine perſönliche Freiheit. Und wenn man auf dieſe verzichten will, dann wäre ja der Zuſtand unter „väterlich ſorgendem“ Schwert und Krummſtab auch gut geſeſen. Dieſe Nebenbemerkung nur für die wenigen, die noch von einem Gleichheitsſtaate träumen.

Daß von Staats wegen für alle Staatsbürger geſorgt werden ſoll, iſt ja natürlich und fängt auch an mehr und mehr zu geſchehen. Und geſetzt den Fall, daß der Staat wirklich in der Lage wäre, für jedes ſeiner Mitglieder volle

Gerechtigkeit walten zu lassen, was würde dann sein? Würden der Fleißige wie der Faule, der Gefräßige wie der Mäßige, der Talentierte wie der Dumme, der Anschicksame wie der Ungeschickte, der Vordrängerische wie der Bescheidene, der Starke wie der Schwache gleichviel haben? Das wäre die allergrößte Ungerechtigkeit und gerade in einem gerechten Staate, wie wir alle ihn wünschen, ganz unmöglich. Der Schlechtveranlagte wird immer weniger haben, als der Gutveranlagte, der Starke wird hinter dem Rücken des gerechtesten Gesetzes den Schwachen, der Kluge den Thörichten, der Gewissenlose den Redlichen übervorteilen. Das würde selbst in dem „Staate der Gleichheit“ nicht anders sein, weil die Menschen einmal sind, wie sie sind.

Jeder muß innerhalb des Gesetzes auf sich selber schauen.

Der Idealstaat des Socialisten würde im besten Falle nur für das Gemeine und Alltägliche seines Staatsbürgers sorgen. Wer besondere Neigungen und Genüsse haben wollte, Kunst, Litteratur, Reisen, Lieblingsstudien u. s. w., der müßte sie mit einem Sparpfennig eigens erwerben. Ohne eines solchen kleinen Vorteils käme er aus der trostlosen Herdenexistenz nicht für einen Augenblick los.

Wenn also schon in einem socialdemokratischen Staate die edleren Genüsse des Lebens nur durch eine gewisse Verdienstanammlung gewonnen werden können, um wie viel unabweislicher ist das Sparen in einem Staate, der sich gar nicht oder viel zu wenig um den Einzelnen kümmert. Der Arbeiter sagt es ja mit Recht, daß er unter den gegenwärtigen Zuständen ganz auf sich selbst angewiesen sei. Ja, warum schaut er dann nicht auf sich selbst, warum seht er sich nicht in jenen einzigen Vorteil, der jedem bisher noch unbestritten blieb? Warum hält er den Lohn seiner schweren Arbeit nicht fest, warum spart er nicht?

Nun, weil — wie gesagt — es einzelne Arbeiterdemagogen giebt, die das Haushalten geradezu verdammen. Sie fürchten, der Arbeiter könnte durch ein vernünftiges Wirtschaften allmählich zufriedener werden, als er heute ist. Und zufriedene Leute kann der Demagoge nicht brauchen.

Leute, die nicht wirtschaften können und sogar den Grundsatz haben, jeden Tag das Erworbene zu verthun, kann wiederum der Staat nicht brauchen, er müßte mit ihnen zu Grunde gehen.

Die Verhältnisse sind allerdings so, daß die Arbeiter im allgemeinen sich nicht viel ersparen können. Fünf oder höchstens zehn Kreuzer des Tages wären schließlich ja noch beiseite zu legen, und wenn auch nur zwei Kreuzer, aber was giebt das aus? Zwei Kreuzer Ersparnis täglich, das wären in zehn Jahren immer nur erst 73 Gulden! Mitsamt den Zinsen kaum 100 Gulden. — Allerdings keine Altersversorgung (diese muß anders angestrebt werden); hingegen aber ein vom Himmel gefallener Hunderter. Mehr wert als dieser wäre aber der mit den täglichen zwei Kreuzern erweckte und gezüchtete Sparfönn und das damit verbundene Sammelvergnügen. Und kann der Mann das Sparen erst einmal, dann wird er unter denselben Verhältnissen am Ende täglich auch zehn

Kreuzer erübrigen, ohne einen besonderen Abbruch zu leiden, was nach zehn Jahren mäßig verzinst 500 Gulden ausmacht. — Sobald man das Geld nur auf fruchtbaren Boden wirft, wächst es wie Unkraut.

Aber um sich täglich einen Schluck Schnaps, eine Zigarrette weniger zuzuführen und die paar Kreuzer beiseite zu legen, dazu gehört moralische Kraft. Zwar nicht viel, aber man bringt die wenige nicht auf. Mein Gott, und da will man einem solchen Menschen zumuten, daß er sittliche Lasten auf sich nehme, schwere Pflichten trage, wo der arme Schwächling nicht einmal im Stande ist, zwei Kreuzer aufzuheben.

Seit man — und unter obwallenden Zuständen gewiß mit Recht — angeleitet oder gar gezwungen wird, in die Krankenkassen, Versorgungskassen, Versicherungsgesellschaften einzuzahlen, hat die ohnehin im allgemeinen immer schwache freiwillige Sparsamkeit ganz aufgehört. Sie würde aber gesegneter sein und den Menschen freier und selbständiger erhalten, als das notgedrungene Einzahlen, das oft noch mit Mißtrauen verbittert wird und im übrigen dem Leichtsinn Vorschub leistet. Und ist der Zwang denn nicht demütigend? Doch die Bevormundung, die in dem Zwange zu gewissen Ladeneinzahlungen liegt, muß man sich gefallen lassen. Leute, die für sich nicht haushalten können, sind in der That unmündig.

Nun könnten meine Gegner vielleicht sagen, ich hätte den Geiz lieb. Nein, dieses schäblichste aller Laster habe ich nicht lieb; ich verachte den Geiz als die unbegreiflichste Dummheit der Menschen. Darum sage ich nicht scharren, sondern sparen. Hätten wir das christliche Vertrauen noch, mit dem auch die Gnade der Anspruchslosigkeit und Entfagung Hand in Hand ging, ich würde bei unseren Leuten nicht ans Morgen denken, sondern mit dem „täglichen Brot von heute“ zufrieden sein. Wer aber die Genußgier betrachtet und andererseits die moralische Gefahr der Armut, der muß verzagen, wenn die Leute blind in den Tag hineinleben, morgen aber alt, erwerbslos sein werden und immer noch leben und etwas genießen wollen. Für die Gläubigen sorgt der Herr, die Weltlinge läßt er — wenn sie nicht für sich selbst sorgen — elendlich zu Grunde gehen. — Das nebenbei.

Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch haben, sagt ein lustiges Sprichwort. Ernstesterweise aber zeigt es sich, daß das Haben noch nicht genug ist, man muß es auch recht anwenden können. Das kann nun weder der Geizige, noch der Verschwender. Ferner lehrt die Erfahrung, daß geschenktes oder ererbtes, oder gar unrechtmäßiges Geld ungleich weniger Segen in sich hat, als durch eigene Arbeit erworbenes. Das ist auch leicht zu verstehen, den Wert des Geldes kann nur der ermessen, der ihn zuerst aus sich heraus dem Gelde gegeben hat. Das persönlich erworbene Geld gehört gleichsam zur Person, zu seiner persönlichen Kraft. Sowie ein vernünftiger Mensch nicht mehr Kraft verbraucht, als er ertragen kann, so giebt er auch nicht mehr Geld aus, als nötig ist, er schont nicht allein seine körperliche, er schont auch seine wirtschaftliche Ge-

sundheit, und damit steht er — wie die Welt einmal eingerichtet ist — auf der Grundlage seiner Persönlichkeit und Freiheit.

Ich gebe sehr gern zu, daß jedermann das Geld, das er sein Lebttag verdient hat, auch sein Lebttag aufbrauchen darf. Aber immer nur so, daß es ihm zum Wohle wird, daß es ihn unabhängig und frei macht und eine Stütze ist in schweren Zeiten und im Alter. Wer mehr einnimmt, der mag natürlich mehr ausgeben, er darf nur nicht vergessen, daß das Mehrausgeben die Bedürfnisse steigert, also: Je mehr er täglich ausgiebt, je mehr Ursache hat er, täglich zu sparen für die gesteigerten Bedürfnisse. Daß der Arbeitsmensch bei solcher Lebensweise allmählich zufriedener werden würde, ist allerdings nicht zu leugnen. — Doch meine ich, daß die übrige Gesellschaft und der Staat mit einer sparsamen und zufriedenen Arbeiterschaft wesentlich lieber paktieren würde, als mit einer wirtschaftlich so zersahrenen, als es ein Teil der heutigen Arbeiter ist.

Doch ich entsinne mich. Das moderne Wirtschaftssystem ist ja nicht auf das Sparen begründet, sondern auf das Schuldenmachen. Der Staat geht ja mit diesem guten Beispiele voraus. Das Schuldenmachen ist auch der Grund, weshalb das Geld Zinsen trägt. Gäbe es keine Schulden, so hätte das Geld keinen Zinsfuß, weil niemand für Ausleihen von Geld eine Entschädigung zahlen würde. Je mehr Schuldenmacher, desto höher der Zinsfuß. Also sind es die Verschwender und Unternehmer, die dem Ausleiher das Geld vermehren helfen, und es sind die Sammler und Sparer, die den Zinsfuß niederdrücken und am Ende ganz verschwinden machen könnten. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daß diejenigen, die ein Feind hoher Zinsen und behaglicher Rentiers sind, das Sparen zu einem ihrer Grundsätze machen müßten. Ein Arbeiter, der sich viele Luxusachen anschafft, schädigt sich und nützt dem Kapital, dem Fabrikanten, dem das Geld für die gekauften Sachen hauptsächlich zufließt. So komme ich schließlich auch auf diesem Wege zum bekannten Schlusse — sparen aus socialistischen Gründen.

Wenn das Volk auf einmal anfinge zu sparen, es wäre eine wahre Kalamität für die Reichen und Mächtigen. Das wirtschaftliche Leben würde sich total ändern und mit ihm das gesellschaftliche und die Politik! Wenn die Leute anfangen stets fleißig zu arbeiten, entsprechend zu ruhen, sich naturgemäß zu nähren, eifrig zu lernen, mäßig zu genießen, vernünftig hauszuhalten: vorbei wäre es mit der Uebermacht des Kapitals, aber auch mit dem Arbeiterelende, wir hätten einen kräftigen Mittelstand und wir würden nicht abwechselnd Sklaven des Klerus, des Adels, der Geldmächte sein.

Oder irre ich mich? Sollten die altbewährten Tugenden doch nichts mehr zu stande bringen? Ich glaube, die große Schwäche dieser Tugenden besteht darin, daß man nicht mehr an sie glaubt. Sie sind altväterisch, spießbürgerlich und verächtlich geworden. Von Einzelnen ausgeübt, erweisen sie sich allerdings oft als wirkungslos; je fleißiger einer arbeitet, je mäßiger er lebt, desto mehr Fett bietet er anderen zum Abschöpfen. Wenn nun aber alle in ihrem

Beruf richtig arbeiten, einfach leben und gut haushalten wollten! In wenigen Jahren schon würde sich das Land allgemein eines großartigen Wohlstandes erfreuen und die Menschen würden körperlich gestärkt und sittlich gekräftigt sein.

Doch wohin gerate ich? Das sind ja schon die gesegneten Fluren Utopiens. Da haben wir nichts zu suchen. Bleiben wir bei unserer hausbackenen Welt und unseren erprobten Grundsätzen. Alles kann man nicht machen, doch dem Einzelnen kann man rettende Zeichen geben. Die fleißige Arbeit allein kann ausgenützt werden von Fremden, aber sie führt zum Wohlstand des Arbeiters, wenn die Klugheit dazukommt. In unserem Volksmunde, der auf alte Erfahrungen bauend zumeist das Richtige sagt, heißt „Klugheit“ jovie! als Sparsamkeit, gleichsam als ob der Kern aller Klugheit darin bestände, mit seinen erworbenen Sachen sorgfältig hauszuhalten. Wie dem auch sei, wichtig ist und bleibt die Klugheit des Sparens nicht bloß für das leibliche Wohl, viel mehr noch für höhere Güter. Ein gewisser, wenn auch mäßiger Besitz entzieht uns fremder Willkür und Demütigung und macht uns erst zum freien Menschen.

Das ist der Hauptgrund, warum ich auf ein vernünftiges Haushalten so großes Gewicht lege.



Nachglanz.

Von

Paul Grotowsky.



Deine Lieder spiegeln tief und klar,
Was dein Sterben für mein Leben war.
Still im Nachglanz deiner Liebe ging
Jahr auf Jahr . . . Wann schließt sich wohl der Ring?

Leise grüßt der Herbst in meinen Traum,
Früchte wuchsen meinem Lebensbaum.
Daß sie reifen, bleib' mir zugesellt,
Morgenstrahl aus einer andern Welt!





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



II.

Die Herren saßen an einem der gedeckten Tische auf der Veranda. Froben wäre auch ohne Führung sicher auf sie losgesteuert, denn schon von weitem sah er den wohlbekannten, unvermeidlichen, hechtgrauen Cylinder majestätisch auf dem Haupte des Geheimrats thronen. Da nun Herr von Cornow auch über eine imposante Figur von über fünf Fuß Höhe und entsprechender Breite verfügte, so mußte man zugeben, daß das Licht des Cylinders — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — nicht unter einen Scheffel gestellt war. Er beherrschte denn auch sozusagen die Situation und schien namentlich der dienstbeflissenen Kellnerschar bedeutende Ehrfurcht einzuflößen, denn während die übrigen Tische nur von je einem Kellner bedient wurden, tummelten sich deren mehrere um den Platz des Geheimrates — was dieser mit einer unbeschreiblichen, vornehmen Ruhe und Würde geschehen ließ. Er mochte in den Sechzigern stehen. Der getreue Cylinder verhüllte zwar jetzt gewisse Richtungen des aschgrauen Haares an den Schläfen und auf der Mitte des Kopfes; dafür entschädigte aber auf das splendideste ein prachtvoller, nach englischer Art zweigeteilter Bart, der nur mäßig von silbernen Fäden untermischt war. Der Geheimrat war sich offenbar des Wertes dieses Schatzes vollbewußt, da er von Zeit zu Zeit bald die eine, bald die andere Hälfte liebevoll vom Kinn abwärts durch die Rechte gleiten ließ und sich auf diese Weise immer wieder in die Empfindung des glücklichen Eigentümers versetzte. Ueber den Ausdruck der graublauen Augen in dem etwas fleischigen Gesichte mit den nicht gerade dünnen Lippen ließ sich eben nicht viel bemerken:

sie blickten mit einer gewissen amtlichen Zurückhaltung in die Welt. Dagegen bekundete die nicht unbeträchtliche Nase ein ausgesprochenes Streben nach oben, und es schien, als wolle sie auf den zeitweilig sich blähenden und senkenden Nasenflügeln einen Flug in höhere Regionen unternehmen; jedenfalls wurde sie von der sichtlichen Tendenz getragen, über die niedere Welt und deren Bewohner hinwegzuschauen — soweit sich diese nicht etwa durch Rang und Stand legitimieren konnten.

Neben Herrn von Cornow saß der „Leutnant“, nunmehriger Ministerialbeamte von Selling. Zur Charakteristik dieses gab es nur einen, aber erschöpfenden Ausdruck: „Korrekt“. Korrekt war die mittelgroße, schlanke Gestalt gewachsen; korrekt der Schnitt der regelmäßigen Züge, die von vielen Damen gewiß „reizend“ gefunden wurden, und besonders korrekt Frisur und Kleidung, letztere beide streng nach Leutnantsart. Das braune, wohlgebürstete Haar war durch einen glänzenden, vom Wirbel kühn bis zur Mitte des Hinterhauptes hinabstürzenden Scheitel geteilt, der etwas dunklere Schnurrbart pries berechtigt die Vorzüge der Hoflieferant Habyschen Präparate, und über dem tadellosen schwarzen Anzug schien etwas wie ein unsichtbarer Schimmer von Epauletten, roten Aufschlägen und goldblanken Knöpfen zu schweben: der Nimbus war unverkennbar gewahrt. Nur eine Konzession hatte Herr von Selling seiner neuen amtlichen Stellung machen zu müssen geglaubt: das früher getragene Monocle war ihm nach längerer, reiflicher Erwägung des Für und Wider weniger angemessen erschienen, er hatte es durch einen goldenen Kneifer an schwarzseidener Schnur ersetzt, wie sich auch der Geheimrat eines solchen zu bedienen pflegte, dieser jedoch nur seiner Augen wegen beim Lesen. Aber trotz aller Sorgfalt im Äußeren hatte Selling doch nichts von jener herausfordernden, läppischen Albernheit an sich, die bei gewissen Modenarren der jeunesse dorée so unwiderstehlich die Lachmuskeln reizt. Herr von Selling war und blieb eben korrekt in allem.

Das Gegenüber des Geheimrates war der Direktor Wespe. Was er eigentlich „dirigierte“, hätte wohl keiner der Anwesenden genau sagen können; aber seine Würde als „Direktor“ war trotzdem eine so gefestigte und selbstverständliche, daß es niemand in den Sinn gekommen wäre, an ihrer Rechtmäßigkeit zu zweifeln. Es war bekannt, daß er schon seit Jahrzehnten in verschiedenen Teilen des Reiches an der Spitze von gemeinnützigen Gesellschaften und Unternehmungen gestanden hatte. Von der einen oder anderen hatte man wohl auch hier und da ein Weniges gehört, man mußte aber allgemein, daß Direktor Wespe seit jeher sich

der Förderung reformatorischer Bestrebungen auf den mannigfachsten Gebieten gewidmet hatte, und galt er bei den einen als „Idealist“, so versäumten die anderen nicht, seine Sachkenntnis und hervorragenden organisatorischen Fähigkeiten mit großem Nachdruck zu betonen. Die Beziehungen zwischen ihm und Herrn von Cornow reichten schon eine Reihe von Jahren zurück, und es war wohl beiden — ob aus demselben oder aus verschiedenen Gründen — angenehm, den Sommeraufenthalt, wenn auch nur für wenige Wochen, in dem schön gelegenen, vielbesuchten Kurort miteinander zu teilen. Der schwächliche Direktor bedurfte der ozonreichen Luft und heilkräftigen Quellen augenscheinlich dringender, als der wohlbeleibte und sehr robust dreinschauende Geheimrat. Die zarte, wachsartige Blässe auf dem Gesichte Wespes harmonierte mit einer gewissen jungfräulichen Röte der Wangen, so daß seine feinen Züge etwas Frauenhaftes erhielten. Nur der Knebelbart, die Furchen auf der Stirn und die scharfen Linien von der Nase zu den Mundwinkeln verwischten in etwas diesen weiblichen Eindruck. Diese Furchen waren offenbar vom Pfluge tief eindringender Geistesarbeit aufgewühlt worden. Das schlicht und ungefärbt emporgestrichene graue Haar war auf dem Vorderhaupte nur noch spärlich vertreten, hing dagegen ziemlich lang in den Nacken herab. Die grüne Brille über den Augen und eine gewisse saubere Lässigkeit der einfachen grauen Kleidung vervollständigten den Eindruck des geistigen Arbeiters, der auf sein Äußeres nur die notwendigste Rücksicht zu nehmen gewohnt ist: man hätte ihn ebensogut für einen Universitätsprofessor wie für einen Künstler halten können.

Der jetzt aber mit lautem, scharremdem Geräusch mit seinem Stuhle vom Tische rückte und lebhaft aufsprang, als er die Ankommen den erblickte, war der Sohn des Geheimrates, ein junger, hünenhafter Kürassieroffizier, dem die Lebenslust aus den hellen, blauen, gutmütig blickenden Augen sprühte.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt — der weite Weg, Graf Hsolan —“

„Ich kehre gleich wieder um, Robert,“ unterbrach Fräulein von Cornow die brüderliche Begrüßungsformel mit trockener Entschiedenheit. Sie blieb einen Augenblick wie in Verzweiflung stehen und sandte einen komisch-hilfeslehenden Blick nach oben. „Kannst du es dir denn gar nicht abgewöhnen, dies unausstehliche Citatenreiten?!“

„Werde mir Mühe geben, Schwesterchen, auf Ehre, Mühe geben. Ist aber schwierige Sache. Denn — schon Goethe sagt: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit . . .“

„Unverbesserlich!“ Sie mußte nun doch auflachen und zuckte resigniert mit den Achseln.

Böse Zungen unter seinen Kameraden behaupteten geflissentlich, Leutnant von Cornow — dichte im geheimen. Im höchsten Maße verdächtig war es ja, daß er zeitweilig aus der Gesellschaft spurlos zu verschwinden pflegte und dann irgendwo in einem leeren Nebenraume oder auf einer einsamen Gartenbank des jeweils besuchten Restaurants in tiefes Grübeln versenkt aufgestöbert wurde. Einige wollten bestimmt gesehen haben, daß er bei solchen Gelegenheiten Bleistift und ein Blatt Papier — „es könne aber auch ein Notizbuch gewesen sein“ — schnell habe verschwinden lassen. Ein Geständnis war aber trotz aller Redereien und arglistigen Versuche nicht aus ihm herauszupressen, und in die Öffentlichkeit war nichts von etwaigen Poesien eines Gardekürassierleutnants Robert von Cornow gedrungen. Offiziell existierte also ein Dichter dieses Namens nicht. Mochte das Gerücht nun auf Wahrheit beruhen und der Kryptodichter eine Entschädigung für den unterdrückten Strom seiner poetischen Ader suchen, oder entsprang diese Liebhaberei nur einer allgemeinen Verehrung für den Klassizismus —: Thatsache war, daß Robert von poetischen Citaten den ausgiebigsten Gebrauch machte, wobei er es mit der Congruenz des angewandten Dichtewortes und der gegebenen Situation nicht immer genau nahm. Den Epizynamen „Büchmann“, mit dem er von seinen Kameraden fast nur genannt wurde, hatte er demnach reblich verdient.

Sämtliche Herren waren zur Begrüßung der Neuankommenden von ihren Plätzen aufgestanden, zuletzt mit steifer Würde, jedoch nur bis zu drei Viertel Lebensgröße, der Geheimrat. Er erhob sich nicht vor jedermann, der geheime Regierungsrat von Cornow — o nein! Der Doktor Froben sollte die Auszeichnung ihrem Werte nach zu schätzen wissen. Ein Blick, aus Vorwurf und Zärtlichkeit gemischt, traf dabei die Tochter; aber die Sonne der Zärtlichkeit triumphierte bald siegreich über die Nebel des Vorwurfs —: wie glückselig sie doch heute so ganz der Seligen, ihrer klugen, stolzen, schönen Mutter! An diesem Punkte hatte das Ressort des Beamten seine Grenze.

Ein kräftiger, herzlicher und doch achtungsvoller Handschlag des jungen Offiziers begrüßte den Doktor. Direktor Wespe aber nahm dessen Rechte zwischen seine beiden Hände, hielt sie wohl eine Minute lang umfaßt und sagte mit einem überaus süßen Lächeln in etwas singendem, fast zärtlichem Tone:

„Mein lieber, verehrter Herr Doktor, Sie befinden sich doch ganz wohl? — Nicht wahr?“ wiederholte er dann mit einer Dringlichkeit,

als hinge von der Beantwortung der Frage die Ruhe seines Lebens ab, „nicht wahr, Sie befinden sich wohl?“

Kurz und höflich war die Begrüßung mit Selling, wobei dieser sich nicht versagen konnte, mit seinem Arm den berühmten rechten Winkel zu markieren. Im ersten Augenblick hatte Froben die instinktive Empfindung, als käme ihm Selling heute mit geringerer Artigkeit als sonst, ja mit einer gewissen Nonchalance entgegen. Aber Froben mußte sich wohl getäuscht haben — Herr von Selling war korrekt wie immer.

Ein Tischchen wurde von den Kellnern herangerückt, Selling und Froben schoben fast gleichzeitig je einen Stuhl für Fräulein von Cornow zurecht, Selling den seinen einen Augenblick früher; aber sie schien ihn nicht zu bemerken, nahm den Stuhl Frobens und setzte sich neben den Vater, indem sie gleichzeitig den Doktor mit einer Handbewegung einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

Selling zeigte nicht die geringste Empfindlichkeit, er lächelte womöglich noch um einen Grad lebenswürdiger als zuvor. Ueberhaupt war er heute außerordentlich heiterer Laune und von einer fast nervösen Fröhlichkeit, als müsse er eine geheime ihm zu teil gewordene Freude unterdrücken. Im Gegensatz zu ihm schien Herr von Cornow sen. unter einem geheimen Drucke zu leiden. Er war zerstreut und einsilbig und spielte nervös mit seiner schwergoldenen Uhrkette. Die gleiche Stimmung schien sich auf Direktor Wespe übertragen zu haben, dessen Gesicht Unruhe und Besorgnis ausdrückte.

Klara und Froben zogen nacheinander die Speisefarte zu Rate. Die übrigen waren mit ihrem Abendessen eben fertig geworden und sprachen nun bei einer Cigarre dem Weine, einem edlen, einheimischen Gewächse, zu. Aber es wollte keine rechte Stimmung aufkommen, so sehr es sich auch Herr von Cornow jun. angelegen sein ließ, „Zug in die Gesellschaft“ zu bringen. Nur Selling ging bereitwillig auf seine Scherze ein, wobei er sich von Zeit zu Zeit bemühte, auch die Schwester in die Unterhaltung zu ziehen. Aber sie antwortete nur kurz und kühl und wandte sich dann wieder von ihm ab. Bei Froben war man es gewohnt, daß er nicht allzu gesprächig war; er war keiner von denen, die ihre Weisheit am Wirtshaußtisch oder im Salon zum besten zu geben pflegen.

Jetzt erhob sich geräuschvoll vom Nebentische links eine aus drei Köpfen bestehende Gesellschaft: eine ältere Dame, ein bleichsüchtiger Jüngling und eine noch bleichsüchtigere, verdrossen und hochmütig dreinschauende junge Dame.

„Na endlich!“ meinte Herr von Cornow junior mit einem befriedigten Seufzer, als jene sich langsam und umständlich entfernt hatten. „Wünsche wohl gespeist zu haben!“ Er sah nach der Uhr. „Können Sie sich denken, Doktor,“ fuhr er mit ehrlicher Entrüstung fort, „haben geschlagene zwei Stunden und zweiundvierzig Minuten in einem fort bloß gefuttert! Soll amerikanische Millionöse mit Sohn und Fräulein Tochter fein. Na, den ollen Krippensegern sieht man's goldene Stallfutter wahrhaftig auch nicht an. Alte jeht man noch so so. Aber der labbrige Bengel und erst die kalfige junge Stute! Na, so was! Auf Ehre: zwei Stunden und zweiundvierzig Minuten bloß gefuttert!“

„Na weißt du, Robert,“ sagte Fräulein von Cornow lachend, „da möchte ich dich doch wirklich fast bitten, zu deinen geliebten Klassikern zurückzukehren. Lieber als die Sprache deines Reitburschen ist mir die Goethes und Schillers denn doch allemal — auch an der unpassendsten Stelle!“

„Nicht wahr, Klärchen, hab's ja immer gesagt, es jeht nichts über die Klassiker! Sogenannte ‚moderne‘ Litteratur: Hauptmann, Sudermann, Ibsen — alles Schwindel! — Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“

Auch der Geheimrat schien den Abgang der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer gewissen Erleichterung zu empfinden. Möchte die Gesellschaft nebenan vielleicht auch nur wenig Deutsch verstanden haben, man konnte doch nicht wissen! Und daß sie sich alle Mühe gab, zu erhorchen, was er, der Geheimrat von Cornow, etwa der Welt zu offenbaren habe, stand für ihn unerschütterlich fest. Er that einen tiefen Seufzer und wandte sich dann an den Direktor:

„Ja, sehen Sie, lieber Wesppe,“ sprach er mit der Bitterkeit des schwer und unverdient Gefränkten, „das ist nun der Dank für die langjährigen, treuen Dienste. Nicht einmal diese geringe Rücksicht! Am zwanzigsten sollte der Bescheid spätestens hier sein — heute ist der fünf- undzwanzigste! Man wird, wie es scheint, höherenorts als lästiger Bittsteller betrachtet. Nun, ich dränge mich mit meinen — hm! — bescheidenen Kräften und meinem guten Gelde dem Staatswohl gewiß nicht auf. Kann mein Geld wirklich selbst gebrauchen. Ist vielleicht auch besser so. Dank erntet man doch nicht.“

Der Direktor rückte bei diesen Worten sichtlich beunruhigt auf seinem Sitze.

„Bei den außerordentlichen und bekannten Verdiensten, die sich Herr Geheimrat um das Gemeinwohl erworben haben, ist das höheren-

orts beliebte Verfahren allerdings schwer verständlich, namentlich wo Herr Geheimrat abermals in so hochherziger Weise Ihre bewährte Kraft und — und auch namhafte materielle Hilfsmittel dem Gemeinwohl zur Verfügung stellen. Es ist indessen anzunehmen, daß der Bescheid, der ja doch nicht ausbleiben kann, Herrn Geheimrat nachgesandt wird.“

„Ja, lieber Wespe, das ist allerdings ‚anzunehmen‘. Es scheint aber nicht, daß man sich für unsere Pläne allzusehr begeistert. Denn sonst hätte man sich mit seiner Zustimmung wohl etwas mehr beeilt. Und dann habe ich ja den Bescheid ausdrücklich hierher erbeten, um mit Ihnen und Doktor Froben gleich die vorbereitenden Maßnahmen zu besprechen, bevor ich meine kranke Schwester in Luzern besuche. Wenn wir noch in diesem Herbst —“

„Nun, was meine geringe Mithilfe anbelangt, — entschuldigen gütigst, Herr Geheimrat, wenn ich unterbreche,“ — beeilte sich Wespe eifrig zu versichern, „so käme es mir auf eine Reise nicht an. Im Dienste einer so großen, gemeinnützigen, vaterländischen Sache! Und ich glaube, auch Doktor Froben würde —“

Ein uniformierter Hotelgroom, der sich mit gezogener Mütze eilends dem Tisch genähert hatte und jetzt vor dem Geheimrat einen devoten Diener machte, ließ den Direktor nicht vollenden.

„Verzeihen Herr Geheimrat — aber es ist dringend.“

Er hielt ihm eine Depesche hin, auf deren Rückseite ein roter Papierstreifen das „Dringend“ bezeichnete.

Mit einer an ihm sonst ungewohnten Hast griff der Geheimrat nach dem zusammengefalteten Blatte. Dann schien ihm aber auch gleich das Bewußtsein seiner amtlichen Würde und der damit notwendig verbundenen maßvollen Ruhe zurückzukehren.

„Es ist gut,“ sagte er in gleichgültigem, aber doch etwas gepreßtem Tone.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Adresse, rückte ein wenig mit dem Stuhl vom Tische, so daß kein unbefugter Blick auf das Papier fallen konnte, und entfaltete es dann mit gemessener Langsamkeit. Aber ein leises Zittern seiner Finger verriet, daß die Ruhe erzwungen war.

Dann klemmte er seinen Kneifer über das Nasenbein und überflog den Inhalt.

Nach einigen Sekunden, während sämtliche Anwesende ihre Blicke gespannt auf ihn gerichtet hielten, ließ er den Kneifer lässig an der schwarzseidenen Schnur herabfallen.

Seine Augen leuchteten, strahlten.

Er holte tief Atem und lehnte sich bequem auf seinem Stuhl zurück, nicht ohne seinem Haupte eine Richtung zu geben, die der Nase gestattet, wollüstig in den gewohnten höheren Regionen zu schmelgen.

„Bom Minister, Papa?“ unterbrach endlich Herr von Cornow junior ungeduldig das minutenlange Schweigen.

Aber nur ein verweisender Blick traf den vorlauten Frager. Sein Erzeuger zog zunächst die eine, dann die andere Hälfte seines kostbaren Bartschages mit hingebender Zärtlichkeit langsam durch die Rechte, wiederholte diese Manipulation einige Male — sehr zum Verdruß der ungeduldig Harrenden —, räusperte sich alsdann und begann endlich mit zwar nicht allzu lauter Stimme, dafür aber mit einer Feierlichkeit, als lauschte seinen Worten eine tausendköpfige Versammlung:

„Meine verehrten Anwesenden! Der heutige Tag, hm! — oder richtiger Abend — dürfte dereinst, hm — dürfte also dereinst in der Geschichte der socialpolitischen Entwicklung unseres geliebten deutschen Vaterlandes eine bedeutende Rolle spielen, ja vielleicht — hm — einen entscheidenden Wendepunkt bezeichnen.“

Bedeutungsvolle Pause.

Dann mit erhöhter Feierlichkeit:

„Ich erkläre hiemit die Aktiengesellschaft ‚Neuland, Institut für volkswirtschaftliche, geistige und sittliche Gesellschaftsreform‘ für gegründet.“

Diese Erklärung rief eine merkliche Bewegung bei den Anwesenden hervor: der Direktor atmete wie erleichtert auf, nahm seine Brille ab und begann deren Gläser mit dem Taschentuche eifrig zu putzen, als fände er erst jetzt die Zeit dazu. Dabei glomm und flackerte es wie heimliches Feuer in seinen grauen, vielleicht nur infolge dauernden Gebrauchs der Brille etwas unstät umherschweifenden Augen. Auch in Max Frobens Augen leuchtete es freudig auf. Klara bemerkte es und lächelte ihm freundlich, wie beglückwünschend zu. Herr von Selling machte dem Geheimrat von seinem Platze aus eine elegante Verbeugung, wobei er ein besonders verbindliches Lächeln auf seinen Lippen erscheinen ließ. Herr von Cornow junior aber schlug mit der flachen Hand auf den Tisch:

„Bravo, Papa, da wollen wir aber doch gleich eine —“

Aber der Geheimrat schien sich durch diese spontane Beifallsgelung seines temperamentvollen Sprößlings durchaus nicht in seinen rednerischen Intentionen beirren lassen zu wollen. Ein mißbilligender

Blick unterbrach den jungen Offizier und bedeutete ihm, daß die Reihe zu sprechen noch lange nicht an ihn gelangt sei. Dann fuhr Herr von Cornow fort:

„Rekapitulieren wir. Ich bin es von meinem — hm — verantwortungsvollen Amte her gewohnt, in allen Dingen Klarheit und Ordnung walten zu lassen; es dürfte sich empfehlen, auch im vorliegenden Falle von diesen — hm — diesen bewährten Prinzipien nicht abzuweichen und den Stand der Dinge mit Bezug auf: erstens ihre bisherige Entwicklung, zweitens ihre gegenwärtige Konstellation und drittens ihre künftige Gestaltung auf Grundlage dieser Konstellation und jener Entwicklung sich vor Augen zu halten.

„Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß ich schon seit lange, besonders aber seit Erlass der allerhöchsten Bottschaften Kaiser Wilhelms des Großen, sowie unseres gegenwärtigen regierenden kaiserlichen und königlichen Herrn“ — hier erhob sich der Zylinder einen Augenblick von seinem Throne — „der socialen Frage mein besonderes Augenmerk zuwenden, und ich darf mich rühmen, daß meine — hm — meine bescheidene Thätigkeit auf diesem Gebiet nicht ohne Erfolg geblieben ist, und sowohl in der Deffentlichkeit, als auch höheren Orts einige Anerkennung gefunden hat.

„Es ist Ihnen weiter bekannt, meine Herren, daß ich der Anregung des Herrn Direktors Wespe zur Begründung einer Gesellschaft, welche — hm — welche die in dem Buch ‚Neuland‘ niedergelegten, genialen socialreformatorischen Ideen unseres verehrten Doktor Froben unterstützen und, soweit es die Umstände gestatten, auch im kleineren Maßstabe verwirklichen soll, — daß ich also dieser Anregung — hm — von Anfang an meine Sympathie als Mensch und mein Wohlwollen als Beamter entgegengebracht habe. Weiter, meine Herren, ist Ihnen bekannt, daß ich mich nach reiflicher Ueberlegung, nicht ohne mir dabei die Schwere des — hm — des dem Gemeinwohl gebrachten Opfers zu verhehlen, entschlossen habe, durch Zeichnung eines namhaften Betrages den Grundstein zu mehrerwähnter Gesellschaft zu legen, und daß es mir ferner gelungen ist, von einer Reihe anderer angesehenen und vermöglicher Herren das Versprechen thatkräftiger Mithilfe an dem geplanten großen Werke zu erlangen — vorausgesetzt, daß letzteres auch höheren Orts und an maßgebender Stelle die zu erhoffende günstige Aufnahme findet. Es ist selbstverständlich, daß diese Rücksicht auch für mich in letzter Instanz entscheidend sein mußte, und daß ich in meiner amtlichen Stellung meine Hände nicht einem Unternehmen leihen darf, das mich

in Gegensatz zu den Intentionen einer hohen Staatsregierung oder gar zur allerhöchsten Willensmeinung bringen könnte.

„Ich habe also meinem hohen Chef ein Exposé über unsere Pläne nebst den gedruckten, grundlegenden Materialien unterbreitet und ihm die motivierte Bitte vorgetragen, mir seine Ansichtsäußerung hieher zu teil werden zu lassen. Als ein Zeichen persönlichen Wohlwollens; und vielleicht auch — hm — nicht ganz unverdienter Anerkennung langjähriger, treuer Pflichterfüllung darf ich es wohl betrachten, daß Se. Excellenz mir die gütige Zusage erteilten, während ihres Sommeraufenthaltes unsere Angelegenheit außerhalb der laufenden Geschäftsordnung zu prüfen und mir Bescheid telegraphisch hieher zu übermitteln. Dieser Bescheid, meine Herren, der sich durch die Umstände ein wenig verzögert hat, ist nun eingetroffen, und ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen den hoch erfreulichen Wortlaut verlesen zu dürfen. — Oder“ — er warf einige mißtrauische Blicke um sich — „es wird unter den obwaltenden Umständen geratener sein, Sie lesen ihn selbst.“

Damit übergab er Froben die Depesche. Da dessen Nachbarin Miene machte, ebenfalls hineinzusehen, hielt Froben das Papier ein wenig linkswärts. Sie blickten nun beide gleichzeitig hinein, so daß ihre Köpfe sich fast berührten.

Das Telegramm lautete:

„Habe infolge Indisposition erst heute Lektüre vorgelegter
„Materialien beenden können. Kann geplante Gesellschaft nur
„freudig begrüßen. Meinerseits gegen Ihre bewährte opfer-
„freudige Beteiligung nichts einzuwenden. Zweifle nicht, daß
„Unternehmen bei strenger Durchführung vorgezeichneter staats-
„erhaltender und monarchischer Grundsätze auch an allerhöchster
„Stelle günstige Aufnahme und verdiente Anerkennung finden
„wird. Wünsche Neuland besten Erfolg.“

Darunter der Name des Ministers.

„Somit dürfen wir, wie gesagt,“ beschloß Herr von Cornow sen., nachdem das Telegramm die Runde um den Tisch gemacht, seine Ansprache, „die Gesellschaft Neuland für begründet erklären.“

„Und natürlich auch“, fügte Herr von Cornow jun. hinzu, „mit einem Gläschen Schaumwein begießen. Nicht, Papa?“

Der Geheimrat nickte lächelnd. „Können wir, mein Sohn!“

„Sie, Kellner,“ rief der Offizier einem gerade vorüberhuschenden Ganymed zu, „so hören Sie doch! Also: eine Heidsieck. Und gleich noch zwei kalt stellen!“

Nach einigen Minuten perlte der Champagner in den Gläsern. Direktor Wespe wandte sich mit einer Verbeugung an den Geheimrat.

„Ich gestatte mir, mein Glas auf das Wohl des hochverdienten Begründers und Präsidenten des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaft ‚Neuland‘ zu erheben.“

Der Geheimrat lächelte wohlwollend:

„Nun, nun, lieber Wespe, wollen der Entscheidung der Mitglieder nicht vorgreifen.“

„Ich übernehme jede Garantie!“ rief Wespe enthusiastisch.

Die Gläser klangen aneinander.

Der Geheimrat war durch das ministerielle Telegramm in großmütige Stimmung versetzt worden.

„Es wäre unbillig,“ erklärte er, „die Pioniere und Mitarbeiter des großen Werkes zu vergessen. Rekapitulieren wir: Sie, mein lieber Direktor, haben mit emsigem Fleiße und eindringender Gründlichkeit die Organisation der Gesellschaft in die Hand genommen. Sie aber, mein verehrter Doktor Froben, haben durch Ihre ausgezeichneten Schriften den Boden des Neuland gewissermaßen geebnet, ja geradezu unsere Gesellschaft aus der Wiege gehoben, ihr sogar den Namen verliehen. Ich trinke auf das Wohl der beiden Herren!“

Abermals berührten sich die Gläser.

„Und so wollen wir denn“, fuhr der Redner fort, „rüstig an die Arbeit gehen und eine Gesellschaft begründen, die in dieser Zeit des allgemeinen Umsturzes und Unglaubens nicht umsonst gewirkt haben soll! Herr Direktor Wespe wird, wenn anders mein Einfluß etwas zu sagen hat, die organisatorische und geschäftliche Leitung übernehmen — unser verehrter Doktor aber sozusagen unser ideelles Organ, unser geistiges Haupt sein.“

Diese Großmut grenzte an das Wunderbare. Der Geheimrat schien selbst darüber erstaunt und geneigt, den letzten Satz zurückzunehmen. Aber welche Wunder kann nicht ein ministerielles Telegramm unter Umständen bewirken!

Von Cornow jun., der inzwischen schon dem Weine reichlich zugesprochen hatte, schien bei den letzten Worten seines Vaters von einem Gedanken gepackt zu werden, den zu erhaschen und festzuhalten er sich gleichwohl vergeblich bemühte. Er zog die jugendfrische, etwas gebräunte Stirne in ernsthafte Falten und versank eine Weile in heftiges Nachsinnen. Plötzlich versetzte er freudestrahlend seinem Nachbar zur

Rechten, dem Direktor, einen ohne Zweifel sehr freundschaftlich gemeinten, aber genügend wichtigen Schlag auf die Schulter, so daß jener wie elektrifiziert am ganzen Leibe zusammenfuhr und die getroffene Schulter sich fast bis zu der Tischfläche herabsenkte.

„Richtig, Direktorchen, jetzt hab' ich's! So ist's: ‚Wir wollen in die böhmischen Wälder gehen und eine Räuberbande gründen, und Max Froben soll unser Hauptmann sein!‘ Prost Doktor!“

Ein grüner Blitz schien aus den Brillengläsern hervorzuschießen — oder war es nur der Widerschein der Gläser selbst? Der Geheimrat warf seinem Sohne einen strafenden, fast amtlich strengen Blick zu; ihm erschien die Einverleibung eines königlich Preussischen Geheimen Rates in eine „Räuberbande“ im höchsten Maße unpassend. Von Selling aber lachte ungemein belustigt laut auf:

„Nein, wirklich, Büchmann, Sie sind heute unbezahlbar! Ha, ha, ‚böhmische Wälder‘, ‚Räuberhauptmann‘ et cetera! Fehlt nur noch die Amalia! — aber die werden wir schließlich auch noch aufreiben — jehört entschieden zum Janzen!“

Froben fühlte sich von dieser Wendung unangenehm berührt. Daß der Scherz des jungen Offiziers durchaus harmlos gemeint war und nur seinem unwiderstehlichen Citatenhange entsprungen war, wußte er wohl; daß aber Selling in dieser Weise den Scherz aufnahm und weiter ausspann, erschien ihm bei dem sonst so taktvollen und artigen Manne befremdlich. Sollte das eine beabsichtigte Unart gewesen sein?

Er war eben im Begriffe, sich darüber Klarheit zu verschaffen, als ihm Fräulein von Cornow zuvorkam:

„Sie sind ja heut entseßlich lustig, Herr . . . Herr ‚Leutnant‘,“ sagte sie scharf und spöttisch.

„Bin ich auch, Gnädiges — mit gütiger Erlaubnis natürlich.“

Er war wieder ganz der Liebenswürdige, Verbindliche:

„Wie sollte ich auch nicht — nach der schönen Nachricht! Und dann — ich habe nämlich gestern auch ein Telegramm erhalten . . .“ Er schnippte leicht mit den Fingern und warf einen lauernden Blick zu Froben hinüber: „Ein Telegrammchen, na . . .“

„Bitte, Herr von Selling,“ schnitt sie kalt und verweisend ab, „es liegt mir durchaus fern, mich in Ihre Privatverhältnisse zu drängen.“

„Könnte jetzt auch wirklich noch nicht darüber sprechen, werde aber nicht ermangeln — später . . .“

Aber sie hörte nicht mehr auf ihn und hatte sich wieder Froben zugewendet. Dieser sah sie dankbar an, und sie lächelte ihm freundlich

und bedeutsam zu. — Wie fein hatte sie in seinem Innern gelesen, und wie entschieden für ihn Partei ergriffen. Ein warmes Gefühl stieg in ihm auf. — —

Es war inzwischen dunkel geworden, und die elektrischen Lichter im Garten flammten auf. Auf den weißgedeckten Tischen an der Balustrade der Veranda standen hohe Lampen mit rosa Papierschildern, die nun von den Kellnern geschäftig entzündet wurden und ein angenehmes gedämpftes, dabei doch genügend helles Licht verbreiteten. Auch über den Tisch unserer Gesellschaft ergoß sich nun diese anheimelnde rosenfarbene Helle.

Unten wogte eine bunte, gepuzte Menge bei den Klängen der Musik auf und nieder. Man konnte hier die neuesten und unwahrscheinlichsten Toiletten studieren und studieren lassen, und das eine schien mit ebensoviel Genuß betrieben zu werden, wie das andere. Einzelne blieben dicht vor dem Musikpavillon stehen, um aus dem daran befestigten Programm die eben gespielte oder die nächste Nummer festzustellen, andere lauschten in etwas weiterer Entfernung, um den Pavillon im Halbkreise herumstehend. Nur einige wenige Pärchen mieden das indiscrete Licht der elektrischen Lampen und verloren sich in den schattigeren Partien des Gartens. Diese Glücklichen fanden Genüge aneinander; sie brauchten die große Welt nicht mehr, oder — — noch nicht.

Die große Mehrzahl aber bestrich in zwei aneinander vorüberstrebenden, parallelen Linien die allgemeine Heerstraße unter der Front des Konversationshauses. Die meisten spazierten paarweise, man sah aber auch einzelne, vielleicht auf Entdeckungsreisen. Und jetzt wirbelte unter der Lampe am Pavillon ein interessantes Kleeblatt vorüber: drei sehr junge Mädchen, die einander eng unter die Taillen gefaßt und sich so zu einer anmutigen Gruppe verschlungen hatten. Sie wußten offenbar auch, daß das „anmutig“ war, darauf ließen die fecken, keineswegs „schamhaft zu Boden gesenkten“ Backfischgesichtchen schließen. Ihren Zweck erreichten sie wohl auch, denn man sah jetzt von der Veranda lächelnde Gesichter und verschiedene Augengläser auf sie gerichtet, vom frechen Monocle aus Fensterglas bis herauf zum vornehmen, goldgefaßten Vorignon der „älteren Dame“.

„Seht doch!“ rief jetzt der Offizier. „Tauchen ja wieder auf, Drillinge von vorhin! Kröten verstehen schon ganz nett zu flirten. Uebrigens passabel niedliche Käfer — was, Selling?“

Der Angeredete setzte seinen Kneifer auf und wandte sich seitwärts, aber das Kleeblatt war bereits im Gewühl verschwunden.

Der Offizier hatte wiederum sein Glas geleert. Plötzlich erhob er sich.

„Herrschaften entschuldigen, komme in einer Viertelstunde wieder!“

„Na, Büchmann, Bejafus scharrt wohl schon da draußen vor dem Thore. — Citat ist aber nicht von Goethe oder Schiller. — Drillinge andichten?“

Der junge Hüne lächelte nur zerstreut und etwas wehmütig und entfernte sich dröhnenden, nicht ganz sicheren Schrittes. — Diese letzte, gravierende, aber unumstößliche Thatsache im Verein mit der Blässe, die plötzlich die Röthe auf seinen Wangen abgelöst hatte, konnte die Vermutung nahelegen, daß das Bedürfnis nach etwas mehr Luft und Bewegung im vorliegenden Falle dringender war als das nach einer poetischen Verherrlichung irgend welcher, noch so „niedlicher Käfer“. —

Zwischen dem Geheimrate und dem Direktor entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung über das voraussichtliche Ergebnis einer Reichstagsersatzwahl, in der ein Socialdemokrat zum erstenmal gegen den langjährigen konservativen Kandidaten aufgestellt worden war. Auch Selling beteiligte sich an dem Gespräch, indem er seiner Entrüstung über das Fortschreiten der Umsturzpartei in starken Worten Ausdruck gab und die Aufhebung des Socialistengesetzes beklagte. Herr von Cornow und Wespe pflichteten ihm jedoch nur bedingt bei, indem sie die Anwendung äußerer Gewaltmittel gegen den Umsturz als unzureichend erklärten und das Hauptgewicht auf die von Seiner Majestät angekündigte Socialreform legten, deren Direktiven nun ja auch die neue Gesellschaft an ihrem Teile befolgen sollte. Worauf Herr von Selling schnell einlenkte und sich beeilte, zu erklären, daß er das „selbstverständlich nicht so gemeint“ habe, daß er die Initiative Seiner Majestät des Kaisers als die größte That des Jahrhunderts bewundere, und daß er, Selling, sich glücklich schätzen werde, bei dem neuen Unternehmen einen, wenn auch noch so bescheidenen Platz ausfüllen zu dürfen.

Der Doktor und Fräulein von Cornow blieben inzwischen sich selber überlassen. Froben war noch zu sehr von der empfangenen Nachricht erfüllt, als daß er sich in einem breiten Redestrome hätte ergießen können. Sein Geist, seine Phantasie arbeiteten um so mächtiger. Endlich stand er am Ziele seiner Wünsche! Endlich sollte es ihm vergönnt sein, aus der stillen Gedankenwerkstatt in die freie Öffentlichkeit herauszutreten, um wenigstens einen Teil seiner Ideen zu Früchten der Wirklichkeit reifen zu sehen. Wie oft hatte er die Hoffnung schon ausgegeben, wie viele Jahre lang mit seinen Ideen in schmerzlichen, aus-

sichtslosem, unbeachtetem oder verlachtem Kampfe gegen den mächtigen Riesenwillen des großen, sonst so hoch von ihm verehrten Staatsmannes fast allein dagestanden, wenigstens in seinen Kreisen. Nun war dieser mächtige Wille von einem mächtigeren gebrochen worden. Wohl beklagte er oft den Sturz, die Tragik in dem Leben des einzigen Mannes; aber er konnte sich auch nicht verhehlen: solange dieser Gewaltige am Ruder blieb, war an eine andere Auffassung und Behandlung der Frage, die ihm vor allem am Herzen lag, der er die Arbeit seines Lebens widmete, nicht zu denken. Flammende Blitze zuckten, dröhnende Donner grollten aus dem Sachsenwalde über das Reich und weit über dessen Grenzen hin. Aber mochte auch der Erdkreis erbeben, wenn der gefesselte Titan mit seinen Ketten klirrte — —: er blieb gefesselt! Nicht Menschen hatten ihn überwunden, — die Zeit, die allgewaltige, die keinen Dank und keine Rücksicht kennt, hatte ihn von den Speichen ihres ehernen Rades geschüttelt, und ehern rollte sie ihrem Ziele zu, das nur der kennt, welcher ein Herr ist auch über Raum und Zeit. Erlahmt war die Hand des Helden zurückgesunken, die so wuchtig in jenes Nid gegriffen, ein nüchternes Alltag war dem leuchtenden Morgen eines heroischen Zeitalters gefolgt. Die vor jedem Zucken der mächtigen Brauen gebebt hatten, konnten sich nun in souveräner, frecher Kritik ihres Meisters nicht Genüge thun. Die Meute entschädigte sich für die Peitschenhiebe, die so oft über ihre platten Stirnen gesaust hatten, indem sie ihren ehemaligen Bändiger zähnefletschend aus sicherem Verstecke anbellte. Tief in seiner Waldeinsamkeit aber verachtete der große Alte mit bitterem Lächeln die Menschen, wie er sie immer verachtet hatte — eine zürnende entthronte germanische Gottheit.

Alltag? Ja die Zeit der Kleinen und Vielen! Aber war er, Froben, nicht auch einer dieser Kleinen und Vielen? Tausende bisher gelähmter Willen und Kräfte waren mit einem Schlage frei geworden, nachdem die eine, alles erdrückende, allem ihren Stempel aufprägende Individualität von der Bühne der Weltgeschichte zurückgetreten war. Und so hatte Froben jenen Alltag dennoch mit schmerzlicher Freude als den Morgen einer neuen Zeit begrüßen müssen. Die Bahn vor ihm war frei geworden, der mächtigste Wille des Reiches hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt, die für Froben die Geschehnisse der Zukunft in ihrem Schoße barg. Die Erlasse Kaiser Wilhelms II. zu Gunsten der ärmeren Volksklassen eröffneten ein unermessliches Feld zukunftsfreudiger, fruchtbarer Wirksamkeit. Das Schifflein der Socialreform war vom Oberhaupte des Reiches selbst vom Stapel gelassen

worben; stolz glitt es auf den Wogen der Zeit dem Neulande der Zukunft entgegen, und noch immer schwellte ein frischer, freundlicher Wind seine Segel.

Aber was für Froben persönlich das Bedeutfamste war, das hatte sich erst soeben erfüllt. Kapital und gesellschaftlicher Einfluß stellten sich ihm zur Verfügung, er sollte sich bethätigen dürfen. Bethätigung — ja, das war es, wonach er sich so viele Jahre hindurch vergeblich gesehnt hatte! Ein freudiger Glanz hatte sich über sein Antlitz gebreitet, ein träumerisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sie sind glücklich?“ fragte ihn Klara leise.

„Glücklich? — Nun ja, ich müßte es wohl sein.“

„Seien Sie es,“ sagte sie warm. „Und ich werde es auch sein.“

Das letzte fügte sie kaum hörbar hinzu. Sie erröthete und senkte ein wenig ihr Gesicht. Als sie es wieder erhob, trafen sich beider Blicke und tauchten eine Weile tief ineinander. Beide schwiegen.

So frauenhaft und hingebend hatte er die stolze, selbständige, spöttische Geheimrathstochter noch nie gesehen. Die liebreizende Weichheit auf ihren schönen, regelmäßigen Zügen konnte doch nicht allein von dem rothigen Schimmer der Lampe hervorgezaubert sein? — —

Drunten wogte die bunte, geschäftige Menge unablässig auf und ab. — Eine angenehme Kühle strich von außen her über die Veranda.

Jetzt begann die Musik den Lannhäusermarsch; in prachtvollen Wogen rauschten die Klänge einher. Die drei Herren achteten in ihrer eifrigen Unterhaltung nicht darauf.

Ein stolzes, triumphierendes Gefühl schwellte die Brust Frobens, ein Neuland stieg vor ihm auf — nicht nur für die große, farblose Allgemeinheit, nein, auch für ihn ganz persönlich. Sollte es denn noch möglich sein —? Sollte ihm vielleicht außer Erfolgen des Geistes und der That doch noch ein persönliches Glück beschieden sein, wie es den Ärmsten und Niedrigsten nicht versagt bleibt?!

Ach, der so lange Vereinsamte und zu Boden Gedrückte hatte diese Hoffnung schon längst aufgegeben. Warum umschmeichelte sie ihn wieder? Wollte sie ihn narren?! Aber, wenn es dennoch — dennoch möglich wäre . . . ?

Höher schwellen die Klänge der Musik, höher hob sich die Brust des sinnenden Mannes. Der Champagner perlte im Glase. Er erhob es und hielt es seiner Nachbarin entgegen. Wieder ruhten beider Blicke ineinander. Hell klangen die Kelche zusammen in einem harmonischen Klange.

Ein heimlicher Blick Sellings glitt zu ihnen herüber. Er schien diskret, fast unmerkbar zu lächeln. Aber weder Klara noch Froben bemerkten es.

„Neuland, Neuland!“ quoll es trotz allen niederhaltenden Druckes der harten, herben Vernunft leidenschaftlich aus den Tiefen seines Gemüthes empor.

Vergessen war die unheilschwangere Wetterwand am Abendhimmel, vergessen auch — der versinkende Petrus!

(Fortsetzung folgt.)



Erstes Mahnen.

Von

Oskar Kreuzberger.



Aus wirrem Schummer jäh erwacht,
 Keck' ich das Haupt vom Pfühl empor:
 Sing nicht ein Klagen durch die Nacht?
 Noch bebt sein Echo mir im Ohr!

Es war wie einer Seele Schrei
 Um ihres Glückes letzten Rest;
 So klagt der Vogel, dem entzwei
 Der Sturm gezerzt das weiche Nest. —

Der Morgen kam, da winkt' ich bang
 Der Mutter: „Sag, vernahmst auch du
 Heut Nacht den seltsam fremden Klang?“
 Sie lächelte mir trübe zu.

„Wohl hört' ich ihn: Du warst's, mein Sohn,
 Der jammernd meinen Namen rief,
 Als wär' ich welkenweit entflohn.
 Wie schlecht mein armer Junge schlief!“

Da fuhr ein Krampf mir durch die Brust,
 Wild griff ich nach der Mutter Hand —
 Erschauernd ward ich mir bewußt,
 Wer still im Schatten bei uns stand!! —





Der tote Meister.

von

Hanns von Gumpenberg.



In herrlich blauender Maitag war's voll Sonne und Blütenduft, als man den großen Künstler begrub. Die Leichenseier verlief imposant, und dabei eigenartig ergreifend. Keine Familie, keine Verwandten hatte der Tote hinterlassen; dafür aber folgte die halbe Stadt leidtragend seinem fürstlich geschmückten Sarge, und allen voran er, der seit Jahren unzertrennlich mit ihm gewesen war: sein vielbenedeter Lieblingschüler. Bedrückt schritt er dahin, der junge Mann mit dem dunklen Krauskopf und den energischen blassen Zügen, ergriffen trotz einem leiblichen Sohne. Hatte er nicht auch Grund dazu? Fast alles, was der Frühverwaiste war und besaß, verdankte er der Güte des Toten: die gesicherte Lebensstellung, die Erziehung zur Kunst, den Einblick in alle Geheimnisse des Meisterschaffens, das entscheidende, in unerreichbarer Höhe leuchtende Vorbild . . .

Die Worte und Gebete des Geistlichen, die pathetischen Reden der Deputationen, das Chorlied waren verklungen; die Trauerversammlung hatte sich zerstreut. Vor dem verlassen schweigenden Grabe stand allein noch der junge Maler und starrte in schwerem Sinnen in das hochaufgetürmte bunte Kranzgewirr. Er dachte an sein letztes, kurzes Gespräch mit dem Sterbenden. „Franz“ — jedes Wort hatte er sich gemerkt — „wenn mir's nicht leicht wird, zu geh'n, ist es nur deinetwegen. Was ich selber wollte und sollte, hab' ich erreicht — nur dir hält' ich gerne noch ein paar Jahre zugeh'n, dir noch weiter geholfen! Jetzt mußt du dich eben allein zurechtfinden, so gut es geht. Was dir fehlt, was du noch zu lernen hast, weißt du, wovon du dich hüten mußt, auch — ich hab' dir's ja oft genug gesagt! Und wenn du das immer streng vor Augen behältst, kann noch was Tüchtiges aus dir werden.“

Kann? Franz glaubte nicht mehr daran. Damals, ja, als er dem Toten die ersten Zeichnungen brachte: damals hatte er noch etwas wie Selbstvertrauen besessen! Aber seither, im nahen Verkehr mit dem Meister, unter dem gewaltigen Eindruck seiner Schöpfungen, unter der Schärfe seines Urteils war dem Schüler

jener lächerliche Wahn hingeschwunden, als ob er schon aus eigener Kraft was Rechtes vermöchte. Und hatte er für diesen Verlust nicht reiche Entschädigung gefunden in dem Gefühl, der Einzige zu sein, der die Kunst des Meisters in ihrer ganzen Fülle würdigte, ja der Einzige, der durch ihn wußte, was Kunst ist? Kannten sie den Toten doch alle nicht, die „Kenner“ so wenig wie die flache Menge — ihm allein hatte sein Größtes, sein Tiefstes sich aufgeschlossen! Und dann: war ihm nicht doch der Traum, die ferne Hoffnung geblieben, einst, nach langer Zeit, unter seiner Führung zu selbständigem Können heranzureifen? Hatte sich der Meister nicht in jede Arbeit Franzens mit Ueberlegung und Eifer versenkt, als galt es ein eigenes Werk? War nicht auch wirklich jedes dieser Bilder zulezt geradezu ein Werk von ihnen beiden geworden, in der Erfindung wie in der Ausgestaltung? Wie sollte er nun weiterarbeiten, ohne ihn? Ja ja, seine Ratschläge — die hatte er nicht vergessen: wie ein Heiligtum hatte er sie in seinem Innern bewahrt! Aber wie sollten die hinreichen, in jedem Einzelfall die lebendige Teilnahme des Meisters zu ersetzen? In seiner Anwendung hatten sie Wunder gewirkt — ohne ihn waren sie tote, hohle Begriffe, nichts weiter! Was sollte nun werden?

In einem dumpfen Gefühl der Leere wandte sich der junge Mann, langsam schritt er durch das Friedhofsgitter, und weiter durch die Stadt heimwärts. Er wollte und konnte jetzt nicht unter Menschen geh'n; ein selbstquälerischer Instinkt trieb ihn, die Einsamkeit seines Ateliers aufzusuchen, um sich an treffendster Stelle über den Verlust noch schmerzlicher klar zu werden.

Da stand es, sein lehtbegonnenes Bild! Der Meister hatte es noch einmal kurz gesehen, ehe er sich legte, um nicht mehr aufzustehen. Er hatte vieles an der Anlage getadelt: gerade das, was Franz das Glücklichsste daran geschienen, hatte vor seiner Kritik nicht stand gehalten! Franz hatte sich keinen Rat gewußt und bestimmte Weisungen zur Abänderung erbeten; die hatte ihm der Meister auch für den nächsten Besuch versprochen — und zu diesem nächsten Besuch war es nicht mehr gekommen.

Im ersten, trostlosen Augenblick trieb es Franz, den Entwurf zu vernichten, der ja nun doch nur Stümperei war und bleiben mußte, ohne ihn! Schon hielt er heftig das Bild in den Händen — da war ihm, als hörte er jemand spotten: „Also soll es nun glücklich vorbei sein mit dir? Er hat sein Leben ausgelebt, befriedigt und mit Ehren überhäuft, immer als er selbst — er hat sich in seiner Jugend um niemanden, um nichts in der Welt gekümmert! Hast du alles ihm abgelernt, und nur das Eine nicht? Oder willst du nicht jetzt bloß um seinetwillen an dir selber verzweifeln? Hast du denn so gar nichts in dir — gar nichts von eigener Kraft?“ Und aus Franzens tiefstem Innern raunte die Antwort, mit bitterer Scham getränkt, aber auch bebend in wildem Troß: O ja! das Eigene, das hatt' ich wohl! Aber er hat es unterdrückt, geknechtet, geknebelt, wenn auch mit Recht. . . ich sah's ja ein, daß er Recht hatte! Ich konnte ja nicht, was ich wollte: und er, er konnte alles, auf seine Art!

Aber jetzt, jetzt, da er tot ist und fort für immer . . . wahrhaftig! was hab' ich denn jetzt, als mich selber? Und ist das auch wenig genug — besser wenig als nichts! Oh' ich mich ganz verloren gebe, will ich doch einmal mich selber versuchen . . . mich, wie ich bin!!

Und in einem wohlthuenden Gefühl innerer Spannkraft, das ihm fremd und neu war und ihm das Blut rascher durch die Adern trieb, stellte er das verhasste Bild auf die Staffelei zurück. Ja — so und nicht anders hatte er das Ding zuerst gewollt! Aber dem Meister war der Kontrast von Licht und Schatten zu schroff gewesen, die Wiedergabe der Baumgruppe zu massig — und der grelle Reflex da im Wasserspiegel: war er auch unmittelbar der Natur abgelauscht, nach dem Urteil des Verstorbenen mußte er als „unkünstlerisch“ wirkend unbedingt abgemildert werden. Unkünstlerisch? Wer saß denn jetzt darüber zu Gericht? Wer bürgte dafür, daß der Blick des Meisters nicht schon durch die Krankheit getrübt gewesen? Mußte er jetzt nicht einmal ganz nur sich selber folgen — wenn auch nur probeweise?

Hastig griff er zu Pinsel und Palette und setzte seine Arbeit fort: und, sonderbar! mit jedem Pinselstrich wuchs seine Festigkeit, seine Zuversicht — ja, zuletzt kam es wie ein Rausch der Freude über ihn! Zug für Zug gestaltete sich, was er, er selbst ursprünglich mit dem Bilde gewollt hatte: immer kraftvoller, immer lebendiger trat es in Erscheinung, in einer steigenden Harmonie, die ihn endlich von den letzten Zweifeln befreite. Und jetzt jauchzte es in ihm auf, stolz und herrlich: Ich habe Recht gehabt — ich, nicht er! Blind und irre war ich — mein Bestes war gelähmt, durch ihn, der vielleicht auf seine Art ein großer Künstler war, nicht aber auf meine! Die hat er überhaupt nie verstanden! Gott sei Dank, daß . . .

Erschrocken brach der Schüler seinen Gedankengang ab, unwillig sich schüttelnd, wie um eine häßliche Vorstellung von sich abzuwehren. Im Widerstreit der Empfindungen trat er ans Fenster. Aber als er dort stand in den Lichtbogen der Maisonnette, klang es klar und ruhig in ihm: Du hast schon Recht. Bleib' ihm dankbar — aber gut für dich, daß er tot ist, der Meister!





Warten.

Von

Marie Scotta.



Sie konnte nicht sterben — mit allem gutem Willen nicht. Der gute Wille war bei ihr eine Thatsache, keine Lebensart. Es war ja der einzige Wunsch, den sie hegte, und dessen Erfüllung war ihr ziemlich sicher. Aber Geduld brauchte es eben. — Sie wußte selbst nicht, wie alt sie war. — Jedenfalls sehr alt — steinalt.

Und wenn sie an die Lasten dachte, die sie während dieser vielen Jahre getragen, dann wagte sie es wohl manchmal, dem Herrn über Leben und Tod bescheiden vorzustellen, daß sie eigentlich jetzt die ewige Ruhe verdient habe.

Einmal war sie der sehr nahe gewesen. So nahe, daß sich die Nachbarn und Verwandten schon mit schüchtern ernstern Gesichtern einfanden und der Kranken die Luft wegnahmen, nach der sie so angstvoll rang.

„Sie wird die Nacht nicht überleben,“ ging das hörbare Flüstern von Mund zu Mund.

Der Geistliche kam und bereitete sie zu der ersten und letzten Reise ihres Lebens vor.

Ihr Sohn, der Schreiner war, stand neben dem Bett, und während er in ehrfürchtiger Haltung dem Vorgang zusah, berechnete er im Geiste die Maße, welche wohl für den Sarg angegeben werden müßten.

In der Stube aber saß eine Waise, die sich besonders geschickter Finger rühmen konnte, und verfertigte einen Trauerhut um den andern. Denn morgen war Sonntag — und wenn die alte Frau wirklich die Nacht nicht überlebte, so mußte doch die Sippchaft — und die war groß — sich mit den Zeichen des Schmerzes in der Kirche einfinden. Und nichts erschien geeigneter, diesem Schmerz Ausdruck zu verleihen, als ein schöner Trauerhut.

Aber der Sonntag kam und ging — die alte Frau hatte vor der Hand wieder alle Aussicht auf die ewige Ruhe verloren.

Die Trauerhüte lagen in den Schränken und warteten, mit dem zurechtlichen Bewußtsein, ihre Bestimmung eben doch einmal erfüllen zu dürfen.

Die alte Frau saß im Sessel hinter dem Ofen und wartete auch — einen Tag um den andern. — Und das ganze Haus wartete. —

In der Werkstätte des Schreiners tönte den ganzen Tag Sägen und Klopfen und Hämmern und das Singen der Gesellen. — In Stube, Küche und Hof aber tummelte sich lachend und spielend eine Schar kräftiger, braun-äugiger Kinder — das Lief und trippelte — ein und aus — auf und ab — und hing am Rock der Mutter und wollte dies und wollte jenes — und lachte und weinte und wußte nicht, was es heißt, einen einzigen Augenblick ruhig zu sein. Dabei gab es Arbeit — viele, viele Arbeit, die gethan werden mußte.

Da war es gar kein Wunder, wenn es manchmal recht still und einsam war in dem Stübchen, in dem die Großmutter saß und wartete. — Die Schwiegertochter that ja das Mögliche, aber sie hatte eben nur zwei Hände und zwei Füße und konnte ohnedem die Arbeit nicht bewältigen.

Manchmal öffnete sich die Thüre, und ein brauner Krauskopf schaute herein — ging dann auch wohl zögernd bis in die Nähe des Lehnstuhls und stand, den Finger im Mund — und betrachtete die Großmutter.

Denn sie kam den Enkelkindern höchst sonderbar vor — halb zum Lachen und halb zum Fürchten. Wenn eines einmal mit den warmen, runden Händchen ihr Knie berührte, dann fürchtete es sich und lief fort. Das war ja gar nicht, wie wenn man einen Menschen anrührt, sondern wie ein Stück Holz — dürr und kalt. Aber wenn die braunen, lustigen Augen das Gesicht der Großmutter betrachteten, dann erschallte wohl ein sichernes Lachen. Es war auch zu toll — eine braune, tiefe Runzel und Furche neben der andern und mitten darin zwei große, helle, starre Augen — der zahulose Mund suchte immer nach Worten und konnte keine finden.

Sie hatte jedes aus dieser kleinen Schar einst auf den Armen getragen, der Reihe nach jedes Jahr ein anderes; hatte Nächte mit ihnen durchwacht, sich müde und krumm geschleppt — hatte jedes von ihnen mit blinder, opferfüchtiger Großmutterliebe geliebt. — Jetzt kannte sie sie nicht mehr voneinander, konnte sich ihnen nicht verständlich machen — sie wuchsen mit jedem Tag weiter und weiter weg von ihr.

Im Vorfrühling war's gewesen, als man die Trauerhüte angefertigt.

Als die alte Frau nachher wieder im Lehnstuhl saß, sah sie durch das kleine Fenster den letzten Schnee schmelzen und darunter kamen die grauen Wiesen hervor.

Das kleine Fenster schaute auf die Kirchgasse — von draußen kam bald das Jubeln der Kinder beim Schusserspiel — die Hecke blühte weiß. Und abends schlug die Drossel.

Dann blühte und glühte alles und es wollte gar nicht mehr Nacht werden.

Dann ging Sichelklang durch die heiße Luft — die goldenen Erntewagen schwankten durch die Kirchgasse in das Dorf hinein — Mädchen und Burfchen sangen in den Scheunen.

Dann zog das braune Vieh vorbei — die Luft wurde still und klar —
die Bäume lichteteten sich.

Und heute war alles grau — grau. — Leise stoben weiße Flocken an
dem kleinen Fenster vorüber.

Die Kinder drückten sich die kleinen Nasen an den Scheiben platt und
plauderten — vom Nikolaus — vom Christkind.

Im Lehnstuhl saß die Großmutter noch immer und wartete —

Denn ein mal muß doch alles seine Bestimmung erfüllen — die Trauer-
hüte — und auch die alte Frau. —



Die Betrogene spricht.

Von

Anna Ritter.

Das ist nun schon Jahre um Jahre her,
Und doch, als ob's gestern gewesen wär' . . .

Die Nacht war tief,
Und die Mutter schlief,
Und im Gärtchen blühte der Mai.
Ich war ein Kind,
Und der Juniwind
Strich schwül an der Linde vorbei.

Vom alten Baum
Warf ein Sommertraum
Mir ein blühend Zweiglein ins Haar.
Du küßtest mich,
Und ich liebte dich —
Ich wußte von keiner Gefahr.

Nun bist du weit . . .
Meine Sehnsucht schreit,
Wie ein Kind nach der Mutter, nach dir.
Mein Herz ist müd',
Und mein Leib verblüht . . .
Geliebter, was thatest du mir ?





Die Insel der Seligen.

Von

Dr. Theodor Kirchner.



Plutarch: Sertorius 8. 9.

Himmel und Meer — der Himmel wolkenlos, tiefblau, voll Sonnenscheines, das Meer spiegelglatt, tiefblau, voll spielender Lichter — — Wer hätte es an diesem schönen Tage glauben mögen, daß dasselbe hellshimmernde, sanftflüsternde Meer, das die Triere schmeichelnd umspielte und an den mächtigen Rudern des Schiffes zu Schaum zerperlte, wild aufzuheulen und mit dem krachenden Dreiruderer in unheimlichem Uebermuth Ball zu spielen vermochte? Allein die auf dem Schiffe glaubten daran! Der Sturm hatte zu dem Meere gesprochen und das Meer dem Sturme geantwortet: Sturm und Meer hatten das Schiff in schauriger Haft von Hispaniens Gestaden entführt, und jetzt wiegte sich die Triere mit dem Häuflein Männer darauf auf fernem, unbekanntem Meere.

Gleichmäßig hoben und senkten sich die Rudern nach dem Takte der Schiffsfüste, eintönig rauschten die Wasser.

An der Bordwand lehnte Quintus Sertorius und blickte über die schimmernde Wüste. Gedachte er der Schlachten, die er in blutigem Bürgerkriege auf Hispaniens sonnigen Fluren geschlagen? Dachte er daran, wie er, der Flüchtling, der Geächtete, Hispaniens Völker wider Rom bewaffnet und die Regionen, die seine Vaterstadt wider ihn aufgeboden, in mörderischen Schlachten in den Staub getreten, daß kaum jemand blieb, die Schreckenspost nach Rom zu melden? Oder dachte er daran, daß er jetzt geschlagen wie einst Marius, für den er so oft das Schwert gezogen, flüchtig mit den Trümmern seines Heeres auf dem Meere irre, und daß Ruhm und Waffenglück so trügerisch sind, wie die Wogen, die sich hellsonnig weithin in blauende Fernen dehnten?

Dachte er — ? Allein, da tönte es plötzlich jubelnd vom Schnabel des Schiffes her: „Land! Im Süden Land!“ Alles stürzte vorwärts, alles drängte nach vorn, die Ruderknechte erhoben sich von ihren Bänken, der Steuermann verließ seinen Posten, um nach dem Lande auszufahren — ein Augenblick freudiger

Verwirrung, frohen Durcheinanders — dann tönten die gebietenden Worte: „An das Steuer jurück! Die Ruder eingesetzt, dem Süden zu!“

Wieder senkten sich die Ruder taktmäßig in das sonnenhelle Wasser, und das Schiff flog dem Süden zu. Jetzt stand Sertorius vorn auf dem Schiffe und sah nach Süden. Dort lag ein schmaler dunkler Streifen wie eine Wolke über dem Meere.

Vorwärts flog das Schiff, doch die Stunden schlichen.

Aber heller, breiter wird der Streifen, duffigart hingehaucht treten Umrisse ferner Berge im tieferen Blau auf dem strahlenden Azur des Horizontes hervor und ein weiß schimmernder Saum zeigt sich dort, wo Land und See ineinander fließen.

Vorwärts fliegt das Schiff wie ein Raubvogel an seine Beute.

Der goldflimmernde, duffige Schleier, den die Ferne über das Land gebreitet, zerfließt allmählich; schon zeichnen sich dunkel und scharf die Berge auf dem lichten Hintergrunde ab, schon leuchtet der weißliche Sand und glitzern die am Gestade sich brechenden Wogen herüber. Möven kommen dem Schiffe entgegen und umkreisen es in weitem Bogenfluge.

Rascher tauchen die Ruder in das strahlende Wasser, und das Schiff scheint mit den Möven um die Wette dem Lande zuzueilen.

Und jetzt — wie steigt du lockend und sinnbetörend aus dem blauenden Meere, du herrliche, herrliche Insel!

Palmen und Rosenhaine grüßen von den Ufern, mächtige Pinien erheben sich dunkel aus dem helleren Grün, und die Berge des kleinen Eilandes schimmern mattsilbern von duftenden Olivenwäldern.

Überall Blüten in buntfarbiger Pracht, Falter farbenhell wie Blüten und Blüten vielfarbig wie Falter. Goldene Früchte leuchten verstoßen aus dunklem Laube hervor und schöngefiederte Vögel schwärmen überall und kommen in Scharen dem Schiffe entgegen.

Furchlos umschwärmen sie die Triere, lassen sich auf Masten und Raaken nieder und erfüllen das Schiff mit Gesang und Zwitschern.

Jetzt kommt der Dreiruderer in seichtes Wasser. Begierig, endlich festes Land unter den Füßen zu haben, springen die kiltischen Söldner in voller Rüstung in die dem Ufer zurollenden Wogen und waten dem Lande zu.

Laut aufjauchzend betreten sie das Trockene und zerstreuen sich auf dem Strande. — Allein Sertorius ruft sie zusammen und gebietet Stille.

„Soldaten!“ beginnt er, „fremd sind wir —“ doch plötzlich verstummt er. Erstaunt sieht er, wie sich ein kleiner buntgefiederter Vogel furchlos mitten unter der Schar der Männer auf die gepanzerte Schulter eines der Söldner niederläßt. „Beim Herkules!“ ruft der Feldherr, „das nenne ich zahm —“

„Da — sieh’, die Rehe!“ unterbricht ihn einer aus der Schar.

„Die schießt uns Diana zum Mahle!“ ruft ein anderer und hebt den Speer gegen die arglos nahenden Tiere.

Allein Timokreon, der Wahrsager, fällt ihm in den Arm. „Halt!“ gebietet er. „Wage es nicht, diesen reinen Strand mit Blut zu besudeln!“

„Warum wehrest du ihm?“ wendet sich Sertorius staunend zu dem Seher, „und läßt ihn das Tier nicht töten? Wir bedürfen der Nahrung!“

„Weißt du, welch' ein Gestade du mit Füßen trittst?“ fragt der Seher feierlich.

„Ein unbewohntes Eiland, sonst wären Vögel und Rehe nicht so —“

Allein Timokreon unterbricht ihn mit überlegenem Lächeln: „Du urtheilst nach Menschenverstand, auf Göttliches ist mein Sinn gerichtet! Blicke um dich — prangt irgendwo auf Erden das Land wie hier? Sanft umschmeichelt die antriftende Woge üppige Blütengestade, furchtlos ist die Schöpfung, und was sich sonst vor Menschenscheu verbirgt, naht sich hier sonder Arg und Angst. — Uralte heilige Sagen melden, daß fern im Meere, weit, weit über des Herkules Säulen hinaus, die Insel der Seligen liegt — uns trieb Sturm und See von Hispaniens Küsten in dies ferne unbekannte Meer — —“

„Und du glaubst —,“ beginnt Sertorius mit leisem Anfluge von Spott in der Stimme.

„Dein Fuß betrat Gestade,“ versetzt der Seher, „zu denen sonst der Tod die Pforte ist — die Insel der Seligen! — Und glaubst du nicht mir und dem Gotte, der aus mir spricht, so glaube diesem Klange!“

Er gebot Ruhe. In der Stille, die nur durch das Plätschern der Wogen und Zwitschern der Vögel unterbrochen wurde, tönten von fern her die lieblichen Klänge einer Flöte.

„Hört ihr?“ flüsterte Timokreon. „Die Seligen tanzen zum Flötenklange den Reigen! Lasset uns den Göttern ein Sühnopfer bringen — und dann hinweg von diesem heiligen Strande, daß uns nicht die Rache der Himmliſchen fürchtbar ereile!“

Scheu standen die Männer im Kreise.

Schier furchtſam blickten sie auf die in der Nähe achtlos grasenden Rehe und die buntgefiederten Vögel, die sich unbekümmert um die kriegerische Schar im Handbereiche der Männer auf Zweig und Ast sorglos niederließen.

Sertorius aber schüttelte das Haupt, daß sein mächtiger Helmbusch drohend herniedernickte.

„Wir brauchen Wasser!“ sprach er. „Wer von euch will mit mir danach suchen gehen?“

Scheues Gemurmel lief durch die Reihen, aber niemand trat vor.

Befremdet blickte der Feldherr im Kreise umher.

„Soldaten!“ rief er. „Habe ich mit euch meine Schlachten geschlagen?“

Einige regten sich, als wollten sie vortreten, allein Timokreon wies sie mit einer Handbewegung zurück und wandte sich zu Sertorius.

„Willst du die Götter versuchen, Imperator? — Laß uns von diesem Strande fliehen —“

„Fliehen?“ fuhr der Feldherr auf. „Sprich, wo sahest du Quintus Sertorius fliehen? — Aber wohlan denn, wenn keiner mir zu folgen wagt, dann gehe ich allein! Gebt mir Schild und Speer!“

Ein alter Hauptmann gab ihm das Verlangte.

„Imperator,“ sprach er flüsternd, „ich bin nicht feig — du weißt es — doch diese Insel —“

„Und die Seligen!“ warf der Seher ein.

„Die Seligen!“ — rief Sertorius auslachend. „Gut, bleibet hier,“ gebot er, „und harret meiner Rückkunft! — Dir aber —“ wandte er sich zu dem Seher, „dir werde ich von den Seligen erzählen!“

Er wandte der Schar den Rücken und ging dem Walde zu.

Einer und der andere machte zaghaft den Versuch, ihm zu folgen; Timotreon aber erhob warnend die Hand, und sie blieben — — —

Quintus Sertorius hatte indessen den Wald betreten.

Uralte mächtige Bäume verschlangen die breiten Kronen zu prächtiger grüner Wölbung, daß die Sonnenstrahlen nur da und dort in flimmernden Streifen hindurchzusickern vermochten.

Hochstämmige Rosen breiteten die blüten schweren Nester aus, dunkle Cypressen erhoben sich düster aus dem helleren Grün, Bananen, Palmen, Lorbeer und Granatapfelbäume, gewaltige, hohlstämmige Oliven standen neben riesigen Eichen, Eschen und Pinien. Ueberall Ranken und Zweige voll farbenflammender Blüten, umschwärmt von Scharen schillernder Schmetterlinge und Kolibris; die Falter so groß und farbenprächtigt wie Kolibris und die Kolibris so klein und bunt wie die Falter — ein Wald voll träumerischer, märchenhafter Pracht, voll süßer Ruhe — nur der Klang der Flöte tönte aus der Ferne herüber.

Lauschend blieb Sertorius stehen — da — einige falsche Töne! Er verzog spöttisch die Lippen.

„Wie, Timotreon?“ sprach er. „Können bei solchen Tönen die Seligen selig sein?“

Aber der Flötenklang lockte ihn, und er drang tiefer in das Dickicht, im Vorbeigehen Zweige und Nester streifend, daß ihm Blüten in Kleid und Helmbusch haften blieben.

Endlich begann sich der Wald wieder zu lichten; zwischen den Stämmen und Zweigen der Bäume schimmerte sonniger Himmel, und tiefblau leuchtete das Meer auf.

Endlich stand er am Saume des Waldes.

Das Geräusch seiner Schritte schreckte ein Menschenpaar, das im Schatten eines gewaltigen Lorbeerbaumes geruht hatte, jäh auf.

„Ha — ein Mensch!“ rief der Mann rasch aufspringend.

Hell glitzerte die blankte Rüstung des Feldherrn in der Sonne.

„Ein Römer!“ schrie das Weib auf, und die Flöte entglitt ihren Händen.

Der Mann aber hielt ihm drohend seine Keule entgegen. Doch Sertorius brach vom nächsten Strauche einen Zweig und ihn als Friedenszeichen emporhaltend, sprach er: „Ja, ein Römer! — Doch fürchtet nichts, ich komme in Frieden!“

Der Mann senkte seine Waffe, und Sertorius lehnte Schild und Speer an einen Baum; dann trat er näher und begann: „Ihr redet meine Sprache auf dieser weltfernen Insel; sprecht, wer seid ihr?“

„Ich bin ein Römer!“ erwiderte der Mann. „Doch du — wer bist du?“

„Ich heiße Quintus Sertorius —“

„Des alten Marius Gefährte? — O, dann sei mir willkommen auf meiner Insel!“

„Alein wie nenne ich dich?“ fragte Sertorius, „und wie kommst du her?“

„Man nannte mich — doch was liegt daran, wie man mich nannte! — und wie ich herkam? — — Dies ist mein Weib!“ sprach der Mann und faßte die Frau, die inzwischen hinzutreten war, bei der Hand.

„Sei mir gegrüßt!“ sagte der Feldherr und blickte das schöne Weib bewundernd an.

„Und du mir!“ versetzte sie.

„Doch sprich,“ begann der Mann fast mißtrauisch wieder, „warum kamst du her?“

„Sturm und Meer haben mein Schiff verschlagen — allein du —“

„Wie ich herkomme? — auch mich —“, versetzte der Mann. „Doch sage an, was ist mit Marius?“

„Der ist tot!“

„Tot? — Und Sulla?“

„Auch der!“

„Ach — der ächtete mich, weil ich zu Marius hielt, und ich floh —“

„Hierher?“ fragte Sertorius.

„Nicht hierher; denn wer kannte diese Insel und dies Meer? Hispanien war mein Ziel, aber der Sturm faßte uns, trieb das Schiff weit hinaus in ferne Meere und zerschellte es hier an der Küste. Mich warfen die Wogen auf das einsame Land, und am Morgen fand ich diese; eine Platte des zertrümmerten Schiffes hatte sie auf den Strand gerettet.“ —

„Und seitdem seid ihr hier — in Sehnsucht nach der Heimat?“

„Sehnsucht nach Rom?“ wiederholte der Mann. „Aber sage, lebt noch Julius Salinator und Pompejus und — doch nein! — Was kummert's mich? Mögen sie leben, mir sind sie tot!“

„So willst du nicht zurück — nicht nach Rom?“ fragte Sertorius.

„Wozu? Der Spielball der Laune neuer Tyrannen zu sein? Für ein lächerlich gefährlich Ding, das sie Ruhm nennen, dieses herrliche Land in Tausch zu geben, wo mich kein Winter quält, wo Blüte und Frucht nicht der Jahres-

zeiten Wechsel kennt, wo ich in einsamer, weltabgeschiedener Ruhe Lebensglück gefunden?"

„Und du?“ wandte sich Sertorius zu dem Weibe.

„Ich? — ich war Sklavin dort, hier bin ich frei!“

Sertorius schwieg. Mit verschränkten Armen stand er da und blickte sinnend über das Meer hin. Weithin dehnte sich die See in unendliche Ferne. Da und dort schimmerte silberweißer Schaum glitzernd auf den Wellen auf; Woge auf Woge rollte sanft an den Strand und zerfloß auf dem feinen Sande.

Selige Ruhe ringsum, nur hie und da die Note eines Vogelliedes und Rauschen von Wind und Wellen.

„Ja — ja —“ sagte er langsam sinnend. „Ihr habt recht — und Timotheon hat auch recht — die Insel der Seligen!“

Beide sahen ihn lächelnd an.

„So in süßer Einsamkeit sein zu können —“ fuhr er fort. „Aller Mühen ledig auf diesem Blütenstraude zu weilen — das muß selig sein! — Fast bliebe ich bei euch!“

„So bleib!“ rief der Mann.

Und das Weib reichte ihm die Hand. „Es ist schön hier zu sein!“ sprach sie. „Sei in unserer Einsamkeit der Dritte!“

Sertorius faßte ihre Hand, hielt sie ein Weilchen fest, dann ließ er sie langsam ans der seinen gleiten. Wiederum blickte er schweigend über das gewaltige, uferlose Meer hin.

„Wie nun, bleibst du bei uns?“ fragte der Mann.

Der Feldherr fuhr aus seinem Sinnen auf: „Es kann nicht sein!“ versetzte er trüb. „Mein Wort bindet mich — ich habe die Völker Hispaniens gegen Rom aufgeboden —“

„Dich lockt der Ruhm!“ rief der Mann.

„Und wird dich betrügen!“ ergänzte das Weib.

„Vielleicht!“ entgegnete Sertorius. „Alein darf ich die, welche für mich gegen die Legionen in die Schranken traten, führerlos erliegen lassen und feiger Ruhe pflegen? — Ich muß zurück — und dann — was mit der Schar, die mit mir her verschlagen ward? — Wilde Kilkier sind's —.“

„Kilkier!“ rief das Weib erblassend.

„Kilkier!“ — und der Mann faßte seine Keule fester, „die raubten sie und schleppten sie nach Rom, die —“

„Die müssen fort!“ fiel Sertorius ruhig ein. „Und sollen fort! Zum Kampfe sind sie gut, doch für den Frieden schlecht; sie würden euer Glück zertreten; darum lebet wohl!“

„Du gehst?“ fragte das Weib.

„Ich würde euer Glück zerstören, bliebe ich mit meiner Schar —“

„Du hast recht!“ sprach der Mann. „Unser Glück ist menschenscheu und liebt die Einsamkeit; geh' hin in Frieden!“

Der kühlende Seewind spielte mit dem feinen Blätterwerke des alten Baumes, unter dem sie standen. Sonnenstrahlen huschten zwischen dem Laube durch und flimmerten in dem polierten Erze der Rüstung des Feldherrn.

„Ach die herrliche Rüstung!“ rief der Mann plötzlich.

Sertorius wandte sich lebhaft zu ihm: „Das sprach dein Römerherz aus dir! Hier, nimm sie — du kannst sie brauchen; mögest du ihrer nie bedürfen!“

Er löste den Panzer und legte ihn samt Helm und Schwert in das Gras dem Manne zu Füßen.

Die Augen des Mannes leuchteten freudig auf.

Er eilte auf Sertorius zu und drückte ihm warm die Hand: „Dank, Quintus Sertorius, Dank dir! Doch was kann ich dir dafür bieten?“

„Nicht viel!“ und das Weib nahm den Kranz von ihrem Haupte und schlang ihn Sertorius um die Schläfe. „Du hast uns aus deiner wilden Welt Waffen gebracht, nimm hier aus unserer Welt, was sie dir bieten kann — Blumen und Blüten, und gedenke unser, solange sie duften!“

„Nicht so lange sie duften!“ versetzte Sertorius. „Ich habe ein Glück gesehen, das sich mein Herz versagen mußte — solange ich lebe, werde ich euer gedenken. Bleibet selig auf seliger Insel und lebet wohl!“

„Auch du!“

„Die Götter mögen dich geleiten!“ — — —

Der Haufe Rilkier bei dem Schiffe harrete indessen kleinlaut und bang der Rückkehr des Sertorius. Sie lagerten müßig auf dem Strande und horchten argwöhnisch auf jedes Geräusch.

Der alte Hauptmann sprang endlich auf: „Nein, ich muß ihm nach —“

Timokreon erhob warnend die Hand, aber der alte Krieger versetzte grimmig: „Ah, du — du warst nicht mit ihm in den Schlachten —“

„Aber die Götter —“

„Bei den Göttern haben wir ihm Treue gelobt! Er kann in Gefahr sein — wer von euch folgt mir?“

Einige standen langsam und zaghaft auf.

„Und du?“ fuhr der Alte einen, der im Sande liegen blieb, an. „Hat er dich nicht in der Schlacht aus Feindeshand errettet?“

„Ja — aber —“

„Hat er sich auch erst lang bedacht, da er seinen Schild über dich hielt, als du blutend am Boden lagst? — Auf, Memme!“ und er warf ihm einen Blick zu, scharf wie einen Peitschenhieb.

Der Rilkier schob einen wütenden Blick auf seinen Hauptmann, aber er erhob sich.

„Und nun schnell!“ befahl dieser. „Vorwärts!“

Aber da kam Sertorius aus dem Walde.

„Da ist er!“ rief der Hauptmann und stürzte auf ihn zu. Die anderen folgten ihm klirrenden Laufes.

„Imperator!“ sprach der Hauptmann und umfaßte vor ihm niederfallend seine Knie. „Wir waren feig, aber wir fanden unseren Mut wieder und wollten dir folgen!“

„Wir wollten! ja, wir wollten!“ riefen alle durcheinander, nicht am wenigsten laut die, welche sich auf Befehl des Hauptmannes gar nicht gerührt hatten.

Sertorius hob den Knieenden auf und blickte lächelnd im Kreise umher, wie ihn alle freudig umdrängten.

„Wie aber?“ sprach der Hauptmann betroffen. „Du kommst ohne Panzer und Helm, des Schwertes ledig, einen Kranz auf dem Haupte?“

„Ich sah die Seligen!“ sagte Sertorius ernst. Alle fuhren betreten zurück.

„Du sahest sie?“ rief Timokreon hastig, „und —?“

„Und weihte Harnisch, Helm und Schwert ihrem Frieden, und erhielt diesen heiligen Kranz dafür!“

Alles drängte sich neugierig herzu, und Timokreon forschte: „Wie? Und was geschah?“

„Was geschah,“ versetzte Sertorius, „ist mir versagt, zu sagen. Nur das darf ich euch künden, daß mir geboten ward, diesen Strand für immer zu fliehen und nicht die Ruhe der Seligen zu stören!“

„Siehst du?“ rief Timokreon triumphierend und richtete sich stolz auf, „und du hast mein Wort und den Gott, der aus mir sprach, verachtet und verlacht!“

Um die Lippen des Feldherrn zuckte es wie leises Lächeln, aber er versetzte ernst: „Du sprichst wahr: ich that unrecht!“

„Danke den Himmlischen, daß dein Frevel straflos blieb, und sühne deine Schuld!“

„Ja, ich werde opfern!“ erwiderte Sertorius. „Nun aber vorwärts — machet das Schiff klar!“

Rascher als vorhin auf den Befehl des Hauptmannes sprangen die Rikittier zum Schiffe und kletterten ohne abzuwarten, bis die Brücke herabgelassen war, eiligst und tagengewandt an den Tauen empor. Sertorius bestieg es zuletzt. Er winkte, der Anker wurde knarrend emporgezogen. Kommandoworte klangen, die Schiffsflöte begann ihr eintöniges Spiel, und taktäßig senkten sich die Ruder in die Fluten. Er aber lehnte an der Bordwand und sah zu der verlassenem Insel hinüber. Weiter und weiter schien diese zurückzurücken.

Der Tag verglomm purpurn auf den Waldbergen des Eilandes, und goldiger Duft breitete seine Schleier über die Insel.

Eilend durchschnitt das Schiff die aufschäumenden Wogen und zog breite silberne Streifen im Wasser hinter sich her.

Zarter zeichneten sich die Höhen auf dem matterstrahlenden Himmel ab, verlöschend brannte das Feuer auf den Bergen, und auf Purpurflügeln senkte sich der Abend über die Gewässer.

Die Möven, die dem Schiffe weithin das Geleite gegeben, hatten Ab-
schied genommen, die ersten Sterne blinkten schüchtern am Himmel.

Weiter zog das Schiff über das dunkelnde Meer.

Ein schmaler, mattglimmernder Streifen verblaßte langsam, langsam fern
am Horizonte.

Nacht senkte sich vom Himmel auf das Meer hernieder, Nebel stieg von
der See zum Himmel auf, und in Nacht und Nebel versank die Insel der Seligen.
Und wieder umgab das Schiff nichts als Himmel und Meer: der Himmel nächst-
lich dunkel, voll schillernder Sterne, das Meer leise flüsternd voll flimmernder
Funken. Kein Gestade, soweit das Auge reichte — soweit das Auge reichte,
Himmel und Meer. — —



Die Bibelleserin.

Von

Karl Freiherrn von Firks.



Am letzten Haus im Dörfchen,
Am dämmernden Fensterlein,
Da lieft seine alte Bibel
Ein eisgrau Mütterlein.

Es wird ihr sau'r, der Alten,
Denn draußen dunkelt die Nacht,
Hat's auch in der Kunst des Lesens
Niemalen gar weit gebracht.

Und was sie mit Fleiß und Mühe
Herausbuchstabiert am End',
Sie kann es nicht immer verstehen;
Doch faltet sie stumm die Händ'.

Und Gott, der die Seele ansiehet
Und hört auf die Worte nicht,
Der läßt es der Alten gedeihen,
Wie sie es im Herzen spricht.

Ob sie auch grübelnd und ratend
Nicht immer das Rechte erfinnt,
Und wendet zur Unzeit die Blätter,
Das alte träumende Kind.





Justinus Kerner und die „Seherin von Prevorst“.

von

Fr. Mohr.



In einer Zeit, wo der Spiritismus es bis auf zwölf Millionen Anhänger (mit der Hauptmasse in England und Amerika) gebracht haben soll, und wo derselbe Spiritismus die billige Reklamausgabe der „Seherin von Prevorst“ mit Begeisterung als eine für seine Interessen werbende That begrüßt hat, ist es wohl nicht ganz unangebracht, wenn ein dem Kernerhaus verwandtschaftlich Nahestehender, der zugleich durch seine naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien mit den einschlägigen Problemen vertraut ist, den bescheidenen Versuch macht, die Persönlichkeit Kerners und die in seinem Buche über die Seherin, sowie in anderen, ähnlichen Schriften enthaltenen Ansichten über die „Machtseiten der Natur“ einem weiteren Publikum vorzuführen und kritisch zu beleuchten.

Da, nach meinen Erfahrungen, Kerner im Norden Deutschlands, wo der „Türmer“ ja auch Umschau hält, ziemlich wenig bekannt ist, so sei es mir gestattet, einige Streiflichter auf sein Leben und Streben zu werfen, wodurch zugleich auch das Spätere verständlicher werden wird.

Justinus Kerner wurde als Sohn des Oberamtmanns Kerner zu Ludwigsbürg am 18. September 1786 geboren. Seine erste Jugendzeit, die er im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ humor- und gemütvoll beschrieben hat, fiel in die Epoche des Herzogs Karl von Württemberg, des bekannten Gründers der Karlschule, aus der ja viele bedeutende Männer, u. a. Schiller und Cuvier, hervorgegangen sind. Das lustige, flotte Treiben des Hofes in Ludwigsbürg regte frühzeitig Kerners ohnedies lebhaftes Phantasie an, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm damals schon der Sinn für das Ungewöhnliche, der seine späteren Lebensjahre auszeichnet, eingepflanzt wurde, indem Herzog Karls verschwenderischer Lebenswandel in seiner Residenz oft eine feenhafte Pracht und zahlreiche luxuriöse Feste hervorzauberte. Eine weitere Veranlassung zum Phän-

tastieren bot dem neunjährigen Knaben das Kloster Maulbronn, wohin sich sein Vater nach Karls Tode versetzen ließ. Das alte Cisterzienserkloster mit seinen wunderbaren Kreuzgängen und Hallen, seiner Einsamkeit und schönen Umgebung war in der That wie gemacht, um in einem empfänglichen Kindergemüt die tiefsten Eindrücke zu hinterlassen. Wenn sich Kerner in seinen Dichtungen als Romantiker zeigt, so wird man hier zu einem großen Teil den Grund dafür suchen müssen, soweit überhaupt individuelle Ursachen und nicht allgemeine dabei eine Rolle spielten. Aus Anlaß eines nervösen Leidens — „Neurose des Magens“ würde man es heute nennen — machte der junge Justinus zuerst Bekanntschaft mit dem Magnetisiren, das nachher bei ihm eine so beliebte Heilungsweise werden sollte. Der damals berühmte Magnetiseur Gmelin erteilte ihm nämlich einige „magnetische Striche“, die ihn, wie er angab, gesund machten, aber ein „magnetisches Leben“ in ihm erweckten, dessen Folgen sich in voraus sagenden Träumen kund gaben, die ihm später zu wahrer Dual wurden, und die auch einige seiner Nachkommen aufweisen wollen. Wenn Kerner keine sichereren Beweise, als diese Nachkommen, mit denen ich teilweise in nächster Nähe zusammenlebe, für die Sicherheit seiner Träume hat angeben können — mir sind keine bekannt —, so stand es allerdings schlecht mit ihrer realen Existenz. Man wird kaum fehlgehen, wenn man behauptet, daß die Nervosität des Knaben, in diesem Alter eine ziemliche Seltenheit, dieses „magnetische Leben“ in ihm geweckt, und daß Gmelin höchstens durch Suggestion auf ihn eingewirkt hat. Wir werden darauf noch weiter zu sprechen kommen. Kerner war kein glänzender Schüler, und sein Bruder Karl, der nachmals als General den russischen Feldzug mitmachte, konnte ihm einmal mit Bezug auf die Mathematik erklären, den allerdümmsten seiner Kanoniere könne er in diesem Wissenszweig weiter bringen als ihn. Um so mehr Liebe verwandte der Junge aber auf die Poesie. Er lernte damals auch schon sein Lieblingsinstrument spielen, die Maultrommel, ein Instrument aus Eisenblech, das unserem verwöhnteren Geschmack kaum mehr genügen dürfte, ihm jedoch bis ins hohe Alter ein lieber Kamerad war. Nach der Konfirmation entstand die schwierige Frage der Berufswahl. Da seine Eltern auf ihrer drei älteren Söhne Studium schon allzuviel Mittel verwendet hatten, sollte er ein Gewerbe lernen. Man schickte ihn — zu einem Konditor, weil er zeichnen, malen und reimen könnte! Aus diesem Plan ward jedoch nichts, und so versuchte man es in der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Hier hatte er Leinwandstücke zuzuschneiden und ähnliche Arbeiten zu verrichten, las aber daneben die Gedichte von Klopstock, Hölty, Matthißen, Schiller, Goethe u. a. und versuchte sich auch in eigenen poetischen Schöpfungen. Endlich schlug auch hier für Kerner die Stunde der Erlösung, die er immer heißer herbeigesehnt hatte. Ein väterlicher Freund, der Dichter Konz, versprach ihm, in Tübingen für ihn zu sorgen, und so zog er denn im Herbst 1804 wohlgenut nach der Mäusenstadt, um dort Medizin zu studieren. Ein Zufall fügte es, daß er, der schon in früher Jugend sich gern mit den Wahnsinnigen

in ihren Zellen unterhielt und sie zu trösten suchte, von einem seiner Professoren den unglücklichen Dichter Hölderlin, der damals irrsinnig in Tübingen weilte, zur Beobachtung zugeteilt erhielt.

Als einer seiner ersten akademischen Freunde tritt uns Ludwig Uhland entgegen. Mit ihm hat Kerner Zeit seines Lebens in warmer Freundschaft zusammengehalten, die auch durch Uhlands verschiedene politische Stellung und seine Mißbilligung der allzueifrigen späteren Beschäftigung Kerners mit den „Nachtseiten der Natur“ keine eigentliche Störung erlitt. Mit Uhland und Schwab zusammen, welcher letzterer erst später nach Tübingen kam, außerdem mit Karl Mayer und etlichen anderen legte Kerner den Grund zur sogenannten „schwäbischen Dichterschule“, die sich bekanntlich dadurch auszeichnete, daß sie keine Schule war, sondern daß im Gegenteil jeder „Schüler“ seine eigene Weise und keinen Schulmeister hatte! Ein 1806 von Kerner gedichtetes Lied „Ikarus“ („Mir träumt, ich flög gar bange Weit in die Welt hinaus“) genoß die Ehre, in „Des Knaben Wunderhorn“ als altes Volkslied aufgenommen zu werden, eine Thatfache, die für Kerners volkstümliche Art zu dichten ein glänzendes Zeugnis ist. Auch auf der Universität zeigte sich seine Hinneigung zum Geisterhaften und Uebersinnlichen. So pflegte er ab und zu seinen Freunden, in ein entsprechendes Kostüm gekleidet, Gespenstergeschichten vorzutragen. Damals faßte er die Sache noch fast ganz von der humoristischen Seite auf, wie teilweise auch später noch (vergl. seine späteren „Klefsographien“!). Im Jahr 1808, kurze Zeit vor seinem Weggang von Tübingen, befreundete er sich mit Barmhagen v. Ense. Dieser urteilt u. a. über ihn: „Kerner ist in diesen Richtungen (aufs Geheimnisvolle) der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes. Die Einbildungskraft der Schwaben hat für derartiges eine außerordentliche Empfänglichkeit!“ Er dürfte nicht unrecht haben.

Nach einer kürzeren Reise siedelte sich Kerner als Arzt in Wildbald an und schrieb bzw. vollendete hier „Die Reiseschatten von dem Schauspieler Luchs“, die merkwürdigerweise sehr wenig bekannt sind, obwohl sie es mehr zu sein verdienen, als manche seiner Gedichte. Im Jahre 1813 verheiratete sich Kerner mit seinem „Nidele“, die ihm eine treue, unermüdlige und von den zahllosen Gästen des Kernerhauses hochverehrte Lebensgefährtin ward. Nach verschiedenen Ortsveränderungen kam Kerner endlich im Jahre 1818 nach Weinsberg als Oberamtsarzt („Kreisphysikus“ im Norden), wo er 43 Jahre lang ein reges litterarisches und wissenschaftliches Leben führen sollte. Fürsten und ausgewiesene Polen, Philosophen, wie D. F. Strauß, und Dichter aller Richtungen, Komponisten und Maler, kurz, fast alle, die in jener Zeit durch Schwaben kamen, besuchten das Kernerhaus am Fuße der Weibertreu und fanden stets gastlichste Aufnahme. Wir müssen hier ganz absehen von der ausgebreiteten poetisch-litterarischen Thätigkeit in dieser Zeit und wollen uns auf seine, mit unserem Thema in näherer Beziehung stehenden Schriften beschränken. Ihre Reihe eröffnet im Jahre 1824 die „Geschichte zweier

Somnambülen“. Zu derselben Zeit fängt auch sein Ruf als Magnetiseur an, sich weit über Schwabens Grenzen hinaus zu verbreiten.

Wir haben oben Kerners Jugend ausführlicher behandelt, um zu zeigen, wie sich sein Herz zum Mystischen schon frühzeitig wendet. Jetzt, in seinen Mannesjahren, kam zu dem durch sein Naturell Gegebenen noch ein Weiteres hinzu: die Romantik. Unser Dichter ist in seinen Dichtungen zweifellos ganz Romantiker, wie es bei seinem Verkehr mit dem Germanisten Uhland, mit Lenau, Tieck und vielen anderen, ähnlich gerichteten Geistern ja kaum anders sein konnte. Diese Romantik in der Dichtung wirkte aber notwendig auch auf seine Thätigkeit als Beobachter Geisteskranker und neuropathischer Individuen zurück. Dazu kam noch die Freundschaft, die den Dichter mit dem Theologieprofessor Eschenmayer in Tübingen verband. Dieser Mann hatte sich in völlig mystische Ideen — mit Vorliebe zitierte er natürlich Böhme — eingelebt und war in gewissem Sinne sogar zum Fanatiker der Mystik geworden. Er war, sobald Kerner irgend eine neue Entdeckung an seinen Patienten gemacht zu haben glaubte, sofort mit einer supernaturalistischen Erklärung zur Hand und hat so ohne Zweifel ungünstig auf Kerner eingewirkt, indem er ihn namentlich abhielt, die Dinge zunächst einmal auf möglichst natürlichem Wege zu erklären. Metaphysische Erklärungen haben ja (dies gilt auch für die heutigen Spiritisten) das Angenehme, daß sie sich so schön logisch und ohne durch naturwissenschaftliche Thatsachen in die Enge getrieben werden zu können, „aufbauen“ lassen, wenn man nur erst die Möglichkeit einer metaphysischen Erklärung überhaupt zugegeben hat. Die strenge Zucht einer naturwissenschaftlichen Erziehung verbietet alles nicht unbedingt nötige Spekulieren und ist so ein grimmiger Feind willkürlicher Erklärungen. Indessen, diese Zucht konnte in der damaligen Zeit noch nicht in dem Maße wirksam werden wie heute, da im Anfange des 19. Jahrhunderts noch ein gut Teil alter, scholastischer Traditionen, wie die mystische „Lebenskraft“ und ähnliche nichtsagende Begriffe, eine gewisse Rolle spielten. Die Experimente mit sogen. Besessenen und Somnambulen beschäftigten Kerner noch bis kurz vor seinem Lebensende, sie zogen eine Menge kranker Personen hohen und niederen Ranges nach Weinsberg, so daß er zuletzt vor lauter Patienten nicht mehr zum eingehenderen Studium der Krankheiten selbst kam.

Nachdem ihm sein „Kidele“ im Jahre 1854 gestorben war, schien ihm, der obendrein allmählicher Erblindung entgegenging, der schönste Teil seines reichen Lebens abgeschlossen. In seinen zahlreichen (unveröffentlichten) Briefen an engere Familienmitglieder schlägt er einen immer klagevolleren Ton an, der nur durch einzelne humoristische Intermezzos unterbrochen wird. Im Februar 1862 fand er Ruhe nach langem Leiden. Sein Sohn Theobald, der sich selbst als Dichter versucht hat, setzte dem Vater ein schönes Denkmal in dem humorvollen Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ und in der voriges Jahr erschienenen Herausgabe seiner Briefe.

Kerners religiöse Stellung, besonders in späteren Jahren, war die eines

gläubigen, wenn auch der Kirche indifferent gegenüberstehenden Christen. Er war überhaupt kein kritischer Kopf, sondern viel mehr ein Mann des Gefühls, ein Dichter.

Die Frage, ob Kerner selbst an die Existenz von Geistern und Aehnlichem geglaubt habe, wird am besten durch folgenden, an Sophie Schwab gerichteten Brief vom Jahre 1836 entschieden. Er schreibt der etwas ungläubigen Frau: „Helfet mir nur erklären, es ist mir ganz recht, die Geister sind mir gar nicht lieb — aber leider, Ihr werdet sehen, bleibt eben doch keine andere Erklärung übrig! . . . Diese Sachen waren immer meiner eigenen Phantasie entgegen, aber ich kam auf sie nur auf dem Wege kalter Beobachtung, und was man so beobachtet und erkennt, muß man eben annehmen . . .“ Bekanntlich ist es für einen außenstehenden Beobachter wesentlich leichter, eine Persönlichkeit in ihrem ganzen Werdegang zu betrachten, als für diese selbst. Kerner war also gewissermaßen zum „Magnetiseur“ prädestiniert, ohne sich dessen genau bewußt zu sein, er glaubte es aber — und das ist zu seinem Verständnis sehr wesentlich — nachdem er einmal auf Thatsachen gestoßen war, die vielleicht bloß für ihn als solche erschienen, seinem ärztlichen Gewissen schuldig zu sein, nicht wegen vorgefaßter Meinungen solche Erfahrungen einfach zu ignorieren. Er hat auch durch sein ganzes Verhalten während der Zeit gehässigster Angriffe, die nach der Veröffentlichung seiner diesbezüglichen Bücher gegen ihn losbrachen, gezeigt, daß er einen moralischen Mut besaß, um den ihn heute gar viele beneiden könnten. Dächten alle so selbständig wie Kerner, es stünde besser um manchen Wissenszweig, z. B. die Medizin! Es soll nun damit gar nicht geleugnet werden, daß Kerner manchmal etwas gar zu leichtgläubig war. Es mag hierbei, zumal in seinem Alter, ein gewisser Troß gegen seine Gegner mitgespielt haben, der ihm auch für uns offenkundige Schwindeleien nicht sogleich als solche erscheinen ließ. Uebrigens darf man nicht etwa annehmen, daß Kerner an alles, was er in seinen „Blättern aus Prevorst“, in „Magikon“ u. s. w. veröffentlichte, felsenfest geglaubt habe. Soweit es seine eigenen Erfahrungen waren, ja; aber die Mitteilungen Fremder nahm er aus demselben Grunde auf, wie eine biologische Zeitschrift etwa neue Theorien über das Leben aufnimmt: zum Zweck einer näheren Diskussion über den Gegenstand und teilweise auch in der Hoffnung, daß eine spätere Zeit die Sache vielleicht zu erklären im Stande sein und dadurch zur Untersuchung werde angeregt werden. Es existieren in Kerners Bekanntentzreise schriftliche und mündliche Ueberlieferungen, daß er es einer späteren Zeit schuldig zu sein glaubte, Merkwürdigkeiten, die ihm bekannt wurden, zur Enträtselung zu hinterlassen, gewiß eine sehr vernünftige Anschauung!

Unweit dem württembergischen Landstädtchen Ewenstein liegt in Waldeseinsamkeit das Dorf Prevorst (ein Name, der möglicherweise slavischen Ursprungs ist). In jener Gegend kamen nach alten Berichten öfters epidemische Weitzanzkrankheiten vor, epidemisch insofern, als ein größerer Teil der Bevölkerung zugleich von weitzanzähnlichen Krämpfen befallen ward, eine Erscheinung, die im

Mittelalter ja nicht selten beobachtet wurde und ihr, wenn auch lieblicheres, Seitenstück in den Kinderkreuzzügen und ähnlichen auf psychologischen Massenerwirkungen beruhenden Massenbewegungen findet. In Prevorst wurde Friederike Hauffe, die spätere „Seherin von Prevorst“, im Jahr 1801 geboren. Sie hatte von früh auf ein reges inneres Leben, sah auch schon in ihrer Kindheit Geister, was bei dem stark ausgeprägten Gespensterglauben, der in der dortigen Gegend, wie auch sonst im Württembergischen herrscht, und bei ihrer lebhaften Phantasie nicht allzu verwunderlich ist. Kerner berichtet auch, daß sie stets für siderische Einflüsse empfänglich gewesen sei, und daß ihr frühzeitig „die Haselnußstaube auf Wasser und Metalle“ angeschlagen habe, ein Bericht, der zu den naivsten im ganzen Buche gehört, sofern er ihn offenbar von der Hauffe hatte und einfach glaubte; denn die weiter unten zu erwähnende Empfindlichkeit der Frau für Geruchs- und Geschmackseindrücke kann damit nicht ohne weiteres in Parallele gestellt werden. Ihr Vater war Revierförster, also ein mittlerer Forstbeamter, ihre Erziehung einfach und kirchlich. Langwierige Krankheiten ihrer Eltern und später ihre Verheiratung mögen auf ihre empfängliche Seele besonders stark eingewirkt haben, da sie nach kurzem Zusammenleben mit ihrem Gatten schwer an einem Fieber erkrankte, das vierzehn Tage lang mit großer Heftigkeit andauerte und der Anfang ihres sieben Jahre währenden magnetischen Leidens war. Es ist natürlich gar nicht gesagt oder vielmehr es ist sehr unwahrscheinlich, daß wirklich das Fieber allein die Ursache ihres späteren Zustandes war, sondern dieses wird wohl nur die Folge langandauernder psychischer Depression und anderer psychischer und physischer Einflüsse gewesen und ihr dann erst als der eigentliche Anfang der Krankheit erschienen sein. Natürlich kann sich niemand, der eine solche Kranke nicht persönlich beobachtet hat, annähernd, ohne weiteres bestimmte Behauptungen über die Art der Erkrankung auszusprechen, wohl aber führt eine Reihe von Thatsachen auf die Vermutung, daß wir es im wesentlichen mit einer auf psychische Ursachen zu beziehenden Krankheit zu thun haben. Dafür spricht z. B., daß die Hauffe, als eine Bauersfrau ihr die Hände auflegte, fürchterliche Krämpfe bekam, welche wieder verschwanden, als der Arzt dieselbe Manipulation ausführte. Es kann das eigentlich nur durch suggestive Einflüsse erklärt werden. Uebrigens sind gerade Brustkrämpfe bei nervösen Frauen eine sehr häufige Erscheinung. Wenn ferner erzählt wird, sie habe einmal drei Tage lang nur in Versen gesprochen und ein andermal habe sie ebensolange nichts als eine Feuermasse gesehen, „die wie auf lauter dünnen Fäden durch ihren ganzen Körper gelaufen sei“, so ist das wiederum ein Zeichen für ihre hochgradige physische und psychische Aufgeregtheit. In dieser Zeit nun fangen ihre Geisterbeobachtungen an, eine gewisse Regelmäßigkeit anzunehmen, sie sieht hinter jedem Menschen dessen „Schutzgeist“, fühlt sich von Geistern magnetisiert u. s. w. Ebenso scheint jetzt erst die Gabe des „Fernsehens“ sich bei ihr in stärkerem Maße ausgebildet zu haben. Nach einer kleinen Pause der Besserung verschlimmerte sich ihr Zustand wieder in Folge einer schweren Ge-

hurt; Handauslegen that auch jetzt die besten Dienste. Wie bei ihrer kirchlichen Erziehung und dem aufgeregten Zustand ihres Gehirns nicht anders zu erwarten, beginnt sich eine, wenn auch nicht gerade ausgesprochene Monomanie bei ihr zu entwickeln, die sich namentlich darin dokumentiert, daß sie sich dazu auserlesen glaubt, einer bestimmten Klasse unglücklicher Geister zum ewigen Heile zu verhelfen. Allmählich wurde auch der Magen von der allgemeinen Nervenüberreizung ergriffen und bot bald das charakteristische Bild einer nervösen Magen„verstimmung“ dar. In diesem Zustand kam sie nach Weinsberg in Kerner's Behandlung.

Was ergibt sich nun aus dem Bisherigen? Die Antwort ist durchaus nicht schwer: Frau Hauffe war zweifellos hysterisch. Alle Hauptsymptome der Hysterie finden sich bei ihr in sehr starker Ausprägung. Es sei mir gestattet, hierauf etwas genauer einzugehen, da es zum Verständnis des Folgenden unbedingt nötig ist. Eine Begriffsbestimmung der Hysterie ist deshalb schwierig, weil ihre Symptome unendlich verschieden sein können und weil die psychologischen Vorgänge, mit denen sie in unlösbarem Zusammenhang steht, bekanntlich zu den am schwierigsten erklärbaren Problemen gehören. Indessen, unmöglich ist eine Definition trotzdem nicht. Man kann sagen, Hysterie ist eine Krankheitserscheinung, die auf einer Störung der gewöhnlichen, normalen Beziehungen zwischen den Vorgängen unseres Bewußtseins und den Vorgängen unserer Körperlichkeit beruht. Im normal funktionierenden Körper erfolgt z. B. auf eine bestimmte Willensvorstellung hin eine Muskelbewegung; bei Hysterischen ist der Zusammenhang zwischen jenem psychischen und diesem physischen Vorgang unterbrochen, so daß in dem angegebenen Falle z. B. das Bild einer Lähmung auftreten kann, ohne daß dabei irgend welche anatomisch bemerkbaren Veränderungen im Gehirn oder Muskel vorhanden zu sein brauchen; den Hauptanteil hat dabei immer das Psychische, dies ist in letzter Hinsicht stets der Ausgangspunkt der ganzen Krankheit. Es ist dabei meist so, daß eine Willensvorstellung, ein Bewußtseinsteil sich durch Schreck oder auch körperliche Verletzungen von einem Gebiet ab und einem andern ausschließlich oder doch vorwiegend zuwendet. Während also für gewöhnlich alle Körperteile und Körperfunktionen sich der gleichen Aufmerksamkeit seitens des Gehirns erfreuen, wenn sie sich irgendwie bemerklich machen, wird bei Hysterischen sozusagen der eine Teil, die eine Funktion vor der anderen bevorzugt, dann einem alle Aufmerksamkeit zugewendet, der andere „stiefmütterlich“ behandelt. Ein Beispiel: Jedem Arzt kommen häufig Fälle von hysterischen Lähmungen der einen Körperhälfte zur Beobachtung. So sah ich einmal ein 19jähriges Mädchen, dessen linker Arm vollständig gelähmt und absolut empfindungslos war. Gab man ihr nun ein Metallstück — es könnte auch etwas anderes sein, da Metall offenbar keinen spezifischen Einfluß ausübt — in die rechte Hand und sagte etwa zu den Umstehenden: „Jetzt wird der rechte Arm gelähmt, der linke frei werden“ — man braucht übrigens auch das nicht einmal zu sagen —, so vergingen keine zwei Minuten und der rechte

Arm war völlig gelähmt, völlig empfindungslos. Konnte man vorher durch die linke Hand mit einer Nadel stechen, ohne daß die Kranke das geringste Gefühl davon besaß, so war jetzt die linke schon bei leisen Stichen empfindlich, die rechte durchaus nicht. Das ist nun so ein Fall, wo die Aufmerksamkeit des Patienten von der einen Seite auf die andere „abgelenkt“ wurde. Dies ist indes nicht nur bei Lähmungen der Extremitätenmuskulatur möglich, sondern auch bei zahlreichen anderen Erscheinungen hysterischen Ursprungs, so kann z. B. die hysterische Farbenblindheit des einen Auges auf das andere übertragen werden, wobei dann das erstere wieder Farben sieht, ebenso die Taubheit des einen Ohrs auf das andere, die Schwachsichtigkeit des einen Auges aufs andere u. s. f. Natürlich darf man sich die psychischen Vorgänge, die bei allen derartigen „Uebertragungen“ vor sich gehen, nicht so einfach vorstellen, wie es alle die zu thun gewohnt sind, die von der Kompliziertheit psychologischer Vorgänge nichts wissen; auch will die obige Definition der Hysterie, die ja nur das Allgemeine angiebt und die spezielle Erklärung der Störungsvorgänge bezw. ihrer Ursachen nicht berücksichtigt, keinen Anspruch auf formale Gültigkeit erheben, sie soll bloß zweierlei feststellen: erstens, daß die Hysterie eine vorwiegend psychische Erkrankung ist (also z. B. nicht, wie vielfach angenommen wird, aus Störungen des sexuellen Lebens unmittelbar resultiert, womit nicht gesagt sein soll, daß sie nicht indirekt auf psychischem Wege mit ihnen in einem gewissen Zusammenhang steht), und zweitens, daß sie, wenn auch das Einzelne vielfach noch unerklärt ist, nicht aus dem Rahmen des wissenschaftlich Erforschbaren herausfällt.

Was ist nun Hysterisches an dem bisher von der Hauffe Erzählten? Zunächst ihr allzu früh entwickeltes Phantasieleben, das in ihrer Umgebung reiche Nahrung fand, und der damit in Verbindung stehende Hang zu Hallucinationen, der sich später ja ins Unbegrenzte steigerte. Ferner eine Eigentümlichkeit, die bei Leuten mit reger Phantasie bekanntlich nicht selten ist, bei Hysterischen aber ganz ausgesprochen erscheint, die Lust am Fabulieren. Wie die Hysterie nämlich sich in einer Störung der normalen Beziehung des Geistes zum Körper äußert, so ist oft auch zwischen den geistigen Vorgängen unter sich der Zusammenhang gelockert und das Urteilsvermögen infolge davon bis zu einem gewissen Grade aufgehoben. So kann es leicht geschehen, daß eine solche Person im Innern Erlebtes für Erlebnisse in der Außenwelt hält bezw. zuerst dafür ausgiebt und nachher selbst daran glaubt. Man kann ihr daraus keinen Vorwurf machen, aber man darf es nicht außer acht lassen, daß so etwas bei allen derartigen Kranken möglich ist. Auf Frau Hauffe angewendet, ergibt die Beobachtungstatsache, daß auch diese Frau offenbar Hallucinationen gehabt und sie dann für Wirklichkeiten ausgegeben haben kann, wenigstens soweit es sich um die von ihr selbst erzählten Geisteserscheinungen handelt.*) Ich sage

*) Stümpell erzählt einen Fall lange währender Täuschung seitens einer Hysterischen, die sich Jahre hindurch mit Natrium ausgedehnte Hautverbrennungen beibrachte und dadurch Hautbrand vortäuschen wollte. Zufällig wurde sie entlarvt!

zunächst: haben kann, nicht gehabt hat, denn erst ein näheres Eingehen auf diese Erscheinungen kann uns später zu einem gerechten, genügend gesicherten Urteil verhelfen. Ein weiterhin beachtenswertes hysterisches Symptom bei Frau Hauße ist der krampfartige Husten bzw. Brustkrampf. Man kann in jedem Krankenhaus zahlreiche derartige Symptome beobachten. Stundenlang können diese Krämpfe währen und die Kranken bieten dabei ein erbarmungswürdiges Bild dar. Nicht zu vergessen sind auch solche subjektiven Symptome, wie das Gefühl, als ob Feuer im Körper sich herumbewegte. Nehmen wir die sich immer steigende Schwäche ihrer Gesamtkonstitution, besonders auch der Muskulatur, und die Magenaffektionen hinzu, so haben wir eine zweifellos hysterische Person vor uns. Sollte aber das auch noch nicht als ein genügendes Beweismaterial erachtet werden, so sei noch eines erwähnt, was auch dem verstocktesten Zweifler als vollgiltiger Beweis erscheinen wird, sofern er nämlich überhaupt etwas von den einschlägigen Fragen versteht: die Thatsache, daß offenbar Suggestion und Autosuggestion die einzigen Mittel waren, welche der Hauße wenigstens auf Momente Erleichterung verschafften. Das ist nun ein ganz eigentümliches Merkmal der hysterischen Erkrankung, daß bloß eine psychische Behandlung von eigentlichem Erfolge bei ihr ist (mit geringen Ausnahmen, die hier, wo wir keine medizinische Abhandlung schreiben wollen, nicht genannt zu werden brauchen). Verwunderlich ist das ja im Grunde nicht, sofern, wie Stümpell und andere nicht mit Unrecht sagen, die Hypnose nichts anderes ist, als künstlich erzeugte Hysterie (woraus, nebenbei sei es erwähnt, folgt, daß es immer ein gefährliches Unternehmen ist, wenn Laien hypnotisieren). Die Bedingungen, unter denen es einem Hypnotiseur gelingt, durch Suggestion einen hypnotischen Zustand hervorzurufen, bestehen nämlich vor allem in der lebhaft erweckten Vorstellung, daß der Eigenwille passiv dem Willen einer anderen Persönlichkeit hingegeben sei, oder auch in einem Hingeebensein an Vorstellungen, die im eigenen Bewußtsein entstehen. Das Wesentliche also ist die Ablenkung des Bewußtseins von seiner gewöhnlichen Beschäftigung auf eine neue. Ob dabei Fremdsuggestion oder Autosuggestion einwirkt, ist nicht sehr wesentlich. Je häufiger der Zustand hervorgerufen wird, um so leichter gelingt er, schließlich bedarf es bloß noch eines ganz geringen Anstoßes, um Hypnose zu erzielen. Bei der „Seherin“ scheint nun schon nach dem bisher Mitgeteilten des öfteren eine, wenngleich unbewußte Suggestion von seiten des Arztes und ihres Bruders (Handauflegen und Ähnliches) und eine Autosuggestion von ihrer eigenen Seite stattgefunden zu haben, ohne daß sie sich dessen bewußt war, aber eben deshalb von um so sichererer Wirkung. Ihre Umgebung that das Möglichste — unbewußt natürlich —, um ihr diese Autosuggestion zu erleichtern, indem sie ihr Amulette verschaffte, mythische Pulver zu schlucken gab u. s. w.

Im November 1826 also kam Frau Hauße nach Weinsberg in einem Zustande völliger Aufsjung, wie Kerner sagt. Letzterer behandelte sie zunächst mit einer ihrem Zustande angemessenen Strenge, sagte ihr — er war durch

allerlei Gerüchte gegen sie eingenommen —, daß er auf das, was sie in Schläfe rede, nichts gebe, kurz, that sein Möglichstes, um sie nicht in ihren Ideen zu bestärken. Nach einigen Wochen erst, als es gar nicht besser mit ihr werden wollte, fragte er sie einmal im „magnetischen Schlaf“, ob sie fühle, daß sie bei einer abermaligen magnetischen Behandlung besser würde. Ihre Antwort war, sie könne erst Auskunft hierüber erteilen, wenn er ihr abends um sieben Uhr sieben „magnetische Striche“ gegeben habe. Er ließ ihr diese durch einen Freund verabreichen, um nicht in „magnetischen Verband“ mit ihr zu kommen. Nach sieben Tagen sollte man eine magnetische Behandlung mit ihr beginnen, sagte sie nun im schlafwachen Zustand. Diese Behandlung erreichte schon sehr bald eine Besserung ihres Allgemeinbefindens.

Vom eigentlichen Wesen der Suggestion und des Hypnotismus hatte Kerner dabei natürlich keine Ahnung. Wie auch heute noch bei vielen die Ansicht verbreitet ist, bei der Suggestion teile der Hypnotiseur dem Hypnotisierten irgend ein materielles Etwas mit, so dachte sich auch Kerner beim Magnetisieren, das ja nichts anderes als Hypnotisieren ist, ein Nervenfluidum, das von ihm auf die magnetisierte Person überströmte. Wenn sich dann z. B. Leute, die eine Zeitlang mit der Hauffe verkehrt hatten, „schwach“ fühlten — natürlich infolge der Aufregung, die sie dabei empfinden mußten —, so wurde das dadurch erklärt, daß sie eine größere Menge Fluidum verloren hätten, das der Seherin selbst zugeströmt sei. Bei den magnetischen Strichen glaubte Kerner also, der Frau etwas von seiner Kraft zu übertragen, weshalb er auch das Wasser magnetisieren konnte. Weiterhin ist es nach der damaligen Anschauung auch ganz logisch, wenn Kerner die Hauffe im magnetischen Schlaf (= Hypnose) fragt, ob ihr wohl eine magnetische Behandlung nützen werde. Wir dagegen erkennen, daß er ihr damit nur suggeriert hat, sie solle magnetische Behandlung sich selbst anraten und so durch Autosuggestion ihren Zustand bessern. Es ist bedauerlich, daß Kerner auf diese Weise bei der Hauffe bald durch seine Suggestion Hypnose, bald, indem er sie in der Hypnose, ohne es zu wissen, zur Autosuggestion aufforderte, durch ihre Autosuggestion Autohypnose hervorrief, so daß sie aus diesem Zirkel eigentlich nicht mehr herauskommen konnte. Lebte er heute, so würde er ihr in der Hypnose suggeriert haben, sie werde keine Geister mehr sehen und Ähnliches — man kann hier ja durch direkten Befehl sehr viel erreichen — und zweifellos wären die Gespenster auch nicht mehr erschienen, so gut, wie sich ihr Zustand auf die selbstverordneten Striche hin wesentlich besserte. Wenn Kerner von schlafwachen Zustand, magnetischem Schlaf, halbawachen Zustand und Somnambulismus spricht, so unterscheidet er hierdurch die verschiedenen Grade der Tiefe der Hypnose.

Die Hauffe zeigte sich bei Einwirkungen von verschiedenen Mineralien verschieden berührt, bald angenehm, bald unangenehm, bald indifferent; von Chrom und Eisen unangenehm, Doppelspat angenehm u. s. w. Die Tatsache, daß gefärbte Steine größere Wirkung auf sie hatten, scheint uns darauf hinzu-

weisen, daß sie für Farbeindrücke besonders empfänglich war (man erinnert sich der kürzlichen Versuche mit der Wirkung verschiedener Farben auf Irrsinnige: rot regte auf, blau beruhigte), eine bei der gesteigerten Empfänglichkeit weiter nicht verwunderliche Erscheinung. Uebrigens scheint mir Kerner hier nicht mit der nötigen Sorgfalt experimentiert zu haben, er war, wie man auch bei anderen Gelegenheiten beobachten kann, eine zu gutherzige Natur, um immer zunächst so mißtrauisch als möglich zu sein. Daß die Seherin, wenn Kerner, ehe er zu ihr ins Zimmer trat, dem Wasser magnetische Striche gab, diese Striche gesehen hat, ist schon viel werkwürdiger, und ich gestehe, daß mir hier jede Erklärungsmöglichkeit mit den heutigen Gesetzen der Physik und Physiologie zu verfallen scheint. Wenn Kerner den Umstand, daß Frau Hauffe, sobald sie ins Bad gebracht wurde, immer wieder daraus emporschnellte und in ein „unwillkürliches Hüpfen“ geriet, als „Aufhebung der Schwerkraft“ bezeichnet, so hatte er offenbar eine bei hysterischen nicht seltene Erscheinung vorher nie beobachtet, den sogen. Opisthotonus, d. h. einen krampfhaften Zustand, in dem der Kopf und die Füße zwar auf dem Bett noch aufliegen, der übrige Körper aber in hohem Bogen nach oben gekrümmt ist. Uns ist es sehr wahrscheinlich, daß wir es bei dieser „Aufhebung der Schwerkraft“ mit einem solchen Krampf zu thun haben, wenngleich das nicht apodiktisch sicher behauptet werden soll. Kerner hat später noch in einer seiner hieher gehörigen Schriften einen etwas weitergehenden Bericht über „Aufhebung der Schwerkraft“ gebracht, der merkwürdig mit Mitteilungen übereinstimmt, die in der „Zukunft“ am Anfange d. J. von K. du Prel über diesen Gegenstand veröffentlicht wurden; da er aber nicht von Kerner selbst stammt, so müssen wir ihn auf sich beruhen lassen, denn heute kann die Sicherheit seines Gewährsmanns nicht mehr untersucht werden. Versuche mit Vegetabilien, besonders mit Trauben, deuten darauf hin, daß Frau Hauffe stark erregte und leicht erregbare Geschmacks- und Geruchsnerven besaß, eine Steigerung der Sinneindrücke, die bei vielen hysterischen beobachtet werden kann. Immerhin wäre es nicht ohne Interesse, einmal die Versuche Kerners, z. B. mit Trauben, zu wiederholen. Leider ist er auch hier nicht mit der nötigen Vorsicht vorgegangen, so daß Täuschungen nicht ausgeschlossen sind, besonders giebt er nicht an, ob die Seherin tatsächlich nichts sehen konnte. Ebenso wären Versuche mit tierischen Stoffen, wie z. B. der mit der Klaue des Oelentiers, die epileptieartige Krämpfe bei der Hauffe hervorrief, erst zu wiederholen, ehe man sie zu den Täuschungen und einfachen autosuggestiven bezw. suggestiven Einflüssen rechnet. Allerdings scheint mir die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges solcher Versuche recht gering zu sein. Die Einwirkung der Sonne hängt vielleicht, wenn sie nicht bloß auf psychische Einflüsse zurückzuführen ist, mit der starken Erregung der Netzhaut zusammen, die ja schon bei mäßiger Lichtstärke Brechreiz hervorrufen kann, wie ich bei mir selbst und anderen — bei Arbeitern in Elektrizitätswerken hat es Werner v. Siemens nachgewiesen — schon oft bemerkt habe. Wenn die Hauffe an-

giebt, der Mond erzeuge, sobald sie ihn direkt ansehe, in ihr das Gefühl von Traurigkeit, Kälte und Schauer, so ist das sehr bezeichnend; denn es spielen hier ganz offenbar die Ideenassoziationen, die wir Kulturmenschen von Jugend auf mit dem Monde zu verbinden pflegen, eine ausschließliche Rolle. Da sich jede regere Phantasie, also auch die der Hysterischen, hauptsächlich durch einen raschen, ungehemmten Verlauf der Ideenassoziationen auszeichnet, dürfen wir überhaupt annehmen, daß manche der subjektiven Gefühle und Bemerkungen unserer kranken Seherin hierin ihren Grund haben. Das Fernsehen durch Spiegel, Glas und Seifenblasen scheint mir mehr auf Zufall zu beruhen. Eine gewisse Beziehung zu hypnotischen Erscheinungen kann aber auch vorliegen, indem diese erzeugt werden können durch langes Anstarren glänzender Gegenstände, wobei die dadurch erfolgende Ermüdung der Augenmuskeln, natürlich verbunden mit der Vorstellung, daß der Schlaf erfolgen wird, die Ursache zu sein scheint. Schwieriger ist die Erklärung eines anderen Experiments: die Hauffe vermochte den Inhalt eines verschlossenen Zettels oder wenigstens dessen Sinn bezw. das Gefühl, das durch diesen Sinn, wenn sie den Zettel wirklich gelesen hätte, in ihr erzeugt worden wäre, meist richtig anzugeben, sobald man ihr dieses Papier auf die Herzgrube gelegt hatte. War auch der Inhalt desselben meist ein ähnlicher, so kann der unbefangene Beurteiler doch nicht umhin, die Möglichkeit solchen Lesens als durch Kerners Versuche erwiesen zu erachten. Welche Momente hierbei in Betracht kommen, ob eine spätere Zeit dem Verständnis der physiologischen bezw. psychologischen Vorgänge in unserer Frage näher kommen wird oder nicht, wer vermöchte das zu sagen? Das Sehen des Nerven- und Schutzgeistes, von dem Frau Hauffe so viel zu erzählen weiß, über den sie sich oft geradezu rührend naiv äußert, ist dadurch nicht als nicht hallucinativ dargethan, daß Kerner daran glaubte, im Gegenteil, scheinen sich in diesem Punkte Arzt und Patientin gegenseitig in ihren Anschauungen bestärkt zu haben. Das geht aus vielen Stellen des Buches hervor und wird auch durch die Uebersetzungen innerhalb der Kernerschen Familie nicht entkräftet. Die Thatsache, daß viele Verwundete nach Amputationen des getroffenen Gliedes noch Schmerzen in diesem zu spüren glauben, hat schon Cartesius als einen Beleg für den „Nervengeist“ aufgefaßt, und es wurden bis zu Kerners Zeit keine anderen, physiologischen Ursachen dafür beigebracht. So ist es natürlich, wenn er selbst auch daran glaubt. Wie die Leser wissen, kennen wir heute eine ganz einfache, auf den anatomischen Verhältnissen des Nervensystems beruhende Erläuterung dieser Thatsache. In dem Kapitel „Heilbestrebungen des Innern“ kann man mannigfaltige Beweise für die obige Behauptung finden, daß Kerner und die Hauffe sich gegenseitig in ihren Anschauungen über Magnetismus und Ähnliches beeinflussten. Dies geschieht namentlich dadurch, daß Kerner sich von ihr lange Erklärungen ihrer Zustände geben läßt, wobei sie offenbar die Unterscheidungen „halbwach, schlafwach“ u. s. w. von ihm entlehnt hat und nun mit ihnen nicht ungeschickt operiert. Läßt man eine solche Kranke sich länger über sich selbst

ausprechen, so steigert sie sich weiter in ihren Zustand hinein, das ist eine alte Erfahrung. Die Seherin besaß nun in der Verwendung der damaligen Fachausdrücke und Anschauungen über Nervenleiden eine besondere Virtuosität. Im Kernerhaus ist noch heute ein Apparat zu sehen, der auch in unserem Buche beschriebene „Nervenstimmer“. Ohne anmaßend zu sein, kann man kühnlich behaupten, daß dieser Apparat auch nicht die geringste materielle Wirkung ausüben konnte, denn er ist ein Hohn auf jedwedes physikalische Gesetz; aber er ist sehr bezeichnend für die Art, wie sich die Frau selbst hypnotisierte mittelst eines Apparates, der ihrer eigenen Phantasie entsprungen war, und den sie „im magnetischen Schlaf“ angegeben hatte. Bei den Heilungen, die die Frau bei anderen hervorbrachte, darf man eines nicht außer acht lassen: ihren großen Ruf und ihr geisterhaftes Aussehen, die eine Suggestion ganz außerordentlich befördern mußten, vollends wenn man die hochgradige Nervosität der meisten zu ihr gebrachten Kranken bedenkt. Unter allen im Buche und in der Familie erzählten Heilungen ist mir keine einzige aufgefloßen, die nicht unter den obigen Voraussetzungen erfolgt wäre.

Bei Unterhaltungen über die Seherin pflegte und pflegt den von ihr angegebenen „Lebens- und Sonnenkreisen“ eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt zu werden. Sehr mit Unrecht; denn nirgends zeigt sich die naive, aber gefährliche Phantasie der Seherin, nirgends auch der fast ebenso treuherzige Glaube ihres Arztes in so unverhüllter Weise. Alle diese Angaben über die Kreise sind von einer absoluten Willkür diktiert, von einer naiven Vorstellung über das Leben und das Jenseits. Die völlig anthropomorphen Anschauungen über dessen Hereintragen ins Diesseits, die einer Frau wie der Seherin ja nicht zum Vorwurf gemacht werden dürfen, hätten Kerner eigentlich entschieden stuzig machen müssen, wenn er — kein Dichter der romantischen Periode gewesen wäre. Daran ändert auch die angebliche Geheimsprache der Frau Hauße nichts. Auch sie ist weiter nichts, als ein naiver, unbewußter Versuch, durch Kombination etlicher aufgeschnappter fremder Sprachbrocken und willkürlicher Endigungen eine geheimnisvolle Geistersprache vorzutäuschen. Man könnte das nicht mit solcher Sicherheit aussprechen, wenn es nicht unter hysterischen bezw. hypnotisierten Analogien genug gäbe. Auch sie stammeln unzusammenhängende, sonderbar gebildete Worte, die meist in einer gewissen Beziehung zu den von den betreffenden Personen gelernten oder auch nur einmal gehörten bezw. gelesenen Sprachen stehen. Die Seherin hat offenbar einige Male Blide in eine hebräische oder arabische Schrift gethan und italienisch, vielleicht auch hebräisch vorlesen hören, wenigstens kommen die von ihr gebrauchten Buchstaben dem semitischen Typus am nächsten, und ihre „Geheimsprache“ zeichnet sich durch Aneinanderreihung zahlreicher Vokale aus. Uebrigens soll damit nicht behauptet sein, daß nicht möglicherweise die ganze Sprache völlig freie Erfindung ist ohne Anlehnung an bestimmte Wortlaute. Es ist für uns Moderne fast komisch, zu sehen, wieviel Mühe sich Eschenmayer und andere geben, diese Geheimsprache, sowie auch die Lebenskreise und Aehn-

liches zu erklären und daraus weittragende Schlüsse zu ziehen. Erklären kann man ja bekanntlich alles, und zwar ganz nach Neigung. Die Geheimsprache, die kleinen „Gebichte“ der Hauffe, die Unterredungen mit Geistern und ihre nachherigen Erzählungen von ihnen zeugen, wie ich fest überzeugt bin, sehr dafür, daß die Kranke zwar eine große, aber auch völlig ungezügelte, völlig ungebildete (d. h. durch den Verstand unbeeinflusste) Phantasie besaß. Ihre Geister scheinen sich oft geradezu in Selbstironie zu gefallen, sind aber in jedem Fall teilweise recht alberne Gesellen, die dem 16. Jahrhundert alle Ehre machen würden. Offengestanden habe ich eine zu hohe Meinung von einem Jenseits und eine zu große Skepsis gegen das Bedürfnis ungebildeter und halbgebildeter (oft auch scheinbar ganz gebildeter!) Menschen, sich alles Jenseitige menschlich vorzustellen, als daß mir diese Sorte von Geistern, wie sie häufig in der „Seherin“ und auch in anderen Veröffentlichungen Kerners auftreten, nicht eher ein Beweis gegen die Existenz von Geistern überhaupt, als für sie wäre. R. du Prel, der eben Verstorbene, und andere Spiritisten würden mir sofort entgegnen haben, daß die Geister eben bloß uns dummen Menschen, die nur ein paar simple Empfindungsorgane besäßen, sich auf eine solch sonderbare Weise zeigen müßten, um sich überhaupt verständlich zu machen. Dagegen läßt sich nichts einwenden; nur wird auch hier vielleicht mancher meinen: erklären kann man alles. Schließlich ist es in solchen Fragen Sache der Erziehung und Umgebung, ob man mithun kann oder nicht. Wenn die „Umgebung“ mich so gemodelt hat, daß ich in Hinsicht auf die Geistererzählungen der Frau Hauffe zweifelnd dreinsehe, so zwingen mich die erzieherischen Einflüsse derselben Umgebung, einen anderen Punkt offen als möglich und zugleich unerklärbar anzuerkennen: das Fernsehen. Abgesehen von anderen, vielleicht noch erklärbaren Fällen, ist es besonders eine Thatsache, die einen Zweifel an der Möglichkeit des Fern- oder Hellsehens kaum aufkommen läßt: Ein „Geist“ bat die Frau Hauffe, nach einem Altentück zu verlangen, das ihn entlasten bezw. seiner Frau einen Wink geben sollte (bis hieher könnte die Angelegenheit auch erfunden sein). Frau Hauffe, die ja nicht aus Weinsberg gebürtig war, befand sich nun im „magnetischen Schlaf“ genau, wo dieses Altentück wohl liegen könnte. Sie, die erwiesenermaßen sich im Oberamtsgerichtsgebäude zu Weinsberg nicht auskennen konnte, gab an, es liege in einem bestimmten Zimmer, in diesem Zimmer sei ein Schrank, in diesem müsse das Bündel sein, der Oberamtsrichter sitze in diesem Zimmer u. s. w. Man sah nach, und wirklich fand sich das Altentück nach einigem Suchen — zuerst fand man es nicht, fragte sie wieder, nachdem die einzelnen Altentücke auseinandergelegt und dadurch in andere Reihe gebracht waren, wo es denn sei, und sie gab nochmals genau an, wo und wie es jetzt liege. Das ist nun so absolut unerklärbar, daß man einfach genötigt ist, die nackte Thatsache als solche und damit die Möglichkeit des Fernsehens zuzugeben, es sei denn, daß man annehmen wollte, die Seherin habe mit einem ganzen Schwarm von Spähern und Dienstbeflissenen, die mit ihr zusammen die Leute

zu beschwindeln versucht hätten, zusammengearbeitet. Aber selbst dann bliebe noch vieles unerklärt, wie man bei näherem Nachlesen der Geschichte finden wird. Diese Annahme wäre indessen mindestens ebenso unbewiesen und unbeweisbar, wie die Thatsache an sich. Es thut mir leid, gestehen zu müssen, daß hier unsere bisher bekannten Naturkräfte zur Erklärung einfach nicht ausreichen.

Ebenso scheint es auch bei einem anderen Phänomen zu sein: Kerner berichtet verschiedentlich über einen Höllenlärm, der im Hause entstanden sei, ohne erklärbare Ursache (von dem Stöhnen, Töne, als würde man mit Sand und ähnlichem, soll nicht weitläufig gesprochen werden, da dies möglicherweise — vergl. Nixdorf — auch anders zu enträtseln sein könnte), von einem Klopfen, gleichzeitig oder kurz nacheinander an verschiedenen Seiten des Hauses, einem Geräusch, als ob man in Pantoffeln ginge u. s. w. Er sah immer gleich nach, entdeckte aber nie etwas. Es müßte ein ganz raffinierter Betrug anzunehmen sein, wenn man hier von Erklärbarkeit soll sprechen können. Zugegeben selbst, Kerner habe nicht genügend nachgesehen, was gar nicht ausgeschlossen ist, so bliebe immer noch genug Merkwürdiges übrig, z. B. wie eine auf den Tod kranke Frau es fertig gebracht haben soll, mit größtem Raffinement allerlei Geräusche hervorzubringen. Denkbare wäre es ja nach dem über hysterische Lügenhaftigkeit Ausgeführten schon, aber unwahrscheinlich bleibt diese Möglichkeit bei einem so geschwächten Körper doch. Meinem Grundsatz getreu, bis an die äußersten Grenzen einer natürlichen Erklärung scheinbar übernatürlicher Erscheinungen zu gehen, will ich hier lieber die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung offen lassen. Aus demselben Grunde kann ich mich auch nicht entschließen, die Geistergeschichten in unserem Buche für Wahrheiten auszugeben, obgleich man bei manchen zu ziemlich willkürlichen Annahmen greifen muß, um sie in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Zwei Thatsachen freilich scheinen ganz entschieden gegen alle diese Geschichten zu sprechen: erstens die oben erwähnte Häufigkeit von Hallucinationen bei Hysterischen, zweitens aber der Umstand, daß Kerner selbst, trotzdem er die Hauffe häufig dringend bat, sie möchte doch einmal einen Geist zu ihm schicken, nie einen solchen vollständig gesehen, sondern nur „nebelhaft“ geschaut hat, wobei Täuschungen nicht ausgeschlossen sind. Kerners Tochter Emma pflegte zu erzählen, daß sie einmal einen solchen von ihrem Vater nicht gesehenen Geist beobachtet habe. Sie war indessen dazumal noch Kind und man kann sich überhaupt eine gewisse Aufregung im Kernerhaus während der Anwesenheit der Hauffe wohl vorstellen. Wie groß die Einbildungskraft solcher Leute ist, wie es die Hauffe war, davon nur zwei Beispiele. Einer Hypnotisierten wurde gesagt, man lege ihr ein Blasenpflaster auf die Hand, während es nur ein Stückchen Markenpapier war: sie bekam an der Stelle thatsächlich eine große Blase. Ein Nissenarzt Krafft-Ebing's sagte einer solchen Person einmal, er lege ihr einen glühenden Schlüssel auf den Rücken (es war natürlich ein gewöhnlicher kalter

Schlüssel!): sie litt drei Wochen lang an einer Brandwunde, die die Gestalt des Schlüssels hatte! Können solch bedeutende körperliche Veränderungen durch eine krankhaft gesteigerte Vorstellungsthätigkeit erzeugt werden, wie viel mehr wird dies im geistigen Leben der Fall sein! Darum kann für mich auch die Lebenswahrheit, mit der die Geistererzählungen auftreten, nicht als Beweis für ihre Wahrheit gelten.

So kämen wir denn am Schluß dieser Ausführungen zu dem Ergebnis, daß das Meiste in der „Seherin von Prevorst“ aus dem Geist der damaligen Zeit und der hysterischen Erkrankung, sowie hypnotischen Behandlung der Heldin der Bücher natürlich zu erklären ist, daß diese natürliche Erklärung aber nicht ausreicht bei dem nicht zu leugnenden Fernsehen, vielleicht auch bei den Klopferscheinungen (hier sei eingefügt, daß einer der bedeutendsten Nervenärzte, der zugleich ein äußerst kritischer Kopf ist, mir kürzlich erklärt hat, das Tischrücken sei eine ganz zweifellos beobachtete und mit unseren heutigen Naturgesetzen nicht ganz erklärbare Thatsache, die zwar jedenfalls natürlich erklärt werden könne, aber heutzutage noch zu den Rätseln gehöre!). Hier bietet sich dem Forscher ein weites Feld vielleicht sehr dankbarer Untersuchungen. Bloßes Ahselzucken hilft über die Schwierigkeiten nicht hinweg, und wer wissenschaftlich denkt, muß den Mut besitzen, auch Rätseln ins dunkle Auge zu sehen. Das hat Kerner gethan, das ist sein wissenschaftliches Verdienst; wenn er in der Erklärung geirrt hat oder zu weit gegangen ist, so war daran seine Zeit ebensosehr schuld, wie er selbst.



Mutterglück.

Von

Detlev von Liliencron.



Seht im Vorübergehen,
Im Stadtgedräng und Gewirr,
Auf einer Promenade,
Sah ich ein Prachtgeschirr.
Auf Gummirädern rollte
Die Equipage weich,
Lakai und Kutscher thronten,
Einem ehernen Bilde gleich.

Die Morgensonne schien blendend
Im losen Sommerwind,
Im offenen Wagen saßen
Die Mutter und ihr Kind.
Die Mutter bog sich selig
Zu ihrem Liebling vor,
Das lockenlustige Mädel
Streckte lachend die Herrmchen empor.

Am selben Tage ging ich
Weit draußen vor der Stadt,
Vom Menschengewimmel genesen,
Ich war der Unruh satt.
Da kam mir zwischen den Gärten
Ein Wägelchen in Schau,
Eine rollende Kinderkarre
Vor einer Arbeiterfrau.

Die Sonne stimmerte schläfrig
Im lindem Abendwind.
Die Mutter schob die Karre,
Den Kutscher spielte ihr Kind.
Die Mutter bog sich selig
Zu ihrem Liebling vor,
Das lockenlustige Mädel
Streckte lachend die Herrmchen empor.





Volksversammlungsbilder.

Von

H. v. Gerlach.



Der Wahlkampf hatte begonnen. Ich war von Berlin nach dem Wahlkreis gereist, den ich „erobern“ sollte, und saß an einem Freitagnachmittag in der „guten Stube“ des einzigen Apothekers, den das Kreisstädtchen Sachsenstein aufzuweisen hatte. Dieser Apotheker war zugleich der einzige Parteigenosse, der mir wenigstens dem Namen nach aus dem Orte bekannt war. Wir tranken Kaffee, mir zu Ehren mit reichlicher Beigabe von Kuchen. Plötzlich ertönte ein Klingeln von der Straße her, das in mir sofort Berliner Vollerinnerungen wachrief. „Ich lasse die heutige Versammlung nochmals ausschellen,“ bemerkte mein Parteifreund. „Es kostet nur 38 Pfennige und macht die Leute nochmal aufmerksam.“ Etwas wehmütig setzte er hinzu: „Man hat hier wenig Interesse für die Politik.“ Wir öffneten das Fenster und hörten einen stattlichen Baß, der sich also mit weithin tönender Stimme bemerkbar machte: „Alle Bürgerleute von Sachsenstein und sonstigen Subjekte werden ersucht, heute abend um 8 Uhr bei der Witwe Schmoof zu erscheinen. Ein Redner aus Berlin wird einen Vortrag halten.“ Die Fenster, die sich überall geöffnet hatten, schlossen sich wieder. Nach 5 Minuten hörten wir aus der Ferne neues Schellen und dumpfe Laute wie „Bürgerleute“, „Schmoof“ u. s. w. Beruhigt setzten wir uns wieder an den Kaffeetisch und gingen vom Kuchen zur Cigarre über. Ich fragte meinem Gastgeber die Seele aus dem Leibe, da ich aus Erfahrung wußte, daß eine Rede in einem kleinen Ort nur dann auf Interesse und Erfolg rechnen könne, wenn sie an örtliche Ereignisse und Bedürfnisse anknüpfe. Da, wir trauen unsern Ohren nicht, neues Schellen dicht vor unsern Fenstern. Nanu, was ist denn da los? Alles schaut mit höchstem Interesse aus Thüre und Fenster. Von neuem klingt der Baß des biedereren Stadtdieners: „Die Gasanstalt macht allen, die es angeht, bekannt, daß von 7 Uhr an kein Gas mehr geliefert werden kann.“ Eine nette Geschichte! Wie sollen wir denn unser Versammlungstotal beleuchten? Also hin zur Witwe Schmoof! Ja, die weiß natürlich auch keinen Rat. Da hat

ihr Junge, der rabelt, eine geniale Idee: „Nehmen Sie doch ein paar Acetylenlaternen von Rädern. Die leuchten famos.“ Schön. Wir besuchen alle Radfahrer Sachsensteins, ohne Ansehen der Partei, und klagen ihnen unser Leid. Es stellt sich heraus, daß Sachsenstein drei Acetylenlaternen aufweist, von denen leider eine nicht funktioniert. Die beiden andern werden im Schmood'schen Saale angebracht, die eine über dem Schenklich, die andere auf der sonst für die Musik bestimmten Galerie. Sie wirken gut, wenn man nicht gerade direkt hineinsieht, weil sie dann entsetzlich blenden. Ein paar Duzend Kerzen, in leere Flaschen gesteckt, zieren die Tische. Dazu einige zusammengeborgte Lampen. Na, man hat sich eben zu helfen gewußt.

Für 8 Uhr war die Versammlung angesetzt. Um 8 $\frac{1}{4}$ Uhr erschienen die ersten „Bürgerleute“. Die Sachsensteiner sind eben wie viele andere Leute der Ansicht, daß die Pünktlichkeit eine Höflichkeit ist, deren Monopol man den Königen nicht streitig machen soll. Allmählich „füllt“ sich der Saal, wenn man diesen euphemistischen Ausdruck gebrauchen darf. Gegen 9 Uhr sind so etwa 50 Personen da. Warum nur so wenig Besuch sei, forsche ich bei meinem Parteifreund. Ja, heute habe der „Niederkrantz“ seinen Gesangsabend. Die „Honoratioren“ hätten außerdem ihr Skatkränzchen im „Rebstock“. Nun, warum er mir denn dann geschrieben habe, daß der Freitag der passendste Tag sei. Das scheint er doch keineswegs zu sein. Doch, denn „Sonnabend ist immer Konzert im Stadtpark, Sonntag ist Tanz, Montag tagen die freiwillige Feuerwehr und der Regellklub, Dienstag hat der größte Gesangsverein, die Concordia, ihren Abend, außerdem der Radlerverband „All Heil!“, Mittwoch kommt der Kriegerverein zusammen, zu dem so ziemlich jeder anständige Mensch gehört, und Donnerstag haben der Bürgerverein und der Beamtenverein ihre regelmäßigen Sitzungen. Sie sehen also . . .“

Ja, ich sah, daß ich den denkbar günstigsten Abend erfaßt hatte. Ich redete also. In welcher Stimmung, kann man sich denken. Wirkt es an sich schon auf die Gabe eines Redners sehr fördernd, wenn er sich vor einem halb leeren Saale sieht, so wußte ich außerdem, daß man nirgends schwerer politisches Interesse erwecken kann als in den vereinsmeierischen Städten. Ich sprach also ziemlich matt, das fühlte ich selbst. Wiße, deren Zugkraft ich in 20 Versammlungen erprobt hatte — wenn man mal einen guten Wiß gemacht hat, darf man in seiner Verwendung nicht schüchtern sein — weckten kaum ein Lächeln. Ein starker Appell an das Gefühl, der sonst die Herzen der Zuhörer höher schlagen ließ, klang in dem leeren Raum so hohl, daß ich schleunigst damit abbrach. Rein sachlich, d. h. ziemlich nüchtern wurde die Rede zu Ende geführt. Mein Parteifreund machte einen schwachen Versuch, zu klatschen, stellte aber mangels jeglichen Echo sein Bemühen baldigst ein. Nun zur Distussion! Vielleicht konnte die mich noch retten. Ich wußte, sie war eigentlich meine Stärke. Erst schien niemand Lust zu haben. Ich bat, ich stehe förmlich, es möchte doch jemand das Wort ergreifen. Endlich stand ein behäbiger

Bürgermann auf und sprach etwa zwei Minuten, anscheinend gegen mich. Er sei immer für Freiheit gewesen. Der Staat dürfe niemanden zwingen. Jeder Zwang sei vom Uebel. Unter dem Beifallsgemurmel seiner Umgebung: „Bravo! Sehr richtig! So ist's!“ setzte er sich mit hochbefriedigtem Ausdruck nieder. Ich versuchte, meinen antimanchesterlichen Standpunkt zu rechtfertigen und nachzuweisen, daß man von der Freiheit allein nicht satt wird. Dabei sagte ich, rein zufällig: „Würde dann Herr Banners, wenn er gegen jeden Zwang ist, z. B. auch den Schulzwang verwerflich finden?“ Bei diesen Worten kam Leben in den Mann. „Nein, nein, um keinen Preis! Schulzwang ist nötig. Das ist die Hauptsache.“ Große Heiterkeit im Saal! Ich sah mich ratlos um, bis mir einer zurief: „Er handelt nämlich mit Schulutenstiften.“ Aha! Nun konnte ich, an diesen praktischen Fall anknüpfend, meine Behauptungen mit weiteren Beweisen belegen. Der Bann war gebrochen. Die nötige Verbindung zwischen dem Redner und den Hörern war hergestellt, dies Imponderabile, dies undefinierbare Fluidum, das ebenso oft aus ebenso unbegreiflichen Gründen sich einstellt, wie es ein andermal ausbleibt. Das Lachen hatte befreiend gewirkt. Die Diskussion kam in Gang. Die Stimmung wurde gut. Im ganzen bedeutete der Abend, wenn auch keinen durchschlagenden Erfolg, so doch wenigstens einen bescheidenen Anfang.

* * *

Am nächsten Tage ging's nach Moordorf. In einem weltverlorenen Winkel des Wahlkreises liegt es. Nicht einmal eine Landstraße führt dahin. Noch nie hat dort eine Volksversammlung stattgefunden. Gerade darum wird es, so dachte ich, auf die Leute Eindruck machen, wenn ich mich als ihren Kandidaten vorstelle. So wanderte ich denn dahin, erst 6 Kilometer auf guter Chaussee, dann noch 24 auf einsamen Landwegen, mitten durch Heide und Moor hindurch. Flach ist die Gegend, trostlos und unfruchtbar. Alles graubraun. Hier giebt es keine geschlossenen Dörfer mehr. Einsam haust jeder Bauer auf seinem Gehöft, das von ein paar traurigen Birken umgeben ist. Mühsam ringt er dem Boden des Leibes Nahrung und Notdurft ab. Vergnügen im landläufigen Sinne kennt er nicht. Schweigsam ist er geworden und verschlossen. Nur am Sonntag sieht er seinesgleichen, in der Kirche. Da fehlt keiner. Sie samt der Schule, einem dürftigen Kramladen, einer Mühle, die zugleich Wirtshaus ist, und 3 oder 4 anderen Häusern bildet den Kern der Gemeinde, die sich nach allen Richtungen wohl 10 Kilometer erstreckt. Vor der Kirchthüre werden auch alle Bekanntmachungen von allgemeinem Interesse vom Küster verlesen. Auch meine Versammlung hat er für den üblichen Satz von 25 Pf. am letzten Sonntag der Bauerschaft angezeigt. Für 7¹/₂ Uhr ist die Versammlung — da die Leute diesen Begriff nicht kennen, war „Vortrag“ gesagt worden, worunter sie sich etwas Religiöses vorstellen — angesagt. Um 7¹/₄ Uhr ist der letzte Platz in der Wirtsstube besetzt. Sie ist zugleich Küche. Ein offenes Feuer flammt an der Seite. Die Wirtsfamilie verspeist ihren zähen

Buchweizenbrot als Abendbrot. Die Männer sitzen sämtlich schweigend da, eine kurze Pfeife im Munde, die Mütze auf dem Kopf, manche ein Gläschen Schnaps neben sich. Vier giebt es nicht. Punkt 7¹/₂ Uhr erhebe ich mich. In dem Augenblick, wo ich die Versammlung für eröffnet erkläre, werden sämtliche Mützen abgenommen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hängt alles an meinem Munde. Ich spreche ganz langsam. Keine Miene verzieht sich während meines einstündigen Vortrags. Was mögen die Leute von mir denken? Quälende Frage für einen Redner, der von dem leichter beweglichen Publikum städtischer Versammlungen her gewöhnt ist, den Zuhörern am Gesicht ihre Meinung abzulesen und sich ein wenig danach einzurichten. Der Versuch, eine Erörterung in Fluß zu bringen, schlägt natürlich fehl. Selbst die Zusicherung, die mir schon manchmal geholfen hatte, daß man beim Fragen oder Erwidern ruhig sitzen bleiben könne, versängt nicht. So muß ich denn die Versammlung schließen. Schweigend, wie sie gekommen sind, verschwinden die Männer wieder, die fast so braun aussehen wie der Boden, den sie bebauen, wie der Torf, den sie stechen. Nur drei bleiben zurück. Einer, ein junger Invalide, etwas städtisch angezogen, kommt auf mich zu und erklärt mir, daß mir etwas Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Er macht mich mit den beiden anderen bekannt. Der eine ist der Gemeindevorsteher, der andere der frühere Gemeindevorsteher, er selbst, wie sich herausstellt, der redegewandteste und intelligenteste Mann des Ortes. Wir setzen uns zu feierlicher Beratung nieder. Jeder bestellt sich einen „niegen floren“, einen angeblich entfuselten und darum etwas teureren Schnaps. Und nun setzt mir der Invalide auseinander, daß sie, da ich doch einmal ihr Abgeordneter werden wolle, mir auch den wichtigsten Wunsch ihrer Gemeinde mit nach Berlin geben müßten. Die Bauerschaft werde, wie ich wohl gesehen hätte, von einem Kanal durchschnitten. Für den Bau dieses Kanals habe die Gemeinde große Opfer gebracht, da sie sich Nutzen davon versprochen habe. Sie habe aber gar keinen Vorteil gehabt, da es an einer „Wiede“ fehle. Ich sollte nun dafür sorgen, daß sie diese „Wiede“ bekämen. Wiede! Heiliger Sanders, steh mir bei! Was ist denn das? Natürlich wage ich nicht, danach zu fragen. Das käme mir gerade so vor, als wenn ich jemandem, der mich plötzlich „Lieber Freund, sehen wir uns endlich einmal wieder!“ anbietet, mit der rohen Frage ins Gesicht springen wollte: „Wer sind Sie denn eigentlich?“ Ich kann mir doch nicht solche Blöße geben! Sicher bekäme ich keine Stimme aus dem Ort, wenn man merkte, daß ich nicht einmal weiß, was eine „Wiede“ ist. Mit Aufbietung alles diplomatischen Scharfsinns suche ich im Laufe eines langen Gesprächs dem Ungetüm auf den Grund zu kommen. Vergeblich! Da ich aber die feste Ueberzeugung gewinne, daß die „Wiede“ nicht sehr viel Geld kosten und andererseits der armen Gemeinde sehr viel nützen würde, so verspreche ich schließlich, daß ich nach meiner Wahl alles bei den betreffenden Behörden thun werde, um die „Wiede“ durchzusetzen. Befriedigt reichen mir die Honoratioren von Moordorf die Hand. Ich suche nun mit dem Wirt zusammen

meine Schlafstätte auf. Er stellt mir zwei Räume zur Auswahl: die Vorratskammer, wo eine Unmenge Käse seiner Bestimmung entgegenriecht, und die Kammer des Müllerburschen, der bereits friedlich schnarcht. Schwere Wahl! Wie ich mich entschied, dürfte die Leser nicht interessieren. Aber eines kann ich versichern: weit mehr als meine Umgebung beunruhigte mich im Schlafe diese verrückte „Wiede“. Sie erschien mir im Traume in den verschiedensten und schließlich verrücktesten Gestalten. Was sie aber wirklich ist, weiß ich bis heutigen Tages nicht. Da ich nämlich nicht gewählt wurde, verlor sie an intensivem Interesse für mich. Mag mein glücklicherer Nebenbuhler Moordorf zu seiner „Wiede“ verhelfen!

* * *

Der nächste Tag versprach, anstrengend zu werden. Sonntag muß man ausnützen, weil da alle Leute Zeit haben. Drei Versammlungen waren angesetzt, um 2, 5 und 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. Das ließ sich natürlich nur mit dem Rade machen. Ein stammer Marsch am Vormittag brachte mich nach Hemmingen, wo ich mein Rad vorfand. Ich schwang mich darauf und eilte zunächst nach Kl.-Krone. Ein Riesenspeckpfannkuchen — das empfehlenswerteste Essen in Dorfwirtshäusern — gab die nötige Grundlage für den vielen Alkohol, den ich im Laufe der drei Versammlungen zu mir nehmen mußte. Ein Reichstagskandidat, der nämlich nicht ordentlich was verzehrt, hat die Wirte gegen sich. Und das sind sehr einflußreiche Personen. Temperenzlern würde ich nicht raten, sich auf die Wahlkampagne zu begeben. Nach dem Essen trat ich an einen Tisch, an dem drei Personen, dem Aussehen nach Lehrer, saßen. Wichtig. Es waren die Lehrer von Kl.-Krone, Groß-Krone und Leutesfeld. Diese drei Orte waren nämlich zur Versammlung geladen. Ich erkundigte mich, was hier wohl am meisten interessiere. Jeder, der ländliche Versammlungspraxis hat, weiß, daß hohe Politik so gut wie gar nicht interessiert. Abgesehen von alle dem, was den Geldbeutel angeht, sind es noch mehr als in den kleinen Städten eigentlich nur örtliche Begebenheiten, die die Aufmerksamkeit fesseln. Ich sollte über die Bahn sprechen, die von Hemmingen durch diese Gegend nach Sachsenstein gebaut werden sollte, rieten mir der Lehrer von Kl.-Krone und der von Leutesfeld. „Um Gottes Willen nicht!“ meinte der Lehrer von Gr.-Krone, „da kriegen Sie aus unserem Ort nicht eine Stimme.“ „Ja, warum denn nicht? Die Leute müssen doch glücklich sein, wenn sie etwas Verkehr bekommen.“ „Ja,“ wurde ich belehrt, „die Kl.-Kroner und Leutesfelder wollen die Bahn, weil sie Wald haben und dann ihr Holz besser verkaufen können. Aber Gr.-Krone hat keinen Baum, muß alles Holz kaufen und fürchtet von dem Bahnbau Steigerung der Holzpreise.“ Elliche Situation! Ich berechnete mir, daß Kl.-Krone und Leutesfeld zusammen 117, Gr.-Krone nur 74 Wähler hat, und entschied mich, doch für den Bahnbau einzutreten, zumal es nebenbei meinen verkehrsfreundlichen Ansichten entsprach. Als ich in meinem Vortrag darauf zu sprechen kam, erhob sich in der Gr.-Kroner Ecke lebhafteste Unruhe. Die

Leute, die bis dahin bei einigen Wizen recht vergnügt gelacht hatten, machten auf einmal bitterböse Gesichter. „Recht hat er, so muß es sein!“ hieß bei den Kl.-Kronern und Leuteseldern. Nur der Wirt, in dessen Lokal ich sprach, kam erregt auf mich zu: „Wir brauchen keine Bahn.“ „Doch, doch!“ hieß es von der anderen Seite. Ich war ganz verduzt, daß ganz programmwidrigerweise auch ein Kl.-Kroner gegen die Bahn war. Erst als ich erfuhr, daß der Wirt einen Hauptverdienst aus den Holzfuhrn nach der nächsten Stadt habe, war mir der Grund seiner Erregung klar. Na, die Stimme war auch futsch. Ziemlich bewegt schloß die Versammlung. Um den Wirt etwas zu versöhnen, kaufte ich ihm wenigstens noch 10 Cigarren ab, die ich später in einen stillen Teich versenkte, da ich weder meine Gesundheit, wenn ich sie selbst rauchte, noch meine Wahl, wenn ich sie meinen Wählern in spe anbot, gefährden wollte. Als ich mein Rad bestieg, hörte ich noch durchs Fenster die lebhafteste Erörterung darüber, ob Bahn oder nicht. Der übrige Teil meines Vortrages war dieser Hauptfrage gegenüber anscheinend ziemlich spurlos vorüber gegangen.

* * *

In Dedenhausen hatte ich um 5 Uhr fast lauter verflümmerte, abgearbeitete Gestalten vor mir. Wahlpolitisch angesehen, war mir das eigentlich ganz recht. Bei den fetten Bauern hatte ich in der Regel kein Glück. Die waren immer sehr ärgerlich, wenn ich davon sprach, daß die Arbeiter auch sozusagen Menschen wären. Ich sprach also, wie mir schien, ganz angeregt, brachte aber augenscheinlich wenig Eindruck hervor. Ich merkte selbst, daß ich den Punkt nicht fand, der die Leute in erster Linie interessierte. Es ging mir, wie es mir einst mit einer Tischdame bei einem Diner gegangen war, mit der ich mich durch 100 Gegenstände hindurchgequält hatte, ohne ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, bis mir nach Tisch ein Herr, dem ich mein Leid klagte, erzählte, daß die Dame nur dann lebendig werde, wenn man von Pferden rede. Leider war ich eben in Dedenhausen zu spät angekommen, um mich noch vor der Versammlung nach dem Mittelpunkt der örtlichen Interessen zu erkundigen. Nach Schluß meiner Rede setzte sich ein Kaufmann zu mir, der einzige Mann, der in dem Orte Einkommensteuer zahlte und eine Zeitung las. Der hielt mir folgende kleine Rede:

„Sie wundern sich vielleicht, daß Sie so wenig Erfolg gehabt haben. Na, wissen Sie, hier interessiert überhaupt nur e in Gegenstand. Nicht die Steuern, die zahlt ja doch niemand. Nur alles, was mit der Pfändung zusammenhängt. Der frühere Abgeordnete, den ich gut kannte, hat auf meinen Rat den Leuten versprochen, daß die Gerichtsvollzieher keine Gebühren mehr von den Ausgepfändeten, sondern festes Gehalt vom Staat bekommen sollen, und daß der Kreis der pfändbaren Gegenstände eingeschränkt werden soll. Da hatte er das ganze Dorf für sich. Gewählt haben sie ihn freilich doch nicht. Hier wohnen nur Forstarbeiter. Und die geben alle den Stimmzettel ab, den ihnen der

Oberförster am Wahltage vom Förster geben läßt. Sie fürchten, sonst ihre Arbeit zu verlieren. Hier nützt alles Reden nicht."

Man kann sich vorstellen, wie gehobenen Mutes ich dem letzten Orte, Lehmgrube, entgegenraddelte!

* * *

In Lehmgrube fand ich das Wirtshaus voller Leute, meist schon sehr animierter Stimmung. Es war bekannt geworden, daß mir die größeren Besizer der Umgegend entgegneten wollten. Kein Wähler aus dem großen Dorfe fehlte. Seit einigen Stunden hatte man sich bei Bier und Schnaps darüber unterhalten, wie es heute abend wohl dem „Berliner“ ergehen würde. Die „Manschettenbauern“ waren zwar bei den kleinen Bauern nicht sehr beliebt. Aber für so einen hereingeschnittenen Fremden hatten sie von vornherein erst recht nichts übrig. Die „Gutsbesitzer“, die sich zwar immer selbst als „Bauern“ in ihren Reden bezeichneten, es aber sehr übel nahmen, wenn ein anderer sie „Bauern“ nannte, saßen an einem großen Tisch unmittelbar vor meinem Redertisch, eine Flasche Wein vor sich, das grüne Hütchen neben sich, laut lachend, mit stark geröteten Gesichtern. „Das wird ein Haupttult!“ las man in ihren Augen. Kaum hatte ich zu sprechen angefangen, so wurde ich unterbrochen. Ich ging auf jeden Zwischenruf ein, und da ich dialektisch ein wenig besser geschult war, als sie, so hatte ich rasch die Lacher auf meiner Seite. Nun versuchten sie's mit Kadau. Ich appellierte an das Anstandsgefühl der Versammlung. Die kleinen Bauern, an die ich mich besonders gewendet hatte, stimmten mir zu: „Sawohl. Reden lassen! Nachher könnt ihr antworten“. Ich berichtete von einer sehr wenig volksfreundlichen Aeußerung, die einer der Hauptschreier kürzlich gemacht hatte. Die Stimmung für den „Herrentisch“ wurde immer ungünstiger. Als ich schloß, klatschte eine ganze Anzahl, ein für ländliche Versammlungen ziemlich seltenes Ereignis.

Nun sprach der Gutsbesitzer, den ich vorher ein wenig persönlich angefaßt hatte. Er betonte die gemeinsamen Interessen von großen und kleinen Besitzern, rief aber dadurch nur Gelächter hervor. Er gerade hatte nämlich einen Prozeß mit der Gemeinde wegen Schullasten. Dann griff er mich an. Ich hätte wohl auch auf der Universität nur gebummelt. Ich erwiderte ihm, daß er die Erfahrungen aus seinen Bekanntenkreisen doch nicht ohne weiteres auf jeden Fremden übertragen dürfe. Ja, das kenne man schon, meinte er, die Herren auf der Universität machten doch weiter nichts, als daß sie sich betranken. Ich bemerkte darauf, daß ich zufällig gerade als Student nie betrunken gewesen sei, weil ich ziemlich viel vertragen könne, worauf er pathetisch deklamierte: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein echter deutscher Mann.“ Nun wurde den übrigen Zuhörern aber doch die Sache zu bunt. Ein hünenhafter Schmiedmeister erhob sich und rief dem Gutsbesitzer zu, indem er ihm mit seiner Faust vor dem Gesicht herumschüttelte: „Wenn du nun aber nicht schweigst!“ Rufe wie „Eine Schande ist es! So ein Kerl! Was der

sich einbildet“ u. s. w. durchtönten die Versammlung. Ich benutzte die Gelegenheit. Mit letzter Anspannung meiner Stimmkräfte durchdrang ich den Raum und hielt ein kurzes Schlußwort, in dem ich darauf hinwies, wie eine Sache, die so verteidigt werde, wie das von meinen Gegnern geschehen sei, doch nicht gut sein könne. Dann ein paar energische patriotische Töne und ein Hoch auf Kaiser und Vaterland, in das die Versammlung geradezu jubelnd einstimmte. Schnell drückten sich die „Manschettenbauern“. Die andern aber thaten mit mir noch manchen fröhlichen Trunk. Aus Berlin mußte ich ihnen erzählen und aus meiner Heimat. Altersgraue Witze wirkten hier in maienfrischer Ursprünglichkeit. Ein Hoch nach dem andern wurde auf mich ausgebracht. Kurz, es herrschte eine Stimmung, deren Reiz nur jemand begreifen kann, der selbst im Wahlkampf gestanden und nach mancher stumpfen Versammlung einen solchen Erfolg mitgemacht hatte. Den Inbegriff seines Entzückens faßte ein alter Bauer in den Worten zusammen, die er mir beim Abschied zuraunte: „Das war schöner als ein Theater.“ Seit diesem Abend stand die „Garde von Lehmgrube“ für mich fest. Wo immer ich einen Lehmgruber traf, da hörte ich: „Das war zu fein, wie Sie damals die Herren heimgeschickt haben.“

* * *

Am nächsten Morgen fand ich in Hemmingen folgenden Brief vor:

„Sie haben bei uns in Moordorf einen sehr guten Eindruck gemacht. Nur eins hat Ihnen sehr geschadet, daß Sie eine Mühe trugen und ein Wollhemd anhatten. Der Bauer will bei uns ästiniert werden. Von einem Reichstagskandidaten verlangt er einen steifen Hut und weiße Wäsche. Sonst glaubt er, daß man ihn mißachte. Manche Stimme werden Sie dadurch verloren haben. Ein Freund Ihrer Sache.“

Ich ging darauf in den nächsten Laden und erstand mir einen billigen schwarzen Hut. Mein Wollhemd wanderte in den Koffer. Aber der Schaden war nun einmal angerichtet. Und jetzt, wo ich durchgefallen bin, überlege ich mir immer noch von Zeit zu Zeit, was wohl mehr zu meiner Niederlage beigetragen hat: meine Gegner oder meine Mühe.





Erzählungskünstler und Plaudertalente.

Ein schwerer Stoß von Romanen, Novellen, Skizzen und dergleichen hat sich in diesen bunten Oktobertagen auf meinem Schreibtisch angesammelt, viel Talentvolles darunter, alte Erzählungskunst neben bissigem Bergliedern und Anathysieren moderner und modernster Prosaiter, leichte Ware neben gediegenem künstlerischen Schaffen. Friedlich lagert da ein gelber Wilbrandt neben einer ebenso gelben Lou Andreas-Salomé desselben Verlages, ein Guhßmans neben dem alten Ferdinand von Saar, ein großstädtischer Krezer neben der alpinen Verlepsh. Was für innere Unterschiede in all diesen deutschen Menschen, die da in demselben Jahre ihr Inneres in Büchern darlegen, was für schroffe Unterschiede in der Schweise, in der Weltanschauung!

Adolf Wilbrandt ist ein Idealist der sogenannten „alten Schule“, ein Mann, dem das Weltbild in letzten Tiefen harmonisch zusammenklingt, der also auch in seiner Kunstanschauung harmonisch abrunden, sittlich werten, verklären und vertiefen muß. In diesem seinem neuesten Roman („Der Sänger“, Stuttgart, Cotta) schildert er in warmem Mitempfinden, seinen Stoff, von einigen Schwankungen abgesehen, trefflich entwickelnd, nicht sehr farbig charakterisierend, dafür aber um so mehr befeelend und zu befreiendem Ausgang führend: schildert er die Entwicklung eines Konzertsängers, der sich von einem Mainzer Schlosser-gehilfen zum Schwiegersohn eines tüchtigen Professors und zu einem ebenso liebenswerten Menschen wie Künstler emporringt. Für Wilbrandt ist Idee und Seele wertvoller als das Mäusperrn und Spucken äußerlicher Charakterzeichnung; Leute wie er stehen in den Tagen Gerhart Hauptmanns etwas im Hintergrunde, der Zeitgeist schiebt nicht mit, hilft ihnen nicht durch Widerhall in ihrer inneren Entwicklung: sie haben einen schweren Stand heutzutage, diese Idealisten. Aber eine stille Gemeinde haben sie doch und werden sie auch behalten. Dieser „Sänger“ ist ein liebenswürdiges, schönes und reines Buch, das mich tief erbaut hat.

Bei Frau Lou Andreas-Salomé kann man von Erbauung nicht reden; sie will nicht erbauen, diese moderne, sehr moderne, allzu moderne Frau. Es ist etwas Niederdrückendes in den geistvollen Neußerungen dieser denkenden Künstlerin, es liegt unter der Decke der Erzählung immer etwas wie Tendenz, wie Beweisenthollen einer psychologischen oder sozialen Wahrheit. Und es liegt

so viel Bitterkeit zwischen den Zeilen! Denn das Denken der Modernen aus den Tagen Nietzsche's ist ein polemisierendes, ein kritisches, ein umwertendes Denken, das sich im Gegensatz weiß zu der sogenannten „Herde“, das sich „unverstanden“ und einsam fühlt, das — sehr, sehr unfroh macht und den Willen zur Schönheit herabdämpft zu einer müden Sehnsucht nach der fern und verblaßt in den Nebeln der Horizonte trauernden Göttin. „Menschenkinder“ (Stuttgart, Cotta) heißt der Novellen-Cyclus der hohrenden und rastlos seelergliedernden Frau, die eine kleine unerbittliche Wahrheit höher stellt als alle Harmonie und Schönheit, oder besser gesagt: die sich so in Einzel-Wahrheiten verplittert hat, daß sie untergeht im Specialismus der Seelenkunde. Oh, wie viel Geist und abstraktes Nachdenken und hartnäckige Seltsamkeit steckt in diesen Skizzen! Und — wie wenig Ueberblickskraft, wie wenig gelassener Mut zur Freude! Wäre der Gesamiton freudiger und sieghaft ruhiger — man könnte diese psychologische Kunst, diese Anschauungskraft bewundern und lieben. So aber lege ich dies geistvolle und reiche Buch nur mit gemischtem Empfinden aus der Hand, mit einem Empfinden, in dem freilich Achtung und Mitgefühl überwiegt.

Der Ton sieghaft-ruhigen Ueberwindens, den ich bei Frau Lou Andreas-Salomé bei aller Starkegeistigkeit vermiße, findet sich sehr schön in einem weit weniger kunst- und geistvollen Buche, in einem überaus einfachen „Roman“ — es sollte heißen: Erzählung — von M. Forbydes „Die Beere“ (Leipzig, W. Friedrich). Forbydes heißt ja wohl, wenn ich mich meines bißchen Norwegisch recht erinnere, „verboten“ und scheint also ein sinniges Pseudonym jedenfalls einer Dame zu sein. Sinnig: denn die Geschichte behandelt lauter und warm die Gefahr einer Gattin, sich von ihrem Gatten wegzuverlieren an einen edlen Mann. Aber sie verzichten am Schluß, die zwei Liebenden, beide stark und gut; sie verzichten — nicht mit jenem lippengepreßten Troß des modernen Menschen, der zu seinem egoistischen Genuß nicht kommen kann, der seinen Glückshunger um der Verhältnisse willen nun einmal verbeißen muß, nein, sie verzichten mit einer gewissen inneren stählenden Freude: denn die Idee, das Schöne und Große dieser That des Verzichtens ist ihnen mehr wert als unrechter Besitz und Genuß. Das ist das Schöne an diesem kleinen, künstlerisch weiter nicht bedeutsamen Buche.

Max Kreger hat mit seinem neuesten Roman „Verbundene Augen“ (Berlin, Karl Dunder) seine litterarische Physiognomie just nicht erweitert. Es ist ein schlicht und grade erzählter, immerhin aber von Anfang bis zu Ende festhaltender, in seinen Stoffkreis zwingender Berliner Roman. Ein junger Jurist gerät durch ein geliebtes und Liebe verdienendes Mädchen in eine stark anrüchige Familie eines Wüchters, streift dabei selber mit dem Aermel das Unrecht, gerät aber noch so eben „durch“. Es beweist Keife und gesunden Realismus, daß Kreger ohne besondere Effekte den Ausgang ziemlich schlicht verlaufen läßt: der Sünder zieht sich ängstlich in den Ruhestand zurück und wird weiter nicht bestraft, der Jurist selbst geht halt über die böse Zeit hinweg, indem er in reinere Zukunft schaut und an der Seite seines geliebten und liebenden Weibes — weiterlebt. Es ist fast ein Abbrechen; aber bei dem ruhigen und lebenswahren Tonn Kreger's findet man das nur natürlich.

Ferdinand von Saar, der alte Oesterreicher, und daneben der jüngere Pariser J. A. Guymans — das sind Gegensätze! „Nachklänge“ (Heidel-

berg, Georg Weiß) heißt diese Sammlung von Gedichten, dramatischen Fragmenten und erzählenden Skizzen. Manoh hübscher Gedanke und manch würdiger Gedanke in diesen Gedichten, gewiß; ein feiner Epigone auch in diesen dramatischen Fragmenten historischer Art; und als feinsinniger Prosaist erscheint er schließlich auch in den kleinen Geschichten: — und doch ist in dem Buch keine rechte Lebenskraft zum vollen Durchbruch gekommen.

„Mir war im Leben und im Dichten
Der Freude voller Kranz verwehrt —“

singt Saar mit Wehmut. Und er hat recht in diesem schönen Einleitungsgedicht. Den Dyrker muß man auch nach diesem Bande immer noch höher stellen als den Erzähler: diese Stoffe, die Geschichte vom Sündenfall eines Gymnasiasten, von der Verklumpung eines Offiziers, von einem dilettantischen Kurpfuscher, sind von vornherein etwas unerquicklich und lassen keine rechte Kraftentfaltung zu. Alles geschmackvoll, aber gedämpft und nicht durchbrechend.

Von dem brutalen, bissigen und bitteren *Huymans*, von dem „*Ein Dilemma*“ bei Schuster & Löffler, Berlin, verdeutschte erschienen, kann man das nicht sagen. Diese Skizzen aus dem Soldatenleben, die nur das Triviale, das Tierische aufdringlich dem Leser unter die Nase halten; diese brutale Geschichte, wie ein Vater die hilflose Maitresse eines verstorbenen Studenten auf die Gasse wirft; diese mürrisch-verbroffene Schilderung der Tagesläufe eines Pariser Jungesellen — ich kann mit meinem Gefühl ebensowenig wie mit meinem künstlerischen Verstand diesen tendenziösen Naturalismus aufnehmen. Es ist stilistische Kunst, gewiß, aber ein seelischer Bankrott — und als Ganzes daher nur pathologisch zu beurteilen.

Von solchem seelischen Bankrott und solcher blasierten Ueberreife ruht man in den künstlerisch nicht hochstehenden, aber warmherzigen und bergfrischen Schweizer Novellen „*Heimat*“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) der lebensvollen G. von Berlepsch ordentlich aus. Dem Stoffe nach erinnert hier manches an Frau Andreas-Salomés oben erwähnte Sammlung; aber Behandlung und Weltempfinden ist ein grundsätzlich anderes. Wenn man will, ein unreiferes, ein naiveres, auch ein untieferes und bei weitem nicht so geistvolles; dort, bei der Jüngerin Nießes, ist Kunst der anschaulichen, abgerundeten Darstellung, Plastik des Stils und psychologische Tiefe das Kennzeichnende: hier, in diesen anmutigen Geschichten, sind wir am Grenzgebiet von Kunst und flüchtiger Unterhaltung. Am meisten abgerundet ist die Skizze vom frischen Alpenbub „*Hanbischli*“, wunderlieb auch die Freierei-Geschichte „*Rheingold*“ und, recht speißbürgerlich freilich, die Züricher Novelle „*Spätrot*“.

Ganz Unterhaltung schließlich ist Frau A. von Versdorfs „*Eine sonderbare Person*“ (Berlin, Goldschmidt). Sie kann erzählen, diese thätige Romanschriftstellerin, das beweist sie auch wieder in dieser fesselnden Kleinigkeit von der sonderbaren, schönen und stolzen, seelisch eigenartigen Aristokratin, die schließlich einen männlich tüchtigen Pastor heiratet; und ebenso in der zweiten Geschichte „*Repräsentantin der Hausfrau*“, die auch mit dem Ausblick auf eine fröhliche Hochzeit endet. Aber das ist eben Unterhaltung, nichts weiter, rasch und unindividuell im Stil, konventionell im Stoff und in der Charakterzeichnung, den Schwerpunkt legend auf die Entwicklung, Verwicklung und Lösung: kurz, auf den Stoff und seine Mitteilug. —

Alles in allem hat uns also diese erste Rundschau, von Krejers Roman abgesehen, eigentlich nur zwei Bücher von Wert gebracht: Wilbrandts „Sänger“ und Lou Andreas-Salomés „Menschenkinder“. Ersteres als harmonisches Kunstwerk und fesselnde Erzählung sehr erbaulich; letzteres durch seine Psychologie und seine geistige und künstlerische Schärfe bezeichnend für das Innere einer modernen Frau, deren Weltanschauung wir freilich nicht ohne weiteres teilen möchten.

* * *

Und wieder habe ich unter einem Duzend Bände Umschau gehalten, ob sich etwas Empfehlenswertes für die „Türmer“-Leser darunter verborgen halte. Nun, einige Bücher kann ich unter dem vorliegenden Duzend allerdings mit gutem Gewissen empfehlen. Zwar ist in Max Dreyers feinem Geschichtenbuch „Lautes und Leises“ (Leipzig, G. F. Meyer) die Skizze „Eva“ dem Stoffe nach für manchen Geschmack etwas sorgsam anzufassen: sie behandelt das dunkle erste Ahnen des Geschlechtes in zwei spielenden Kindern von vierzehn Jahren. Aber die Behandlung ist eine so vorsichtige und zarte, daß man dem Künstler und Stilisten alle Achtung zollen muß über dies kleine Kabinettstück. Auch die Skizze, wie der stramme „Pastor Felms“ mit dem rauh-originenen Gutsherrn zusammenstößt, oder wie sich der milde und müde Vegetarier und Einsiedler Philipp Gries durch seinen Sohn, den Studenten, aufmuntern und belehren läßt, schließlich auch die melancholische und doch so zart ausklingende Plauderei von der Studentenuutter Thode: sind alle mit einem fein bedachtamen, niederdeutschen und doch modernen Stift gezeichnet.

Ungefähr das genaue Gegenteil zu dieser fleißigen und feinen Arbeit, in welcher der Stoff nicht viel, die Behandlung fast alles bedeutet, ist der breite Roman der Engländerin Marie Corelli „Thelma, eine norwegische Fürstin“ (Höchst a. M., Verlag von W. Graf; übersetzt von Mathilde Beck). Diese zweibändige Geschichte, die nur durch ein unangenehmes Zerrbild eines lutherischen Predigers und gelegentliche häßliche Bemerkungen, die hierbei fallen, unser Empfinden verletzt hat, bietet einen jener aufregenden, oft phantastischen, oft den „Indianergeschichten“ nahestehenden Stoffe, wie sie jetzt in England Mode sind. Und doch wirkt die Landschaft (Lofoten) im ersten Band und die Schilderung der englischen Gesellschaft im zweiten über die spannende Fabel einen gewissen Schimmer, der den Wert des künstlerisch sonst nicht sehr hochstehenden Buches erhöht. Ich gestehe gern, daß ich die fesselnden Vorgänge, bei allem skeptischen Lächeln, mit Neugier gelesen habe, mit jener Neugier, die man in früher Jugend fremdartigen Geschichten entgegenbrachte, wobei die Guten und Bösen allemal so recht von weitem sichtbar waren und nach Gebühr belohnt und bestraft wurden. Diesen Genuß wird, noch in verstärktem Maße, manche mitfühlende Leserin aus diesem Buche schöpfen; denn Marie Corelli kann erzählen und hat ihren ausgebreiteten Stoff gar nicht ungeschickt gruppiert.

Die kleine Erzählung Erich Richters: „Der König von Ballenstedt“ (Dessau und Leipzig, Richard Kahles Verlag), die eine Episode aus der Zeit des Markgrafen Albrecht behandelt, hat einige hübsche Kapitel und strömt in etlichen Partien und als Ganzes betrachtet einen gewissen herb-poetischen Duft aus; aber zu einem recht einheitlichen Kunstwerk hat es der Verfasser doch nicht gebracht; die zweite Hälfte zerflattert ein wenig.

Weit wertloser leider, besonders im Stil, ist eine historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems „Der Tempelhauptmann“ von Anton Dorn (Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt). Diesen gewaltigen Stoff, einen der schwersten der Weltgeschichte, auch nur annähernd zu bewältigen, dazu gehörte eine ganz ungewöhnliche Poeten-Kraft. Und Dorn verfügt nur über die Durchschnittsbegehung eines leiblichen Erzählers, der sich in ziemlich herkömmlichen Ausdrücken bewegt. Jüngere Leute, die künstlerisch keinen besonderen Maßstab anlegen, mag er aber anregen; denn aus dem Buche spricht ein gutes sittliches Wollen, wenn auch auf Kosten der künstlerischen, stilistischen und historischen Vertiefung.

Noch zwei wenig wertvolle, geschichtliche Erzählungen sollen hier gleich angeflügelt werden: da ist ein Buch „Capobianco“ von Dr. Guido Alessi (Paderborn, Ferdinand Schöningh), das uns in einer stimmungsvollen Einleitung nach Süditalien führt, um dann überzugehen in ein Stück Zeitgeschichte aus der Zeit Murats am Anfang dieses Jahrhunderts. Manches ist nicht uneben; aber das Ganze trägt doch einen starken Zug von Dilettantismus, der Verfasser kommt nicht in ruhigen, einheitlichen Fluß, weiß zu wenig Vordergrund und Hintergrund an rechter Stelle im Auge zu behalten und was dergleichen Erzählerkünste mehr sind. Häufiger und viel mehr mit Rede und Gegenrede hantierend, in kurze Kapitel teilend, mit sensationellen Titeln wirtschaftend führt uns der Franzose Ch. Laurent (übertragen und bearbeitet von Marschall von Bieberstein) das Schicksal des unglücklichen „Königs von Rom“ vor (Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther). Es ist Staatsaffaire, was uns hier in Romanform verarbeitete wird, eine nicht tragische, sondern nur traurige und trübselige Staatsaffaire aus der Zeit Metternichs; und die Form ist bei aller Bemühung des Verfassers und des Uebersetzers, packend und lebhaft zu sein, doch gar zu spröde geblieben, wenn auch dem Stoffe nach manch interessantes Kapitel unsere geschichtliche Aufmerksamkeit gefangen nimmt. Es handelt sich um einen verunglückten Befreiungsversuch des beklagenswerten Gefangenen von Schönbrunn und all die Intriguen und Aufregungen, die mit dergleichen verbunden sind.

Das sonderbare Buch „Pierres de Strass“, wie sich eine Anzahl „Imitationen“ von Theodor von Sosnosky betiteln (Wien, M. Hartleben), führt uns wieder in die lebendige Gegenwart. Es sind nicht gerade Parodien bekannter schriftstellerischer Persönlichkeiten, das wäre zu viel gesagt: es sind vielmehr direkte Nachahmungen des Stils der Maeterlinck, Ibsen, Hauptmann, Altenberg, Zola u. s. w., teilweise recht gelungen, im ganzen aber doch gar sehr äußerlich, was ja freilich bei gewissen Stilmanieren der Heutigen nicht weiter zu verwundern ist. Indes: wären es satirische Parodien, kurzweilig durch den Witz, wertvoll durch das satirische Ziel, so könnte man sich an derlei Spielereien ergötzen und würde sogar — wie hier — eine so unsäglich ekle Zola-Parodie mit in Kauf nehmen. So aber sind es nur Dokumente dafür, wie weit sich ein kluger und gewandter Mensch die stilistische Neukerungsweise eines anderen aneignen kann; und das ist nicht viel und — ist ziemlich überflüssig.

Ueber den lebhaft und mit viel innerer Anteilnahme erzählten Roman „Im Strom der Zeit“ von Marie Bernhard (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) kann ich kurz hinweggehen: ein zu früh an einen kaltsinnigen und übereifrigen Landrat verheiratetes Mädchen wird herzlich unglücklich, findet

aber, nach persönlichen und sozialen Wirren, doch „den Einen“, trennt sich von ihrem wertlosen Mann und wird jenem später folgen. Es ist ein nicht übel erzählter Feuilleton-Roman mit herkömmlichen Typen und ohne besondere künstlerische Eigenart, wie wir sie in der Zeitung unter dem Strich finden und unsere Frauen in Ermangelung von etwas Tieferem mit mehr oder minder Interesse lesen lassen. Dagegen kann ich mit der Empfehlung einer lieben, herzengewarmen und heidefrischen Geschichte schließen: „Auf brauner dürrer Heide“ von W. Rudelli (Bonn, Verlag von Albert Falkenroth). Das Buch ist kein großes Kunstwerk; aber diese Erzählung vom verarmten Heideschlöschchen der Lüneburger Ebene, vom Verrat des Bruders, von Lieb und Neue, von Strafe und spätem Glück hat so viel treues deutsches Gemüt, daß man Menschen und Buch von Herzen lieb gewinnt. F. Lhd.



Hiob in dramatischer Form mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Theodor Kayser. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1898. 101 S. Preis gebunden 1 M. 50 Pf.

Ein interessanter Versuch, das litterarisch wie religiös bedeutende Gedichtbuch Hiob dem Verständnis der Modernen näher zu bringen. Ob er gelungen ist, will mir zweifelhaft erscheinen. Dr. Kayser hat statt der epischen die dramatische Form gewählt: in drei Akten nebst Prolog und Epilog zieht Hiobs Passionsgeschichte an uns vorüber. Aber als Drama hat Hiob zu wenig Handlung, und die endlosen Monologe ermüden; bei epischer Form vertragen sich die vielen langen Reden besser. Die Uebersetzung aus dem Hebräischen ist formvollendet und wird von keinem künftigen Ausleger des schwierigen Buchs ohne Schaden übersehen werden dürfen. Daß solches Buch erscheinen kann, ist ein Zeichen, daß in unsern Tagen auf die Verachtung des göttlichen Wortes in weiten Kreisen neue Anteilnahme und Wertschätzung der uralten Glaubenszeugnisse gefolgt ist. Vor 20 Jahren hätte Dr. Kayser schwerlich einen Verleger gefunden. Möge er nun viele Leser finden! Joh. Quandt.

Das heilige Vaterunser in neun Erzählungen dargestellt von Käthe Dorn. Stuttgart, Christliches Verlagshaus. 254 S. Preis gebd. 2 M., mit Goldschnitt 3 M.

Der Gedanke, das Herrngebet in Geschichten darzustellen, ist nicht neu: schon Nikolaus Fries hat ein viel gelesenes Wiberbuch zum Vaterunser in gleichfalls neun Erzählungen herausgegeben. Während Fries aber jeder einzelnen Bitte, der Anrede und dem Schluß je eine besondere in sich abgeschlossene Erzählung widmet, erzählt Käthe Dorn eine in neun Kapitel eingeteilte, fortlaufende Familiengeschichte aus einem süddeutschen Pfarrhause. Das Pfarrerspaar hat sechs eigene Kinder und einen Pflegesohn: jedem der sechs wird als Motto seiner Lebensschicksale eine Bitte des V.-u. zugeteilt; der Pflegesohn teilt sich mit dem Ältesten der Familie in die erste Bitte. Anrede, 7. Bitte und Schluß weben die gesponnenen Fäden fein zusammen. Die Charaktere sind im ganzen gut herausgearbeitet, besonders der geniale aber leichtsinnige Künstler Erhardt (4. Bitte) und der tief veranlagte aber von Zweifeln heimgesuchte Naturforscher Siegfried (5. Bitte). Am wenigsten geglückt ist die 6. Bitte. Einem gräßlichen Lebemann

den man nicht liebt und bald durchschaut, einen Korb zu geben, ist für ein edel und gottesfürchtig veranlagtes junges Mädchen keine große Kunst; von einer Versuchung wäre erst dann die Rede, wenn die junge Dame den Grafen geliebt hätte. Daß sämtliche Familienglieder einschließlich der Schwiegeröhne und Schwiegerdächter schließlich überzeugte Christen werden und dadurch am 50. Jubeltage des alten Pfarrers die schönste Harmonie im großen Familienkreise herrscht — das ist zwar sehr erfreulich, aber wenig glaubhaft. Das wirkliche Leben zeigt andere Ergebnisse auch der frömmsten und sorgfältigsten Erziehung. Doch das sind kleine Mängel, die jungen Gemütern, für die das reizend ausgestattete Buch in erster Linie bestimmt ist, den Genuß und den Segen der Lektüre nicht verkümmern werden. Ein sehr passendes Konfirmationsgeschenk für junge Mädchen aller Stände.
Joh. Quandt.

Grundriß der Psychologie von Wilhelm Wundt. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1898. 403 S. Preis 6 M.

Ein Buch, das wie das angezeigte innerhalb zweier Jahre drei Auflagen erlebt hat, bedarf, zumal wenn es einen solchen Denker und Gelehrten, wie es Wundt ist, zum Verfasser hat, keiner besondern Empfehlung. Im Unterschied zu dem psychologischen Hauptwerke Wundts, den „Grundzügen der Physiologie der Psychologie“, sowie zu den „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ führt der „Grundriß“ die Psychologie in ihrem eigensten Zusammenhang und in systematischer Anordnung unter Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentlichste vor. Es sei nur betont, daß der „Grundriß“ zu dem Klarsten gehört, was Wundt geschrieben hat, und daß er daher auch dem philosophisch nicht Vorgebildeten einen trefflichen Leitfaden für das Studium der Psychologie bietet.
H. G.

Nachklang. Von Gerhard Vamberger. Illustriert von A. F. Seligmann. Leipzig, Arwed Strauch, 1898.

O, welch altmodische Sachen! wird mancher an pikante Romanlektüre gewohnte Leser ausrufen — was sollen diese Momentbilderchen mit angehängter Schlußmoral? Mir haben sie ins Herz gesprochen, mich haben sie erwärmt und erfreut wie ein liebes, weises Wort aus altväterischem Munde. Ich wüßte nicht, welcher von diesen kleinen, allerliebsten Geschichten ich den Vorzug geben sollte. Es sind eben alles kleine, an einer feinen Silberkette aufgereichte Perlen — aber eben Perlen. Wer seiner Tochter, seiner Gattin eine Stunde sinniger Einklebung verschaffen will, schenke dieses Büchlein, das mit stimmungsvollen, an Gustav Richter's deutschempfundenen Kunst erinnernden Schlußvignetten zu jeder Erzählung geschmückt ist.
Boozmann.





Nord- und Südpol-Forschungen.

Die Wissenschaften sind's allein, die uns mit anderen Nationen verbinden; sie sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden." Von keiner Wissenschaft gilt dieses Wort, das der junge Goethe Clavigo in den Mund legt, mehr als von der Geographie. Sie hat sich im Laufe unseres Jahrhunderts ihre Stellung als eine internationale Wissenschaft ebenso wie als ein unlösbarer Zweig der gesamten Naturwissenschaft siegreich errungen. Aus der dienenden Magd einer philologisch gepflegten Geschichtsforschung ist eine Herrscherin geworden, die die verschiedenartigsten Spürwege menschlichen Geistes sich selbst dienstbar macht, die mit kühner Hand zu den höchsten Problemen unseres Daseins hinauf- und hinuntergreift.

Die Erde ist ein weiter Gottesgarten, auf dem der Mensch nach biblischer Vorschrift sich heimisch fühlen, den er sich unterthan machen soll. Wie wenig haben vergangene Jahrhunderte diese Aufgabe erfüllt! Wie Gewaltiges ist seit einem Menschenalter zu ihrer Erfüllung geleistet worden! Im Anfange unseres Jahrhunderts kennt man in Deutschland nur zwei Gelehrte, welche die Erdkunde wissenschaftlich betreiben: Alexander von Humboldt und Karl Ritter. Im Jahre 1828 wird in Berlin die „Gesellschaft für Erdkunde“ gegründet, die nicht nur das äußere Andenken, sondern auch den Geist jener beiden Gelehrten lebendig erhielt. Erst am 17. März 1873 entsteht die „Geographische Gesellschaft“ in Hamburg. Diese beiden Daten zeigen, wie geringe Teilnahme in der Zwischenzeit die erdkundliche Forschung in unserem Vaterlande fand. Aber in den letzten 25 Jahren haben sich die Verhältnisse durchaus geändert. Ein Blick in die sogenannten „Zeitfäden“ für den geographischen Unterricht oder auf die Karten Süd-Amerikas, Afrikas, Australiens zeigt das; dort eine Fülle unverständlicher Namen, an die sich kein Begriff knüpfte, hier eine weiße Fläche mit der Aufschrift: „Noch unerforscht“. Als eine Knabeuerinnerung mag beiläufig erwähnt sein, daß uns diese Aufschrift riesig freute, denn wir brauchten doch für ein großes Gebiet nicht eine Reihe „scheußlicher“ fremder Namen zu lernen. Es giebt noch heute weiße Flächen auf den Landkarten, und die Zahl fremd klingender Namen hat sogar erheblich zugenommen. Aber den ungeheuren Wandel der Zeiten bezeichnete Prof. v. Richthofen 1898, bei dem 70. Stiftungsfest der Berliner „Ge-

gesellschaft für Erdkunde“, recht deutlich. Während früher nur ganz vereinzelt Forschungsreisen unternommen wurden, bemerkte Nischthofen wörtlich: „Es würde zu weit führen, auf die vielen, mit Zwecken der Forschung und Entdeckung in den letzten fünf Jahren unternommenen Reisen einzugehen. Was darin auf Festländern und Meeren geleistet wird, hat nicht mehr den romantischen Reiz, der noch vor zwei Jahrzehnten mancher Reise in Afrika oder Asien anhaftete. Es ist mehr eine stille und ruhige Arbeit, welche die Einzelkenntnis zu vermehren strebt.“ Auch den Reisen selbst wird heutzutage nicht mehr durchweg der hohe Wert beigemessen, den sie einst hatten, haben doch einige unrühmliche Beispiele neuester Zeit gezeigt, daß der Erfolg der Reise weniger der Energie und der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Forschers zu verdanken war als glücklich verwandten Baarmitteln, übelangebrachter „Schneidigkeit“ oder dilettantischer Oberflächlichkeit den wichtigsten Fragen gegenüber. Leider wurden auch deutsche Namen in der Reihe dieser „forschen Forscher“ genannt. Ein Gelehrter wie W. Sievers klagt geradezu: „Wer die neueste Zeit mit Aufmerksamkeit und einiger Kritik verfolgt, wird zu seinem Befremden bemerken, daß rein wissenschaftliche geographische Forschungsreisen leider immer seltener werden und an ihre Stelle teils Reisen zu mehr praktischen Zwecken, namentlich kolonialer und politischer Natur, teils solche zur Befriedigung der Sensation, der Sportsucht und Ruhmsucht treten.“

Wollen wir uns aber über die Errungenschaften der wissenschaftlichen Erdkunde, über ihre Aufgaben und Ziele Rechenschaft geben, so stehen auch jetzt noch die Forschungsreisen obenan. Durch sie sind in allerjüngster Zeit uns Aufschlüsse geworden, die man auch nicht im entferntesten ahnte. An erster Stelle sei hier die Erschließung der Nordpolargebiete erwähnt, die sich geradezu zu einem internationalen Wettstreit gestaltet hat. Gewiß erscheint es vielen seltsam, daß sich der Forschungsseifer einer so öden Stelle unseres Erdballs mit Vorliebe zuwendet, während so viel schönere Gebiete vernachlässigt werden. Sie kennen den dämonischen Zauber nicht, den die arktische Natur auf den Beschauer ausübt; sie urteilen mit demselben durch Sachkenntnis nicht getriebten Blicke, wie etwa ein Herzkranker über die sportlichen Leistungen eines Alpinisten sich abfällig äußert. Reisen in die Nordpolargegenden sind ein moderner Sport geworden; am Nordcap steht eine „Sektbude“, und auf Spitzbergen findet man jenseits des 75. Breitengrades eine ganz behagliche Unterkunft. Demnächst werden Reisen nach Island und der Westküste Grönlands in das Programm der „Touristenfahrten“ aufgenommen werden. Aber daß dem so ist, verdanken wir doch allein Reisen wissenschaftlichen Charakters, die den magischen Nebelschleier der eisumstarrten nordischen Drunhild zu lösen wußten. Wenn wir auf der Bühne ein Stück sich glatt abspielen sehen, vergißt man nur zu leicht die Mühen der Inszenierung. So ging es auch hier. Wer jetzt in das nördliche Eismeer reißt, dem treten die Bilder zweier Männer vor die Seele: Fridtjof Nansen und Andrée! In ihnen beiden spiegelt sich die ganze moderne Nordpolarforschung wieder. Sie gehören zusammen trotz aller Gegensätze! Niemand ist Glück und Unglück in ähnlicher Weise bei einer fast gleichartigen Unternehmung so grell zu Tage getreten. Dort der beispiellose Erfolg, die glückliche Heimkehr des Führers der Expedition mit seinem Begleiter Johansen, die fast märchenhafte gleichzeitige Ankunft des Expeditionsschiffes „Fram“; hier Mißgeschick auf Mißgeschick: die trübselige Heimfahrt im Sommer 1896 mitten durch den Nansen-

Zübel hindurch, die mühevoll Arbeit des folgenden Winters, um die Mitwelt wieder an den Ernst des Unternehmens glauben zu lehren, die Spötter zu bekehren, die Geldmittel zur neuen Ausrüstung zu gewinnen, wieder das bange Warten auf den Südwind, das schwierige Loskommen des Ballons, der Verluft der so sorgsam gehegten Schlepplinen und endlich — das Nichts! Wirklich, das Nichts? Ich kann es noch immer nicht glauben, daß jene drei prächtigen Menschen, die am 11. Juli 1897, nachmittags kurz vor 2 Uhr 30 Minuten, mir mit einem herzlichen Händedruck Lebewohl sagten, damals ihren Todesweg antraten. Man hat Andrée oft genug des Leichtsinns beschuldigt; das kann höchstens von dem Grundgedanken seines Plans gelten, und dieser war nicht ungeheurerlich als manche berühmte Entdeckungsfahrt des 15. und 16. Jahrhunderts. Würde man weniger hart urteilen, wenn die berühmte „Trift“-Reise des Nanjenschen „Fram“ unglücklich ausgelaufen wäre? Wer Andrée persönlich gekannt hat, wird mir zugestehen, daß er schwerlich einen besonneneren, umsichtigeren Mann kennen gelernt hat, der wochen-, ja monatelang über eine scheinbar geringfügige Einzelheit seines Unternehmens gegrübelt hat. Freilich war er für dieses begeistert, freilich war er ein Idealist! Aber haben wir nicht bisher stets den Idealismus als etwas Wertvolles angesehen, als einen besonderen Besitz germanischen Volkstums?

Die Suche nach Andrée und seinen Begleitern hat schon in den beiden verfloffenen Sommern eine Anzahl von Expeditionen in das Nordpolargebiet geführt. Wir nennen die schwedische des Schriftstellers Stadling nach Nord-Sibirien, die deutsche Expedition des Dampfers „Helgoland“, die hauptsächlich zoologische Forschungszwecke verfolgte. Auch die Jackson-Harmsworthsche Expedition, die nach dreimaliger Ueberwinterung Anfang September 1897 aus Franz-Josephsland nach England zurückkehrte, brachte keine Nachricht über die kühnen Luftschiffer. Daß sie auf jener Inselgruppe schwerlich gelandet sind, scheint auch die im August 1899 erfolgte Rückkehr des englischen Reisenden Walter Wellman zu bestätigen, dessen Unternehmen übrigens von einem beispiellosen Mißerfolge war. Er hat durch eigenes Ungeschick sich diesen wenigstens teilweise selbst zuzuschreiben. Leider ist der brave Norweger Bentzen, der die „Fram“-Fahrt so gut überstanden hatte, hierbei das Opfer des polaren Forschungs-Dilettantismus geworden. Dieser östliche Teil des nördlichen Polarmeers wird auch für die nächste Zeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Anspruch nehmen. Denn einen Vorstoß gegen den Nordpol hin beabsichtigt die Expedition des Prinzen Amadeo von Savoyen, des Herzogs der Abruzzen. Der Prinz ist in nördlichen Breiten wohl bewandert und ein tüchtiger Bergsteiger, wie seine Besteigung des Mount Elias in Nordamerika im Sommer 1897 bewiesen hat. Ueber seine Ziele hat er sich bisher mit lobenswerter Bescheidenheit geäußert, dafür aber der Ausrüstung und Vorbereitung seiner Reise desto größere Aufmerksamkeit gewidmet. Hoffen wir auf eine glückliche, erfolgreiche Heimkehr der „Stella Polare“ und ihrer kühnen Bemannung! Mit weit beschiedeneren Mitteln wird im Sommer 1900 einer der ältesten Erforscher Nord-Sibiriens, Baron Toll, eine Reise zu den Neusibirischen Inseln antreten; er hat dafür ein norwegisches hölzernes Fangschiff, „Harald Haarfager“, angekauft und gedenkt ebenso wie der italienische Prinz etwa zwei Jahre fortzubleiben. Seine Hauptaufgabe wird die Feststellung eines genaueren Kartenbildes jener Gegenden sein; namentlich soll untersucht werden, ob das mehrfach genannte Sannikow-Eiland wirklich vor-

handen ist oder in das Reich der Fabel gehört. Im übrigen beweist gerade diese Reise des Baron Toll wieder deutlich, daß für die Polarforschung der Satz gilt: „On revient toujours à ses premières amours.“ Auf längere Zeit in nordischen Breiten verweilen werden auch die Teilnehmer der schwedisch-russischen Gradmessungs-Expedition, die in diesem Sommer schon auf Spitzbergen ihre Winterquartiere eingerichtet hat. Die Irland an Größe etwa gleichkommende Inselgruppe Spitzbergen gehört jetzt zu den am besten bekannten arktischen Ländern; auch hierdurch wird das Andenken des unglücklichen Andrée kommenden Geschlechtern lebendig bleiben. Daß neuerdings noch die gerade zwischen dem Nordcap Europas und der Südspitze Spitzbergens gelegene Wäreninsel das Ziel zweier deutscher Fangeexpeditionen gewesen ist, erscheint nicht auffällig. Wissenschaftliche Leistungen sind von beiden bisher nicht bekannt geworden. Dagegen hat sich ein Streit um den Besitz des Landes erhoben, der aber sicherlich beigelegt werden wird, ohne, wie ängstliche Gemüter schon voraussehen, einen deutsch-russischen Krieg heraufzubeschwören.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt man jetzt den Küsten Grönlands, weil man in diesen Gegenden noch allein sich der Hoffnung hingeben darf, Andrée und seine Begleiter lebend wiederzufinden. Nicht weniger als vier Expeditionen sind augenblicklich hier thätig. Die Erforschung jener größten Insel der Erde hat einen neuen Aufschwung genommen seit der so erfolgreichen und glänzend durchgeführten deutschen Grönlandreise, die im Auftrage und im wesentlichen auch auf Kosten der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Dr. Erich von Drygalski 1891–93 unternahm. Gegenwärtig will der schwedische Geologe Prof. A. G. Nathorst an der Ostküste vordringen und die Strecke zwischen der Eskimo-Ansiedelung Angmagalik und dem Scoresbysund, also zwischen 66 und 72° n. B. nach Andrée absuchen. Ebenfalls auf der Ostseite wird der dänische Leutnant Ambrup Untersuchungen anstellen, die als Vorarbeiten für eine größere Expedition des folgenden Jahres dienen sollen. Weit großartiger gestaltet sich die Unternehmung des amerikanischen Marine-Ingenieurs Peary, der von der Westküste aus schon seit dem Jahre 1897 thätig ist. Er hat einen Urlaub auf fünf Jahre genommen und wird planmäßig feste Stationen anlegen, wo Eskimos mit Hunden überwintern sollen; diese Stationen werden dann immer weiter nach Norden vorgeschoben. Pearys Schiff ist die „Windward“, die bei Franz-Josephsland Jackson gute Dienste geleistet hat. Neuerdings hat Peary einen Nebenbuhler erhalten in dem bekannten norwegischen Kapitän Sverdrup, der mit dem umgebauten „Fram“ ebenfalls seit Ende Juli 1898 an der Westküste Grönlands weilt. Wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß aus dem edlen Wettstreit die Wissenschaft den größten Nutzen zieht und daß die lange gewünschte topographische Aufnahme der Nordküste Grönlands so endlich erreicht wird. Die in Nordamerika gegen Sverdrups Unternehmen herrschende Erbitterung kann dabei gleichgültig sein.

Und nun noch einmal zu der Frage: Wo weilt Andrée? So sehr wir es ersehnen, so gering ist doch unsere Hoffnung auf eine günstige Nachricht aus Grönland. Dabei sei es gestattet, eine eigene Vermutung, wenn auch in vorichtigster Form, auszusprechen, die wir bisher nirgends geäußert fanden. Schon Dr. Wafschin hat es beklagt, daß die auf der Däneninsel angestellten Beobachtungen der Windrichtung nicht noch mehrere Tage nach Andrées Aufstieg fortgesetzt worden sind. In den vorhergehenden Tagen wechselte fortwährend der Wind

nach den verschiedensten Richtungen. Die einzige sicher von Andrée zu uns gelangte Nachricht, die bekannte Brieftaubenpost, meldet ein verhältnismäßig geringes Vordringen des Ballons in nordöstlicher Richtung. Wie nun, wenn der Wind schneller, als die Luftschiffer annahmen, wechselte? Wenn Nordwind eintrat? Dann trieb der Ballon genau in der Richtung der kalten Meeresströmung, die an der Ostküste Grönlands nach Süd-Südwest zieht, über dem offenen Meere, beziehentlich über jenen fürchtbaren Packeismassen hin, die jene Küste umpanzern. Auf einem Raume zwischen dem nördlichen Polarkreise und dem 80. Breitengrade, mindestens zwischen dreißig Meridianen liegt einzig die Insel Jan Mayen. Sie oder die Ostküste Grönlands mußten die Luftschiffer erreichen. Glücke ihnen das nicht, so sind sie begraben in Nacht und Eis, für immer in Nacht und Eis!

Wir wollen nicht mit einem so düstern Bilde aus dem Norden scheiden. Mögen die Opfer auch noch so groß sein, die Menschheit schreitet unaufhaltsam fort, und der Ausdruck dieses Fortschritts ist neben manchem andern die Schaffung moderner Verkehrswege. Auch die nördlichen Breitengrade sind davon nicht ausgeschlossen. In Rußland verbindet die neueröffnete Eisenbahn Wologda-Archangel in fast gerader Linie Moskau mit dem Weißen Meere; die feierliche Einweihung des eisfreien „Katharina-Hafens“ an der Murman-Küste, dem Nordbrande der Halbinsel Kola, bedeutete nicht nur die Erschließung eines großen neuen Handelsweges, sondern wird auch wissenschaftliche wie Vergnügungsbreisende in ein bisher fast unbekanntes, aber landschaftlich und zoologisch höchst interessantes Gebiet locken. Endlich wird die hoffentlich schon im nächsten Sommer zu erwartende Eröffnung der Eisenbahn Gellivara-Ofoten, der „nördlichsten Bahn der Welt“, dem Geologen einen neuen Weg in das an Metallschätzen so reiche nördliche Schweden weisen.

Während der arktische Norden uns immer vertrauter wird, tauchen vor der Seele des Forschers, wie eine geheimnisvolle Fata Morgana, nur noch mit einem dichterem Schleier umgeben, in weiter Ferne die Gebilde der „Antarktis“ auf. Um den Nordpol breitet sich — seit der Reise des „Fram“ steht das ziemlich fest — ein weites offenes Meer aus; um den Südpol ist ein riesiges Festland gelagert, dessen äußersten Rand bisher wenige Sterbliche erblickt haben. Es war im Jahre 1895 auf dem „XI. deutschen Geographentag“ in Bremen, als der Geh. Admiralitätsrat Neumayer, der Leiter der „Deutschen Seewarte“ in Hamburg, zuerst die Frage der Südpolarforschung vorbrachte. Wer den begeistertsten Worten des ergrauten Gelehrten mit dem feingeschnittenen, auffallend an Richard Wagner erinnernden Kopf lauschte, der wurde überzeugt, daß hier „das bedeutendste der noch zu lösenden geographischen Probleme“ berührt werde. Eben diesen Ausdruck machte sich der im selben Jahre tagende „VI. Internationale Geographentag“ in London, auch unter dem Eindruck von Neumayers Rede stehend, zu eigen. Nicht wie ein Phantasiegemälde, sondern als ein genau ausgearbeiteter Plan wurde die deutsche Südpol-Expedition behandelt, und es erregte in Bremen einen wahren Beifallsturm, als sofort ein Gönner der Wissenschaft die ersten 100 000 Mark der veranschlagten Unkosten zu decken versprach. Mit Stolz konnte Neumayer dabei gedenken, daß „die deutsche Nation von jeher eine der führenden in der Lösung geographischer Probleme“ gewesen sei. Zum Glück wurde die Sache nicht übereilt, und so stehen wir heute vor der erfreu-

lichen Tatsache, daß die Aufmerksamkeit für die antarktische Forschung in immer weitere Kreise gedungen ist, und daß im Jahre 1900 eine deutsche Expedition nach der „Antarktis“ abgehen wird, die über nicht glänzende, aber völlig ausreichende Mittel verfügt und etwa im Juni 1902 zurückkehren wird. Vor allem kann die Wissenschaft sich Glück wünschen, daß von der Expedition früher geplante Handelszwecke und Fangreisen fern bleiben, sowie daß in der Person des Professors Dr. Erich von Drygalski ein Führer gewonnen ist, wie ihn schwerlich ein ähnliches Unternehmen aufzuweisen hatte. In der gemeinschaftlichen Sitzung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“ und der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ im Kroll'schen Theateraal ist am 16. Januar dieses Jahres das Programm der deutschen Südpolar-Expedition festgestellt worden. Besonders wurde hier betont, daß die zu lösende Aufgabe in erster Linie eine ideale sei und daß die praktischen Erfolge dahinter zurückstehen müssen. „Ein nutzbares Südländ im Sinne der mittelalterlichen Träume existiert nicht.“ Aber welche Fülle wichtiger Fragen hier der Entscheidung harren, zeigt allein eine Aufzählung der wichtigsten Punkte des in jener Sitzung entwickelten Programms. Die deutsche Südpolar-Expedition muß vor allem die Verteilung von Land und Wasser auf der südlichen Halbkugel jenseits des 65. Breitengrades festzustellen suchen. Weiter muß der geologische Bau und besonders der vulkanische Charakter des bisher nur an ganz wenigen Stellen betretenen südpolaren Kontinents sorgfältig studiert werden. Man hofft durch die genaue Kenntnis der geschichteten Ablagerungen und der in sie eingebetteten Versteinerungen vielleicht Aufschluß zu erhalten über Beispiele übereinstimmender Fauna und Flora in Südamerika und Australien, zwischen denen jener Süd-Kontinent dann eine Verbindungsbrücke bilden würde. Da ferner hier Gismassen in Bewegung sind, wie gegenwärtig nirgends auf unserem Erdball, werden mancherlei Beobachtungen zu machen sein, die entsprechende Rückschlüsse auf die nord- und mitteleuropäische Eiszeit gestatten. Weitere Förderung wird die Kenntnis der Meeresströmungen auf der Erde hier erfahren. Neben einer selbstverständlichen genauen Erforschung der Lebewesen jeder Art, der Pflanzenwelt, des Klimas u. s. w. kommt noch in Betracht, welche wichtigen Fragen hier die sogenannte Geophysik zu lösen hat, denn über Erdmagnetismus, Erddichte und verwandte kosmische Erscheinungen, z. B. die unsern „Nordlicht“ entsprechenden „Südlichter“, sind wir bisher sehr mangelhaft unterrichtet.

Diese flüchtige Aufzählung wird selbst jeden Laien von der Wichtigkeit des Unternehmens überzeugen. Wie stolz könnten wir sein, wenn es gerade deutschen Forschern beschieden wäre, hier achtungswerte Erfolge zu erzielen!*) Daß jetzt der geeignete Zeitpunkt ist, die Sache anzugreifen, dafür spricht nach der Ansicht der Sachleute, vor allem Drygalskis selbst, noch ein besonderer Umstand. Seit den letzten fünf bis sechs Jahren hat sich im südlichen Atlantischen

*) Inzwischen ist in der That Deutschland eine gewisse Führerrolle in der Südpolar-Forschung zugefallen, denn auf dem in Berlin vom 28. September bis 4. Oktober d. J. abgehaltenen „VII. Internationalen Geographen-Kongreß“, dessen bedeutsame Ergebnisse wir in unserm nächsten Aufsatz besonders mitteilen werden, ist das von den deutschen Forschern aufgestellte Arbeitsprogramm durchweg gebilligt, sowie das wünschenswerteste Zusammenwirken mit England grundsätzlich angenommen worden. Auch die namhaftesten Kenner der arktischen Zone, wie Mansen, Freiherr de Geer, Fürst Albert von Monaco, Sir Clements Markham, die Eieseesforscher Professor Chun, Sir John Murray u. a., haben in ihren Vorträgen die Wichtigkeit der geplanten Expeditionen betont.

und ebenso im Indischen Ocean eine ungeheure Eiskriste gezeigt, wie sie nur durch das in gewissen Zeitabschnitten sich wiederholende Abfließen großer Stau-eismassen bewirkt zu werden pflegt. Es ist nun zu hoffen, daß gerade nach dem Abfließen dieser Massen ein verhältnismäßig freies Fahrwasser gefunden werden wird. Der Weg unserer deutschen Forscher würde sich also folgendermaßen gestalten: Von Kapstadt aus zunächst in den südlichen Indischen Ocean bis zu den Kerguelen-Inseln (50° f. Br. und 70° ö. L. von Greenw.), dann in süd-südöstlicher Fahrt bis etwa zu dem vermeintlichen Westrande des südlichen Kontinents („Wilkes Land“). Hier würde nahe dem 70° f. Br. eine Station angelegt, als Ausgangspunkt weiterer Unternehmungen. Von solchen kämen namentlich mindestens zwei Vorstöße nach dem Südpol und nach dem südlichen magnetischen Pol in Betracht. Wenn diese glücken, so würde die Fahrt weiter nach Westen gehen, immer an der Eisante hin, in den Atlantischen Ocean, wo noch im Dirk-Gerrits-Archipel oder an der Küste von Graham- und Alexander I.-Land Gelegenheit geboten wäre, mit der inzwischen aus dem südlichen Stillen Ocean zurückgekehrten englischen, vielleicht auch mit einer nordamerikanischen Südpolar-Expedition zusammen zu wirken. Die Rückkehr der deutschen Forscher würde durch die ganze meridionale Länge des Atlantischen Oceans über Tristan da Cunha erfolgen. Die Gesamtkosten, wenn man sich mit einem Holzschiff von besonders starker Konstruktion begnügt, werden sich auf wenig mehr als eine Million Mark belaufen, wovon etwa ein Fünftel durch Privatmittel aufgebracht wird. Den Rest dürften das Reich und die einzelnen Landesregierungen ohne Frage bewilligen. Bezeichnend ist, daß in England, wo die Behörden sich hinsichtlich der Geldmittel ablehnend verhalten haben, zu den annähernd gleich hohen Kosten ein einziger Privatmann sofort 500 000 Mark beige-steuert hat.

Inzwischen sind schon ein paar kleinere Unternehmungen nach der „Antarktis“ ins Werk gesetzt worden, die immerhin schätzenswerte Vorarbeiten namentlich hinsichtlich der Meeresströmungen und der für die Ueberwinterung so überaus wichtigen Temperaturverhältnisse geliefert haben. Im August 1897 erfolgte die Abreise einer belgischen Expedition unter Führung des Marineleutnants de Gerlache mit dem Dampfer „Belgica“. Von Gelehrten nahmen der Naturforscher Dr. Macovika und der Geologe Dr. Arctowski daran teil. Seit dem Sommer 1898 ist der norwegische Forscher C. C. Borchgrævinck unterwegs; er hat schon 1894–95 unter sehr schwierigen Verhältnissen, an Bord eines Walfischfahrers, „Antarctic“, die Reise nach dem Südpolargebiet unternommen und glücklich unter $71^{\circ} 45'$ bei Cap Adare Viktorialand erreicht, seit Jahrzehnten der Erste, welcher den antarktischen Kontinent betreten hat. Auf seiner jetzigen Reise beabsichtigt er mit Zuhilfenahme von Hunden und Renntieren nach dem magnetischen Südpol vorzustoßen. Wie der im März eingetroffene Dampfer „Southern Cross“ nach Neu-Seeland meldete, hat sich der mutige Mann mit zehn Gefährten bei Cap Adare zur Ueberwinterung eingerichtet, die hoffentlich alle gut überstehen. Es wird dies die erste Ueberwinterung auf dem antarktischen Kontinent sein; die Nachrichten darüber, welche erst am Ende des nächsten südlichen Sommers, d. h. im März 1900 eintreffen können, werden der deutschen Südpolar-Expedition zu gute kommen.

Dr. Franz Violet.



Giovanni Segantini.

† 29. September 1899.

Mit unendlicher Trauer erfüllt es mich: In der Blüte seines Ruhms und seiner Kräfte, als die Natur unserem Freunde neue Formen offenbarte und das Leben in seinen Augen neues Licht gewann, da ist er dahingegangen, in vollständiger Einsamkeit, ohne den nötigen Beistand, als Opfer seiner Kunst.

Rastlos vom Morgen bis zum Abend in freier Luft und jedem Wetter arbeiten, sich hastig und ohne Sorgfalt nähren, stundenlang unbeweglich und in jener vollkommenen Selbstvergessenheit vor dem Gemälde stehen, welche der Pinsel seinen wahren Adepten verleiht, und das durch Monate hindurch: das kann keine Künstlernatur aushalten. In seinem letzten Brief, von Maloja, den 30. Juli 1899, datiert, schrieb er mir: „Seit einigen Monaten arbeite ich täglich fünfzehn Stunden in Sonne, Regen, Wind und Schnee.“ Und jetzt empfangen wir statt seiner Arbeit die traurige Nachricht von seinem Tode.

Er arbeitete an einem großen Triptychon für die Pariser Ausstellung, und was ich davon sehen konnte, offenbarte schon die erhabene Harmonie der Jahreszeiten im hohen Engadin unter einem feierlichen Sonnenuntergang.

Wer hätte je gedacht, daß die Leinwand unfertig in den Schneeflächen der Graubündner Alpen bleiben sollte? Vor einigen Tagen sprachen wir in Mailand im Atelier Bittore Grubicy's von ihm, dem Lebenden, und lasen einen seiner Briefe, der vor mehreren Jahren geschrieben war, und in dem mich folgender Satz stutzig machte: „Ich nähere mich jetzt meinem vierzigsten Lebensjahr und sollte mich nach dem, was ich Dir damals sagte, am Ende meines Anfangs und am Anfang meines Endes befinden.“ Ich hielt inne und suchte den ganzen Gedanken des Künstlers zu erfassen, weit entfernt von dem, was vielleicht in jenem Augenblick auf dem Schafberg geschah; denn nicht einmal die Nachricht von seiner Krankheit war uns zugekommen.

In wenigen Tagen ist ein Leben gefällt worden, das dazu bestimmt schien, alle Krankheiten zu überwinden und lange Jahre die Blüten der Kunst zu pflücken. Er fühlte sich in seiner Einsamkeit rein und stark wie vielleicht nie ein Künstler; seine Worte waren wie Schwingungen der Seele.

Von Soglio di Val Bregaglia schrieb er mir am 4. Januar 1898: „. Nun sprechen wir von uns. Sag', warum schreibst Du am Ende Deines Briefes Alles ist klein und eitel? Warum? Warum willst Du alles klein, beendet sehen? Alle ewigen und lebendigen Dinge tragen in sich etwas unbestimmbar Fertiges.“

„Derjenige, der inmitten der Alpen von dem Gipfel eines hohen Berges drilben im Thale die Straße sehen kann, auf der der Mensch als kleiner schwarzer Punkt hundertmal schwerfälliger seines Wegs dahineilt als die Ameise in ihrem Bau, der kann an die unendliche menschliche Bedeutungslosigkeit und Schwerfälligkeit denken und in Demut erschauern. Er kann aber auch von derselben Stelle aus, wenn er den Blick zum Horizont erhebt, sehen, wie um ihn herum die riesenhaften Wellen der Erde erhaben und lautlos Kreise von ununterbrochenen Ketten bis dorthin bilden, wo der Himmel sich hoch über dem Menschen

Der Zürmer. 1899/1900. I.

13

wölbt, und kann denken, selbst der Mittelpunkt des Weltalls zu sein; Himmel und Erde flühen ihm keine Furcht mehr ein“

Sein in Studien und eifrigem Nachdenken geformter Geist wetteiferte mit der Hand in der klaren Auslegung dessen, was die Natur an Höchstem und Einfachstem besitzt: er konnte stolz darauf sein, Mensch zu sein, und diese Gabe voll auf schätzen, wenn er von den Gräsern bis zu den Herden, von den Schneeflächen bis zum unendlichen Firmament das ganze Weltall mit dem Gedanken umfaßte.

Doch uns blieb es in verhängnisvollem Schicksal, über die Vergänglichkeit unserer Existenz nachzudenken, die weder Ruhm, noch höchste Fähigkeit einer Laune unserer Muskeln und unseres Blutes zu entziehen vermögen. Und damals hätte der reine, kraftvolle Künstler nicht gedacht, daß nach einem Jahre jene, die ihn liebten, ihm über die Gipfel des Schafbergs hinaus folgen müßten, um ihn unter dem Schnee und dem geliebten Boden seines Maloja verschwinden zu sehen.

So hat der Tod in erhabener schmerzlicher Weise die irdische Hülle des Künstlers und die Erde vereint, die er mehr liebte als sich selbst.

Die Hirten der Berge werden uns statt seines fremdlichen Hauses seine Ruhestätte zeigen. Und wir werden im Gedächtnis sein Leben und seine Kunst wachrufen, die Thränen besiegend bei dem Gedanken, daß sein Geist jetzt mehr denn je lebendig und siegreich ist, unsichtbar und doch gegenwärtig für all' jene, die ihn liebten; all' jene, die ihn liebten, von der felsigen Schweiz an, die ihm wie auf Befehl den Vorwurf zu einem riesenhaften Werke lieferte, bis zum fernen Californien, das für das Museum von San Francisco ein Frühlingbild bei ihm bestellte.

Sein so fleckenloses Leben und seine Kunst festigen in unseren Herzen sein Andenken über allen Tod hinaus. Er hat uns gelehrt, die Wahrheit zu lieben, die in jeder Linie und jeder Farbe der Erde erstrahlt; die Berge zu lieben, die sich mit Blumen bedecken und die Toten in sich aufnehmen; die Tiere zu lieben, die dem Menschen bei seinen Verrichtungen helfen und einen schwachen Schimmer davon in den rätselhaften Augen tragen; den Menschen zu lieben in der Wiege und im Grabe, den Schafhirten sowie den Erbarbeiter; denn die geheime Kraft, die den Pinsel des Künstlers lenkte, war die große Liebe zu allen Dingen der Schöpfung.

„Wenn ihr nicht dieses Feuer in euch fühlt“ — sagte er zu uns —, „dann laßt die Kunst. Sie ist ein leuchtender Tempel und kein Ort der Schatten; ein Altar der Läuterung und nicht der Lüfte; ein Liebestraum und nicht Hassesdunst.“

Mit dieser Flamme im Herzen kam er als Kind, von den Bergen magisch angezogen, aus dem Lombardischen herauf; arm und einsam malte er unter Hirten und Vieh seine ersten Bilder, in übersprudelnder Liebe von dem Wunsche befeelt, jedem Ding ein zweites Leben zu schenken. Und wie zauber- und harmonieerfüllt ihm die Berge erschienen sein mögen, das erzählen uns seine Bilder, die ihrer Modelle Lob besingen. Die untertane Sonne in Brianza wiegte seinen Geist in unaussprechlicher Trauer; und er blieb nachdenklich vor den Herden stehen, die sich bei hereindrechender Nacht über das Wasser beugten; vor den Herden, die der Sturm hinabjagte; vor den Menschen, die von den täglichen Mühen niedergebengt waren, und vor dem leisen Wimmern der verwaisten Kind-

lein. Und dann trieb ihn eine noch heißere Liebe dazu, eindringlicher die Formen der Natur wiederzugeben, bis schließlich die Graubündner Alpen, die seine beste Kraft auslösten, ihm, nachdem sie ihn mit Staunen und Begeisterung erfüllt hatten, unter dem kristallklaren Horizont die einsamsten Gegenden zuwiesen.

Da oben lebte er einsam durch zwanzig Jahre, keinen höheren Lohn erheischend als das Licht und die Harmonien, die seine Bilder belebten. Das Kunstwerk war nicht mehr eine Vorstellung des Künstlers, es war ein Teil des menschlichen Lebens.

Und wir werden weiter zu den künstlerischen Schausstellungen pilgern, die der Gebrauch dort und da in der Welt veranstaltet, und werden nicht mehr das ersehnte Werk, nicht mehr den geheimsten Ausdruck unserer Herzen in Sicht umgeseht finden.

Aber die Bilder, die uns bleiben, die lebendigen Ausschnitte seines Lebens, machen für uns die Gegenwart des Künstlers ewig, der jetzt in ein traumerfülltes Schweigen verbannt scheint.

Da oben auf den Bergen wird sich alles gleichförmig weiter entwickeln: die Herden werden in den Stall zurückkehren, der Schnee auf die Gipfel der Berge, die Alpenblumen in die Täler, und die geringen Sterblichen werden lautlos unter dem Schnee verschwinden; aber das liebende Auge, das sie betrachtete, wird sich nie mehr öffnen.

Er hat für uns das reinste Kunstideal verkörpert und jetzt strahlt er freige worden in einem Himmel, in dem die Sonne nie untergeht.

Domenico Tumiati.



Glückliche Paare.

(Von den Berliner Bühnen.)

Wer Winter ist nah. Der Herbst schminkt sich umsonst mit grellen Farben, wie eine alte Kokette, an manch sonnigem Tag die Jugend an. Der Bauer draußen glaubt ihm nicht; er weiß, daß bald, bald die weißen Flocken vom Himmel niederschaukeln und die müden, kahlen Felder decken.

Und auch der Großstädter glaubt ihm nicht. Wie die munteren Schwalben untrüglich den Frühling ansagen, wenn sie surrend ums Dach fliegen, so zeigen die Premièren, die sich ruhmredig in den Tagesblättern ausposaunen lassen, dem Berliner an, daß nun die Kunst aus dem tiefen Sommer Schlaf erwacht ist und nach Arbeit verlangt, nach Lorbeer lechzt und Weifallsgerauschk und — Tantièmen.

Ich bin kein Freund der Statistik. Die Statistik redet zu oft trist und trocken der freien Kunst in ihr menschenfreundliches Thun; die Statistik ruft zu oft der schwärmenden Phantasie das grausame Wort zu: Du lügst! Die Statistik ist unerbittlich und erlaubt keinen lächelnden Einwurf. Ein es aber möcht' ich wohl von der allzeit Verhassten fordern; und mir scheint, wer die Geschichte der Bühnenkunst richtig schreiben will, muß es wohl von ihr verlangen: sie soll

mal feststellen, wie viele glückliche Paare so ein Berliner Winter zusammenführt — auf der Bühne.

Früher zerfielen wohl die Vorgänge auf der Schaubühne scharfer getrennt in „heitere“ und „tragische“. Man gab hier viel gelles Licht, dort tiefen Schatten, und war weder in dunklen, noch in hellen Farben ganz wahrhaftig. Denn das wechselvolle Leben mischt Freude und Trauer ganz anders und scheidet nicht so reinlich und peinlich die trüben von den hellen Tagen, die bösen von den guten Thaten, das Glück vom Unglück. Das alles gleitet in Wahrheit sanft ineinander über, wie der Abend in die Nacht, wie der Fluß ins Meer gleitet.

Die Kunst überwundener Zeiten wollte oder konnte das nicht sehen. Für die vom Glück Enterbten, wie für die Schuldigen hielt sie Gift und Dolch bereit; ihre Bühnengifte, gefährlicher als die Tränklein der Borgia, wirkten erstaunlich schnell, und ihre stumpfen Theaterbolche trafen erstaunlich sicher. Daß böse Wunden von der milden Hand der Liebe, der Freundschaft, des Verzeihens oder nur von der Zauberin Zeit geheilt werden können, wollte sie nicht wissen. Es war eine unbarmerzige Kunst; sie kannte nur den Weg ins Nichts als Ausweg für die Verirrten. Die vom Glück Geliebten aber führte sie in eitel Sonnenschein ihre geebnete Straße; und wenn der letzte Vorhang sank über den seligen Paaren, die sie göttig zusammengab, so lag die Zukunft vor den Schwärmenden wie ein endlos sich dehrender Rosengarten, über dem die Falter gaukeln und dem kein Herbst und kein Frost droht mit Sturm und Zerstörung.

Chrlischer ist die moderne Kunst geworden. Sie verurteilt nicht so leicht mehr zum Tode, sie verurteilt oft zu Schlimmerem — zum Ausharren im Schmerz, zum Leben in der Entfugung. Und auch in einem andern Punkt ist sie chrlischer geworden: sie giebt nicht mehr gar so leichtsinnig die Paare zusammen; oder wenn sie sie giebt, so läßt sie wohl durchblicken, daß nicht nur lachendes Frühlingsland vor den rüstig Schreitenden liegt. Die Paare, die heute im Lichte der Lampen noch „glücklich“ werden, sind nicht mehr so zahlreich wie früher. Und die wenigen, die sich in der letzten Scene des letzten Akts „als Verlobte empfehlen“, glauben selbst nicht mehr so recht, daß nun ihr Lebensschifflein die glücklichen Inseln erreicht hat, die keine Seufzer gehört und keine Thränen gesehen haben.

Wenn ich von der Statistik erwarte daß sie mir recht giebt, so bitte ich sie, zunächst auszuschneiden, was kein Mensch — von ein paar witzelnden Börsenjobbern abgesehen, die jauchzend Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut erkennen — heute mehr zur Kunst rechnet, und wäre er zehnmal, ach nein: dreihundertmal berufen, den Tempel, der Lessings Namen trägt, erfolgreich zu entweihen. Oskar Blumenthal ist ein kluger Mann. Er hat einst glänzende Kritiken geschrieben, berühmt durch ihre infernalische Bosheit, mit der der „blutige Oskar“, wie er sich selbst gerne nennen hörte, mit Glück in Saphirs gefürchteten Spuren wandelte. Solange er nur ein litterarischer Gassenjunge war, der allem, was sich eine Blöthe gab, seine ungezogenen, aber witzigen Pointen respektlos an den Kopf warf, war er ein amüsanter Typus der Litteratur, die sich langsam und noch zaghaft aus den geliebten Königsmänteln des Epigontums schälte. Nicht nur dem Herrn ist von allen Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last. Und der blutige Oskar war kein satzloser Schalk, o nein.

Der Franzose würde sagen: Il était grand dans son genre, mais son genre n'était pas grand. Dann hatte er so lange die Fenster an anderer Leute Häusern und Palästen eingeworfen, bis er sich selbst bei dieser herzerquickenden Thätigkeit genug abgeküßt hatte, um unter die sinken „Baumeister“ zu gehen. Heute ist er der leuchtende Typus eines Berliner Schwant-„Baumeisters“. Früher hatte es noch so etwas wie Stil, was er zu bauen unternahm; heute baut er stilllos und keck einfach drauf los. Und er trifft allemal den Geschmack jener breiten Massen, die daran schuld sind, daß die schlechteste Singspielhalle, wenn fünf dünnbeinige Sisters mit falschem Blond und falschen Stimmen zweideutige Couplets singen, besser besucht ist, als die ernsthaften Theater, wenn sie „so veraltetes Zeug“ wie die „Sphigeneie“ zu spielen wagen oder gar den „Tasso“.

Aber heute, da er kein Künstler mehr ist in seinem kleinen Genre, sondern in seinem großen Genre ein struppelloser Spekulant, hat er seine alte Pfliffigkeit noch nicht verloren. Knapp ehe er das neue Wunder seiner „Kunst“ vor einem wochenlang vor der Premiere ausverkauften Haus offenbart, schüttet er lustig und listig eine Handvoll Stachelreime, glattgeschliffene, oft niedlich pointierte Wierzeiler im Feuilletton eines vielgelesenen Blattes aus. Und wenn man sich diese Stachelreime näher besieht, und die wichtigen von den nichtigen trennt, so wird man erkennen, daß der schlaue Spekulant damit von vornherein die ehrlichen Gegner seiner geschickt aufgepuzten Rinkerlitzchen um den Kredit zu bringen sucht. Er spinnt mit zielbewußtem Behagen in seinen nicht immer reinen Meinungen den Vorwurf aus: daß jeder, dem kein eigenes Werk zum Glück gedeihe, seine Freude daran habe, den Erfolg der anderen zu zerstören. *Avis au lecteur!*

Es sei dem klugen Mann gern zugegeben, daß die durchgefallensten Autoren noch immer die schneidigsten Kritiker waren. Wer mal die heute noch nicht geschriebene „Geschichte der Kritik“ zu schreiben unternimmt, wird über dieses Thema ein besonders ergötzliches Kapitel zu verfassen haben. Aber es ist ein neckischer Trugschluß, zu dem uns der bekehrte blutige Oskar mit dem frommen Augenaufschlag des unschuldig Leidenden bekehren will, daß alle, die im „Weißen Rößl“ nicht mehr zu sehen vermögen, als eine geschickte Anhäufung von Börsewigen, Dialektcherzen und nicht durchweg neuen Situationsspäßchen, und die gar seine Fortsetzung: „Als ich wieder kam“ (Première: Lessingtheater 30. Sept.) für ein ganz kümmerliches Nachwerk halten, nun notwendigerweise sechs eigene abgelegte und abgelehnte Römertragödien im Pult haben müssen. Ach nein! So ist das doch nicht. Der frühere Kritiker Oskar Blumenthal glaubt auch ebensowenig wie der frühere Theaterdirektor Oskar Blumenthal, was hier der mit Glück in Schwänken spekulierende „Dichter“ Blumenthal dem Publikum suggerieren will. Schade, sehr schade, daß nicht der Blumenthal von einst über den Blumenthal von heute die Kritik zu schreiben hat. So unbarmherzig wäre der noch nie „verrissen“ worden. Denn wahrhaftig, soweit das imaginäre Wirtshaus „Zum weißen Rößl“ im Salzkammergut entfernt ist von dem lichtspendenden Centralkörper unseres Planetensystems, den wir die Sonne nennen, so weit ist „Als ich wieder kam“, das neueste Blumenthalsche Lustspiel, in das der einftige Bonvivant Gustav Kadelburg die übliche Rolle für sein verwaistes Fach hinein-geheimnist hat, entfernt von einem deutschen Ideal-Lustspiel.

Zwei unbestreitbare Tugenden aber haben sie, diese Matabore modernsten Erfolges in der Stadt der Reichsintelligenz: sie beherrschen den Wit der Wit-

blätter vom „Dorfbarbier“ bis zum „Pfehl“, und sie kennen sich aus in den älteren Jahrgängen dieser Witzblätter selbst. Und das erfreut alle, die morgens beim Soupiereu rasch die „Fliegenden“ überfliegen und alles Gelesene am Abend schon wieder im Drang der Geschäfte vergessen haben. Und zweitens: sie vermehren mit jedem Stück die deutsche Litteratur um das, was ihr auszugehen droht: um ein paar so recht von Herzen glückliche Paare. Mit wahrer Schaden-Schadenfreude kuppeln diese beiden Kenner der Bühne im falschen Lampenlicht zusammen, was nichts von einander weiß, was nicht zu einander paßt und was nur in dem einen Fall glücklich zusammen wird: wenn nämlich nicht Welt und Leben das weitere Schicksal schmieden, sondern die beiden Tausendkünstler, die sie mitten durch Blödsinn und Salzammergut zusammengebracht haben.

Was aber dieses betrübende Lustspiel, das sich nur als zweiter Aufguß eines früheren „Werkes“ präsentiert, in der Provinz vielleicht einführt, das ist die Unleidlichkeit seines Helden, des Glühstrumpffabrikanten a. D. Giesecke. In dieser Figur sind alle Eigenschaften, die den Berliner je zum Gespött seiner Landsleute und zum Schrecken aller mit einigem Genuß reisenden Europäer gemacht haben, zusammengetragen. Dieser bejubelte Berliner ist bei Licht beschen nichts anderes, als ein unleidlicher Perl, der in seiner größenwahnsinnigen Ueberhebung aus ironisch verzogenen Mundwinkeln auf alle kleinen Freuden anderer speit und sich selbst für ein Non-plus-ultra der Klugheit und des guten Geschmacks hält, nur weil seine Wiege an dem charakterlosen Flüßchen gestanden hat, an dem das kümmerliche wendische Fischerdorf sich mit ungefunder Eile zur Weltstadt entwickelt hat, in der die dümmsten Schwänke dreihundertmal gegeben werden können.

Das „glückliche Paar“ ist für die Herren von der Schule Blumenthal Nebenzweck. Es muß da sein, gewiß. Denn ein Schwank muß „gut ausgehn“. Ein „guter Ausgang“ ist aber ein für allemal im Land der Denker und Dichter der Moment, wo ein harmloses, thörichtes Geschöpf mit langen Haaren einem Geschöpf mit kurzen Haaren und einem Schnurrbart, das ihm und uns bis dato höchstens durch seine Bummelweise aufgefallen sein kann, sich zur innigen Freude aller Geschminkten auf der Scene und aller Harmlosen im Parkett die Hände zum Bund fürs Leben reicht. Der Weg zu diesem erhebenden und alle Wohlmeinenden erschütternden Schlußbild ist für diese Dichter das wichtigste; ihn gilt's mit den Blüten des Wort- und Börseuwiches zu bestreuen — wie unsagbar herrlich ist es zum Beispiel, wenn der Schwankheld anstatt „Nubi“ . . . Nubi versteht! Auch kleine, neckische Sentimentalitäten werfen ein bißchen träumerischen Mondschein auf diesen sorglich bereiteten Weg. Und das alles nur, um darüber hinwegzutäuschen, wie trostlos öde, unfrisch und coulissenhaft die ganze Gegend ist, durch die dieser Weg führt, und was für dummglöckende Puppen, die Menschen sein wollen, uns auf diesem Weg begegnen.

Viel ernsthafter ist Hermann Faber, der das seltene Glück hatte, nach bravem Warten auf zwei ersten Berliner Bühnen rasch hintereinander zu Wort zu kommen. Am 22. September trug seine „Ewige Liebe“ im Königl. Schauspielhaus einen freundlichen, nicht ganz unbestrittenen Erfolg davon; am 1. Oktober klatschte das Publikum des Deutschen Theaters höflich, aber ohne Herzlichkeit seinem Lustspiel „Ein glückliches Paar“ Beifall. Im Schau-

spielhaus aber wie im Deutschen Theater gab es eine kleine Opposition. Im Schauspielhaus will man von den lebenden Dichtern nur unterhalten sein; man spürte bei Faber so etwas wie ein Thesenstück und war verstimmt. Im „Deutschen Theater“ wiederum erwartete man etwas wie eine These, und sah nur Georg Engels, der in prächtiger Komik einen höchst unbeholfenen Freiermann auf die Bretter stellte, einen weltfernen Sonderling, wie ihn auch die Muse der sechziger Jahre dem alten Roderich Benedig hätte in guter Stunde bescheren können.

Beide Stücke Fabers aber, das Schauspiel mit den heiteren Grundtönen und das Lustspiel mit dem ernsthaft gemeinten Kern, beschäftigen sich ausschließlich mit der Frage des „glücklichen Paares“, nach dem denn auch das eine genannt ist. Allen Faberschen Stücken haftet etwas Ersonnenes, Ergrübeltes an. Selbst wo sie so gern heiteres, raschpulsierendes Leben spiegeln möchten, geben sie Papier; und das Sonnenlicht, das über die einzelnen Gestalten fließen soll, ist für den schärfer prüfenden Blick nur das Licht einer Studierlampe, die der stillen, mühsamen Arbeit des Frankfurter Rechtsanwalts den Helikon zu erleuchten pflegt. So hat er bei seiner emsigen Beschäftigung mit den Modernen, denen er sich verwandt fühlen möchte, die Frage, die er behandeln wollte, wohl ganz modern empfunden; aber als er es unternahm, ihre Lösung in Handlung umzusetzen, blieb er im Altfränkischen stecken.

Wie der jüngere Dumas und seine Schule immer nur das eine Problem der unglücklichen Ehe behandeln wollten, so scheint Faber seinen Stoff, um den sich die Gedankenarbeit seines Lebens dreht, gefunden zu haben in der „unglücklichen Verlobung“. Seine „Ewige Liebe“ zeigt uns einen braven Schullehrer, der vor Jahr und Tag, als Student, sich verliebt und verlobt hat. Sie ist eine liebe, gute Kleinstädterin, die ihm das opfert, was sie „Jugend“ nennt, ein paar Kränzchen, ein paar Bälle, Landpartien und solche Herrlichkeiten. Er geht in die Großstadt und arbeitet für die Examina. Nach Jahren — gerade als ihm die ersehnte Anstellung winkt, die ihm die Eheschließung endlich ermöglicht — lernt er im Stübchen eines älteren Freundes, eines schrulligen, alten Musikers, dessen Schülerin kennen, ein frisches, munteres Weltkind, vor dem die geheimnisvolle Welt noch weit und lockend liegt, die Welt, die es mit seinem Talent und seiner Jugend erobern will. In die brave, resignierte Schulmeisterseele wirft das sprühende Feuerköpfchen seine Funken. Der Aermste träumt von neuerkämpfter Freiheit, von einer anderen, stürmischen, seligeren Liebe, als sie ihm die treulich wartende Braut im kleinen Heimatstädtchen geben wird und geben kann, dieses verblühende Mädchen, das so eifrig gute, nüchterne Briefe schreibt und farbige Deckchen häftet und sich schüchtern ihr bescheidenes Glück ausmalt. Aber das Schicksal hält selbst schützend seine Hand vor die große, gefährliche Thorheit. Verauscht vom ersten, jungen Ruhm, will die kleine Künstlerin ihre geliebte Kunst nicht ihrer Liebe zu dem Magister opfern; und der Philister in ihm prallt entsetzt zurück vor dem Gedanken, den sie ihm nahelegt: an eine Vereinigung in der Freiheit. Nein, das nicht! Er kehrt reuig von seiner Verirrung zu der Braut zurück. . . Das ist in seiner Art auch ein guter Ausgang! Dieses glückliche Paar wird leben, wie Tausende vor ihm gelebt haben, Tausende nach ihm leben werden: in einem stillen, sauberen Heim, drei Treppen hoch; in geschmacklos tapetierten Zimmerchen mit braungerahmten, blassen Familienbildern

und gedrucktem Hausfegen, mit peinlich gestichelten Decken über allen Tischen und Stuhlchen; da werden die beiden arbeiten und ein paar gesunde, freundliche Kinder großziehen. Und nur ganz selten — vielleicht im Herbst, wenn die Blätter draußen von den Kastanienbäumen fallen, und der Abend den Himmel mit dunkelvioletten Wolken füllt —, stiehlt sich eine leise, wehmütige Erinnerung in das Herz dieses Mannes, eine Erinnerung an die große, lachende, süße Dummheit, die er einmal — lang, lang ist's her — zu machen im Begriff stand. Drumten aber auf der Straße gehen ein paar Kollegen von der Realschule vorbei und reden über „sie“ und „ihn“. Stille Leute, sagen sie, aber ein glückliches Paar. . . .

So hat sich's Faber wohl gedacht, daß es kommen wird. Sein freundliches Talent plante ein modernes Stück zu schreiben und dichtete just die Alltagskomödie jener sogenannten glücklichen Paare, die nach einem einzigen Frühlingstürmchen friedlich, still und wohltemperiert durchs Leben gehen, und denen keine Lästertunge etwas nachsagen kann.

Anderß in seinem Lustspiel, das nun wirklich „Ein glückliches Paar“ heißt. Hier möchte er wohl gern als echter und rechter Satiriker lachend den Finger legen in eine schmerzende Wunde unserer Zeit. Er findet, daß die jungen Leute unserer Tage wie die Blinden in die Ehe stürzen. Es ist, wenn man so will, die dramatisierte Philosophie eines Junggesellen, was er bringen möchte, eines Junggesellen, der vielleicht selbst schon oft mit der Ehe gerechnet hat, und mit dem noch öfter von ängstlichen Müttern gerechnet worden ist. Ein gesunder, kräftiger Hohn wäre hier wohl am Platz. Und eine hübsche, feine Satire auf die thörichte Schnelligkeit, mit der heute junge, unwissende Menschen, die einander kaum kennen, zusammen in das schwankende Lebensschifflein steigen, hat Faber wohl vorgeschwebt, als er zur Feder griff. Er hat uns zeigen wollen, welches ahnungsvolle Gefühl nahenden Unglücks solch ein sogenanntes „glückliches Paar“, das Eltern und Tanten mühsam und schlau operierend zusammengegeben haben, schon befallen kann. Er hat uns beweisen wollen in einem heiteren, leicht karrikierten Bilde, daß ein Kluger gewiß sein klügstes Werk vollbringt, wenn er, alle falsche Scham mutig beiseite scheidend, noch rechtzeitig gesteht: „Es war ein Irrtum. Bestehen wir's uns, solange es noch Zeit ist.“

Sehr glücklich ist das Beispiel für die gute satirische Idee nicht gewählt. Der Fabersche Held ist ein Doktor Wendelin. Wir sollen von ihm glauben, daß er sehr klug, ja bedeutend ist. Denn er hat Bücher geschrieben, gelehrte Bücher, die zwar niemand kauft, die aber — so wird versichert — sehr interessant und geistvoll sind. Es ist möglich, daß sich Liebig, Du Bois-Reymond oder Bunsen in irgend einer Lage ihres Privatlebens auch einmal höchst thöricht benommen haben und jeder Hilfskutscher von der Pferdebahn in Ayrich ihnen hätte einen zweckmäßigen Rat geben können. Ja, in Studentenkreisen circulieren wohl solche Geschichten, an denen sich schon Generationen erquickt haben. Aber wenn wir eben nichts von diesen Gelehrten zu sehen bekämen, als diese eine Thorheit, die eine gänzliche Unkenntnis des Lebens und seiner Verhältnisse verriete, so fiel es uns recht schwer, an ihre sonstige hohe Bedeutung zu glauben. So geht's uns auch mit dem braven Doktor Wendelin. Wir hören, daß er ein großer Geist ist, aber wir sehen nur, daß er sich benimmt wie ein Narr. Bis jetzt hat er bei seiner Tante gewohnt. Nun ist der Heiratswahnsinn über

ihn gekommen. Er muß heiraten. Er stellt eine Liste aller „Möglichkeiten“ auf und streicht eine nach der andern. Einem einzigen Mädchen, Hilde Helm, tritt er schließlich in seiner unbeholfenen, halb schüchternen, halb täppischen Art näher. Sie hat stark emancipierte Neigungen und verabscheut in Grunde die emsige Jagd auf den Mann, zu der sie von den fürsorglichen Eltern dressiert wird. Die Tante des schüchternen Freiersmanns inszeniert listig einen „Probefuß“. Der wird natürlich belauscht, und die Ueberraschten sind optima forma verlobt, ehe sie sich besinnen können. Das „glückliche Paar“ ist fertig. Beide aber fühlen, daß sie nur tief unglücklich miteinander werden können; er, weil er überhaupt scheint's schlecht zur Ehe taugt; sie, weil sie einen andern liebt, dem sie aus Trotz einen Korb gegeben. Mit den Augen verzweifelnder Angst durchschaut der gute Wendelin schließlich ihr bräutliches Herz. Strahlend in der hohen Freude des Erlöstseins giebt er zusammen, was sich in Sehnsucht aufstrebte.

Nun haben wir am Schlusse der Komödie, die gegen typische Thorheit zu Felde ziehen wollte, das typische „glückliche Paar“ der Bühne. Alles Zusammensein der beiden haben wir miterlebt, alle ihre Gespräche haben wir erlauscht. Wir wissen: sie hat den Schiffsarzt, der sich nun in Zürich habilitieren wird, ganze zwei Mal gesehen. Allerdings der Verfasser spricht das Wort „Verlobung“ nicht aus. Es ist nur die Rede davon, daß sie nach Zürich gehen wird, zu „studieren“. Aber ein jeder von uns weiß — was dem Dichter nur die Oekonomie des Dramas auszusprechen verbietet, — daß dieses Studium endigt, eh' es begonnen wurde.

Immerhin ist das die modernere Auffassung der Bühnendichter, daß die Frau sich selbst, wenn auch nur zum Schein, einen Beruf schafft, den sie, einmal versorgt, sofort wieder aufgibt, dem Manne zu folgen. Eine frühere Dichtergeneration liebte es mehr, am Schlusse ihrer fröhlichen oder rührjamen Geschichten gerade den flotten Taufensaffas, die da lebten wie die Lilien auf dem Felde, die hübschen, naiven Bräute in die Arme zu legen. Das gab nach ihrem einfachen Rechengewepel die besten Ehen. Wenn die Bühnendichtung unserer Tage über die Verlobung in solchem Fall hinauskommt, so ist sie bestrebt, das Gegenteil zu beweisen. Und das ist logischer.

Einen solchen Beweis zu erbringen, gedachte auch Hugo Ganske. Da schrieb er sein dreiaktiges Schauspiel „Die heilige Frau“, das am 12. September am „Neuen Theater“, besonders im Mittelakt, einen starken Erfolg hatte. Freilich: Erfolge im „Neuen Theater“ beweisen nicht viel für die Tugenden einer „heiligen Frau“.

Es giebt eine weitverbreitete Ansicht in der Welt: alles Heilige müsse notwendigerweise auch langweilig sein. Warum? Weil das Heilige den Kampf ausschließt, den Kampf mit den Leidenschaften, den Kampf mit den Lasten? Gewiß nicht. Gerade das, was wir „heilig“ nennen, verlangt die stärkste Versuchung, um sich zu bewahren. Es ist leicht, nicht zu stehlen, wenn man satt und vom Wohlleben gefätschelt dahinlebt; es ist leicht, seinen Zähjorn zu beherrschen, wenn nirgends ein Widerspruch reizt; es ist leicht, zu schenken, wenn man sich nur des Ueberflüssigen schenkend entledigt. Aber stark sein im Kampf mit der Sorge, die den müden Schlummernden weckt und den rastlos Schaffenden quält, mit dem Neid, der uns den targen Lohn unserer sauren Arbeit nicht gönnt, mit der Schadenfreude, die über unsere blutigen Thränen lacht und immer

noch aus dem eigenen, wunden, müden Herzen ein Tröpfchen Freude, ein Tröpfchen Liebe nehmen, anderen den Pfad zu erhellen — das heißt, wie ich's verstehe, heilig sein.

Und wo liegt in solcher Heiligkeit das Oede, Langweilige, Fade, das man ihr nachsagt? Nicht aus einem trägen Frieden, aus üppigem Wohlleben kommen die starken Weltüberwinder, und die wahrhaft heiligen Menschen — ob sie nun von Raphael gemalt auf Erden unsterblich geworden, oder ob sie nur von wenigen gekannt den Leidensweg tief im Schatten gegangen — sind Kämpfer im höchsten Sinne gewesen.

Wenn Hugo Ganske seinem dreiactigen Schauspiel „Die heilige Frau“ (Erstaufführung „Neues Theater“ 13. September) den Titel nicht erst nachträglich aufgeklebt hat, wie man ein grelles, blendendes Etikett auf ein recht bescheidenes Weinchen klebt, so hat er doch jedenfalls mit dem „heilig“ die Dulderin bezeichnen wollen. Aber leider ist für ihn heilig und langweilig so ziemlich dasselbe geworden. In den beiden Acten, die ihre Gestalt beherrschen soll, gelingt es dieser kleinen, larmoyanten Frau ganz und gar nicht, uns für sie oder ihr Schicksal oder ihre Heiligkeit zu interessieren. Sie ist eine brave, biedere, kleine Hausfrau; sie ist gutmütig und schenkt alle Kleider ihres Mannes gern den Bedürftigen. Wenn alle Frauen, die mit keinem Trödeljuden in Geschäftsverbindung stehen, schon „heilig“ wären — wir hätten eine herrliche Welt, und unsere Dichter wären mit den schönsten Superlativen, die sie dem Weib gespendet haben, noch weit hinter der sonnigen Wirklichkeit zurückgeblieben. Leider aber genügt solch billige Mildbthätigkeit nicht zur Heiligspredung. Was „duldet“ diese heilige Heidin in Ganskes Drama? Sie hat einen Mann geheiratet, den sie liebt, und der in guten, geordneten Verhältnissen lebt. Er liebt sie auch, aber sie langweilt ihn. Kein Wunder, sie befeuzt seine kleinen Liebhabereien, sie beweint seine Freundschaften; sie ist nervös, kleinlich und pedantisch. Der Mann ist im Grunde ein guter, lieber Kerl, aber er neigt zum Leichtsinne, und diese ewig müde, ewig blasse, ewig „heilige“ Frau hat die Macht nicht, ihn mit ihren Thränen, ihrer Duldermiene und ihrem aufdringlichen Verzeihen für harmlose Sündthaten zu halten. Nach einem kleinen ehelichen Zanf läßt er sich von einem lebenslustigen Freund, den die kleine Heilige instinktiv nie leiden konnte, verführen, einen Maskenball zu besuchen. Ein paar leichtsinnige Mädchen, drei Schwestern — darunter die Braut eines Arbeiters, den er am Tag zuvor aus seiner Fabrik entlassen — machen ihm den nicht übermäßig vernünftigen Kopf heiß. Er fährt mit den dreien in einer Nachtdroschke — das ist alles, was wir erfahren; alles, was der eifersüchtige Bräutigam der einen Leichtsinnigen mit hassenden Augen erspähen kann; alles, was die Reuige am nächsten Morgen in einer dummen Scene der „heiligen Frau“, ohne es zu wollen, gestehen muß. Die heilige Frau aber stirbt vor Schreck am Herzschlag in dem Augenblick, wo ihre lebendige Heiligkeit hätte beginnen sollen. Zu verzeihen und vom reichen Schatz des eigenen, starken Gutseins den anderen, deren Geist so willig, und deren Fleisch so schwach ist, hilfreich zu geben, das ist das Wesen der Heiligen. Nicht von einer solchen erzählt uns das (in realistischen Einzelheiten des zweiten Actes übrigens wirkliches Talent verratende) Schauspiel Hugo Ganskes. Es ist für den nüchternen Betrachter, der sich von ein paar geschwollenen Redensarten nicht täuschen läßt, nichts weiter, als die dramatisierte Geschichte eines „glücklichen

Baarez", bei dessen Hochzeit vermutlich viel geredet wurde von weinselligen Zungen über das Glück der Zukunft, über das Nestchen, das herzliche Liebe bereitet, über die große Neigung, die diese längst für einander Bestimmten zusammengeführt.

Neigung. Was ist Neigung? Es ist mehr und ist weniger als Liebe. Die Neigung kommt zart und süßsam entgegen, wo die Leidenschaft beugen, unterwerfen, besitzen will. Die Neigung ist schüchtern und zum stillen Dienen geboren, wo die Leidenschaft heroisch und undankbar ist. Die Liebe beglückt; die Leidenschaft berauscht; die Neigung fordert so wenig und ist stets bereit, so viel zu geben. Die Neigung dauert aus in Lust und Leid, wo die Liebe vielleicht schon die rasch und gierig geleerten Schalen ihres Freudenmahles wegwirft.

„Alles das Neigen
 „Von Herzen zu Herzen —
 „Ach, wie so eigen
 „Bereitet es Schmerzen . . .“

Es ist schwer zu sagen, warum der feinsinnige Wiener Novellist F. J. David, der in kleinen Erzählungen vielfach bekundet hat, daß er die Grade menschlicher Gefühle wohl auseinander zu halten versteht, seine Wiener Komödie in vier Akten (Première am Lessingtheater 10. September) gerade „Neigung“ genannt hat. Ein Mädchen aus schiffbrüchiger Familie heiratet einen armen Lehrer. Sie hat ihn immer lieb gehabt; aber ehe der Vater, ein blöder Schwabronneur, in die ihm anvertraute Kasse gegriffen und sich dann selbst umgebracht hat, ehe der dunkelhafte Bruder und die leichtsinnige Schwester, zwei wurmstichige, haltlose Großstadtkrüchtchen, ihrer Wege gegangen sind, hat die Mutter die Neigung im Herzen der einzig wohlgeratenen Tochter niederzuhalten verstanden. Erst das Unglück giebt dem Mädchen Freiheit und Mut; sie folgt dem ausdauernden Freier und wird wohl so glücklich, als sie nach all den Enttäuschungen werden kann. Das Gute an dem Stück liegt in den novellistischen Details; die Handlung ist arm und dünn.

Von dem, was sonst noch der erste Premierensturm an uns vorüberwirbelte, ist wenig zu sagen, oder nichts. Christiernson hat ein Lustspiel geschrieben: „Dolly“, das im Berliner Theater gefiel. Es ist platt und alltäglich. Neben diesem Stück mit einer „guten“ Nebenrolle ist Hans L'Arronges fünfsaktiges Schauspiel „Das alte Kind“ fast eine That zu nennen. L'Arronge, der Sohn, hat L'Arronge dem Vater mancherlei abgesehen. Aber er pendelt unsicher hin und her zwischen der herb zu packenden Kunst des Vaters, die er mit Recht für überlebt hält, und der feinen Stimmungskunst der Modernen, die er nicht erreicht. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Künstlerseele, die uns nicht zu interessieren vermag. Zwei Menschen, die nicht zu einander passen, gehen auseinander. Sie findet im Ehrgeiz Ersatz, er in neuer, echter Liebe. Er verläßt eine herzlose Streberin, um ein liebes Gänschen zu heiraten. Das glückliche Paar des ersten Aktes trennt sich im fünften; aber dem Zuschauer ist es längst gleichgültig geworden, ob diese unlogischen, roh geschnitzten Figuren auseinanderlaufen oder zusammenbleiben.

Zum Schlusse seien noch zwei Novitäten der Vollständigkeit halber erwähnt: „Nivito“ von Ferdinand Bonn und „Caub“ von Walthar Bloem. Im ersten schrieb sich ein gewandter Schauspieler eine Rolle, die denn auch im „Neuen Theater“ in der Darstellung des Verfassers ihre Wirkung that. Im

zweiten kommt uns ein rheinischer Rechtsanwalt im Wildenbruchstil patriotisch. Das Schauspielhauspublikum hörte ihn höflich, doch ohne innere Anteilnahme an. Der deutsch radebrechende Japaner des einen und der polternde Blücher des andern haben beide mit der Litteratur nicht viel zu thun. Sie liefern dem Publikum im Rahmen eines Theaterabends die üblichen glücklichen Paare, hier beim Knattern der Flintenschüsse, dort beim Knallen der Sektstropfen. Voilà tout.

Und die „glücklichen Paare“ sind der Tribut, den die Autoren dem Geschmack des Publikums entrichten. Die braven Leute im Parkett wollen darüber beruhigt sein, daß die Puppen dort auf der Bühne nicht aussterben.

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.



Goethe in Belgien.

Eines der wenigen Länder, in denen die Deutschen nicht daran gedacht, unserem Altmeister zu seinem hundertundfünfzigsten Geburtstag eine offizielle Feier zu veranstalten, ist Belgien. Dagegen haben die belgischen Zeitungen warmempfundene Gedenkartikel über Goethe, teilweise selbst illustriert veröffentlicht. Vor allem aber brachte die „Revue de Belgique“ aus der Feder von Charles Carolea einen bemerkenswerten Aufsatz über den Dichterkönig, der einen wertvollen Beitrag bildet zur litterarischen Würdigung desselben im Auslande. Hier die Hauptstellen dieser von uns Deutschen jedenfalls dankbar zu begrüßenden Arbeit, wenn sie auch nicht gerade unseren Idealen entspricht. — Seit mehr als fünfzig Jahren bestehen Goethes Persönlichkeit und seine Werke die gefährlichste aller Proben. Durch die Thätigkeit der Zeit, durch die sich häufende Bewunderung der Generationen, durch das Spiel der Umstände sowohl als durch die Eigenschaften seines Genies ist Goethe mehr als ein großer Dichter geworden, der größte, den die deutsche Sprache und Nation bekunden, er ist mehr geworden als nur ein König des Geistes: er ward zum Symbol, ein Idol, ein Fetisch, ein abstrakter Begriff, ein Name, vor dem man sich neigt, wenn man ihn anspricht, den man nur mit einem Gemurmel der Bewunderung und Anbetung über die Lippen bringt. Zu Ehren seines Gedächtnisses hat man Museen begründet, man bewahrt gleich Reliquien alles auf, was sich des näheren oder weiteren an sein Gedenken knüpft; behufs Deutung seines Werkes schuf man Lehrstühle und gelehrte Gesellschaften; man hat ganze Bibliotheken über ihn verfaßt.

Und nun ist folgendes geschehen: man hat dem Manne so viel Weihrauch entzündet, daß es unmöglich geworden ist, durch die Weihrauchwolken noch des Dichters Persönlichkeit zu erkennen. Man hat so viele Auslegungen über sein

Werk verfaßt, daß dieses selbst erdrückt, erstickt worden zu sein scheint. Man hat in dieses sein Werk so viele geheime Absichten hineingelegt, man hat ihm einen so abweichenden Sinn unterschoben, daß man dessen wirklichen Sinn völlig aus dem Gesicht verloren hat. Es ist einem sich auf dem Laufenden haltenden litteraturkundigen Menschen fast unmöglich geworden, ein Meisterwerk Goethes mit jener Frische, mit jener Unbefangtheit und Aufnahmefähigkeit zu lesen, die allein es erlauben, seine Poesie zu fühlen und zu kosten. Man ist so sehr daran gewöhnt worden, Goethe als einen Halbgott zu betrachten, daß man vor seiner Göttlichkeit der eignen Vernunft den Laufpaß giebt, mehr noch, daß das Werk selbst nicht mehr zu erkennen, der Mensch Goethe unnahbar geworden ist.

Es wäre schwierig, nicht eingestehen zu wollen, daß Goethe selbst zum Teil für diesen Fetischismus verantwortlich ist. Während dreißig Jahre hat er sich für die Nachwelt drapiert, für sie „posirt“, er hat an sich selbst die Idealisierungsarbeit begonnen, eine eigne Legende geschaffen und in seiner Selbstbiographie so gut Wahrheit und Dichtung verquickt, daß es unmöglich wurde, zu erkennen, wo die eine beginnt, wo die andre endet. Die Bewunderer haben ihn wörtlich genommen, sie haben ihn überteuert, ihn bis auf das äußerste idealisiert und symbolisiert, und der Meister würde in seinem Himmel wenig Gnade bei ihnen finden, wollte er ihnen allein die Folgen ihres Fetischismus zur Last legen.

Es scheint auf der andren Seite, daß Goethe durch Schaffung des Charakters oder vielmehr der Parikatur dieses famosen Wagner sich selbst gegen die ungeschickte und blöde Bewunderung seiner Jünger hat schützen wollen.

Der allgemeine Eindruck ist folgender: eine wunderbare Organisation, aber ein leblich gewöhnlicher Charakter; die denkbar poetischste, aber auch eine am wenigsten heldenhafte Seele, der subjektivste, selbstsüchtigste Dichter, aber auch der egoistischste Mensch! Und in letzter Analyse, ein strahlender Verstand, der sein ganzes Leben hindurch getrachtet hat, sich voll Licht zu saugen und es über die Welt auszustreuen, aber nicht fähig, die Herzen zu entflammen; ein alle Grenzen überschreitendes Genie, welches Meisterwerke von einer skulpturellen und marmornen Schönheit in Masse hervorgebracht hat, die aber auch die Kälte und fast die Härte des Marmors besitzen.

Wir müssen vor allem anerkennen, daß Goethes Ruhm in erster Linie durch eine Gesamtheit von seltenen Eigenschaften gebildet worden ist, die er besaß und bis zu einem außerordentlichen, vielleicht einzigen Grade zu entwickeln verstand und die ihm für ewige Zeiten die Bewunderung der Menschen verschafft haben.

Die erste Eigenschaft, welche uns an ihm packt, welche seine und unsere Zeitgenossen blendete, ist sein univervelles Genie. Er erscheint uns als einer der offensten, der umfassendsten Geister der modernen Zeiten. Als Mann der Wissenschaft, Biologe und Vorläufer in der Theorie von der Entwicklung der Arten, Physiker und Erfinder einer Farbentheorie, Staatsmann, Gesellschafts- und Hofmensch, Geschäftsmann, Philosoph, lyrischer, epischer, dramatischer, satirischer, tragischer, komischer, didaktischer Dichter, Romanschreiber und Historiker hat er jedes Genre und alle Saiten der menschlichen Seele berührt . . . Aber Goethe ist vornehmlich stutend und wechselnd. Man findet in seinen Werken die Antipoden des menschlichen Gedankens. Was hat der Dichter des Götz und Werther gemein mit dem des Tasso und der Iphigenie? Der Geist Goethes ist ein Kristall mit tausend Facetten, in denen sich das Licht in allen Farben des Regenbogens

bricht. Er ist der unfassbare Protheus. Man darf sich selbst fragen, ob dieser Mangel an Einheit und Harmonie nicht eine schwere Lücke bedeutet. „Universalität“, bedeutet das nicht logisch und ethymologisch etwas, was „gegen das eine gefehrt ist?“ Kann man jedoch sagen, daß Goethes Werk ganz und gar auf einen einzigen Hauptgedanken hinzielt? Hat es sich nicht vielmehr nach einander zu allen Gedanken hergeliehen, ohne sich einem einzigen hinzugeben?

Jedenfalls, ob ein Mangel oder Vorzug, ist diese encyclopädische Verschiedenheit zu seinem Ruhme ausgeschlagen. Gerade weil Goethe der ungreifbare Protheus ist, können ihn alle Doktrinen für sich beanspruchen, können sie alle sich aus dem Arsenal seines Werkes ihre Waffen holen . . .

Eine zweite Eigenschaft, die Goethe im höchsten Grade besaß und in der er sich vor seinen Zeitgenossen auszeichnet, ist die Gesundheit, Heiterkeit und das Gleichgewicht seiner Seele. Die Mehrzahl seiner Schüler zeigen krankhafte Charaktere, sie sind von einem inneren Leiden angekränkt. Sie leben in einer Atmosphäre des Kampfes, der Widersprüche, der Zwietracht. Nehmen wir die Dichter der „Sturm- und Drangperiode“, oder die der romantischen Bewegung, oder die Poeten unsrer Tage, gleichviel: sie alle sind Opfer dessen, was man die Krankheit des Jahrhunderts genannt hat, alle rufen ein schmerzliches Erstaunen nach über diesen Bruch des Gleichgewichts. Das ist so charakteristisch für die litterarischen Werke, daß Lombroso das Genie und den Wahnsinn zu identifizieren und zu solidarifizieren gesucht hat, daß einer seiner Jünger, Max Nordau, in den Meisterwerken der zeitgenössischen Litteratur alle Merkmale der Entartung feststellen konnte.

Die wunderbare Organisation Goethes hat dieser Befleckung zu entziehen vermocht. Auch ihm ist das Uebel durchaus nicht fremd geblieben, auch er hat wie alle andren seine „Sturm- und Drangperiode“ gehabt. Er hat wie alle die andren diesen Seelenzustand gekannt. Aber es scheint, als habe er ihn nur kennen gelernt, um ihm einen künstlerischen, abschließenden Ausdruck zu geben. Er ist aus allen inneren Kämpfen triumphierend hervorgegangen. Der Sturm, der so viele Genies zu Boden geschlagen, so viele Gehirne gebrochen hat, vermochte seine Stirn nicht zu beugen. Nach seiner Rückkehr aus Italien hat er nicht aufgehört, durch Lehre und Beispiel die Harmonie und das Gleichgewicht zu verkünden; er ist in so hohem Grade die Verfleischlichung, der Typus der geistigen und künstlerischen Gesundheit geworden, daß die Welt darüber den Goethe der tollen Jahre, den Dichter des „Werther“ und „Götz“ vergessen und in ihm nur noch den olympischen Jupiter von Weimar gesehen hat . . . Was uns hier interessiert, ist, daß kein anderer Zug ihn besser der Bewunderung der Menschen empfohlen hat. Er hat durch sein Leben sowohl wie sein Werk bewiesen, daß Unausgeglichenheit und krankhafte Ueberspanntheit nicht die unselige Mitgift des Dichters und Künstlers sein müssen; er hat gezeigt, wie man den inneren Teufel besiegen kann; er hat jenen Zustand der idealen Seele verwirklicht, nach welchem jeder Schriftsteller streben muß.

Ein Umstand liegt vor, der vielleicht die Einbildungskraft der Menschen noch mehr betroffen hat: ich meine das wunderbare Gelingen der eignen Existenz. Von allen seinen Meisterwerken bleibt das außergewöhnlichste, seltenste sein Leben. Niemals hat irgend ein Günstling der Musen solch ein Los geteilt. Sein Leben

gleich einem Flusse, dessen Quelle in der Erhabenheit der hohen Gelände ruht, der zuerst einen stürmischen Lauf nimmt und von Klippen und Abgründen zurückprallt, dann aber abwärts von den Fällen und Stromschnellen zum Ozean niedersteigt, zum Meere der Glücklichen Inseln, als ein ruhiger, majestätischer Strom, in dessen Wellen sich die Städte der Menschen, die Blumen der Erde und die Gestirne des Himmels wiederpiegeln . . . Er besitzt alle Gaben, körperliche Schönheit, strotzende Gesundheit, zuerst Vermögen, später Reichtum, die Zärtlichkeit einer bewunderungswürdigen Mutter, die Freundschaft berühmter Männer, die Gunst der Fürsten, den Neid der Nebenbuhler, den Haß seiner Feinde; er hat jedes Glück kennen gelernt, alle Freuden ausgekostet, sein Leben war die Verwirklichung eines bis zum Schlusse, „einschließlich des Todes“, glücklichen Traumes. Der Tod erschien ihm lächelnd, milde. Seinem Tode ging nicht die Auflösung der körperlichen und geistigen Kräfte voraus, keine langsame Zerstörung vor der Schlußkatastrophe. Sein Dahinscheiden glich dem Verlöschen einer Flamme, einer Euthanasie. Er starb im Schimmer einer Glorie und hauchte mit seinem letzten Atemzuge jenes Wort aus, welches zum Symbol seines Lebens ward: „Mehr Licht! Mehr Licht!“

Eine solche Existenz ist eine derartige Seltenheit in der Literaturgeschichte, daß sie uns gleich einem Blendwerk berührt! Ein solches Leben wird nicht zum Schicksale eines Sohnes sterblicher Menschen! Mehr als alle die wunderbaren Eigenschaften, die wir aus seinen Werken kennen, hat diese Existenz seine Bewunderer daran gewöhnt, in ihm ein übermenschliches Wesen, einen Sohn Gottes zu erblicken.

Vergessen wir bei der Analyse der Elemente seines Ruhmes nicht, daß Goethe achtzig Jahre gelebt hat, gleich Voltaire, gleich Victor Hugo. Er hat also Zeit gehabt, die Interessen seines Rufes zu pflegen und, wie wir schon oben sagten, sich für die Nachwelt zu drapieren, seine eigne Legende zu schaffen. Er hat Zeit gehabt, alle seine Nebenbuhler und Feinde sterben zu sehen. Er war der einzig Ueberlebende aus einem glorreichen Zeitabschnitte, des goldnen Zeitalters der Pitteratur seines Landes. Zu seinen Lebzeiten war er für Deutschland wie für Europa der ruhmreiche Ahne gewesen, der Reichshof, eine Koryphäe. Zu seinen Lebzeiten eilte man nach Weimar wie zu einem Wallfahrtsort, wie man nach Ferner reiste: Frau von Staël und Ampère kamen aus Frankreich, Manzoni aus Italien, Carlyle aus dem Innern Schottlands und überbrachten dem Greise die Huldigung des neuen Geschlechtes.

Das Glück, welches ihn während seines Lebens mit seinen Geschenken überhäufte, ist ihm auch jenseits des Grabes treu geblieben. Wie viele große Männer werden nicht von ihren Zeitgenossen ebenso umschmeichelt, während ihr Tod das Signal zu einer gewaltsamen Reaktion wurde. Das ist Chateaubriand, Victor Hugo, Tennyson widerfahren. Es ist fast zum Geseze des litterarischen Ansehens geworden, daß die Sterne, die am Himmel der Pitteratur mit dem blendendsten Lichte gestrahlt haben, zunächst eine zeitweilige Verbunklung erfahren, ehe sie als Fixsterne wieder vor einer entfernteren Nachkommenschaft aufleuchten werden. Goethe allein war auch diesem Geseze nicht unterworfen . . .

Und merket wohl auf diese Ironie der Dinge. Dieser Kosmopolit, für den die Liebe zum Vaterlande keinen Sinn hat, dem die Unabhängigkeitskriege nur Trinklieder und gesellschaftliche Verse eingaben, der in dem Unterbrücker Deutschlands „die höchste Vermenschlichung erblickte, die in der Geschichte mög-

sich war“, Goethe ist es, dem das Wiedererwachen der patriotischen Empfindungen und das Wachsen des „Vaterlandes“ am meisten genützt haben. Nach der Einigung Deutschlands ist es eine der Formen des Patriotismus geworden, an der Verherrlichung der allgemeinen Litteratur zu arbeiten. Die Deutschen „wollten“ eine Glorie besitzen, die sie den großen Namen der andren Rassen wie Homer, Dante, Shakespeare, Victor Hugo gegenüberstellen konnten. Sie „wollten“ ein Genie besitzen, welches auf der Höhe der neuen Schicksale ihrer Rasse stand. Die Lobpreisung Goethes wurde zu einer der Kundgebungen des nationalen Empfindens. Goethe herabsetzen oder selbst kritisieren, kommt einem Majestätsverbrechen gleich. Der Dichter wuchs mit jedem Siege. Er wuchs nicht nur, er wurde auch über alles gepriesen und umgestaltet: man hat sein Leben und sein Werk entstellt, um aus ihm einen Vertreter der deutschen Rasse zu gestalten. . .

Und schließlich ist Goethe auch die Entwicklung der Wissenschaft zu gute gekommen. Sie hat aus seinen Mißbräuchen wie aus seinen Eroberungen Nutzen gezogen. Man hat einmal und viele Male gesagt, daß die Wissenschaft die Feindin der Poesie sei. Die Poesie Goethes hat diesem Gemeinplage noch einmal ein starkes Dementi gegenübergestellt. In einem Zeitalter wissenschaftlicher Entdeckungen und Theorien, wurde Goethe von den Haedel und Strauß verherrlicht als der Denker, der das neue Gesetz von der Umwandlung der Pflanzen vorausgeföhlt, vorausgesehen und vorbereitet, der die Theorie der Entwicklung bis in die Einzelheiten ausgearbeitet hat. In einem Zeitalter der fortgeschrittensten Spezialisierung erscheint uns Goethe als das ideale Genie, welches die Sonderforschungen und die erratenden Verallgemeinerungen, welches Kritik und Schöpfung zu verschmelzen gewußt hat.

Dr. Alfr. Ruhemann.



Die Entdeckung eines „Raphael“.

Don Viktor Balaguer, Mitglied der königlich spanischen Akademie der Künste und Wissenschaften, giebt in der Revue „Alrededor del mundo“ einige sehr merkwürdige, fast wie eine Mystifikation klingende Aufschlüsse über die Entdeckung des berühmten Raphaelschen Gemäldes „Sposalizio“, das jetzt einen Hauptschmuck Mailands bildet und für welches englischerseits viele Millionen als Kaufpreis geboten worden sind.

Balaguer erzählt — und behauptet, vielleicht der Einzige zu sein, der wirklich authentische Aufschlüsse zu geben vermöge und etwas über die Entdeckung des Gemäldes in Barcelona wisse —, daß diese Schöpfung des 21jährigen Raphael bei einem Trödler für nur 15—20 Reale (ca. 3—4 Mk.) und unter ganz merkwürdigen Umständen gekauft worden sei.

„Ich war damals noch sehr jung, fast ein Knabe,“ sagt er, „aber ich erinnere mich doch noch sehr genau eines eleganten italienischen Herrn, der sich um das Jahr 1835—38 in Barcelona niederließ und sehr viel von sich reden machte. Sein Haus war ein sehr gastliches, und alle Wochen einmal pflegte er Künstler, Litteraten und einige junge Leute, unter ihnen auch mich, an seinem Tische zu versammeln.“

Herr B . . . , so hieß der Italiener, bewohnte einen antiken Palast in der Moncada, der stellenweise zu verfallen drohte, immerhin aber durchaus noch den Stempel seiner früheren Größe und Magnificenz trug. Der Speisesaal, gerade das Zimmer, wo wir uns zu versammeln pflegten, schien sich in schlechterem Zustande als die übrigen Räume zu befinden, denn durch eine kleine, mit kostbaren Skulpturen verzierte Thür, die auf eine hohe, leider zerbrochene Glasgalerie führte, blies ständig ein eiskalter Zugwind, dem wir manchen Katarrh und manche Erkältung zu verdanken hatten.

Wir beklagten uns häufig bei unserem Wirt darüber und baten ihn, die kleine Thür vermauern zu lassen. Herr B. konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, die künstlerischen Schnitzereien auf derselben zerstören zu lassen, versprach uns aber, sie durch einen tragbaren Wandschirm zu schützen.

So geschah es denn auch. Eines Tages nahm Herr B. sorgfältig die Maße an der verpönten Thür und begab sich damit nach den Encantes (Trödelmarkt in Barcelona), wo allerlei alte, oft sehr wertvolle Möbel verkauft zu werden pflegten. Dort fand er denn auch einen Schirm, der seinen Maßen entsprach, und ließ ihn eiligst durch den Diener in seinen Palast tragen. Wir empfingen seinen Einkauf mit lautem Gelächter, und wirklich wäre es schwer gewesen, etwas Extravaganteres und Häßlicheres zu finden. Es war ein grüner Jäger in groben Pinselstrichen darauf gemalt, der einen gleichfalls grünen Hasen auf einer grünen Wiese jagte, so furchtbar geschmacklos, daß wir nicht umhin konnten, unseren Wirt gründlich zu verspotten.

„Ja glaubt ihr denn, ich würde für fünf Franken einen Raphael oder Murillo nach Hause bringen!“ antwortete er selbst lachend und ließ, nachdem das Möbel an seinen Platz gestellt worden war, einen Korb Champagner aufstellen, für damalige Zeiten ein ganz unerhörtes Luxus. Nun, wir sprachen dem Göttertrank eifrigst zu und wurden bald ganz besonders ausgelassen und lustig.

Einer von uns, der sich des Guten jedenfalls zu viel gethan, erinnerte sich plötzlich wieder des grünen Jägers. „Dieser arme Sterk, der nun schon eine Ewigkeit hinter dem Hasen einherläuft, ohne zu Schuß zu kommen, muß einen großen Durst verspüren — da hast du ein Glas!“ und damit schüttete er den Inhalt gegen den Schirm aus.

Die übrigen jungen Leute belachten in ihrer Weinlaune diesen Witz, und bald ergoß sich ein wahrer Regen von Champagner über den unglücklichen Schirm.

Am anderen Morgen, Herr B. lag noch im Bette, trat der Diener wie gewöhnlich ins Schlafzimmer, um seinem Herrn beim Ankleiden behilflich zu sein.

„Gew. Gnaden sollten doch möglichst bald in den Speisesaal gehen,“ sagte er.

„Warum denn?“

„Nun ja, jener Jäger ist vom Schirme fortgelaufen.“

„Was?!“

„Ja, und der Hase auch und die Bäume, alles ist fort, weg wie ein Theatervorhang, aber dafür sieht man ein anderes Bild.“

Sofort, als Herr B. den Speisesaal betrat, erkannte er, daß jenes andere Bild, welches durch die Champagnertaufe zum Vorschein gekommen war, ein Kunstwerk erster Klasse sei; es wurde vollständig gereinigt, und da erschien denn Raphaels Spofalizio (die Hochzeit der heiligen Jungfrau) in seiner ganzen wunderbaren Pracht und Farbenfülle.

Dieser Vorfall habe damals, erzählt Balaguer weiter, großes Aufsehen in Barcelona erregt, und alle Welt wollte das merkwürdige Gemälde bewundern; man nahm an, der ursprüngliche Eigentümer habe es vor der Habgier der Franzosen (unter Napoleon) schützen wollen und es von einem wertlosen, möglichst leicht zu entfernenden Firnis überziehen lassen, sei aber selbst gestorben, ohne sein Geheimnis zu verraten, und nun war das Gemälde Raphaels in seiner wertlosen Form auf den Trödelmarkt geraten und konnte erst durch diese zufällige Champagnerfeier entdeckt werden.

Herr B. nahm jedoch sein so billig erworbenes Kunstwerk mit sich nach Italien und verkaufte es in Mailand, wo es noch heute von aller Welt bewundert werden kann.
E. v. Ungern-Sternberg, Madrid.



Französischer Militärenthusiasmus.

In den *Annales politiques et littéraires* vom 23. Juli, wird eine Schilderung der zum 14. Juli abgehaltenen Truppenparade gegeben, aus der wir folgendes als außerordentlich bezeichnend hervorheben.

„Zum dumpfen Klang der Trommeln naht sich Frankreich! Prächtiger Anfang. Die Polytechnische Schule kommt, den feinen Degen in der Faust, ihr jugendliches Haupt der Zukunft entgegengewendet. Das ist der bewaffnete Gedanke, der heranrückt. Aller Häupter, auch der bejahrtesten Männer, entblößen sich.

Saint Cyr! Das zieht vorbei wie das Polytechnikum, aber in einer Bewegung, die sich brüstet und in den Hüften wiegt. Unter den starren Bajonetten bäumen sich die Federbüsche der Schakos. Das ist die Schule der Ehre in der Armut, das ist, was aufrecht verharret, wenn alles fällt, das ist der vom Verstand belebte Degen. Und dieser Bergstrom von Jugend rollt unter Beifallsklatschen dahin.

Sie sind bereits fern und man versucht immer noch, sie zu sehen. Andere kommen, die Armee strömt daher wie ein über seine Ufer tretender Fluß. Da naht eine andere blaue Sintflut; und lauter, als der Schrei des Stolzes von den Tribünen, schwillt von fern ein gewaltiger Dankeschrei entgegen den (!) Feuerwehrlenten.

Nun kommen die kleinen Jäger an die Reihe. Es erscheint die berühmte Fahne mit dem umhängten Kreuz. Diese marschieren nicht, sie laufen; sie ziehen vorüber unter einem Beifallsärm, der tobt, brüllt, heult. Man ahnt den Schauer, der die Herzen ergriffen hat, weiß vor Erregung sind die Gesichter der Menge, Arme und Hände strecken sich aus.

Die Ovationen hören nicht auf, denn ein Regiment kommt nach dem anderen. Kommt die Artillerie zu Fuß, dann das Geniecorps. Martialisch und fest verschwinden die Truppen in der Weite in gleichem Schritt nach der gleichen Musik. Und wieder und wieder hebt sich das Publikum in Bewunderung.

Die Infanterie kommt, die bescheidene in blauem Mantel und weißen Gamaschen. Sie naht, furchtbar, dichtgebrängt, gespickt mit scharfen Klinge-

Wohin könnte man mit solchen Truppen vordringen? Sie machen den Eindruck eines Todeswerkzeuges, eines Etwas, dem niemand etwas anhaben kann, das auf einen Wink hin unaufhaltsam Verwüstung bereiten muß. Kaum hat man sie erblickt, so stehen die Behörden auf, und diesmal sagt das Publikum kein Wort: in aller Augen sieht man glühende Gedanken.

Aber da ist die erwartete Truppe: ein großer Mann auf einem großen Pferde, an der Spitze von sieben oder acht Reitern, unter ihnen ein Marinesfährlieh. Das ist der besiegte Sieg: Marchand und die Senegalesen. Bei diesem Anblick brechen die Herzen! Die Volksmenge in der Ferne hat den Sohn des Zimmermanns (!) gewittert und schickt ihm ihre Herzen entgegen in einem gewaltigen Brausen. Die eleganten Damen in den Logen sind jetzt nur noch Französinnen, die dem Helden ihre Fächer zuwerfen, ihre Hüfe, ihre Sträuße, ihre Thränen! Man steigt auf die Stühle. Einen Augenblick erstickt die Erregung die Schreie, aber plötzlich brechen sie aus und man glaubt Schluchzen zu hören. Der brüllende Tumult fliegt von Tribüne zu Tribüne. Um den einen Mann zu sehen, drängen sich alle bis zum Ersticken. Der kleine Trupp rückt unter dem Klang der Hörner dahin: hundertundzwanzig Schwarze. Aber der Reiter, der sie führt, ist ernst geblieben und hat den Hals nur geneigt, um zu grüßen. Seine Klinge hat sich vor der mit Goldfranzen gezierten Tribüne gesenkt und seine edlen Augen haben einfach nach links geblickt. Dann haben Kopf und Degen wieder ihre militärische Haltung eingenommen. Weiter nichts; dieses Häuflein Helden ist schon vorüber.

Nach diesem völlig überwältigenden Augenblick ertönen Fanfaren: die Feldartillerie! Herbei eilen in Schwärmen die wuchtigen Kanonen. Prachtige Ordnungen! Die aufgereihten Batterien zeigen eine einzige Achse, man sieht nur ein Rad rollen. Die stämmigen Pferde wiehern zu uns herüber, und unsere bereits ermüdeten Herzen finden immer noch neue Schreie, unsere schmerzenden Hände neues Beifallsklatschen.

Was naht im Galopp in jenen großen Staubwolken? Helle Farben scheinen dort zu lächeln und laut zu lachen. Das sind die Dragoner, die Cassenrs, die Husaren und die Kürassiere. Eins nach dem anderen erscheinen die losgelassenen Regimenter, reizend mit gesenktem Säbel grüßen sie und stäuben dahin, leicht, in einem Gewimmel stinker Hüfe. Noch sind sie nicht verschwunden, als die Erregung von neuem erwacht und uns elektrifiziert. Die Hände, die bereits wund sind, beginnen wieder zu klatschen, und von den wogenden Tribünen erhebt sich ein einziger Schrei, ein sinkendes Brausen, ein langes Röcheln.“

Wer die Franzosen kennt, weiß, daß hier nichts übertrieben ist. Jedes weitere Wort erscheint überflüssig.



Kinder der „Kunst“.

Heft 1 des Türmers brachte eine Schilderung der italienischen „figli d'arte“, der Schauspielerkinder, die schon im zartesten Alter ihre Bühnenlaufbahn beginnen, deren ganze Welt von den ersten Lebensjahren an, da sie kaum auf den Beinen zu stehen gelernt haben, das Theater ist; der Verfasser des Artikels, der Dramatiker Giacosa, weiß das Dasein dieser figli d'arte in den poesievollsten

Farben zu malen. Anders stellt sich im Gegensatz dazu das Leben der Kinder jener anderen „Kunst“ dar, die mit der Schauspielkunst nur den Begriff der Schaustellung gemein hat, der Circus- und Variétékunst, deren jugendliche Glenden mit der Reitweitsche zur Meisterschaft herandressiert zu werden pflegen — ein Mißbrauch, gegen den sich Dr. Viktor Mataja in der „Zukunft“ wendet (VIII. Jahrgang, Nr. 1). Auf das Risiko hin, daß Beschränkungen in der Heranziehung von jugendlichen Personen den Nachwuchs für gewisse Circuskünste gefährden, thäte das Publikum wirklich besser daran, die Verwendung von Kindern bei den Schaustellungen der Akrobaten nicht erst durch sein Interesse und seinen Beifall zu unterstützen. Er weist darauf hin, daß Frankreich darin mit gutem Beispiel voranging.

Schon frühzeitig bestanden dort Vorschriften, die der bedenklichen Beschäftigung von Kindern durch fahrendes Volk entgegenwirken sollten. Das Uebel war jedoch nicht ausreichend eingedämmt und daraus entsprang das Gesetz vom 7. Dezember 1874. Dieses Gesetz verbietet, *tours de force périlleux* oder *exercices de dislocation* durch Kinder unter sechzehn Jahren ausführen zu lassen, ohne Unterschied, ob das Kind zum Unternehmer in verwandtschaftlichen Beziehungen steht oder nicht. Ferner untersagt es allen Personen, die das Gewerbe von Akrobaten, Seiltänzern, Gauklern, Tierbändigern und Circusinhabern ausüben, bei ihren Vorstellungen eigene Kinder unter zwölf Jahren oder fremde Kinder unter sechzehn Jahren zu verwenden. Die angebrohten Strafen gehen bis zu Gefängnis von zwei Jahren und Geldbuße von 200 Francs. Väter, Mütter, Vormünder oder Arbeitgeber, die ihre Kinder, Pflegelinge oder Lehrlinge unter sechzehn Jahren an Personen der bezeichneten Berufsbranche überlassen, verfallen derselben Strafe. Auch zieht die Verurteilung den Verlust der Vormundschaft, eventuell sogar den Verlust der elterlichen Gewalt nach sich.

Die Fassung des Gesetzes, das auch Bestimmungen gegen den Kinderbettel u. s. w. enthält, läßt leider manches zu wünschen übrig. Unter „*tours de force*“ sollen wohl nicht nur besondere Kraftleistungen, sondern auch gewisse andere Produktionen, z. B. Produktionen auf hohem Seil, verstanden werden; der Ausdruck „*dislocation*“ ist medizinisch nicht einwandfrei; damit ist ungefähr das gemeint, was in Deutschland vom Volksmund „Verrenkung“ genannt wird; es trifft also die über die Grenzen vernünftiger Gymnastik hinausgehenden Körperstellungen und Bewegungen.

Ebenso ließ die Durchführung des Gesetzes viel vermissen. Zum Teil liegt das einfach daran, daß das Gesetz lange Zeit hindurch wenig bekannt war. So produzierte sich 1884 im Cirque d'hiver zu Paris ein sieben- bis achtjähriges Mädchen auf dem hohen Seil; natürlich kündeten das auch alle Anschlagzettel an. Die Behörde schritt trotzdem nicht von selbst ein, sondern erst auf Andringen der Pariser Lehrlingsgesellschaft. Bezeichnend war dabei der Eindruck, den die Verurteilung der verantwortlichen Personen machte. Wenigstens schrieb ein Tageschriftsteller damals: „Die Angelegenheit *** erregte gewisses Aufsehen. In dem Lande, wo von Rechts wegen jedermann so angesehen wird, als ob er die Gesetze kenne, wo in Wirklichkeit aber fast niemand die Gesetze kennt, ersuhr man mit einigem Erstaunen, daß seit 1874 ein Gesetz vorhanden sei, das die in den Wandergewerben beschäftigten Kinder schützen soll.“

Daß die praktischen Wirkungen des Schutzgesetzes zunächst nur gering geblieben sind, hat seinen Grund aber auch in der Schwierigkeit, all das fahrende

Volk überhaupt zu überwachen, dessen Kopfszahl zu der Zeit, wo das Gesetz erlassen wurde, auf 22 000 geschätzt wurde. An festen Einfällen, der Polizei eine Nase zu drehen, ließen es die Künstler des Seiles und Trapezes und ihre Arbeitgeber auch nicht fehlen. Ein Beispiel dafür bietet derselbe Fall der kleinen Luftkünstlerin. Der Theateragent, der das Gesetz kannte, hatte ihren Vater ausdrücklich auf das gesetzliche Erfordernis sechzehnjährigen Alters hingewiesen und hinzugefügt: „Ich habe Ihnen ein Unglück mitzutheilen. Man verbietet hier jetzt die Arbeit von Kindern unter sechzehn Jahren. Gestern sind schon die kleine Schaffers, das Jüngste der Midgets und Eugen, der Luftgymnastiker, der jetzt gerade hier in den Folies-Bergère arbeitet, sistiert worden. Man hat ihm das fernere Auftreten untersagt und doch ist er schon fünfzehn Jahre alt. Im Hippodrom hat man das Auftreten der Japanesen verboten. Nun, wenn Sie einen Geburtschein für die Kleine erlangen können, durch den bewiesen würde, daß sie sechzehn Jahre zurückgelegt hat (streng genommen, könnten wir sie als Zwergin bezeichnen), so würden Sie gerettet sein; denn es wäre schade, ein so gutes Engagement zu verlieren. Ich versichere Sie: sie kann sehr leicht als Zwergin ausgegeben werden, denn wir haben hier im Hippodrom Jungen von sieben und acht Jahren, die als Zwerg von zweiundzwanzig Jahren gelten. Man muß sich eben nur einen Geburtschein verschaffen, um das Alter zu beweisen.“

Man ist nun bei dem Gesetz von 1874 nicht stehen geblieben. Das neue, in erster Linie auf die Industrie zugeschnittene Arbeiterschutzgesetz vom 2. Nov. 1892 bestimmt in seinem Artikel 8, daß Kinder unter dreizehn Jahren nicht als Darsteller, Figuranten u. s. w. in den öffentlichen Vorstellungen der ständigen Theater und Café-Concerts verwendet werden dürfen, doch sind Ausnahmen von diesem Verbot zu Gunsten bestimmter Theaterstücke (nicht anderer Darstellungen, z. B. nicht für das Auftreten als Coupletfänger) gestattet; Artikel 17 desselben Gesetzes betraut außerdem die Arbeitsinspektoren neben den Organen der gerichtlichen Polizei und den Gemeindebehörden mit der Durchführung des Gesetzes vom Jahre 1874.

Die Bestimmungen des Artikels 8 ermöglichen also immerhin, die Verwendung von Kindern bei den ständigen Bühnen auf die Mitwirkung bei wirklich künstlerischen Darbietungen einzuschränken und die Kinder von Unternehmungen niederen Ranges überhaupt fernzuhalten. Auch das ist vielleicht aber noch nicht genügend, denn mit jedem öffentlichen Auftreten von Kindern ist immer eine gewisse Gefahr verbunden, daß ihnen vorzeitig ihre Kindlichkeit genommen und Gefallsucht und Eitelkeit eingeimpft werden. Jedenfalls giebt aber das französische Gesetz die Handhabe, daß die Kinder wenigstens von Darstellungen ferngehalten werden, die zweideutig zu nennen, nur für die konventionelle Höflichkeit, nicht für die Aufrichtigkeit unserer Ausdrucksweise spricht. Als eines Tages in Paris in einem öffentlichen Anschlag für ein anrüchliches Theater dreißig bis vierzig kleine Mädchen im Alter unter dreizehn bis vierzehn Jahren und eben so viele Knaben als Figuranten in einem Stück „Der Liebeshof“ gesucht wurden, rissen vorübergehende Arbeiter in einer Aufwallung von Unwillen und Entrüstung den Zettel herunter, — sie wollten mit Recht nicht einsehen, daß für Geld alles zu haben sein solle, selbst die reine Seele des Kindes.





„Glauben Sie, daß die meisten Künstler schlechte Ehemänner sind?“

„In Ihrer offenen Halle“, so schreibt eine Leserin an den Türmer, „können Sie mir vielleicht eine Antwort auf eine Frage erteilen, die mir oft zu denken giebt: Glauben Sie, daß die meisten Künstler schlechte Ehemänner sind? Eben las ich den Roman von Helene Böhlau „Halbtier“. Es ist ein Strauß von Fieberblumen, darin ich sie nicht leiden mag. Es wiederholt sich hier die oft geschilderte Brutalität, Ueberreiztheit und Ungerechtigkeit des Künstlers gegen seine eigene, sanfte, aufopfernde Frau.

„Bismarck hatte doch einmal das Recht, überreizt und unberechenbar zu sein, was mußte sein Gehirn nicht alles leisten — und doch war er glücklich in seiner Ehe und seine Johanna mit ihm. Glauben Sie nicht auch, mit mir, daß die launischen, zänkischen Ehemänner unter den Künstlern keine wahrhaften Genies sind? Ein wahrhaft großer Mensch muß harmonisch sein, groß in seinen geistigen Schöpfungen, daher auch nicht kleinlich im häuslichen Leben . . .

„Ich suche vergeblich solch ein Halbtier, wie es die Böhlau schildert, und finde statt dessen lauter geachtete und geliebte Frauen, mich selbst nicht ausgenommen. Die Frau sinkt in jene verächtliche Stelle hinab, wenn sie nicht den Mut hat, ruhig und fest ihrem Manne ins Auge zu sehen, sondern sich vor jeder seiner Launen ängstlich duckt und ihn hernach mit ihrer Sentimentalität quält.

„Also bitte, lieber Türmer, sagen Sie mir, ob Sie auch glückliche Künstler-ehe kennen gelernt haben.“

A. v. B.

Die letzte Frage kann ich wohl unbedingt bejahen. Ob aber die „meisten“ Künstler in glücklicher Ehe leben, ist wieder eine andere, der gegenüber ich mir vorläufig doch einige Zurückhaltung auferlegen möchte. Diese Frage erheischt zu ihrer sachlichen Erledigung eine mehr oder minder umfassende Enquête in Vergangenheit und Gegenwart. Es wäre zu wünschen, daß sich der eine und andere Leser an der Erörterung durch Zusammenstellung reichlicheren Thatfachenmaterials beteiligte — besonders aus der Kunst- und Litteraturgeschichte. Eine Reihe von Fällen, sowohl glücklicher als auch unglücklicher Künstler-ehe ist ja wohl jedem bekannt. Vielleicht interessiert die verehrte Fragestellerin auch das Buch „Künstler-ehe“ von Alphons Daudet (Reclam's Universal-Bibliothek).

Eine tiefergehende psychologische Untersuchung der Frage ist übrigens keineswegs einfach. Stellen wir sie einmal z. B. so: Wäre Goethe's Ehe eine glückliche gewesen, wenn er als junger Mann die Friederike Brion geheiratet hätte? Ich glaube: nein. Aber mit der viel weniger „ästhetischen“ Christiane Vulpius hat er in notorisch glücklicher Ehe gelebt.

Von dem Böhlauschen Roman sehen wir wohl am besten ab, wo es sich um eine objektive Würdigung der Ehe überhaupt handelt. Die Stellung der begabten Verfasserin zu dieser Frage ist eben eine ganz eigentümliche und immerhin sehr — subjektive.

Anderß als sonst in Menschenkörpern malt sich in diesen (Künstler-) Köpfen doch wohl die Welt. Dem wird man bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen müssen, womit aber heileibe nicht gesagt werden soll, daß große Künstler schlechte Ehemänner sein müssen. Ganz und gar nicht! Aber sie werden vielleicht schwerer und seltener die zu ihnen passende „bessere Hälfte“ finden, und wo sie diese nicht finden, wird das Unglück bei ihnen vielleicht früher da sein, als bei anderen. Die Phantasie wird ihnen eher einen bösen Streich spielen. Hätten sie aber nicht mehr Phantasie als andere, dann wären sie eben keine Künstler. Nun wird ein phantastischer Mensch in der Regel größere Ansprüche stellen, als der nüchternere Veranlagte. Die Wirklichkeit wird weiter hinter seinen Wünschen und Vorstellungen zurückbleiben, das Gefühl des Unbefriedigtseins leichter, das Begehren nach reicheren Glück stärker bei ihm aufkommen. Dies Moment scheint mir psychologisch das wesentlichste.

Schließlich aber möchte ich den Urteilen der Leser nicht allzuweit vorgehen, in der Hoffnung, daß auch sie sich durch die interessante Frage zu einem Meinungsaustausch werden angeregt fühlen.

D. C.





Das moralische Zeitalter. — Der „Gentleman“ der Harmlosen. — Vom socialdemokratischen Kezhergericht. — Ein Bild aus dem Zukunftsstaat. — Kezereien zur Schulreformfrage.

Du unser moralisches Zeitalter! Dich nennt man „unsittlich“, dich beschuldigt man lazer Gleichgiltigkeit gegen die moralische Gebarung deiner Kinder? Wie schmähtlich wirst du doch verkannt!

Entrüsten sich nicht sämtliche Börsenspieler und alle, die gern möglichst viel, schnell und strupellos Geld machen, zweimal täglich mit ihren Blättern hochmoralisch gegen die „Harmlosen“? Entrüstet sich nicht das Milieu der „Harmlosen“ gegen die ruchlosen Proletarier, die den Frieden des Staates so schwer bedrohen, daß sie dessen angehenden Stützen nicht einmal mehr ein harmloses Jen gönnen wollen? Entrüstet sich nicht die aus lauter Engeln mit frischgewaschenen Flügeln zusammengesetzte Socialdemokratie gegen die „verkommene und entartete bürgerliche Gesellschaft“? Schüttelt sich nicht der so regierungsfähige, aber ach, noch immer verkannte, noch immer „unbefähigte“ „Mannesmut vor Königsthronen“ in Schauern heiliger Entrüstung über die mangelnde — Königstreue kanalwasserscheuer „Junke“? War nicht das fromme England zunächst in sprachloser sittlicher Entrüstung erstarrt, als ihm die „kulturfeindlichen“ Buren in einem Ultimatum zu verstehen gaben, daß sie zwar die Segnungen der englischen Civilisation schmecken verschmähten, dagegen aber ihre Goldminen lieber selbst ausbeuten wollten?

Und so könnten wir mit der Ausführung derer, die sich über andere „moralisch entrüsten“, noch eine lange Weile fortfahren, wenn das nicht eben langweilig würde. Da wir nun aber sehen, daß die „sittliche Entrüstung“ in guten Händen liegt, auch mit dem ihr gebührenden Eifer betrieben wird, so können wir dieses Geschäft beruhigt anderen überlassen und uns die Dinge ohne überflüssige „Brusttöne“ und das dazu gehörige krampfhafte Geberdenspiel ansehen.

*

*

*

Was war wohl das auffallendste aus dem Prozeß gegen die „Harmlosen“? Daß das „Milieu“ ein so breites ist? Gespielt wurde schon früher hoch und viel und in sehr vornehmen Kreisen. Aber der Begriff des „Gentlemans“, der sich aus den Verhandlungen nach und nach herausgeschält hat, der hat doch auch bei pessimistischen Voraussetzungen verblüffen müssen. Der eine der Angellagten erklärt auf die Frage, was ihn denn zu einem näheren Verkehr mit dem vielberufenen, aber unauffindbaren Dr. Kornblum ermutigt habe: „Der Dr. Kornblum hatte einen prachtvollen blonden Schnurrbart und mehrere Schmissen im Gesicht“. Da habe er ihn doch für einen Gentleman halten müssen. Und eine junge Durchlaucht verneint die Frage, ob ihr denn an dem vielfach, zuletzt mit Zuchthaus bestrafte Wolff gar nichts Verdächtiges aufgefallen sei, mit der nachdrücklich betonten Begründung, daß der Herr Wolff ja ein tadelloses Englisch gesprochen habe! Keiner der vielen Zeugen, die doch sämtlich den sogenannten „oberen Zehntausend“ angehören, hat an seine Gesellschaft einen anderen Maßstab angelegt, als den des alleräußerlichsten Konversationsstones. Auf welchem Niveau muß sich dieser „Ton“ wohl bewegen, wenn er nicht einmal Gelegenheit zur Anlegung eines anderen Maßstabes giebt? Ein einziges Gespräch über irgend einen ernstern Gegenstand, irgend eine Frage, deren Erörterung eine gewisse Geistes- und Gemütsbildung voraussetzte, hätte wohl genügt, jene tadellosen Gentlemans auf Herz und Nieren zu prüfen. Aber dieses eine Gespräch wurde offenbar nicht geführt.

Die geistige Dürftigkeit und Oede des ganzen „Harmlosen“-Milieus, die darin allein herrschende unsägliche Oberflächlichkeit scheint mir nicht nur das Charakteristischste an dem Falle, sondern auch der Boden, aus dem er herausgewachsen ist. Es haben auch schon andere Leute in der Jugend über die Stränge geschlagen, und es waren solche darunter, deren Namen später einen guten Klang gewannen. Aber die hatten auch noch für anderes Sinn, als nur für Jeu, Weiber, Pferde und allenfalls „Carrière“. Sie verloren sich nicht darin. Hier aber wird wirklich „harmlos“ gespielt — va banque.

Irgend welche höheren geistigen Interessen fehlen, dafür aber blüht der Sport. Und der bringt dann ein wundervoll koloriertes Bild zusammen: Jockeys, Kellner, Börsenmänner im Verein mit den Söhnen unserer vornehmsten Familien und Angehörigen der glänzendsten Regimenter. Nicht so sehr „innere Fäulnis“ der in Mitleidenschaft gezogenen Gesellschaftsschichten scheint mir aus dem Prozeß hervorzuleuchten — die dürfte in anderen Kreisen doch noch weiter vorgeschritten sein — als vielmehr eine entsetzliche Veräußerlichung der Lebensauffassung und Weltanschauung im allgemeinen und der Ehrbegriffe im besonderen. Und daraus entsteht dann allerdings Fäulnis.

* * *

Für die Socialdemokratie ist natürlich alles, was nicht zu ihrer Fahne schwört, mehr oder weniger verfault. Sie hat sich ja eine erstaunlich einfache

Formel zurechtgelegt: die „bürgerliche“ Gesellschaft wird von der „proletarischen“, die besitzende von der nichtbesitzenden abgelöst. Nun ist es ja ganz richtig und der allgemeine Lauf der Welt, daß die Gesellschaft in einem fortwährenden Entwicklungs- und Neubildungsprozeß begriffen ist, und die oberen Schichten stetig aus den unteren ergänzt werden. Aber die heutige Gesellschaft gewissermaßen in zwei feststehende Hälften teilen, und die eine durch die andere „ablösen“ zu wollen, ist doch blanker Unsinn. Es kann sich nur darum handeln, der unteren Schicht die Wege zum Emporkommen zu ebnen, das allgemeine Gesellschaftsbild wird aber dadurch noch nicht verändert. Eine „Diktatur des Proletariats“ kann immer nur ein vorübergehender Ausnahme-, nie ein dauernder Zustand sein.

Aber ohne „Dogmen“ geht es nun einmal nicht, und keine Partei macht so eifersüchtig über die „Reinheit“ ihres „Glaubens“, wie die sog. revolutionäre. Was da auf ihrem Parteitage in Hannover an Kezerrichterei geleistet worden ist, spottet aller Beschreibung. Mindestens machen sich diese Leute lächerlich, wenn sie über die Orthodoxie der christlichen Kirchen herziehen. Wo hat man je einen solchen Köhlerglauben an unbewiesene und unbeweisbare Thesen verlangt, wie er von den bedauernswerten kezerischen Genossen unter Androhung der Exkommunikation und des großen Bannes gefordert wird? Nun ist es ja allerdings nicht gelungen, den Oberkezer Bernstein, der so ziemlich alle die alleinseigmachenden Glaubenssätze der marxistischen Socialdemokratie in seinem Buche über den Haufen geworfen hat, unschädlich zu machen. Im Gegenteil, die Verhandlungen des Parteitages haben klar bewiesen, daß ein im vollen Sinne des Wortes wesentlicher Teil der Partei innerlich genau so kezerisch gesonnen ist, wie Bernstein. Aber man hat doch die „dehors“ wahren zu müssen geglaubt und deshalb einer Bebel'schen Resolution zugestimmt, die so allgemein gehalten ist, daß auch Bernstein im großen Ganzen nichts dawider hat. So ist man offiziell und nach außenhin wieder völlig „einig“ geblieben. Es gehört nun freilich ein hohes Maß von Genügsamkeit dazu, diese „Einigkeit“ ernsthaft zur Unterlage weitausschauender politischer Betrachtungen zu machen, was denn auch einige „bürgerliche“ Politiker glücklich fertig gebracht haben. Für sie darf sich die Socialdemokratie unter keinen Umständen „gemaufert“ haben, denn hätte sie sich gemauert, dann würden die geplanten „Umsturzgesetze“ mindestens in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen, weil sie die Einigkeit wieder herstellten. „Umsturzgesetze“ aber — das ist wieder ein Dogma des anderen Lagers — müssen nun einmal gemacht werden. Und gerade jetzt müssen sie aus gewissen politischen Gründen, die mit der socialdemokratischen Frage eigentlich herzlich wenig zu thun haben, kräftig gefördert werden.

So verschießt man aber sein Pulver, das man später wahrscheinlich sehr gut gebrauchen könnte. Denn wenn man nur ruhig abwarten wollte, bis die sich selbst überlassene Partei in ihre natürlichen Bestandteile auseinanderfällt, einen reformerisch-opportunistischen und einen grundsätzlich revolutionären, dann

wird man gegen die letztere, kleinere Gruppe vielleicht auf dem Wege der Gesetzgebung vorgehen müssen und mit Erfolg auch können. Das kann man aber gegen die jetzige Gesamtpartei nicht, denn diese stellt sich im wesentlichen tatsächlich als die Organisation und Vertretung der deutschen Arbeiterklasse dar. Und es ist völlig absurd, eine ganze Bevölkerungsklasse, einen integrierenden Teil der Nation mit Ausnahmegesetzen „bekämpfen“ zu wollen.

* * *

Würde das eine Lust sein, im Zukunftsstaate zu leben! Jeder Bürger müßte bei erreichter Volljährigkeit einige tausend Sätze aus den Schriften der Parteiheiligen als unverbrüchliches Glaubensbekenntnis beschwören. Von Zeit zu Zeit würden große Gesinnungs-Kontrollversammlungen einberufen und die einzelnen Genossen auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft werden. Zweifeln und Rezern würde die Staatskrippe auf längere oder kürzere Zeit entzogen. Zu Kontrolleuren würde sich sanfte Weiblichkeit, wie Klara Zetkin oder Rosa Luxemburg, vorzüglich eignen.

Das muß man den „Genossen“ lassen: an Opfermut fehlt es ihnen nicht. Wie könnten sie sonst das stundenlange Gesalbader hysterischer Weiber ertragen! „Furien“ wurden die auf dem Parteitage genannt, und von Vollmar verglich das Geschwätz der einen mit dem „Gegacker über einem Windei“. Aber das schadet nicht. Sie sollen nur weitergackern. So will es das „Prinzip“.

* * *

Praktische Reformarbeit müssen wir vorläufig schon wo anders suchen, als in den weltfürzenden Debatten über diese oder jene Stelle in diesem oder jenem Buche dieses oder jenes Zukunftsstaatsgelehrten. Und da wir uns ja nicht auf einem Parteitage der „völkerbefreundenden Socialdemokratie“ befinden, so darf ich mir wohl den Luxus einiger lehrerischer Ansichten gestatten, ohne befürchten zu müssen, daß mich die verehrten Leser darob in Acht und Bann thun.

Angehörige Männer aus den verschiedensten Berufen veröffentlichten vor kurzem in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ eine Aufforderung zur Beteiligung an der Einführung einer verständigen Schulreform und Schulhygiene. Unterzeichnet war der Aufruf u. a. von Prof. Griesbach, Geh. Med.-Rat Prof. N. Eulenburg, Prof. Dahn, Prof. Victor. Die erstrebte Reform wendet sich einerseits gegen die geistige Ueberbürdung der Schüler und die damit verbundene Zunahme der Nervosität breiter Volksschichten, andererseits gegen das sogenannte „Gymnasialmonopol“ mit der Lehre von der Unentbehrlichkeit und dem unübertrefflichen Bildungswert altsprachlichen Unterrichts.

Soweit nicht etwa die humanistische Bildung überhaupt abgeschafft werden soll, verdienen die Absichten der Reformier thätigste Unterstützung. Humanistische Bildung ist noch keineswegs gleichbedeutend mit philologischer Wortklauberei. Praktisch erweisen sich beide in vielen Fällen sogar als Gegensätze. Der Berufsphilologe zwar schreitet im späteren Studium über das Technisch-Sprachliche hinweg, ihm wird es dann zur Grundlage, in den Geist des

Altertums einzubringen. Der Schüler aber, der die klassische Philologie nicht zu seinem Studium erwählt, wird auf dem Gymnasium so weit nicht gefördert. Er bleibt in der Mehrzahl der Fälle in dem Technischen stecken. Er verfügt als Abiturient über eine größere oder geringere Summe sprachlich-technischer Kenntnisse, ohne doch zu deren ersprießlichem Gebrauche in der Lage oder auch nur befähigt zu sein. Jahrelang hat er sein Gedächtnis mit Wörtern und Regeln vollgepfropft, mit der trockenen, herben Schale sich abgequält; nun wo die süße, saftige, nahrhafte Frucht sich ihm erschließen soll, da muß er ihr den Rücken kehren, um sich seinem Fachstudium zuzuwenden. Alle theoretischen Einwendungen dagegen versangen nicht gegenüber den tatsächlichen „Erfolgen“ des altsprachlichen Gymnasialunterrichts. Diese Erfolge drücken sich in vielen Fällen und gerade bei hochbegabten und phantasievollen Schülern in einem anhaltenden Abscheu gegen die in der Schule „gelesenen“ alten Dichter und Denker aus. Wenn z. B. Dichter vom Range eines Piliencron u. a. offen gestehen, daß ihnen der Homer durch die Schule auf Jahrzehnte hinaus „verekelt“ worden sei, so sind solche Tatsachen wohl beweiskräftiger als alle schönen Theorien darüber, welche Wirkungen jener Unterricht vorschriftsmäßig hätte erzielen müssen. Die Wirklichkeit zieht eben oft ganz andere Schlüsse als die feinste Theorie. Wir Deutschen der Gegenwart aber wollen die lebendige Wirklichkeit nicht irgendwelchen theoretischen Liebhabereien opfern, deren letztes und Hauptargument hinter der Bewußtseinschwelle schließlich nicht selten in die gemüthliche Betrachtung mündet: „Wenn wir uns haben schinden müssen, können sich die Bengels von heute auch schinden!“

Man wird also für die große Mehrzahl der Schüler eine andere Grundlage suchen müssen, um sie in den Geist und die Schönheiten des Altertums einzuführen. Diese Grundlage wird im wesentlichen die deutsche Uebersetzung sein müssen. Es ist ja dem ehrlich begeisterten Philologen nachzufühlen, wenn ihm der Gedanke zunächst unsympathisch, ja schmerzlich ist: „Was ist auch die beste Uebersetzung gegen das Original! Wieviel Feinheiten und Schönheiten der Urschrift entgehen dem Leser der Uebersetzung!“ Sehr richtig, aber —: Was sind die heutigen von technisch-sprachlichen Uebungen aus allem sinnvollen Zusammenhange gerissenen Fetzen der „gelesenen“ (?) Autoren gegen die zusammenhängende, von einem tüchtigen Fachmanne geleitete Lektüre einer guten deutschen Uebersetzung? Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß jemand, der unter solcher Führung, ohne ein Wort Griechisch und Latein zu kennen, die alten Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen in der Uebersetzung gelesen hat, ungleich tiefer in den Geist des Altertums eingedrungen ist, ungleich größeren Anspruch auf „humanistische Bildung“ erheben darf, als der Gymnasiast von heute, wenn er nicht etwa außerhalb der Schule sein Wissen ergänzt.

Wir müssen uns eben bescheiden. Wäre es möglich, den Schüler so weit zu bringen, daß er schon auf der Schulbank die alten Klassiker in der Ursprache

wirklich liebt und genießt, sprachlich und geistig beherrscht, dann wäre das ja wunderbar schön und ohne Zweifel das Beste. Aber leider ist es nicht möglich. Es ist frommer pädagogischer Selbstbetrug. Und es wird bei den steigenden Anforderungen an das Wissen des modernen Menschen und an dessen Vielseitigkeit immer weniger möglich sein. Man wird „räumen“ müssen, der Widerstand hat also wenig Zweck. Ein beherzter Schnitt — und der alte Pops ist weg! Und siehe, es hat nicht einmal weh getan! —

Ob nicht dennoch gewisse elementare Kenntnisse der alten Sprachen bei der unausbleiblichen Reform gerettet werden können und müssen, möchte ich hier nicht entscheiden. Aber das wäre dann schon nicht mehr „Pops“, sondern nützliche und notwendige Hauptbekleidung.

Die pädagogische Frage ist von der hygienischen nicht zu trennen. Es ist, wie im vorigen Hefte ausgeführt wurde, ein wesentlicher Fortschritt unserer Zeit, daß sie die Bedeutung der Hygiene ihrem vollen Werte nach zu schätzen beginnt, daß die Hygiene sich immer größeren Einfluß erobert, ihre Stimme immer gewichtiger geltend macht. Sie wird auch vor der Thüre des Schulzimmers nicht stehen bleiben. Es ist doch ein geradezu tragikomisch wirkender Widerspruch: Den Schülern soll „humanistische Bildung“ beigebracht werden, ihre Geschichts- und Sprachlehrer führen ihnen die harmonische Ausbildung von Geist und Körper der Alten, die *καλοκαγαθία* der Griechen, als vorbildlich vor Augen, und — was thut die selbe Schule für diese harmonische geistige und körperliche Ausbildung? Der Geist wird bis zum Zerplatzen vollgetröckert, — und wenn es noch der „Geist“ wäre! Es ist aber doch vorwiegend nur das Gedächtnis, eine sehr wichtige und notwendige, aber doch nur bescheidene Kammer des Geistes. Und der Körper? Der kann sehen, wo er bleibt. Es wird auf ihn losgewirtschaftet, als komme es nur darauf an, daß er für die Dauer der Schulzeit vorhält, als bedürfe es nachher nicht gerade und erst recht einer gesunden, widerstandsfähigen körperlichen Verfassung. In der Lateinstunde memoriert der Schüler fleißig sein Sprüchlein von der *mens sana in corpore sano*, alle die schönen Einrichtungen der antiken Körperpflege, aber sein Frühstück und Mittagessen muß er gar oft in gesundheitschädlicher Hast verschlingen, um dann im Schweiß seines Angesichts auswendig zu lernen, mit welchen schönen körperlichen Übungen und Spielen die griechischen Jüngens sich zu gesunden und schönen Männern heranbildeten. Es kann eben nur ein gedankenloses Auswendiglernen sein, wenn der lebendige, bedeutsame Zusammenhang zwischen dem Gelernten und dem eigenen Leben fehlt. Ein wahres Glück noch, daß die Natur sich gegen übertriebene Anforderungen auflehnt und die natürliche Abneigung des Schülers gegen das Uebermaß geistiger Anstrengung der Schule einen Streich spielt. Und so sagen wir es nur gerade heraus: etwas „Faulheit“ ist — *cum crano salis* — ein ganz gesundes Korrektiv der heutigen Schulzustände; ohne sie wäre die körperliche Schädigung der Nation noch viel größer. Denn es ist abermals frommer pädagogischer Selbst-

betrug, wenn man sich einbildet, die Anforderungen der Schule — ich habe hier zunächst immer das „klassische“ Gymnasium im Auge — würden auch wirklich erfüllt. Das geschieht nur in Ausnahmefällen, und diese „Musterschüler“ sind in der Regel nicht diejenigen, die es im späteren Leben am weitesten bringen, ihren Mitmenschen und dem Vaterlande am meisten nützen. Die große, weit überwiegende Mehrzahl der Schüler beschränkt ihren Eifer und Ehrgeiz auf das, was unbedingt notwendig ist, um „versezt“ zu werden und durchs Examen zu schlüpfen, wobei sie jede nur mögliche erlaubte und unerlaubte Gelegenheit, sich die Sache zu erleichtern, mit Wonne und Begeisterung wahrnimmt. Seien wir ehrlich: mehr oder weniger waren wir wohl alle solche Sünder — die paar „Musterknaben“ natürlich ausgenommen — und es ist uns schließlich auch nicht so übel bekommen.

Wozu nun aber die Fiktion von einem angeblich bewältigten ungeheuren Pensum, wo doch nur ein Drittel oder die Hälfte dieses Pensums dem Schüler wirklich in Fleisch und Blut übergeht? Wäre eine bescheidenere, aber solide Wirklichkeit nicht auch der stolze Fiktion vorzuziehen? —

Es sind dies ja wirklich zum Teil recht keizerliche Ansichten, so keizerlich, wie die Erfahrungen des praktischen Lebens, aus denen sie geschöpft sind. Man muß freilich tüchtig in der Welt herumgekommen sein, in lebendigster Wechselwirkung mit den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsklassen gestanden haben, um solche Ansichtsausprägungen nicht nur für anmaßende subjektive Ergüsse zu halten. Du lieber Himmel, was kann man da alles an Früchten „klassischer Gymnasialbildung“ erleben! Apoll und alle neun Mufen, Homer, wenn er je gelebt hat, der mäßige Horaz und selbst der noch mäßigere Cicero müßten sich im Grabe umbdrehen! Und sie alle, die vortrefflichen Menschen, die emsig juris, medicinae u. s. w. Bestiffenen, aber höchst profanen und schändlichen Tempelschänder am Geiste des Altertums, sie alle waren doch prompt von Klasse zu Klasse versezt worden und glatt durch das Abiturium geschlüpft! Und das war nun der Dank für die empfangene „klassische Bildung“ und die „Lektüre“ der alten Geistesheroen in der „Ursprache“!

Aber Unfehlbarkeit beansprucht der Türmer auf keiner Seite seiner Blätter. Wer also anderer Ansicht ist oder gar über diese hier erhofft, der entlade seinen Groll nicht in greulichen Flüchen und Schmähungen, wie es die homerischen Helden thaten, sondern fein säuberlich in einer schriftlichen Entgegnung an den Türmer, der dieser dann mit Dank und Freude seine Pforten öffnen wird. Denn auch andere Ansichten zu hören und gewissenhaft in seinem Gemüte zu erwägen, bereitet dem Türmer nicht geringes Vergnügen.



Briefe.

A. D., N. (S.). — F. B. P., F. (Schweiz). — W. v. B., L. — N. Sch., N. (S.). — Verbindl. Dank für die freundliche Einsendung. Für den **L.** leider nicht geeignet.
A. Baronin N. v. M., M. Herzl. Dank für Ihr so liebenswürdiges Schreiben und das beigefügte nicht minder liebenswürdige Gedicht, das ja — schon aus sehr naheliegenden Gründen — vom **L.** nicht abgedruckt werden kann. Ergebensten Gruß!

A. v. B., Gr. l. B. Auch Ihnen die obige Notiz zur gest. Kenntniznahme.

Dr. phil. W. B., L. Dank für Ihre freundliche Gesinnung. Gedichte gern gelesen, wenn auch nicht zum Abdruck bestimmt.

„Prinzessin Ilse“. Ihre lieben Zeilen haben den **L.** herzlich erfreut. Ihren Wunsch betr. Angabe der Bücherpreise werden wir unseren verehrten Kritikern nochmals zu Gemüte führen. Er ist ganz berechtigt. Schönsten Dank und Gruß Ihnen und den andern Lürmerlesern bei „Prinzessin Ilse“!

H. E. jr., C. Das Gedicht ist ansprechend, für den Abdruck im **L.** aber leider nicht geeignet. Verbindl. Dank. Im übrigen vergleichen Sie bitte die Notiz „Zur gest. Beachtung“.

Prof. Dr. P. Sch., W. Besten Dank für das Buch und das freundliche Begleitschreiben. Wenn möglich, will ich es gern selbst besprechen, sonst einem unserer Herren Referenten überweisen.

A. R., L. a./D. Ihre Entrüstung gegen die Verwendung armer Hospitalfranker zur Anstellung qualvoller und verberblicher ärztlicher Versuche teilt der **L.** durchaus. Bei passender Gelegenheit wird er sich auch eingehender darüber äußern. Aber unmöglich ist es, alle Fragen der Welt im Rahmen eines Jahrganges von 12 Heften zu besprechen.

A. v. B., Riga. Direkte Beantwortung bzw. Rücksendung kleinerer Handschriften (wie Gedichte u. s. w.) erweist sich bei der Menge derartiger Eingänge als undurchführbar. Die vorgelegten Gedichte sind für den **L.** leider nicht geeignet, verraten aber poetische Empfindung. Verbindl. Dank.

G. R., L. Die beiden stimmungsvollen Gedichte gern gelesen. Aber den Ansprüchen, die der **L.** gerade an Christ stellen muß, genügen sie doch nicht. Weiteren Einsendungen sieht er gern entgegen. Freundl. Gruß!

N. S. Mit Dank angenommen.

A. v. Sch., L.-W.-e. Erst jetzt können wir Ihre freundliche Zuschrift beantworten, deren liebenswürdige Schlussätze uns aufrichtig erfreut haben. Wir haben Ihre Anfrage an die beste Auskunftsstelle gefandt, nämlich an den Verfasser der betr. Skizze selbst. Die Antwort lautet: „Das ‚Ich‘ in der betr. Skizze ist ein Mensch, welcher auf die Vereinigung mit dem geliebten Menschen wartet. Er giebt sich völlig dem schivermüthigen Eindruck eines Frühlingmorgens hin — vor und um Sonnenaufgang. Er genießt die Natur, bis sie mit den ihn bewegenden Gefühlen in völligem Einklang steht — bis sie das Erwartende, Sehnsüchtige in ihm zum Ausdruck bringt. — Sollte noch weiteres gewünscht werden, so ist S. Höchster gerne zu brieflicher Auskunft verfügbar.“

E. Frn. v. le L., L. i. M. So liebenswürdiger und bescheidener Bitte zu widerstehen, ist schwer! Und dennoch kann er Ihnen wohl nicht nach Wunsch dienen. Die vorgelegte Probe berechtigt kaum zu irgend welchen allgemeinen Schlüssen. Hervorragend ist sie ja nicht, aber Ihnen auf Grund dieses einen jugendlichen Versuches „alle Hoffnung“ nehmen, kann ich füglich auch nicht. So wollen wir denn das weitere vorläufig der Zukunft überlassen. Wer da hat, dem wird gegeben. Frdl. Gruß!

A. v. B., G. l./B. Ihre anregende Anfrage wird gern berücksichtigt. — Die Gedichte mit lebhafter persönlicher Anteilnahme gelesen, zum Abdruck aber nicht geeignet. Verbindl. Dank und ergeb. Gruß!

L. Grfn. U., St. Zeitweise dürfte Ihrem Wunsche schon die „D. S.“ des vorigen Heftes entsprochen haben. Aber der **L.** kommt gern noch in anderer Form auf die gewiß sehr wichtige Frage bei Gelegenheit zurück, nur läßt sich ein bestimmter Termin dafür heute noch nicht ins Auge fassen. Jedenfalls so bald als möglich, da Ihr Wunsch und Ihre Auffassung der Frage mit der unsrigen übereinstimmen.

L. S. in A. (Esth.). Ob Sie das Gedicht „ungestraft, d. h. ohne belächelt zu werden, im Familienkreise vorlesen“ können? Das wird von der größeren oder geringeren Kritiklust besagten Kreises abhängen. Aber versuchen Sie's nur immerhin, den Kopf kann es ja nicht kosten.

C. M., C. Mit Dank verwertet.

Fr. W. N., B. Herzl. Dank für Ihre freundlichen Zeilen und das mitgesandte Büchlein. Hoffentlich entspricht der L. auch weiterhin Ihrem so liebenswürdigen Urteil.

stud. med. C., Junsbrunn. Das Gedicht läßt auf poetisches Talent leider nicht schließen. Besten Dank für das freundliche Begleitschreiben.

L. in N. Jugendlich, gewiß nicht unsympathische Begeisterung, aber litterarisch noch ungeklärt. Dank für die freundliche Kundgebung.

S. B., W.—n. Verbindlichen Dank für die liebenswürdige Aufmerksamkeit. Der Goetheartikel des „Bayrischen Kuriers“ hebt sich allerdings nach Gesinnung und Form in erfreulicher Weise von gewissen bei dieser Gelegenheit verübten Leistungen der Parteipresse ab. Besten Gruß.

W., Altona. Verbindlichsten Dank für die liebenswürdige Karte und Besprechung. Ueber den weiteren Abdruck der betr. Novelle verfügen nicht wir. Sie müßten sich dieserhalb mit der Verf. in Verbindung setzen. Unsererseits steht dem Abdruck mit Quellenangabe nichts im Wege. Kolleg. Gruß!

N. L., Berlin. Für den Türmer leider nicht geeignet. Freundl. Dank für die begleitenden Zeilen.

S. v. B., B. a./S. Besten Dank für die freundliche Gesinnung. Ob ich das Buch in abschbarer Zeit selbst werde lesen können, ist leider sehr fraglich. Wenn irgend möglich, gern, anderenfalls wird es einem unserer Herren Rezensenten vorgelegt. Erg. Gruß!

Dr. C. Sch., T. Dank für das Citat aus Paracelsus. Wie steht es aber mit der anderen Angelegenheit? Verbindl. Gruß.



B. N., D. An alle uns von Ihnen angegebenen Adressen sind Probehefte des „Türmers“ abgegangen. Besten Dank! Durch persönliche Empfehlung, wie sie von Ihnen freundlich zugesagt und noch von mancher anderen Seite geübt wird, sind dem Türmer schon viele neue Freunde gewonnen worden.

G. M., W. und vielen andern Bestellern von Band I des ersten Jahrgangs des „Türmers“ zur Nachricht, daß dieser Band vergriffen, der II. Band (April-Sept. 1899) noch in wenigen Exemplaren vorrätig ist. Er bildet ein inhaltlich in sich abgeschlossenes Ganze. Preis geheftet 8 M., in Leinwand geb. 9 M., in Halbfranz geb. 10 M.

F. C., C. Das Bildnis Goethes (Photogravure nach dem Gemälde von Kügelgen, Beilage zum „Türmer“ I. Jahrgang, Heft 1), sowie das Selbstbildnis von Dyck (Türmer, I. Jahrg., Heft 7) haben wir in einer Anzahl über die reguläre Auflage herstellen lassen und können sie den Türmer-Lesern apart abgeben zu einem Preise, der weit hinter dem Kunstwerte, den die Bildnisse im Handel haben würden, zurückbleibt. Wir liefern jedes von ihnen franko gegen Einsendung von à 50 Pfennigen (auch in Briefmarken).

Der Verlag des „Türmers“ in Stuttgart.



Zur gest. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind ausschließlich an den Herausgeber, Wilhelmskolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1, zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Entscheidung über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel nicht vor frühestens 4 Wochen versprochen werden. Kleinere Manuskripten wolle man kein Porto zur Antwort beifügen, da diese in den „Briefen“ erfolgt und Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Wilhelmskolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



C. Max pinx.

Photogravure Bruckmann

MATER AMABILIS

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren,

Zum Schauen bestellt.“

Lyneus, der Türmer. (Gaut II.)

II. Jahrg.

Dezember 1899.

Heft 3.

Weihnachtserinnerung

von

Hans Frhrn. von Wolzogen.



Wenn Weihnachten naht, geschieht immer ein Wunder. Draußen in der Natur wird es dunkler und starrer, die Todeshand des Winters legt sich auf das letzte Leben; und kaum feiern wir in Schnee und Nacht das wunderbare Fest der Kindheit, da erwacht auch wieder das leuchtende Sonnenkind, und Lichtes Zunahme, Lichtes Sieg begrüßen wir mitten in den Tagen der großen Scheintodes, eine Gewißheit unsterblichen Lebens. Und dieses Wunder hat auch eine Innenseite: auch in unserem Gemüte geschieht ein Gleiches. Wir alle lassen es im Laufe des Jahres oft genug fehlen an dem freudigen, thätigen Bekenntnisse zu unserem Christentum, und manche unter uns Menschenkindern, die wir doch alle Gotteskinder sind, bemerken heute so wenig von den tief erregten religiösen Trieben und Strömungen in der modernen Menschheit, daß sie die Welt in eine Zeit des siegenden Unglaubens schon völlig eingetreten

wähnen und von einem absterbenden Christentum im Tone fortschrittlicher Befriedigung reden. Dabei friert es das deutsche Gemüt und es scheut sich, in solchem Glaubenswinter sich zurecht zu finden. Aber da geschieht wieder das Wunder: es wird Weihnachten, und der alte Kinderton der Christfestfreude dringt durch die kalte, klare, kluge Welt, auch jene Seelen leise mit einem warmen Hauche streifend, die sich vom Heiligen abgewendet haben und meinen, wenn die Wissenschaft den „Schöpfer“ leugne, sei auch der Glaube an den „Erlöser“ gestorben. Er ist aber geboren mit der Sonne, und Wiedergeburt ist ihr gemeinsames Schöpfungswort!

Freilich habt ihr leicht sagen, ihr, die ihr euch der leisen Regungen der Weihnachtsstimmung beinahe schämt: das seien eben nur noch Erinnerungen aus der fernsten Kindheit. Gewiß sind es Erinnerungen, aber immer fragt es sich, wessen man sich erinnert, und daß man sich dessen oft gar nicht bewußt ist, das verleiht noch kein Recht zur Ablehnung, sondern legt eine Pflicht auf — zum „Studium“ der seltsamen Thatfache. Gilt diese Erinnerung wirklich nur einem brennenden und süßbehangenen Tannenbaum und dem angenehmen Augenblicksgefühle erfüllter Kinderrünsche? Das gäbe noch keine Stimmung, und Stimmung ist es doch am Ende, was auch diejenigen, die sich irreligiös geworden nennen, noch immer um diese Zeit nicht von ihrem Gemüte abwehren können. Was das Kind unbewußt beseligt hat, war in der That die erste herzliche Erfahrung vom Christentum, von den zwei großen Grundkräften dieses Glaubens: selbstloser Liebe und seltsamer Gemeinsamkeit. Auch das Kind hat aus seinem kleinen frohen Herzen gern andere durch rührende Gebeversuche erfreut, und im Erfreuen und Erfreutwerden hat es zum ersten Male das gemeinsame Band verspürt, welches die Seelen nicht nur aneinander bindet, sondern auch an ein Höheres, an ein Gefeiertes, geheimnisvoll Festliches, um dessen willen an diesem Tage all diese Fülle von Liebe sich segensreich über die Erde ergießt, die sonst auch für das Kindergemüt schon reich an allerhand Unzufriedenheiten gewesen sein mochte. Dies göttliche Wesen aber, sagt man ihm, ist seinesgleichen; es ist den Kindern selbst nur erst ein Kind. Wenn auch wir nun um Weihnachten gern mit den Kindern zu Kindern werden mögen, so sollten wir uns ernstlich fragen: ob unser Gott den Erwachsenen, der ganzen Kultur dieser sich so weise dünkenden Menschheit, die sich zur kindlichen Weihnachtsfreude nur eben noch herabläßt, überhaupt auch schon mehr sei, mehr geworden sei als nur erst ein Kind? Das Christentum, davon man behaupten will, es sei im Absterben, hat es denn eigentlich schon so recht gelebt, sich wirklich ausgelebt? Es steckt doch noch recht in seinen Kinderschuhen. Es liegt noch, wie das Christkind, in der Krippe und den Windeln. Die Weihnachtsstimmung der Kindheitserinnerungen ist gar nicht bloß Stimmung und bloß Erinnerung, sondern eine ganz gegenwärtig giltige, geschichtliche und moralische Wahrheit. Der schwache Christ und Unchrist von heute, er darf getrost in seinem Geiste mit an die Weihnachtskrippe treten: das Göttliche, das er leugnen

möchte, ist wahrhaftig für ihn nichts anderes noch als ein schlummerndes Kind. Aber nicht nur mitfeiern sollte er es, und was ihm zu schwer fällt und zu fremd dünkt, darin sollen wenigstens wir andern, die wir uns noch gerne Christen nennen, ihm zum lebendigen Vorbilde dienen, wie Paulus es von sich und den Seinen gesagt hat: Vorbilder, dessen bewußt, wessen und wie der Christ sich weihnachtlich er=innert.

In der That ist Er=innerung die eigentliche große Aufgabe des Christentums, die einst als das unerhörte Neue in die Welt der Heiden und Juden, der Sinnen- und Geseßmenschen mit ihrer frohen Botschaft trat: das Himmelreich ist in euch! Und noch heute und allezeit, bis an der Welt Ende, wird dies das ewig Neue sein, das Erneuernde alles Lebenden und Ablebenden: Verinnerlichung nennen wir es umständlicher und minder schön, und fühlen etwas davon in der Innerlichkeit, der Innigkeit unserer Weihnachtsstimmungen. Es ist die gewaltigste Umwandlung aller Gottes- und Weltanschauung, so gewaltig — und also noch um so viel gewaltiger! — für die Stellung des Menschen zu Gott, wie für seine Stellung zur Natur jene wissenschaftliche Umkehrung des Bewegungsverhältnisses zwischen Erde und Sonne. Hat es Jahrhunderte gedauert, bis der menschliche Glaube sich an letztere gewöhnt hat — die menschliche Vorstellung hat es noch heute nicht! — wie viel Jahrtausende, die vor Gott doch wie ein Tag sind, mögen vergehen müssen, um jene andere, weit wunderbarere, innere Umwandlung des ganzen seelischen Lebens als einen wahren Besitz der Menschheit, den Besitz ihres wahren Gottes selber siegreich durchzuführen! Daran hat uns, zur Weihnacht des Jahrhunderts gleichsam, ein geistvoller Mann, der dessen „Grundlagen“ nachforschte und als das Positive die Persönlichkeit Christi fand, noch kürzlich treffend erinnert. Das Himmelreich ist in uns! Wenn wir beten zu unserem Vater „in den Himmeln“, und die Weihnachtengel singen Ehre dem Gott „in der Höhe“, so ist das in den wunderbaren Augen, die das Christkind zuerst in dieser Welt aufschlug, ein erhabenes Bild, gleichwie es auch ein Bild ist, wenn wir die Töne des Gesanges hohe oder tiefe, helle oder dunkle nennen. Die Höhe und Tiefe, Helle und Dunkelheit sind Thatfachen unserer inneren Empfindung, und auch das Himmelreich, auch der Gott, der die Liebe ist und ein Geist, ist die Thatfache einer offenbaren Kraft unsers Innern, der neue Glaube — eine Er=innerung Gottes in der Menschenseele. Sie ist die Krippe, darin das Göttliche als ein Kindlein gelegt ist. Aber nun muß es wachsen, und gewiß weit, weit über unser enges und schwaches Ich hinaus, alldurchdringend, allumfassend und doch immer der Selbe, der Gott im Innern, das ewige Selbst des geheiligten Willens, den wir Liebe nennen. Wie das Lichtkind der Weihnacht wächst bis auf die Höhe des Sommers, so muß unser Gott wachsen und mit ihm das Christentum, wachsen an Innerlichkeit, durch alle Winter der Welt, bis sie selbst, wie Tod und Hölle, verschlungen ist ganz in die Gewalt der Innerlichkeit, dieses Gottesreichs in uns.

Die ganze Welt eine Erinnerung Gottes! Ja, ist das dann noch das Weihnachtskindlein im engen Herzen meines eigenen Ich? — Wohl ist und bleibt dieser Gott immer ganz mein Eigen, mein Gott: zwischen ihm und mir besteht die allerinnigste Beziehung, die es giebt, denn er ist selbst das Innigste, Beste, das allein Gute in mir — aber zugleich auch in dir, in euch, in allen Seelen, die seiner bewußt zu werden vermögen und ihm zum Ausdruck dienen, jede auf ihre Art. Etwas Gutes birgt sich in ihnen allen; in ihnen allen hält das Christkind seine gnadenreiche Weihnacht. Laßt einmal im Geiste die Schranken der Individualität sinken, die euch im Kampfe um's Dasein, Wille gegen Wille, sich feindselig unter einander, immerdar entgegenstemmen, laßt sie sinken, soweit ihr es im Geiste vermögt, in der Erinnerung an die größten und seligsten Augenblicke eures Lebens, als kämt ihr alle auf einen Ruf Gottes zusammen zu einem großen Weihnachtsfeste, in jener selbstlosen Liebe, die ihrem ganzen Wesen nach „übermenschlich“ ist und doch nur innermenschlich uns bewußt werden und sich ausdrücken kann. Nun ist's Ein Wille und Eine neue Welt, die Welt Gottes, und die vielen kleinen Ichs sind Eine Ichheit geworden, stark in der Kraft des Empfindens, wie nur eine Menschenseele zu empfinden vermag, aber zugleich befreit von der Ichsucht, die von der Befangenheit des Ichs in seiner Einzigkeit lebt und nur durch eine erkannte höhere Gnadenmacht zur Gottessucht umgewendet werden konnte. Da haben wir nun das zweite große Weihnachtswunder und die wahre Aufgabe, das wahrhaft Neue des Christentums. Wie das Kind unbewußt beim Christbaum zuerst die Segenskräfte der Liebe und der Gemeinsamkeit empfindet, die als Stimmung fortwirken durchs Leben der Erwachsenen, so hat das Christentum in die Welt für uns alle jene gewaltige göttliche „Erinnerung“ gebracht, die uns eine Lebenskraft werden soll: die Befreiung der Ichheit zugleich mit der Befreiung von der Ichsucht.

Das sind offenbare Gegensätze, solange sie getrennt sind; aber alles Große in der Welt besteht im Ausgleich von Gegensätzen wie zwischen Winter- nacht und neuem Licht. Es giebt Zeiten, da die Befreiung der Ichheit oder die Befreiung von der Ichsucht allein das christliche Moment in der Geschichte der Menschheit vertreten. Es giebt asketische und revolutionäre Zeiten, es giebt feudalistische und demokratische Perioden; in allen rang und drang ein Teil des Christentums nach Ausdruck, aber nicht das ganze — darum konnte und kann man zu jeder Zeit fragen: wo bleibt das Christentum? Es ist ein Kind, das bald weint, bald lacht, bald träumt, bald wacht. Unser neuer geschichtlicher Sinn hat uns auch dazu zu dienen, daß wir diese Entzweiung der christlichen Befreiungskraft recht erkennen und uns dadurch mahnen lassen, immer mehr zum wahrhaft Ganzen hinzustreben, wohl bewußt, wie das „Ziel“ von so unermeßlich hohem Werte sei, daß es nur in der Unendlichkeit zu erreichen ist. Denn es handelt sich dabei um unendliche, göttliche Dinge. Aber diese Unendlichkeit, diese unergründliche Tiefe des Seelischen, des Innern, des Gött-

lichen, sie ist ja nicht an eine Zeit gebunden, wie irgend ein Verlauf der Dinge, sondern sie ist selbst eine Kraft, welche den Verlauf der Dinge in Gang setzt und erhält, ohne nach der Dauer zu fragen. Ueber der Krippe des Christkinds leuchtet der Stern, und der Himmel ist gegenwärtig in Christo. — Also ginge unser Weg nach einem ziellosen Ziele? — Das Ziel setzt uns von Schritt zu Schritt, von Zeit zu Zeit unser eigener guter, weihnachtlich geheiligter Wille, je nach den Widerständen, die wir in der Welt und in uns selbst zu überwinden haben. Nicht diese Ziele sind das Göttliche, sondern jene Kraft, die uns von Ziel zu Ziel treibt, die Kraft, die da wirken will die Werke dessen, der sie gesandt und in uns gesät hat. Christus ist Kraft, Kraft der Liebe und der Gemeinsamkeit, Kraft der Befreiung der liebenden Zücht und der gemeinsamen Befreiung von der Zücht, Kraft des Wachstums vom schlummernden Weihnachtskinde zur bewußten und reifen Kindschafft Gottes. Die Welt bedarf nichts nöthiger als dieser Kraft, die alle Fragen, Zweifel, Widersprüche, Nöte und Leiden, welche sie peinigen, heute wie immer, mit einem Male, von innen heraus, lösen würde, wenn sie wahrhaft frei zu wirken vermöchte. Daß sie es noch nie vermochte, ist nicht Schuld des Christentums, sondern der Menschheit, die seiner Größe zu klein geblieben ist und doch alles Große ihm zu verdanken hat, wie ein unverdientes Weihnachtsgeschenk. Daher haben wir ein Bedürfnis ohne Ende nach dieser Kraft, und das ist unser christliches Gefühl, dessen wir uns vollbewußt werden müssen, um es sittlich auszuwerten: unser Erlösungsbedürfnis. In ihm wurzeln sie alle, die edelsten Triebe, die den Menschen von der Tierheit befreien und zu sich selber bringen können, die Triebe und Kräfte der von der Zücht sich befreienden Zücht, des sozialen Ethos, der starken Liebe zu allem Liebesbedürftigen und Liebenswerten, die ewigen Weihnachtsgaben Gottes. Sind ihre Augen, die Augen des inneren Ich, für diese Triebe und Kräfte des wahren, mit uns geborenen Christentums einmal erschlossen, wie in der Winternacht das neue Licht erwacht, so werden wir auch bei jeder Wiedergeburt des heiligen Weihnachtswunders anbetend an die Krippe des neugeborenen Heiligen treten mit dem freudigen Bekenntnis: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



III.

Die Sonne hatte ihren launischen Tag. Bald warf sie goldene Kuschhändchen zur Erde, bald zog sie sich schmolleud hinter graue Wolfenschleier zurück. Jetzt aber schien sie des gauklerischen Spieles müde. Wie einer lebenswürdigen Eingebung folgend, legte sie lange goldene Streifen über den Fußboden des Zimmers, und nun breitete sie sich mit schmeichlerischer Zubringlichkeit über den Tisch, mitten über das Papier und die Hand des emsig Schreibenden, so daß dieser geblendet innehielt und von seiner Arbeit auffah. Dabei mußte Frobens Blick auf das Gärtchen vor seinem Fenster fallen. Es war freilich nur ein dürftiges Großstadtgärtchen mit wenigen Sträuchern und Bäumen, aber doch ein Stückchen lebendiger Natur, eine kleine Oase inmitten der Steinwüste, die ihn nun wieder seit Wochen umgab. Und die Sonne schien sich mit doppelter Zärtlichkeit um die wenigen versprengten Kinder ihrer Liebe zu schmiegen.

Sie hatten sich schon längst in die Farben des Herbstes gekleidet; der wilde Wein an den steinernen Mauern, die das Gärtchen umgaben, leuchtete in tiefem Rot, aus dem die kleinen Beeren dunkelblau hervorglugten. Aber auch die rote Farbe war bereits im Schwinden, das Gelb herrschte vor, ein Gelb, das in zarten, weißlichen Tönen ersterben wollte. Auf den paar Blumenbeeten zwischen den Kieswegen blühten noch einige Georginen, Stiefmütterchen und späte Rosen. Aber während jene sich in der herben Kühle wohl und frisch zu fühlen schienen, hielten die Rosen fröstelnd ihre letzten Knospen geschlossen. Bräunliche Streifen fraßen sich dörrend in die Ränder der Knospenblätter hinein — der

kalte Brand des Todes. Ueber Wege und Beete segte der Wind das herabgefallene dürre Laub, drehte sich mit ihm im Wirbel zwischen den von den angrenzenden Häusern gebildeten Einfassungsmauern herum und erhob sich mit ihm in die Höhe, als wolle er mit seinem Raube das Weite suchen. Aber immer wieder mußte er ermattet seine Flügel senken. Sehnte er sich hinaus in das wahlverwandte brausende Meer des großstädtischen Getriebes, das da hinter den Mauern toste und brandete?

Aber die Sonne lächelte gleichmütig zu alledem und spiegelte sich in den Tautropfen auf Gräsern und Blättern. . .

Dieser Tag erinnerte Froben an den letzten, den er in dem freundlichen süddeutschen Kurstädtchen verbracht. Der hatte ihn auch so klar und taufrißlich angeweht, als er auf einer letzten Wanderung Abschied von Thälern und Bergen genommen. Da hatte er auf einem Abhange gestanden und auf das Städtchen zu seinen Füßen hinabgeschaut. Und von drüben her hatte ihn der Wald gegrüßt, still und feierlich, in den scharfumrissenen Formen des Frühherbsttages. Schwer war ihm der Abschied geworden, wie schnell der Sommer unter angestrengter Geistesarbeit dahingegangen, und wie wenig hatte er ihn doch eigentlich genossen!

Genossen?

Ein Lächeln, herb und wehmütig zugleich, zuckte um den Mund des Sinnenden. Wann hatte er denn je genießen dürfen, in vollen Zügen, sorglos und unbekümmert, so recht genießen?! Von Kindheit an war ihm die Freude wie eine verbotene Frucht erschienen. Er war nicht Kind gewesen, wie andere Kinder. Als er zur Welt gekommen war, hatte sich schon die Sorge in seinem Vaterhause eingenistet. Die Tage der Wohlhabenheit, in der die Seinigen einst gelebt, waren vorüber, das väterliche Gürtchen weit hinten an der preussisch-russischen Grenze verschuldet, der Friede des Hauses zerstört.

Seiner Mutter konnte er sich kaum erinnern. Sie war etwa drei Jahre nach seiner Geburt gestorben. Ein schweres inneres Leiden, an dem sie schon jahrelang gekrankt, hatte sie vor der Zeit dahingerafft. Was ihm an Vorstellungen von ihr vorschwebte, beruhte wohl nur auf späteren Erzählungen der Hausgenossen. Oder sollten sich in das weiche Gemüt des Kindes doch einige persönliche Erinnerungen an sie eingepägt haben? Eine elfenhafte, wunderbar graziose Erscheinung sollte sie gewesen sein, ein seltsames Gemisch von Widersprüchen. Man erzählte von ihr Züge hingebender, alles aufopfernder Güte, aber auch

grausamer Härte. Die Hausleute und Gutsangehörigen, meist Wittthauer, liebten und fürchteten sie mit einer Art abergläubischer Scheu. Die erfolgreiche Hilfe, die sie ihnen in Krankheitsfällen persönlich angedeihen ließ, brachten sie bei diesen ungebildeten Leuten in den Ruf übernatürlicher Kräfte. Es ging von ihr das Gerücht, daß sie in die Zukunft zu schauen vermöge, und sie mochte wohl selbst davon überzeugt gewesen sein, denn sie glaubte an Ahnungen und Träume, und ihre Voraussagungen hatten sich mehrfach in wunderbarer Weise erfüllt. Es mußte etwas Geheimnisvolles in ihr gewesen sein, etwas engelhaft Gutes und doch wieder auch dämonisch Leidenschaftliches. Eine unbotmäßige Magd hatte sie einmal durch den Verwalter unbarmherzig auspeitschen lassen. Damals konnte derartiges noch ungestraft geschehen. Dann aber war sie vor der Gemißhandelten auf die Kniee gesunken und hatte sie mit heißen Thränen um Verzeihung gebeten und sie überreich beschenkt. An ihrem Gatten hing sie mit abgöttischer, verzehrender Liebe. Aber diese Liebe ließ sie nur selten nach außen strahlen, als fürchte sie sich selbst vor ihrer leidenschaftlichen Glut. Sie bewahrte sie eifersüchtig, wie einen keuschen Schatz im tiefsten Busen, immer von seltsamen Zweifeln geplagt, ob der Gatte ihre Liebe auch ebenso heiß, ebenso tief, ebenso grenzenlos erwidere. Und so quälte sie den milden, edlen, gütigen Mann mit wunderlichen Launen, zeigte sich ihm kalt und hart, wo sie ihm doch oft am liebsten um den Hals gefallen wäre. War es aber der bis ins Mark hinein gesunden, harmonischen und harmoniebedürftigen, heiterklaren Natur des Mannes zuviel des Unerquicklichen, des Launenspiels im Hause, war er, um das zerstörte Gleichgewicht seiner Seelenstimmung wieder herzustellen, in die Nachbarschaft oder in die Stadt gefahren, dann verzehrte sie sich in qualvoller Sehnsucht nach ihm, zählte die Stunden bis zu seiner Rückkehr und horchte ängstlich auf jedes Geräusch draußen, ob es nicht die Heimkunft des Ersehnten bedeute. Wenn dann aber sein Wagen vor der Hausthüre hielt und er unbefangen und heiter lächelnd heraus stieg, um sie zu begrüßen, dann sanken ihre Arme, die sich schon zu stürmischem Willkommen erhoben hatten, schlaff zu ihren Seiten herab, und sie empfing ihn mit düster gefalteter Stirne und mit Vorwürfen wegen seines langen Ausbleibens. Doch ein Mittel, ein nie versagendes hatte er, um all die verborgenen Liebeschätze in ihrem Innern ans Licht zu rufen. Er brauchte nur über irgend ein Unwohlsein, irgend einen seelischen oder körperlichen Schmerz zu klagen, und all ihre zur Schau getragene trogige Kälte schmolz dahin und wandelte sich in weichste,

holdeste Zärtlichkeit. Dann war sie demütig dienend an ihm bemüht, dann las sie jeden Wunsch von seiner Stirne, dann hätte sie die größte Unbill wortlos und ergeben von ihm ertragen, in dem Gedanken, daß der über alles Geliebte litt und daß er einst von ihrer Seite gerissen werden könnte. Mit lächelnder Milde hatte später der Vater den Kindern von diesem eigenen Charakterzuge ihrer Mutter erzählt, nur das Gütige, Zärtliche ihres Wesens dabei hervorgehoben, nie einen Tadel, einen Vorwurf gegen sie geäußert.

Was Max Froben als persönliche Erinnerung an sein Mütterlein vorschwebte, das beschränkte sich eigentlich nur auf dunkle Bilder aus der Zeit ihres Krankenlagers. Hatte er sie wirklich darauf gesehen, hatte er es wirklich miterlebt, wie die Männer einen schwarzen Kasten in ihr Zimmer brachten, — ihren Sarg, den sie sich Monate vor ihrem Tode bestellt hatte und nun mit eigenen Augen sehen und prüfen wollte? Die Scene hatte sich in Wahrheit abgespielt, wie sie ihm vorschwebte: die Mutter hatte sich in den Sarg gelegt, ob es sich bequem darin werde ruhen lassen. Aber er wußte ja damals noch nicht, was ein Sarg ist, und was Sterben heißt, begriff er nicht. Oben, in einem Seitenflügel des Hauses hatte man ihn in einem freundlichen Zimmer, zu dem gerade die Krone eines Kastanienbaumes hinaufnickte, kurz vor dem Tode der Mutter mit dem Kinder mädchen untergebracht. Und da er wieder einmal ungestüm nach der Mutter verlangte, wurde ihm bedeutet, die Mutter sei in den Himmel zum lieben Gott gegangen und werde sobald nicht wiederkehren. Ob man sie denn von dort nicht abholen könne? war seine Frage gewesen. Dort drüben am Saume des Birkenwaldes, den man vom Fenster aus deutlich sehen konnte, da sei doch der Himmel so niedrig und man könne doch dort eine Leiter anlegen, um hinauf zu gelangen. Und darauf hatte er noch eine Weile trotzig bestanden und wollte es sich nicht ausreden lassen, weil es ihm so gar einfach schien. Und dann hatte er weiter gespielt . . . und die Mutter, die niemals wiederkommen wollte, wenn er nach ihr begehrte, und die man auch nicht holen wollte, vergessen. Auf lange, lange vergessen, bis er reif genug wurde, um es zu empfinden, was einem Manne fehlt, der seine Mutter nicht gekannt hat.

Eine Tante kam ins Haus, um sich seiner und des Haushalts anzunehmen. Seine beiden Brüder waren viel älter als er und besuchten in der Stadt das Gymnasium. Es waren abnorme, unbändige Naturen, die jedem Zwange einen erbitterten Widerstand entgegensetzten. Des ältesten, Wilhelms, Leidenschaft wandte sich von früh auf der Jagd

zu. Kam er zu den Ferien nach Hause, dann konnte er tagelang einsam mit der Büchse in den Wäldern umherschweifen. Wortkarg und verschlossen, führte er ein träumerisches Innenleben, das die reale Wirklichkeit als feindselige Macht empfand. Sein Ideal war das Blockhaus im Urwalde, das Leben in einsam großartiger Natur, der Kampf mit lauernden Feinden und wilden Tieren. Und das war ihm mehr als das übliche Knabenideal, diese Vorstellungswelt wuchs aus seiner innersten, phantastischen Veranlagung heraus. Alles Hergebrachte, Gesellschaftliche haßte er als abgeschmackt und albern. Dabei verrieten einzelne Ausbrüche eine elementare, unheimliche Leidenschaftlichkeit und eine unbeugsame Fähigkeit und Willenskraft. Nur richtete sich diese nicht auf das Nächstliegende, das Praktische und Mögliche, sondern auf vorgefaßte Ideen, auf Unerreichbares. Da er nächst der Jagd die Musik leidenschaftlich liebte, setzte er es sich in den Kopf, Meister auf der Geige zu werden. Und dazu hatte zwar sein Bruder Theobald eine außergewöhnliche Gabe, er aber keine. Dennoch nahm er an dem Musikunterrichte des Bruders unverdrossen teil, übte er täglich viele Stunden lang auf dem Instrumente, ohne es doch zu irgend einem beträchtlichen Erfolge zu bringen. Der auch sonst glänzender und liebenswürdiger, aber willensschwach veranlagte Theobald erreichte spielend, was jener mit allem eisernen Fleiße nicht erzwingen konnte, und so bemächtigte sich Wilhelms ein Gefühl des Neides gegen den Bruder, der die Kunst nur lässig und widerwillig betrieb und dem das Schicksal doch die herrliche Gabe in den Schoß geworfen hatte. So großte er ihm im geheimen und fühlte doch wieder zu edel, um dieser niederen Regung Raum zu geben. Das Verhältnis der Brüder zu einander war überhaupt ein ganz eigenartiges: Der Grundton ihres Wesens war wohl gleich gestimmt. Einig waren sie in der Auflehnung gegen allen konventionellen Zwang, in dem Widerwillen gegen die Schule, die Bücher und überhaupt alles positive Wissen. In diesem Sinne blieb der eine auf das Verständnis des andern angewiesen. Lebte doch in ihnen etwas schlechterdings Seltsames, Scheues, Weltfremdes, das sie von ihren Altersgenossen trennte. Sonst freilich mochten sie dem Beobachter wenig Gemeinsames aufweisen. Wilhelm ernst, wortkarg, zäh, bedächtig; Theobald von nervöser Lebhaftigkeit, sprunghaft, stets zu tollen Streichen aufgelegt. War nun der jüngere Bruder dem älteren an schneller Auffassung und überhaupt an natürlichen Fähigkeiten überlegen, so kam diese Ueberlegenheit in ihrem beiderseitigen Verkehr dennoch nie zur Geltung. Im Gegenteile: Theo-

bald ordnete sich Wilhelm in allen Stücken unter, ja dieser übte über jenen eine unbedingte Herrschaft aus, und jeder Versuch der Auflehnung dagegen endete mit einer Niederlage Theobalds. Unfähig, die Gesellschaft und Unterhaltung des Bruders längere Zeit zu missen, machte Theobald bei allen Streitigkeiten, die zwischen ihnen vorkamen, den ersten Schritt zur Versöhnung, — weniger aus Erkenntnis eines Unrechts auf seiner Seite, als aus Langeweile und Schwäche. Wilhelm aber verstand es, ruhig abzuwarten, bis der andere ihm die Hand entgegenstreckte, vor ihm kapitulierte.

Die Knaben wuchsen heran, ohne in der Schule irgend Erfreuliches oder auch nur Befriedigendes zu leisten. Vergebens waren alle Ermahnungen und Bemühungen des Vaters. Es half nichts, daß er ihnen neben dem Schulunterricht Privatstunden erteilen ließ, daß er sie aus der einen Pension in die andere, aus der einen Schule in die andere gab, notgedrungen geben mußte. Es lag etwas unausgesprochen Fremdes zwischen Vater und Söhnen. Sie machten ihn nicht zum Vertrauten ihrer Gedanken, Pläne und knabenhaften Unternehmungen, er aber, der klare, philosophisch veranlagte, lebensreife Mann, verstand diese seltsamen Charaktere nicht, die sich weder ihren Lehrern noch ihren Altersgenossen angeschlossen, bei allen natürlichen Fähigkeiten den gewöhnlichsten Durchschnittsanforderungen der Schule nicht zu genügen, für keinen, den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Lebensberuf sich zu begeistern vermochten und überhaupt so ganz anders geartet waren, als sonst Knaben in ihrem Alter, als er selbst in seiner Jugend gewesen war. Um so schmerzlicher trafen ihn dann die hoffnungslosen Nachrichten der Lehrer und Schuldirektoren. Meist waren es bössartige Streiche Theobalds, die den Vater wieder und wieder nötigten, die Söhne in einer andern Anstalt unterzubringen. Aber es schien, als sei auch Wilhelm nicht ganz unbeteiligt daran. Hielt er sich auch selbst von der That zurück, so mochte er doch der intellektuelle Miturheber mancher dieser Tüden gewesen sein oder doch, als beifälliger Mitwisser, ihnen nicht ferngestanden haben. Unternahm doch Theobald kaum etwas, was ihm die Mißstimmung des Bruders zugezogen hätte, so weit reichte dessen Herrschaft über ihn.

Und es wurde im Laufe der Jahre nicht besser, sondern schlimmer damit. Bald mußte der Vater erfahren, daß seine Söhne nicht nur im Unterrichte zurückblieben, mit den Lehrern in fortwährendem Hader lagen, sondern auch, kaum dem Knabenalter entwachsen, ein ausschweifendes Leben begonnen hatten. Wilhelm, so hieß es, habe an diesen

Unternehmungen, die sich in niedrigen Spelunken der Vorstadt abspielten, anfangs nur widerstrebend teilgenommen, mehr um den Bruder nicht im Stiche zu lassen, als aus eigenem Antriebe. Dann aber hatte er selbst Gefallen daran gefunden. Aus diesem verschlossenen, nur scheinbar kalten Charakter war offenbar die in ihm glühende, verborgene Leidenschaft nur zu früh emporgeschlagen. Immerhin äußerten sich die Folgen seines Lebenswandels bei seiner zähen Konstitution nicht in der verhängnisvollen Weise, wie bei dem zarter organisierten Theobald. War dieser schon von Geburt nervös und reizbar, zudem mit schwachen Lungen veranlagt, so wurde sein Zustand unter dem Einflusse des ungesund und frühzeitigen Lebensgenusses geradezu beunruhigend. Insbesondere erreichte seine Nervosität allmählich einen Grad, der zu den ernstesten Besorgnissen nicht nur für seine physische, sondern auch für seine geistige Verfassung Anlaß gab.

Auf Mayens Kindheit aber warf diese verhängnisvolle Entwicklung seiner älteren Brüder tiefe Schatten. Stets wurde sie ihm als abschreckendes Beispiel vor Augen gehalten. In jeder natürlichen Regung kindlicher Ungebundenheit, knabenhaften Uebermutes wurde der Keim künftiger Verderbnis gewittert. Ließ er sich in übersprudelnder Lebensfreude gehen, dann setzte ihm die Tante gleich einen Dämpfer auf mit der gränlich-vorwurfsvollen Frage: „Willst du auch so werden wie deine Brüder“? Sie meinte es gewiß gut mit ihm, hatte ihn gewiß nach ihrer Art in ihr Herz geschlossen. Aber eben ihre Art war keine, die einem kindlichen Gemüte heilsam sein konnte. Sie hatte selbst trübe Erfahrungen hinter sich. Ihr Gatte, ein von Hause aus vermögensloser leichtsinniger Spieler, hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, nachdem sie sich eidgiltig geweigert, seine Spielschulden zu bezahlen und er wiederum große Verluste im Hazard gehabt hatte. Sie mochte wohl auch ihm gegenüber nicht die richtige Art gehabt, es nicht verstanden haben, den im Grunde gutmütigen, nur allzu nachgiebigen Mann an seine Häuslichkeit zu fesseln und ihn den Umgarnungen seiner Spielgenossen zu entreißen. Der Tod ihres heißgeliebten einzigen Kindes, eines blühenden jungen Mädchens, das von einer Typhusepidemie jäh dahingerafft worden war, hatte sie nach dem ersten, mehr sinnlos verzweifeln als läuternden und erweichenden Schmerze vollends mit Bitterkeit gegen alle Welt- und Lebensfreude erfüllt. Ihr Wesen hatte etwas Scharfes, Eckiges, Rechthaberisches; es fehlten ihr bei aller inneren Herzensgüte die Milde und Sanftmut, diese beiden sieghaftesten Waffen des Weibes, die es durch keine noch so starke

Willenskraft ersetzen kann. Ihrer strengen Moralität haftete etwas vom Pharisäertum an: die Abneigung, sich in andere Menschen hineinzuversetzen, sie von deren Innerem heraus zu begreifen. An alles legte sie die gleichen, fertigen, äußerlichen Maßstäbe an, die Maßstäbe einer beschränkten, durch keine inneren Kämpfe und Erfahrungen erweiterten Weltanschauung. Auch war sie sich nicht bewußt, daß sich ihre moralischen Urteile vielfach mehr aus den Urteilen der Welt als aus den einer ewigen, über der Erscheinung der Dinge schwebenden Sittlichkeit herleiteten. Sie war einer jener zahlreichen Menschen, denen nie ein Zweifel gegen sich selbst aufsteigt, die von der Güte ihres Thuns und Wollens unerschütterlich überzeugt sind.

Ihr Bruder, Magens Vater, widmete ihr brüderliche Zuneigung und achtete sie um ihrer unbestreitbaren guten Eigenschaften willen. War doch namentlich ihre Pflichttreue über jeden Zweifel erhaben. Aber eigentlich sympathisch war ihm ihr Wesen nicht, konnte es ja auch nicht sein. Sein philosophischer, im Grunde skeptischer Geist sah oder ahnte hundert menschliche Möglichkeiten dort, wo seine Schwester nur eine fand und mit ihrem apodiktischen Urteile von vornherein fertig war. Widerstrebte ihr enges, hartes, selbstgerechtes Wesen seiner Anschauung der Dinge ebenso sehr wie seinem Empfinden, so war sie ihrerseits außer stande, die Milde und Nachsicht des Bruders in vielen Fällen zu begreifen. Häufige Verstimmungen, ja offene Zwistigkeiten konnten bei so tiefgehenden inneren Gegensätzen nicht ausbleiben, und nur zu oft mußte der kleine May Zeuge solcher unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Tante sein. Wohl war jener stets bestrebt, unliebsamen Szenen aus dem Wege zu gehen, sie nach Möglichkeit abzukürzen oder mit einer humoristischen Wendung abzubauen. Aber auch das hatte nur selten Erfolg. War doch der Schwester nicht nur an der äußeren Nachgiebigkeit des Bruders gelegen. Mit dem ganzen blinden Eifer beschränkter Naturen wollte sie ihn auch gewaltsam bekehren, zu ihren Ansichten zwingen. Ganz besonders in Fragen der Religion.

Magens Vater äußerte sich zu diesen Fragen nur sehr zurückhaltend. Wenn die Schwester ihm Vernachlässigung seiner kirchlichen Pflichten vorwarf, so hatte sie darin von ihrem Standpunkte aus nicht unrecht. Ein Kirchenchrist war ihr Bruder in keinem Falle. Oft hatte May in späteren Jahren darüber nachgedacht und er war dann zu dem Schlusse gelangt, daß sein Vater wohl zeitlebens über den Zweifel nicht hinausgekommen sei. Nie zwar hatte er sich abfällig über Glaube

und Christentum geäußert, nie aber auch Zeugnis dafür abgelegt. Seine Art, die Dinge zu betrachten, war mehr eine philosophisch-humanistische, künstlerisch-ästhetische. Mit Vorliebe und Wärme sprach er von den alten Philosophen und Dichtern, von den neueren war Goethe, vor allem der „Faust“, sein Liebling. Erwähnte er aber Christus, dann geschah das nicht ohne kritische Seitenblicke auf die Geschichte des Christentums, auf den blutigen Fanatismus, mit dem die christliche Lehre besleckt worden sei, und die natur- und lebensfeindliche Askese, mit der die Diener des Christentums die schöne harmonievolle Welt ins Finstere, Jammervolle — ins Häßliche verkehrt hätten.

Später erst lernte Max das innerste Seelenleben des Vaters wirklich verstehen. Aus den Auseinandersetzungen zwischen diesem und der Tante, aus den Reden, die sie rücksichtslos, ja mit bewusster Absicht in Maxens Gegenwart über das „Heidentum“ des Vaters fallen ließ, hörte der Knabe zu seinem tiefen Schmerze nur heraus, daß sein guter, innig geliebter Vater in Feindschaft mit dem lieben Gotte lebe, und daß das „Strafgericht Gottes“ eines Tages über ihn und sein Haus hereinschlagen müsse. Und der kleine Max hatte den lieben Gott doch so sehr, sehr lieb, — aber auch den Vater. Wie konnte der sich gegen den lieben Gott auflehnen? Und wie konnte der liebe Gott dem Vater, der doch so gut war, zürnen? So wurde der Keim bangen Zweifels früh in die weiche Kindesseele gepflanzt, und sie wußte sich aus dem kummervollen inneren Zwiespalt keinen Ausweg. Artig, gehorsam und fleißig sollte er sein — das wurde dem Knaben täglich und stündlich gepredigt, und er wurde in der That musterhaft artig und gehorsam, ach, viel zu artig für ein fröhliches, frisches, phantasievolles Kindesgemüt.

Und dann kam wirklich ein Tag, an dem das von der Tante angekündigte „Strafgericht“ über den Vater und sein Haus hereinbrach.

(Fortsetzung folgt.)





Die Flucht nach Aegypten.

Schwedische Volks Sage

erzählt von

Selma Lagerlöf.



Weit weg in einer der Wüsten des Morgenlandes wuchs vor vielen, vielen Jahren eine Palme, die ungeheuer alt und ungeheuer hoch war. Alle, die durch die Wüste zogen, mußten stehen bleiben und sie betrachten, denn sie war viel größer als andere Palmen, und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie sicherlich höher werden würde als Obelisken und Pyramiden.

Wie nun diese große Palme in ihrer Einsamkeit da stand und hinaus über die Wüste schaute, erblickte sie eines Tages etwas, das ihre gewaltige Blätterkrone vor Staunen auf dem schmalen Stamme hin- und herwiegen ließ. Dort am Wüsterand kamen zwei einsame Menschen herangewandert: Sie waren noch in jener Entfernung, in der Kamele so klein wie Ameisen erscheinen, aber es waren ganz gewiß zwei Menschen. Zwei, die Fremdlinge in der Wüste waren, denn die Palme kannte das Wüstenvolk, ein Mann und ein Weib, die weder Wegweiser noch Lasttiere hatten, weder Zelte noch Wasserfläusche.

„Wahrlich,“ jagte die Palme zu sich selbst, „diese beiden sind hergekommen, um zu sterben.“

Die Palme warf rasche Blicke um sich.

„Es wundert mich,“ fuhr sie fort, „daß die Löwen nicht schon zur Stelle sind, um diese Beute zu erjagen. Aber ich sehe keinen einzigen in Bewegung. Auch keinen der Räuber der Wüste sehe ich. Aber sie kommen wohl noch.“

„Ihrer harret ein siebenfältiger Tod,“ dachte die Palme weiter. „Die Löwen werden sie verschlingen, die Schlangen sie stechen, der Durst sie vertrocknen, der Sandsturm sie begraben, die Räuber sie fällen, der Sonnenstich sie verbrennen, die Furcht sie vernichten.“

Und sie versuchte, an etwas anderes zu denken. Dieser Menschen Schicksal stimmte sie wehmütig.

Aber im ganzen Umkreis der Wüste, die unter der Palme ausgebreitet lag, fand sich nichts, das sie nicht schon seit Tausenden von Jahren gekannt und betrachtet hätte. Nichts konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln. Sie mußte wieder an die beiden Wanderer denken.

„Bei der Dürre und dem Sturme!“ sagte sie, des Lebens gefährlichste Feinde anrufend, „was ist es, das dieses Weib auf dem Arme trägt? Ich glaube gar, diese Thoren führen auch ein kleines Kind mit sich.“

Die Palme, die weitfichtig war, wie es die Allen zu sein pflegen, sah wirklich recht. Die Frau trug auf dem Arme ein Kind, das den Kopf an ihre Schulter lehnte und schlief.

„Das Kind ist nicht einmal hinlänglich bekleidet,“ fuhr die Palme fort. „Ich sehe, daß die Mutter ihren Kittel aufgehoben und es damit eingehüllt hat. Sie hat es in großer Hast aus seinem Bette gerissen und ist mit ihm fortgestürzt. Jetzt verstehe ich: Diese Menschen sind Flüchtlinge —“

„Aber dennoch sind sie Thoren. Wenn nicht ein Engel sie beschützt, hätten sie lieber die Feinde ihr Schlimmstes thun lassen sollen, als sich hinaus in die Wüste begeben.“

„Ich kann mir denken, wie alles zugegangen ist. Der Mann stand bei der Arbeit, das Kind schlief in der Wiege, die Frau war ausgegangen, um Wasser zu holen. Als sie zwei Schritte aus der Thüre gemacht hatte, sah sie die Feinde angestürzt kommen. Sie ist zurückgestürzt, sie hat das Kind an sich gerissen, dem Manne zugerufen, ihr zu folgen, und ist aufgebrochen. Dann sind sie den ganzen Tag auf der Flucht gewesen, sie haben ganz gewiß keinen Augenblick geruht. Ja, so ist alles zugegangen, aber ich sage dennoch, daß, wenn nicht ein Engel sie beschützt — — —“

„Sie sind so erschrocken, daß sie noch weder Müdigkeit noch andere Leiden fühlen können, aber ich sehe, wie der Durst aus ihren Augen leuchtet. Ich sollte wohl das Nulliz eines dürstenden Menschen kennen.“

Und als die Palme an den Durst dachte, ging ein krampfhaftes Zucken durch ihren langen Stamm, und die zahllosen Spizen der langen Blätter rollten sich zusammen, als würden sie über ein Feuer gehalten.

„Wäre ich ein Mensch,“ sagte sie, „ich würde mich nie hinaus in die Wüste wagen. Der ist gar mutig, der sich hieher wagt, ohne Wurzeln zu haben, die hinab zu den niemals versiegenden Wasseradern dringen. Hier kann es gefährlich sein, selbst für Palmen. Selbst für eine solche Palme wie ich.“

„Wenn ich ihnen raten könnte, ich würde sie bitten, umzulehren. Ihre Feinde können niemals so grausam gegen sie sein wie die Wüste. Vielleicht glauben sie, daß es leicht sei, in der Wüste zu leben. Aber ich weiß, daß es selbst mir zuweilen schwer gefallen ist, am Leben zu bleiben. Ich entsinne mich, wie einmal in meiner Jugend ein Sturmwind einen ganzen Berg von Sand über mich schüttete. Ich war nahe daran, zu versinken. Wenn ich hätte sterben können, wäre dies meine letzte Stunde gewesen.“

Die Palme fuhr fort, laut zu denken, so wie alte Einsiedler es zu thun pflegen. „Ich höre ein wunderbar melodisches Säusen durch meine Krone eilen,“ sagte sie. „Alle Spitzen meiner Blätter müssen in Schwingungen beben. Ich weiß nicht, was mich beim Anblick dieser armen Fremdlinge durchfährt. Aber dieses betrübtete Weib ist so schön. Sie führt mir das Wunderbarste, das ich erlebt, wieder in Erinnerung.“

Und indes die Blätter fortfuhren, sich zu einer rauschenden Melodie zu regen, erinnerte sich die Palme, wie einmal, vor sehr langer Zeit, zwei strahlende Menschen Gäste der Dase gewesen. Es war die Königin von Saba, die dorthin gekommen, mit ihr der weise Salomo. Die schöne Königin sollte wieder in ihr Land heimkehren, der König hatte sie ein Stück Weges geleitet, und nun sollten sie sich trennen. — „Zur Erinnerung an diese Stunde,“ sagte da die Königin, „setze ich einen Dattelnkern in die Erde, und ich will, daß daraus eine Palme werde, die wachsen und leben soll, bis im Lande Juda ein König erhebt, der größer ist als Salomo.“ Und als sie dieses gesagt, hatte sie den Kern in die Erde versenkt, und ihre Thränen hatten ihn benetzt.

„Woher mag es kommen, daß ich just heute an dieses denke?“ fragte sich die Palme. „Sollte diese Frau so schön sein, daß sie mich an die Herrlichste der Königinnen erinnert, an sie, auf deren Wort ich erwachsen bin und gelebt habe bis zum heutigen Tage?“

„Ich höre meine Blätter immer stärker rauschen, und es klingt wehmütig wie ein Totengesang. Es ist, als wiesägen sie, daß etwas bald aus dem Leben scheiden solle. Es ist gut, zu wissen, daß es nicht mir gilt, da ich nicht sterben kann.“

Die Palme nahm an, daß das Todesrauschen in ihren Blättern den beiden einsamen Wanderern gelten müsse. Ganz gewiß glaubten auch diese selbst, daß ihre letzte Stunde nahe. Man sah es an dem Ausdruck ihrer Züge, als sie an einem der Kamelskelette vorbeiwanderten, die den Weg begrenzten. Man sah es an den Blicken, die sie ein paar vorbeifliegenden Geiern nachsahnten. Es konnte ja nicht anders sein. Sie waren verloren — —

Sie hatten die Palme und die Dase erblickt und eilten nun darauf zu, um Wasser zu finden. Aber als sie endlich herankamen, sanken sie in Verzweiflung zusammen, denn die Quelle war ausgetrocknet. Das Weib legte ermattet das Kind nieder und setzte sich weinend an den Rand der Quelle. Der Mann warf sich neben ihr hin, er lag da und hämmerte mit seinen beiden Fäusten auf die trockene Erde. Die Palme hörte, wie sie miteinander davon sprachen, daß sie sterben müßten.

Sie hörte auch aus ihren Reden, daß König Herodes alle Kindlein im Alter von zwei und drei Jahren töten ließ, aus Furcht, daß der große, erwartete König von Judäa geboren sein könnte.

„Es rauscht immer stärker in meinen Blättern,“ dachte die Palme. „Diese armen Flüchtlinge sehen bald ihr letztes Stündlein.“

Sie vernahm auch, daß die beiden die Wüste fürchteten. Der Mann sagte, daß es besser gewesen wäre, zu bleiben und mit den Kriegsknechten zu kämpfen, als zu fliehen. Sie würden so einen leichteren Tod gefunden haben.

„Gott wird uns beistehen,“ erwiderte die Frau.

„Wir sind einsam unter Raubtieren und Schlangen. Wir haben nicht Speise und Trank. Wie soll Gott uns beistehen können?“

Er zerriß seine Kleider in Verzweiflung und drückte sein Antlitz auf den Boden. Er war hoffnungslos, wie ein Mann mit einer Todeswunde im Herzen.

Die Frau saß aufrecht, die Hände über den Knien gefaltet. Doch die Blicke, die sie über die Wüste warf, sprachen von einer Trostlosigkeit ohne Grenzen.

Die Palme hörte, wie das wehmütige Rauschen in ihren Blättern immer stärker wurde. Die Frau mußte es auch gehört haben, denn sie wandte die Augen hinauf zur Baumkrone. Und zugleich erhob sie unwillkürlich ihre Arme und Hände.

„O, Datteln, Datteln!“ rief sie.

Es lag so große Sehnsucht in der Stimme, daß die alte Palme gewünscht hätte, sie wäre nicht höher gewesen als der Ginsterbusch, und ihre Datteln so leicht erreichbar wie die Hagebutten des Dornenstrauchs. Sie wußte wohl, daß ihre Krone voll Dattelbüschel hing, aber wie sollten wohl Menschen zu so schwindelnder Höhe hinanreichen?

Der Mann hatte schon gesehen, wie unzugänglich die Datteln hingen. Er hob nicht einmal den Kopf. Er bat nur die Frau, sich nicht nach dem Unmöglichen zu sehnen.

Aber das Kind, das für sich selbst umher getrippelt und mit Hälmschen und Gräsern gespielt, hatte den Ausruf der Mutter gehört.

Der Kleine konnte sich wohl nicht denken, daß seine Mutter nicht alles bekommen sollte, was sie wünschte. Sowie man von Datteln sprach, begann er den Baum anzugucken. Er sann und grübelte, wie er die Datteln herabbekommen sollte. Seine Stirne legte sich beinahe in Falten unter dem hellen Gelock. Endlich huschte ein Lächeln über sein Antlitz. Er hatte das Mittel herausgefunden. Er ging auf die Palme zu und streichelte sie mit seiner kleinen Hand und sagte mit süßer Kinderstimme:

„Palme, beuge dich! Palme, beuge dich!“

Aber, was war nur dies? Was war dies? Die Palmblätter rauschten, als wäre ein Orkan durch sie gefahren, und den langen Palmstamm hinauf ging Schauer um Schauer. Und die Palme fühlte, daß der Kleine ihr übermächtig war. Sie konnte ihm nicht widerstehen.

Und sie beugte sich mit ihrem hohen Stamme vor dem Kinde, so wie Menschen sich vor Fürsten beugen. In einem gewaltigen Bogen senkte sie sich zur Erde und kam endlich so tief hinab, daß die große Krone mit den bebenden Blättern über den Wüstensand segte.

Das Kind schien weder erschrocken noch erstaunt, sondern mit einem Freudenrufe kam es und löste Traube um Traube aus der Krone der alten Palme.

Als das Kind genug genommen und der Baum noch immer auf der Erde lag, ging das Kind wieder heran und liebte ihn und sagte mit der holdeften Stimme:

„Erhebe dich, Palme, erhebe dich!“

Und der große Baum erhob sich stille und ehrfürchtig auf seinem biegsamen Stamm, indes die Blätter gleich Harfen spielten.

„Nun weiß ich, für wen sie die Todesmelodie spielen,“ sagte die alte Palme für sich selbst, als sie wieder aufrecht stand. „Nicht für einen von diesen Menschen.“

Aber der Mann und das Weib lagen auf den Knien und priesen Gott.

„Du hast unsere Angst gesehen und sie von uns genommen. Du bist der Starke, der den Stamm der Palme beugt wie schwankes Rohr. Vor welchem Feinde sollen wir erbeben, wenn deine Stärke uns schützt?“

Als das nächste Mal eine Karawane durch die Wüste zog, sahen die Reisenden, daß die Blätterkrone der großen Palme verwelkt war.

„Wie kann dies sein?“ sagte ein Wanderer. „Diese Palme sollte ja nicht früher sterben, bis sie einen König gesehen, der größer ist als Salomo.“

„Vielleicht hat sie ihn gesehen,“ antwortete ein anderer der Wüstenfahrer.




Ein Frauenlos.

Von

Eberhard König.



 So hoch das Haupt auf dem zarten Hals, das feine, flechtenschwere?
Und ich weiß, du neigtest es gern zur Ruh! — Ja, wenn die Welt nicht wäre!
Ein Röslein sah ich, dem hing das Haupt, als trüge es schweren Kummer —
Da störte des Gärtners roher Betrug ihres Leibes heiligen Schlummer:
Er stützte mit grausamem Drahtgestell das Haupt, das welkte, schwankte —
Nun muß sie stolz und heiter schaun, die Arme, zu Tode Kranke!
Nun ein Lächeln, vergessen, seelenlos, um deine Lippen geistert —
Und ich weiß doch, was dein Auge klagt, was alle Zucht nicht meistert!
Ja! Demantfchimmer prahlt und schreit um deines Busens Bangen! —
Ach! Barfuß liefst du durch die Nacht, nur ein Menschenglück zu umfassen!





Ein Jahrhundert nach Washingtons Tod.

Don

Dr. Cajus Moeller.



In die Stelle Spartas trat Rom.“ - Der Hugo'sche Jugendvers charakterisiert die Wende des vorigen Jahrhunderts vortrefflich. Zum mindesten soweit es Frankreich anging. Die phrygische Mütze sah sich vom bebüschten Helm verdrängt, die Lykurge wurden zu Prokonsuln und die eroberten Länder wurden ausgeraubt, wie nur je von einem Verres oder Aquilius. In diese Tage fiel der Tod eines Mannes, der unter allen seinen Zeitgenossen am meisten den Gestalten der Antike geglichen hatte, ein Mann wie aus dem Plutarch. Der französische erste Consul benutzte den Todesfall zu einer indirekten Beherrschung seiner eigenen Person; obgleich damals Nordamerika und Frankreich stark verfeindet waren, wurde von dem französischen Staatsoberhaupt in einer Proklamation das Andenken jenes großen Republikaners gefeiert. Bonaparte, bis auf einen starken Zusatz korsischer Rohheit der fleischgewordene „Principe“ des Macchiavell, ein Italiener des Cinquecento, wenn es je einen gegeben hat, wollte sich dieser wahrhaften Römernatur vergleichen.

Verhältnismäßig früh ist Washington bei den englischen Gegnern gewürdigt worden. Einer ihrer Geschichtschreiber nannte ihn den größten Mann der angelsächsischen Rasse, und mit Cromwell ist er dies auch; den Nordprotektor hat übrigens die neuere Forschung als einen Mann wallisischen, also keltischen Blutes entdeckt. Aller berechtigter Unwille gegen das heutige England darf nicht darüber täuschen, daß seine Nation in ihrer besten Zeit der römischen ähnlicher gewesen ist als irgend eine andere europäische, mit Vorzügen und Fehlern, eine besitzlose und frivole städtische Masse unter der politischen Führung gewissenloser Zungendrescher, aber ein unverwundlich tapferes Landvolk und eine Aristokratie von unübertroffenen Herrscher- und Feldherrngaben. Diese letztere Rasse auf den Boden der neuen Welt übertragen, konnte unter glücklichen Bedingungen Männer hervorbringen, die dem korruptierten Geschlecht der John Wilkes und Horatio Walpole wie eine Erneuerung des Menschengeschlechts vor kamen: einfach und klug, milde und unerbittlich, vorsichtig und tapfer, nüchterne

Rechner und unbestechlich: daß von dem siegreichen Schlachtfelde an den Pflug zurückkehrende Geschlecht der Cincinnatus; nicht umsonst hat Nordamerika gerade jenem alten Römer eine Stadt gewidmet. Freilich ist jener frühromische, an die besten Zeiten der jungen Antike erinnernde Hauch aus der entgötterten Luft der neuenglischen Großmacht bald und auf Rimmerwiederkehr verschwunden.

Dem Seitenzweige eines großen englischen Adelshauses war George Washington am 22. Februar 1732 entsprossen. Sein Vater war ein wohlhabender virginischer Pflanzler, trotzdem sah sich der Sohn bald auf sich selbst gestellt. Er erwarb seinen Unterhalt als Landmesser. Gelegentlich ist der Roman geschichtlicher als der Geschichtsschreiber, und somit mag hier zur Beurteilung von Washingtons Anfängen auf die Thackerayschen „Virginier“ verwiesen werden. Jene wundervolle Schilderung des neuenglischen Landlebens vor der Trennung von dem Mutterland, mit trägen und vergnügten Regern, trinkenden und spielenden Landedelleuten, durchtriebenen Anwälten, die unwissenden und hoffärtigen Sendlinge des englischen Mutterlandes naiv und hilflos unter dieser bei aller Einfachheit indianerhaft listigen Pflanzerbevölkerung. Der Krieg um die von dem Versailler Hof verächtlich sogenannten „tanadischen Schneehügel“ brachte den 22jährigen George Washington bald zu militärischem Ansehen; Kolonialbevölkerungen sind stets frühreif, besonders in ihren bestgestellten Schichten; ein weniger gewinnendes als imposantes Äußere gab dem jungen Landmesser bei den einfachen Kolonisten sogleich bedeutendes Ansehen. Oberstleutnant der Miliz in jenem 1754 begonnenen Krieg, machte er den unglücklichen Zug des Generals Braddock nach Fort Duquesne mit; am 9. Juli 1755 wurde das englische Heer fast aufgerieben; die Feldzüge dieser durch eine große Kriegsgeschichte ausgezeichneten Nation besigen eine fatale Neigung für den Beginn mit Niederlagen, was übrigens von denjenigen der späteren römischen Republik ebenso galt. Von der jungen Gentry der „Provinzialen“ kam Washington aus jenem Gemisch fast allein unverfehrt davon; er hatte sich im höchsten Grade persönlich ausgekehrt, aber für ihn schien keine Kugel gegossen zu sein. Von da an umgab ihn bei seinen Landsleuten ein Nimbus, der ihn bis zum Ende begleitet hat. Die Einzelheiten jenes sieben-, für Amerika neunjährigen Krieges können hier nicht verfolgt werden. England eroberte Kanada, aber bei dem Pariser Friedensschluß vom 10. Februar 1763 sagte der Herzog von Choiseul dem englischen Bevollmächtigten voraus, daß dieser Gewinn seines Vaterlandes den Verlust der bisherigen Neuenglandstaaten bedeute. Das von ihnen gefürchtete Gegengewicht war weggefallen und ihre natürlichen Abschließungstendenzen konnten sich ungehindert entwickeln; auch hatten die Amerikaner die Lücken in Englands Rüstung gesehen und selbst ihrerseits an Aktionslust und Kriegserfahrung gewonnen.

Seinem viel beneideten Parlamentarismus an erster Stelle hat das englische Reich den nur ein gutes Jahrzehnt später erfolgten Abfall dieser Kolonien zu verdanken gehabt. Fremde und entfernte Bevölkerungen können nur von einem Monarchen beherrscht werden; eine Volksvertretung ist dazu nicht be-

fähigt. Im einzelnen bekommt man von der Politik der Kolonien fast noch eine geringere Meinung als von der des Mutterlandes, auch trugen sie zweifellos an dem Bruch die größere Schuld, aber die englischen Parteiführer behandelten die Neuenglandstaaten als Spielball ihres internen Parteikampfes, ihrer gegenseitigen Eifersucht. Der vielgerühmte Lord Chatham opponierte allem, was andere thaten, hinderte alles; selbst an das Ruder gerufen, vermochte er nichts zu bessern. Die große Entfernung hinderte jede zusammenhängende Politik; Nachrichten brauchten Monate von London nach Amerika: so war man stets zur Unzeit halsstarrig oder nachgiebig, gerade wenn nach der Stimmung der Kolonien das Entgegengesetzte am Platz gewesen wäre. Trotzdem war der Krieg für die Nordamerikaner hoffnungslos, aber jedesmal im Augenblick ihrer größten Zerrüttung erfolgte ein unvorhergesehener Glücksfall. Frankreichs Beistand rettete die Neuengländer; den Ausschlag gab eigentlich Rußland. Mit einem Meisterstreich legte Katharina II. durch die berühmte „Deklaration“ vom 28. Februar 1780 die bisherige englische Handhabung des Seerechtes lahm; an zweiter Stelle stand bei diesem Vorgehen der große Preuzenkönig. Wohl hatte dieser die förmliche Anerkennung der Kolonien zuerst mit den Worten abgelehnt: „von Metier bin ich König“, aber seine durch die englische Hinterhältigkeit im Siebenjährigen Krieg genährte Abneigung gegen das treulose Inselreich ließ ihn dessen Niederlage gerne sehen. Von da an bis zu den allerjüngsten Jahren hat zwischen Preußen und Nordamerika stets ein sympathisches Verhältnis bestanden.

Es ist ganz verkehrt, die amerikanischen Mißerfolge der Engländer zur Verherrlichung der Milizidee zu verwerten, etwa wie jetzt die Burenstiege in Südafrika. Einmal sind Milizen in dem letzteren Lande und dem damaligen Virginien etwas anderes als in dem heutigen Mitteleuropa, dann aber standen auch die jagdgewöhnten und rossebändigenden Neuengländer doch keineswegs auf der kriegerischen Höhe jener heroischen Afrikaner. Die meisten Feldschlachten gingen verloren, der Kongreß der Staatendelegierten glich sehr einem polnischen Reichstag, die Parlamentarier waren zum Teil Armeelieferanten und betrogen die Nation. Die Geldwirtschaft war erschrecklich; mit seinem sparsam angewandten beißenden Witz sagte der Höchstkommandierende einmal: ein Wagen voller Lebensmittel kostete einen Wagen voller Papiergeld. Intriguen und Neid spielten auch im Hauptquartier ihre Rolle. General Arnold wurde zum Verräter, an Verschwörungen fehlte es nicht, und selbst Anschläge auf das Leben des Obergenerals traten hervor. Nur dieser allein blieb sich gleich in standhafter Festigkeit. Unerfrocken in der Gefahr, unerschöpflich an Auskünften, niemals gefährlicher als nach verlorenem Schlachtfeld, in jeder Not entschlossen und besonnen. Ein Mann, zum Herrschen geboren wie kaum jemand vor oder nach ihm, zugleich voll idealsten Schwunges und der unerbittlichsten nüchternen Einsicht in das Wesen der Dinge, ein Mann, der stets das erkannte und that, was notwendig war. Von mildem Sinn und ein erklärter Feind un-

nützen Blutbergießens, ließ er den in Civilkleidern ergriffenen englischen Major André unnachsichtlich als Spion hängen, obgleich der Gefangene dies eigentlich nicht war, und die Verletzung der Kriegsgefeße im Grunde nur eine formelle genannt werden konnte, aber der Vorfall spielte sich zur Zeit der Arnold'schen Verschwörung ab. Unsonst steckte der englische Offizier statt des Strickes um die ehrliche Kugel; Washington wollte Schrecken erregen und erreichte seinen Zweck. Entsprechend in den schwierigen und aufregenden Verhandlungen mit den fremdländischen Offizieren, und besonders mit den launenhaften und anspruchsvollen Franzosen blieb sich Washington gleich; ihn fürchteten alle; Untergebene, die sich abends im Zorne von ihm getrennt hatten, lagen am nächsten Morgen, um Verzeihung flehend, zu seinen Füßen. Seine unzerstörbare Ruhe entwaffnete jeden Widerspruch. Bekanntlich nannte das vorige Jahrhundert die Monarchen „Serenissimus“, was ganz verkehrt mit „heiter“ übersetzt wird; gemeint ist vielmehr der unzerstörbare, nicht zu verdunkelnde Gleichmut der Seele, die ruhige Majestät. Der Hauptbegründer der nordamerikanischen Republik ist zugleich der königlichste Mann ihrer Geschichte gewesen. Auch darin eine Herrschernatur, daß er niemals die realen Bedingungen für den Erfolg im Leben aus den Augen ließ: die Heirat mit einer Witwe machte ihn materiell unabhängig; so gelangte er mit 27 Jahren in die gesetzgebende Versammlung seines Heimatstaates. Glänzende Reden überließ er dort anderen, aber durch Arbeit in den Ausschüssen und durch Festigkeit und gelassene Klugheit brachte er es bald zu bedeutendem Einfluß; am 5. September 1774 von Virginien in den Centralkongreß der Neuenglandstaaten nach Philadelphia entsandt, sah er sich dort am 15. Juli 1775 einstimmig zum Obergeneral der bewaffneten Macht erwählt. Während des achtjährigen Krieges überschritt er niemals seine Stellung und duldete keine Beeinträchtigung derselben; nach dem Krieg trat er ruhig in das Privatleben zurück. Die siegreichen Patrioten wollten die Veteranen des Krieges um den zugesagten Sold verkürzen, die Armee stand vor der Empörung. Die Offiziere wollten ihren Obergeneral zum König wählen. Er wies die Krone zurück, erwirkte aber der Armee die versprochene Entschädigung und verabschiedete sich von ihr am 23. Dezember 1783, nachdem die Engländer das bis zuletzt behauptete New-York geräumt hatten. Dann reichte er dem Kongreß eine Rechnung für seine Ausgaben während des Krieges ein; für jeden Tag waren sie sorgfältig gebucht worden, ein Nationalgeschenk lehnte er ab.

Den Unданk der Menschen und besonders der Republikaner freilich hat auch er erfahren. Der Verfassungskonvent vom 25. Mai 1787 zählte ihn zu den Hauptern der föderalistischen Partei, die eine starke Centralregierung errichten wollte; der Haß der für die einzelstaatliche Souveränität Eintretenden „Demokraten“ gegen ihn war grenzenlos, aber am 28. September jenes Jahres kam die Bundesverfassung zu stande, und der 4. März 1789 sah ihn als einstimmig gewählten ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ein merkwürdiges Zusammentreffen mit dem Zusammentritt der Generalstaaten in dem mit Nord-

amerika verbündet gewesenem Frankreich; indes wie sehr verschiedene Wege sollten beiden Gemeinwesen beschieden sein. Der französische Revolutionskrieg erregte bei den Amerikanern den alten Engländerhaß, aber ihr Präsident hielt zu dem vormaligen Mutterland aus Rücksicht auf den Handelsverkehr; seine Wiederwahl für die erste Stelle des neuen Gemeinwesens 1793 rief einen heftigen inneren Partiekampf wach. Die französische Republik scheute sich nicht vor der Entsendung von Aufbruchagenten, aber Washington wies sie aus dem Lande und schloß mit England einen Handelsvertrag. Indes die Angriffe auf ihn steigerten sich, und des Kampfes müde, verzichtete der 65jährige Mann auf die dritte Wahl zum Präsidenten; am 4. März 1797 nahm er seinen Abschied. Das sich noch verschärfende Verhältnis zu Frankreich rief ihn 1798 abermals an die Spitze der Armee, in dieser Stellung starb er am 14. Dezember 1799 zu Mount-Bernon in seinem Heimatstaat Virginien. Seine Ehe war kinderlos geblieben. Ein Nachkomme eines Seitenverwandten kam später nach Europa, vermählte sich mit einer Prinzessin von Oldenburg und starb als österreichischer Freiherr und Gutsbesitzer. Im Testament des größten Amerikaners waren seine Neger freigegeben worden, ein Beispiel für eine zugleich humane und nüchterne Auffassung der Farbigenfrage, von welcher die amerikanische Negeremanzipation vom 22. September 1862 wenig gezeigt und damit die jetzigen Greuel der Farbigenverfolgungen in den Südstaaten der großen Union hervorgerufen hat. Ueberhaupt ist Washington von seinen Landsleuten weit mehr gefeiert als nachgeahmt worden. Schon sein nächster Nachfolger John Adams, in mancher Beziehung ein trefflicher Mann, hatte gegen ihn intriguiert. Trotz der Aufreinigung durch das gewaltige Gewitter des Sezessionskampfes 1861—65 ist das öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten beipielloos korrumpiert.

General George Washington ist in den vier Menschenallern selbständiger nordamerikanischer Geschichte einzig in seiner Art geblieben. Von seinen Nachfolgern teilte Ulysses Grant mit ihm den Feldherrnrühm und Abraham Lincoln die geniale Nüchternheit des gebornen Menschenbeherrschers, aber dem ersteren fehlten die vorwurfsfreien Hände Washingtons und dem Kentucker Quäkeronkel die Feinheit des Charakters. Daß er sich vom Adertknecht zum Haupt eines der wichtigsten Staatengebilde emporgearbeitet hatte, gereicht ihm zur höchsten Ehre, aber wie Oliver Cromwell war George Washington ein ungekrönter König: „Rehmt Gentlemen zu Offizieren“ war sein stetiger Rat, gleich sehr von aristokratischer Gesinnung und von praktischem Blick eingegeben. In der nächstjüngeren Generation liebte sich Napoleon Bonaparte mit ihm zu vergleichen, ein sehr vergeblicher Versuch; wie könnte der Milizenseldherr mit 10- oder 15 000 Mann hinter sich militärisch die Parallele mit dem Sieger von Wagram aushalten, aber wie unähnlich war ihr Charakter und dementisprechend ihr Ende? Hier ein nationaler Patriarch in friedlicher Ruhe auf seinem Landgut, dort der Verbannete eines Weltteils als Gefangener seines Todfeinds auf entlegenem atlantischen Felsenland. Eher läßt sich neben Washington der südamerikanische Befreier

General Simon Bolivar stellen, wie er ein Ritter, ein Feldherr und ein Staatsmann, aber der romanische Zug zur Säbelherrschaft verleitete den glühenden Patrioten zu cäsaristischen Plänen, und seiner verschiedenen Präsidentschaften gewaltfam enthoben, starb er 47jährig am 10. Dezember 1830. Dennoch eine edlere Gestalt als der Korje mit der schrankenlosen Selbstjucht, und nach dem Sturz viel betrauert; zwei Jahre nach dem Ende empfing die Vaterstadt Caracas feierlich seine Asche, und ein Triumphbogen trägt dort seinen Namen. Obgleich der südamerikanische Kontinent durch geographische Bildung auf den Bundes- und nicht auf den Einzelstaat angelegt ist, haben in den späteren Menschenaltern sicher seine besten Patrioten öfter das Scheitern Bolivars beklagt.

Wird George Washingtons Lebenswert dauern? Keines Sterblichen Lebensarbeit hinterläßt unzerstörbare Denkmäler; ewig ist nichts Irdisches. Aber auch von diesem Gesetz abgesehen, macht trotz des augenblicklichen auswärtigen Aufschwungs die große Union nicht den Eindruck der Gesundheit. Schon bei ihrer Hundertjahrsfeier am 4. Juli 1876 wurde vielfach bezweifelt, daß sie in das dritte Jahrhundert eintreten werde. Zahlreiche einheimische Politiker sagen einen Zerfall in drei Föderationen mit Stützpunkten auf den Atlantischen, auf den Stillen Ocean und auf den Mexikanischen Golf voraus, und die Eroberung von Portorico und den Philippinen scheint diese Entwicklung eventuell nur beschleunigen zu können. Kenner des Landes schildern seine wirtschaftlichen Zustände als zerrüttet, den Gegensatz zwischen den Milliardenbesitzern und den großen Massen gefährlicher als in Europa, eine soziale Katastrophe nach erfolgter Ausfüllung des dortigen Kontinents als unvermeidlich. Jene Macht ist gewaltig schnell emporgeschossen, indes das enthält nicht immer eine Garantie dauernden Bestandes. Wie eigentümlich sehen jene Gesichter der reichgewordenen nordamerikanischen Tagelöhnerenkel aus, vornehm und ruhig, wie die Abkömmlinge von Kreuzzugsfahrern, aber als ob der riesenmäßige Erfolg die ursprüngliche Volkskraft bereits verzehrt hätte. Eine erschöpfende Treibhauscivilisation mit Feenstädten und brotlosen Hunderttausenden auf dem Boden, auf dem noch für die ältere Generation unserer Zeit die Jäger- und Reitergestalten eines James Fenimore Cooper lebendig gewesen sind.





Der Erlöser.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Isabelle Kaiser.



Der Mann fürchtete sich. Er konnte kaum noch gehen. Seine Freiheit stammte erst von gestern.

Furcht! O, er war weder feig noch kleinmütig, und hätte man ihn angegriffen, er hätte spielend seinen Gegner zu Boden geworfen. Schlägereien und Faustkämpfe waren ihm wohlbekannt. Seine Arme waren wie Knüttel und seine geballten Fäuste konnten wie Keulen niederhauen! Sein ganzes Wesen verriet brutale Kraft.

Aber diese verdammte Freude, seine Füße frei von der schändlichen Fessel bewegen zu können und mit der Stirn nicht mehr an die schwarzen Mauern zu stoßen, berauschte ihn dermaßen, daß er schwankenden Schrittes langsam vor sich her ging.

Doch die gräßliche Angst, wieder gefangen zu werden, haschte nach ihm an jeder Wegbiegung, an jeder Waldlichtung, dann warf er sich nieder ins Gras, verkroch schier in der Erde, seine braunen Lumpen mit den braunen Schollen der gepflügten Felder vermengend.

In der Luft flogen einige scheue Schneeflocken. Tauchte ein Mensch am Horizont auf, so flog er wie toll die Abhänge hinunter, erstieg Felsen, sprang über Gräben und hockte schließlich im dichtesten Gebüsch nieder, und das Herz schlug ihm in der Brust wie eine Trommel beim Zapfenstreich. Und seit zwei Tagen und zwei Nächten führte er dieses Leben eines verfolgten Wildes, fliehend vor den Spürhunden, die die Gerechtigkeit jetzt schon vielleicht auf seine Spuren hegte . . .

Und doch, trotz alledem war er sehr glücklich, sich an allem freuend, treuherzig, mit einer frischen Seele, und mit Augen, die schier alles verlernt hatten.

Der Aufenthalt im Bagno stumpft die Geister nicht ab. Ihm war es, als ginge er wieder in der Natur in die Lehre, und das verjüngte ihn felsenam, ihn, den alten Verbannten des Lebens.

Es waren weder Blätter an den Ästen, noch Blüten in den Wiesen, der Himmel feierte kein blaues Wunder, aber wahrlich, er war nicht verwöhnt nach fünfzehn Jahren der Gefangenschaft mit einer Aussicht, die sich auf die eintönige Schönheit grauer Hofmauern und auf das Spinnwebgewebe einer dumpfen Kerkerzelle beschränkte.

Ha! er war dieses Lebens so satt, daß es ihn beim bloßen Gedanken ekelte. Und er hätte noch fünf Jahre dort versitzen müssen, wenn er nicht in einem Anfall von Abjeh und Ueberdruß seinen Plan gefaßt und ihn sehr weise, ohne fieberhafte Erregung, mit methodischer Kaltblütigkeit zum Gelingen geführt hätte.

Man mißtraute ihm nicht. Er war ein guter, ruhiger Kerl. Fünfzehn Jahre der geduldigen Unterwerfung geben ein Anrecht auf das Vertrauen der Wärter. Nach und nach gelang es ihm, sich heimlich alles, dessen er bedurfte, zu verschaffen, eine Feile, Schlüsselabdrücke, einen Dietrich und Seile.

Einige Kameraden hatten sogar mitgeholfen, aus Spaß, um die hohe Obrigkeit zu foppen und zu ärgern. Vorgestern, nachts, während ein Schneesturm das Gefängnis wie ein heulendes Heer bestürmte, war er mit einem Wirbelwind entwichen.

Der Wind, allen Vagabunden gut gesinnt, fegte seine Spuren aus dem Schnee, jagte ihn vorwärts mit freundlicher Gewalt, ihn führend, stoßend, wie eine gnädige, hilfreiche Schattenhand.

Dem Befreiten klang der Wind wie Musik; er freute sich, wenn sich während seines Rennens der Föhn in seine Arme verfang. Ihm war es, als stürze etwas Lebendiges an seine Brust, ihn weich umfangend, er, der aller freundlichen Berührungen seit unzähligen Tagen entwöhnt war.

Der Wind gab ihm das Geleite, und wie ein sorgsamer Diener wischte er seine Spuren ab auf dem weißen Teppich. Um seine Fußstapfen zu verfolgen, hätten die auf seine Suche gejagten Häscher im geheimen Einverständnis mit dem Wind stehen müssen, und der Wind war über die Berge gezogen und trug sein Geheimnis mit sich fort.

So war sein jetziges vorsichtiges Treiben wohl übertrieben; würde er mit ruhigem Schritt die Straßen entlang gehen, gewiß, man sähe in ihm nur einen zerlumpten Kerl auf der Suche nach Arbeit. Er war in diesem Lande wohl nicht der einzige herumlungernde Strolch zur Winterzeit.

Aber das war's! der Gedanke an seine Entweichung ärgerte ihn, er glaubte, er sehe aus wie vom Galgen gefallen mit seinem geschorenen Kopf, seiner entlehnten Zoppe, seinen befranst auf seine Absätze baumelnden Hosen, und seinen Schuhen, aus denen die Zehen neugierig hervorlugten, als wollten auch sie aus ihrem engen Kerker entweichen.

Nein! er sah nicht sehr neumodisch aus, aber wie köstlich war es, diese freie Luft einzuatmen, und den Wasserhauch des Flusses, und den würzigen Waldesboden! Im Gehölz hüpfte ein Spatz zutraulich zu ihm hin und bettelte mit kläglichem Geschrei.

Das war das erste lebende Wesen, das ihm nahe kam. Er lachte vor sich hin und sein Galgenhumor erwachte wieder. — „He! he! du armer Knirps, wir pfeifen auf demselben Loch . . . beide frei und beide verflucht hungrig . . .“

Er zog alle seine Taschen aus und fand wohl drei harte Brotkrümchen, die er grinsend vor sich warf.

Das belustigte ihn, daß er einem kleinen Hungerleider die Vorführung spielen konnte.

Er hatte eine abgrundtiefe Stimme, jede Silbe, die er aussprach, schien in eine Grube hinunter zu purzeln.

Der Spatz, von der Not getrieben, nahm die Brotkrümchen, um dann, von der Stimme verschreckt, mit raschem Flügel zu entfliehen.

He! so wird es immer gehen . . . ich bin eine wahre Vogelscheuche!

In der That, er sah nicht recht einladend aus, dieser Entlausene. Er mochte wohl fünfzig Jahre zählen, sah aber viel älter aus: das Antlitz verwüstet, die Stirn mit schlimmen Falten gebrandmarkt, der Rücken von schweren Lasten gebeugt, aber kräftig, von athletischer Gestalt.

Was ihn jetzt am meisten verdroß, das war sein entsetzlicher Heißhunger, doch, feige wie der Waldbvogel, wagte er sich nicht in die Nähe der Menschen, um sich Brot zu erbetteln. Er nahm Schnee, um das Magenreißen etwas zu befänstigen, aber das kühle Mahl war nicht von Bestand, gerne hätte er in ein hartes Stück gebissen!

Er wußte, daß er es noch ein paar Stunden aushalten konnte, dann würde ihn der Hunger zum Dorf hinunter peitschen, wie die Wölfe zur Winterszeit.

Wie er da, auf einem Baumstamm hockend, Pläne kaute, erwachte eine Glocke im nahen Dorf und pilgerte auf Himmelswegen, um andere Glocken in der Runde zu erwecken. Sie rief sie mit sanfter, eindringlicher Beharrlichkeit: — „Wachet auf . . . Jesus ist geboren!“ und willig, mit einem seligen Schauer, antwortete schon eine zweite Glocke, eine dritte, eine vierte. Das Geläute zog wie ein Pilgerzug durch die Luft, von Gemeinde zu Gemeinde. Es war ein Hosanna von ehernen, tiefen Stimmen, ein Glockenspiel heiliger Freude.

Es war, als flögen fröhliche Seelen aus allen Türmen und Warten, um mit den Schneeflocken zu fliegen und in Freiheit die Geburt des Befreiers zu verkünden. Sie kamen aus den Kirchen, flüchteten aus den Kapellen, sie fielen wie tönender Regen auf die Häuser der Menschen, klingelten wie das Kleingeld des Friedens in den ärmlichen Hütten, suchten die Enterbten auf und erfüllten die Gnadenbotschaft, wie damals die Engel im Thale der Hirten von Judäa.

Sie verschmähten es nicht, durch den blauen Weg der Luft zu kommen, in den Schattenwald zu dringen bis zum Heimatslosen, um ihm den Hoffnungspalm vorzusingen.

Er fand die kleinen Glocken sehr artig und fragte sich, was sie wohl zu erzählen hatten, um derartig alle zusammen zu schwagen, von einem Land zum

andern. Die Glocken reden ja die Sprache des Glaubens, eine Sprache, die der Unglückliche längst verlernt hatte. Doch fand er heraus, daß sie weder Tod noch Unglück bedeuteten, die Schwägerinnen schienen recht frühlich zu sein, und ermuntert stand er auf und schritt mit dem Geläute der Glocken, die vielleicht dort im Thal die Menschen mildthätiger stimmten.

Er dachte nicht an Weihnachten. Das kannte er nicht. Sein Leben wies keine leuchtenden Erinnerungen auf. Er war dem Elend von jeher verfallen. Seine Vergangenheit erschien ihm wie ein schwarzes Loch, in dem alles versank, Trümmer und Verwüstung um sich verbreitend.

Von den wütenden Wellen des Lebens hin und her geschleudert, hatte er nirgends landen können, und schließlich strandete er im Bagno. Warum? Wahrlich, er wußte es nicht mehr genau. Es war so lange her.

Da er nie genugsam Brot besaß, gelüstete ihn immer nach dem Brot der anderen. Er war ein Jünger der Gleichheitslehre, der Verteidigungslehre der Armen gegen die Reichen. Da gab's einen Aufstand, der Beginn einer Revolution, und er hatte wie die Bettelsackträger seinen Schrei der Verfluchung in die Morgenröthe gestoßen; er hätte gerne das faule, morsche Gebäude niedergeworfen und mit einem wuchtigen Stoß dem Wagen der Gerechtigkeit, der jämmerlich im Schlamm versank, aus der Matsche geholfen. Da wurde er mitten in der Empörung der Straße am Tragen gefaßt, mir nichts dir nichts gerichtet und in den Kerker geworfen, um dort in Ruhe den neuen Lehren nachzuspinnen. Er hatte sich nicht verteidigt: die Armen haben immer unrecht.

Er fand den Streich nicht drollig, aber er war bezwungen, das Leben schien ihm eine zu unehrliche Gegnerin, als daß er, trotz seiner athletischen Kraft, noch weiter mit ihr hätte fechten mögen.

Nach und nach, fast ohne es zu fühlen, war sein Freiheitsdrang bis zur Erbitterung in ihm groß geworden und zwang ihn zum verzweifeltsten Entschluß, den er auch vernünftig und ruhig zur Ausführung brachte.

Er war frei und die Glocken läuteten . . . Beherzt schritt er zur Waldeslichtung und sah die Gegend in der Sonne erstrahlen. Die niedrigen Wolken zerrissen, von goldenen Speeren getroffen, und die gute winterliche Abendsonne pilgerte mit den Glocken.

Ermutigt folgte er ihnen und stellte sich sehr frei und sorglos. Er wiegte sich in den Hüften wie ein gutgelaunter Arbeiter, der weder die Menschen noch den Teufel fürchtet, und dessen Gewissen so rein ist wie der frisch gefallene Schnee an der Straßenböschung; er kullte sich in sophistische Gedanken ein, seine Schritte mit den Glocken rhythmisch richtend, ein Liedchen vor sich trällernd, um die Furcht zu bannen.

Er schritt unter der Sonne.

Es hielt nicht lange an.

Ein Geräusch trippelnder Schritte hinter ihm ließ ihn vom Kopf bis zur Sohle erschauern.

Er drehte sich um mit einer entschlossenen Geberde und bot dem Feind die Stirn.

Es war etwas Kleines, eine Menschenminiatur, etwas mehr als der Spatz des Waldes: ein Kind.

Sicherlich ebenso ungefährlich wie der Vogel.

Er war ganz erleichtert und fühlte sich dem Kind zu Dank verpflichtet, daß es so klein und ohne Bedeutung war.

Er sah es näher kommen, mit eilenden Schrittlchen, etwas Schweres hinter sich schleppend, das die Straße segte mit rauschendem Geriesel.

Es waren wohl fünfzehn Jahre her, daß er kein Kind mehr gesehen, und er hatte sie immer gern gehabt, wie eine der schönsten Schöpfungen dieser Erde, etwas das von weicher Berührung war und niemand weh that.

Er entschloß sich, mit der Kleinen zu reden, um zu sehen, welchen Empfang diese Unschuldige seinem zerlumpten Elend wohl bereiten würde.

Sie ging an ihm vorüber und blickte ihn an mit großen Augen, ohne daß ihr treuherziges Gesichtchen auch nur die Spur irgend welchen Abscheus angesichts dieser Sträflingemaske verriet.

Sie gehörte jenen kleinen Unerlöschenen an, die im Märchen die Bösse aufsprechen und streicheln, sie durch ihre Sanftmut zähmen und sie durch die Reinheit ihres Blickes in Schach zu halten wissen.

Der Mann versuchte es, seine Stimme zu erweichen, um die Kleine nicht zu verschrecken; er fürchtete, das Kind könnte wie der Spatz fortfliegen.

Und das wäre Jammer schade gewesen, umsomehr als er joeben in der Hand der Kleinen eine große mit Butter bestrichene Brotschnitte entdeckte, und er schickte nach ihr so dreist wie der Spatz nach seinen Krümchen.

„Guten Tag, Kleine, wie heißest du eigentlich?“

„Fineli.“

„Fineli was?“

„Nichts anderes, nur Fineli.“

„Wem gehörst du?“

„Der Mutter.“

„Was macht sie?“

„Sie ist daheim . . sie weint . .“

„Ah! sie weint . . und warum weint sie?“

„Weil wir fort müssen . .“

Ah! — dies alles interessierte ihn weit weniger als die große Brotschnitte . . Teufel! welche Lust, darein zu beißen, nur um den Geschmack zu kosten. Aber er durfte da nicht ungestüm vorgehen. Der Gedanke, die Kleine gewalthätig zu berauben, kam ihm ebensowenig wie dem Spatz der Einfall, seine Taschen auszuplündern. Diese Kleine war gewiß freigebig.

„Was schleppst du denn da . . ein ganzer Baum?“

„Eine Tanne, für Weihnachten.“

„So, so . . . es ist Weihnachten.“

„Ja, und 's Christkindlein kommt mit Kuchen und Puppen.“

„O! das ist gut, Kuchen,“ sagte der Mann und schmalzte mit der Zunge — „Das ist viel besser als trockenes Brot . . . gelt?“ und er blinzelte mit den Augen gar pffiffig.

Die Kleine sagte „Ja!“ mit tiefer Ueberzeugung und sah mit Geringschätzung auf ihre Butterstücke herab.

„Wenn du sie mir geben würdest, he“, sagte er einschmeichelnd und hielt die Hand hin.

Schon hatte sie sie ihm hingegeben, ohne sich zu besinnen, und sagte nur: „Ich hab' keinen Hunger.“

Wahrlich, er konnte nicht dasselbe behaupten.

Er sagte nicht „Dank“, er machte keine weiteren Umstände, er aß schweigsam, und die Kleine existierte nicht mehr für ihn. Er aß und sie sah ihn an. Er ließ es sich schmecken, gewissenhaft im Genießen. Dann wischte er sich den Mund mit dem Rücken der Hand ab und sagte gelassen: — „Famos!“ Der Magen war beruhigt, er fühlte sich glücklich und empfand das Bedürfnis, höflich und freundlich gegen das Kind zu sein.

Er nahm ihm die Tanne ab und warf sie auf seine Schulter, dann schloß er in seine rauhe Hand das fast erstarrte Pflöckchen der Kleinen und sagte: — „Komm, ich werde dir das heimtragen. Wo wohnst du?“

Sie streckte den Arm aus und wies in die Ferne:

„Dort!“ —

Das war etwas unbestimmt, aber er vertraute sich seiner kleinen Führerin an; die Kinder sind wie die Vögel, sie finden immer den Weg zum Nest, wenn es Abend wird.

Und er schritt weiter, ohne Furcht, als ob Schutz und Schirm neben ihm hergingen, als ob diese kleine Unschuld, die mit ihm Schritt hielt, seine Schande deckte und seine Schutzwehr in den Augen der Menschen bilden würde.

Fineli zwischerte in den Abend hinein, und er antwortete ihr. Mehrere Bauern begegneten den beiden, und der Mann erwiderte ihren Gruß in ungezwungener Weise.

Man konnte ihn ja nicht verdächtigen, trug er doch den Weihnachtsbaum von Fineli.

Das Kind bog in einen Seitenpfad durch die Felder. Ein Haus erhob sich hinter Bäumen mit Stall und Scheune. Der Hof war sauber gehalten, und das Haus von ansehnlichem Neuhöfem.

Fineli stieß die Thüre der niedern Stube auf, und der Mann trat hinter ihr herein, im Lichtstreifen ihrer kindlichen Güte, hoffend, daß man ihm hier eine Schlafstätte und Suppe geben würde.

Er blieb auf der Schwelle stehen, setzte die Tanne auf den Boden und harrete.

In der von Blumen umrahmten Fenstervertiefung las ein Mägdelein von fünfzehn Jahren mit lauter Stimme aus einem uralten Buche: — „Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

„Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude.

„Denn euch ist heute der Erlöser geboren, welcher ist“

Sie blieb plötzlich stehen, da sie den Mann erblickte, der schrecklich anzusehen war, und „sie fürchtete sich sehr“.

Eine Frau, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Stirn in die Hände vergraben, schien wenig genug von dieser Verkündigung einer großen Freude zu hören: sie weinte. Und ihr Mann, ein schwächlicher Bauer mit einer harten Sorgenfalte zwischen den Augen, schritt im Zimmer auf und ab.

Jetzt bemerkte er den Eindringling und blieb vor ihm stehen: „Was wollt Ihr?“

Fineli wollte die Sache erklären. — „Er hat meine Tanne getragen, so ist's,“ und triumphierend brachte sie der Mutter ihr Bäumchen: — „Gelt, 's Christkindchen wird nun kommen und rote, blaue, weiße Nüßlein daran zünden?“ . .

Der Mann stammelte: „Seid so gut und gebt mir etwas zu essen . . ein armer Reisender ohne Arbeit . . .“

Der Bauer prüfte ihn mit einem mißtrauischen Blick, aber er war zu sehr von seinem eignen Leid gefangen, als daß er etwas Beunruhigendes erblickt hätte in der Thatsache, einen Vagabunden zu beherbergen. Sie waren so unglücklich, daß ihnen nichts Schlimmeres widerfahren konnte.

Und dann, er hatte doch Finelis Tanne getragen.

„Nehmt Platz,“ sagte er und rückte einen Schemel. „Frau, gieb ihr einen Teller Suppe, es ist ja Weihnachten. Und weine nicht, du siehst, daß es noch andere giebt, die mehr zu beklagen sind.“ —

Am Vorabend der höchsten Not waren sie von natürlicher Mildthätigkeit gegen die Armen: auch sie würden ja bald nicht mehr wissen, wo ihr Haupt niederlegen.

Der Sträfling setzte sich an den Tisch und aß gierig die heiße Brühe, mit geräuschvollen, gurgelnden Lauten, und kümmerte sich um nichts um ihn her während dieser wichtigen Beschäftigung.

Die Frau hatte wieder zu weinen begonnen, und der Bauer ging wieder auf und ab wie ein gefangenes Wild, als ob er einen Ausgang suche aus dem Käfig seiner Verzweiflung.

Als der Mann gesättigt war, und ein wohliges Gefühl ihn in dieser warmen Familienstube durchströmte, staunte er ob dieser Trauer: diese Leute hatten doch weder Kalt noch Hunger, sie wußten nichts vom Bagno, was hatten sie denn zu heulen, was hatten sie denn zu fürchten?

Er befragte sie darum.

Der Bauer drehte sich um. Er wußte wohl, daß dieser arme Teufel ihnen nicht behilflich sein konnte, aber es erleichterte ihn, sein unverdientes Leid klagen zu können, um die Ungerechtigkeit der Maßnahmen, die man kraft des Gesetzes gegen ihn anwenden würde, in ihrer ganzen Tiefe zu ergründen.

Er erzählte: Das Jahr war schlecht, es hatte zu viel geregnet, das Heu verfaulte auf dem Boden, die Kartoffeln waren gut für das Vieh, die Früchte gelangten nicht zur Reife, die Kornernnte mißglückte, und zu guter Letzt waren ihm noch zwei Kühe an einem geheimnisvollen Uebel zu Grunde gegangen. Er war nur der Pächter dieses Guts, er war es schon seit 15 Jahren und hatte keine Schulden, und die Felder gediehen. Aber dieses Unglücksjahr war es ihm unmöglich, den ganzen Zins herauszubringen, und am ersten Januar würde man ihn und seine Familie auf die Straße setzen. — Dann galt es, das Leben wieder von neuem anzufangen, den Kampf um's Brot, in seinem Alter und mit vier Kindern.

„Wie hoch ist der Zins?“ fragte der Sträfling.

„Es fehlen mir 40 Franken, nur 40 Franken,“ und die Wichtigkeit der Summe, an der ihre Zukunft scheitern sollte, erbitterte ihn.

„He! ihr müßt sie borgen, oder sie . . .“ er hätte ihm beinahe den Rat gegeben, zu fleheln, aber er schämte sich . . . wegen der Kinder.

„Ich habe vergeblich an alle Thüren geklopft, niemand will mir auch nur einen Heller borgen. Ich bin verloren, zu Grunde gerichtet . . . Arme Frau . . . arme Kinder!“ Und der Pächter weinte.

Die Glocken läuteten immer noch, aber verschleiert, als ob sie einen Leichenzug durch den Himmel begleiteten, mitleidig und erbarmend.

Die Mutter hörte auf, kleine Kerzen am Baume zu befestigen; es that ihr weh, Lichtlein anzuzünden in dieser Stunde, wo alles Licht aus ihrem Leben erlosch, als ob ein Sturmwind der Not es ausgeblasen hätte.

Fineli weinte nun auch, da alle um sie her weinten.

Die älteste hatte das Buch geschlossen, das ihnen von einem Erlöser sprach, der nicht kam, sie zu erlösen.

Der Sträfling sann nach, sich den Kopf zermarternd, und sein Nachdenken endete in ein unermessliches Mitleid.

Er besaß keinen roten Heller, aber . . . holla!

Er schlug sich die Stirn, triumphierend.

Wie keimte dieser erlösende Gedanke der lautesten Menschenliebe in der Seele dieses Elenden, der von allem entblößt, dieses „Outlaw“ der menschlichen Gesellschaft, der verhöhnt, verjagt, dieser Kreatur, die etwas mehr und etwas weniger als ein Tier bedeutete?

In sumpfigen Gründen blühen oft herrliche Blumen, vom Himmelswind gesät . . .

Der Geist bläst, wo es ihm gefällt, und der Samen fällt, wohin der Wind ihn trägt . .

„Nun, gebt euch zufrieden.“ sagte er plötzlich, „Ihr wißt ja, daß wer einen entsprungenen Galeerensträfling zurückbringt, fünfzig Francs Belohnung erhält. Seht mich einmal an, ich — bin ein solcher Sträfling. Hier, rasch! legt mir einen Strick um und führt mich ins Bagno!“

Es war ihm, als klangen seine Worte wie ein Auserstehen für diese armen Leute, die in ihrer Not versanken wie in ein offenes Grab.

Sie blieben stumm, von Staunen bewältigt vor diesem bittenden Baggunden, der ihnen „eine große Freude“ verkündigte wie der Engel des Herrn im Thale Judäa. Und sie durften nicht daran glauben.

Bevend fragte der Wächter: — „Zugegeben, die Sache sei wahr, wer wird denn mir Glauben schenken, daß ich, der kleine schwächliche Mensch, Euch, den baumstarken Mann, den Riesen sollte gefangen genommen haben, wenn ich Euch ins Bagno zurückführte.“

„Hi! sie werden es wohl glauben, wenn sie mich sehen. Da, bindet mich fest und machen wir uns auf den Weg. Es ist im Gefängnis von Sankt Jakob.“

Und wie um ihn zu überzeugen, fügte er noch gutmütig hinzu: — „Greift doch zu, sie würden mich doch so wie so wieder festnehmen, und ich habe keine Lust mehr, ein neues elendes Leben anzufangen, ich bin zu alt, dort werde ich wenigstens ein Unterschlupf und Brot haben,“ er lachte, berauscht von der Freude der anderen.

Und der Wächter, von einem Glücksfieber ergriffen, band die Hände des Sträflings mit Stricken fest, diemal seine Frau sie mit Küßen bedeckte und mit Freudenthränen badete, und die kleine Fineli gravitätisch erklärte: „Ich gab ihm mein Brot, und er trug mir meine Tanne“.

Ja, sie hatte ihm Brot gegeben, und er bezahlte seine Zechen, wie er konnte.

Er wußte fast nichts von Jesus, der arm und elend nur seine Liebe hatte, um eine Welt zu erlösen, und er, armer Schlucker, er hatte nur seine Freiheit, und er verkaufte sie, opferte sie freiwillig.

Während man ihn festband, fühlte er sich befreit von seiner Schande, glücklich, stolz, und fürchtete nichts mehr.

Er küßte Fineli.

Die Glocken läuteten immer noch, im Triumph, Verkünderinnen der göttlichen Liebe — — —

Wahrlich, wahrlich, ein Erlöser war ihnen geboren.

Im Bagno erhob sich ein Ruf des Erstaunens, als er wiederkehrte.

Der Wächter wurde mit Fragen bestürmt und mit seiner Belohnung entlassen.

Niemand glaubte das Märchen vom schwächtigen Manne, der einen Athleten gefangen hatte.

Der Oberaufseher ließ den Sträfling zu sich kommen, und nach langem Hin- und Herfahren brachte er ihn dahin, daß er die Wahrheit gestand.

Er schrieb sie dem Justizminister.

Der Sträfling wurde begnadigt.

Die Güte ist die Erlösung der Welt.

Er zog aus dem Bagno, frei wie der Spatz des Waldes, er ging zum Pachtgut und erbot sich, auch in Zukunft alle Tannen Fineliks zu tragen.



Auf ein Menschenkind.

Von

J. vom H.



Wie hier gerungen mit Thränen und Not,
Die ehrlich gestritten bis hin zum Tod,
Die ist nun ohne Mühsal und Sorgen
An Gottes Herzen schon längst geborgen.

Ich habe ihr tief in die Seele geschaut,
Ich war ihr teuer, ich war ihr traut;
Und durfte ihr sehndes Herz nicht stillen —
Sie zog in die Ferne um meinetwillen.

Spät kam sie wieder, war elend, todkrank.
Ich saß am Bette, sie stammelte Dank;
Dann hat sie aus zuckendem Munde vernommen,
Was wichtig, was not zum Nachhausekommen.

Im brennenden Sommer, in Juliglut,
Tief in die Erde legt' ich sie gut.
Heut' hat sie Geburtstag. — Die ist nun geborgen. —
Was, lieben Freunde, sind Mühsal und Sorgen?





Die Boeren und wir.

von

Dr. Max Ohnefalsch-Richter.



Uns sind die Hände gebunden. Zusammen mit den übrigen Nationen sind wir zur Innehaltung strikter Neutralität gezwungen, und doch haben wir nächst den beiden kriegführenden Parteien die größten Interessen in den Boerenstaaten: moralische, historische, kulturelle und materielle.

Es ist jammerschade, daß wir wiederholt die Gelegenheit verstreichen ließen, in Südost-Afrika, südlich vom Limpopo, festen Fuß zu fassen, und daß wir die Protektorate über Transvaal und die portugiesische Delagoa-Bai, sowie über das vorenglische Zulureich und die Santa Lucia-Bai zurückwiesen, als sie uns angeboten wurden. Besäßen wir in irgendwelcher Form Anrechte nur auf einen Teil des östlichen Küstenstriches Südafrikas mit der Delagoa- oder Santa Lucia-Bai, dann brauchten wir heute nicht unthätig die Hände in den Schoß legen und machtlos zusehen, wie die heuchlerischen Engländer, statt das vorgeschlagene Schiedsgericht zur Beseitigung der Differenzen anzunehmen, die Boeren-Republiken mit einem ganz ungerchfertigten Krieg überziehen. Die Verluste, die wir dabei an unserem deutschen Handel, unserer Industrie, unserer Landwirtschaft in Transvaal erleiden, beziffern sich bereits heute auf Millionen von Mark, und das Ende ist nicht abzusehen.

Nun haben die Engländer den Boeren in Transvaal vollkommene Bildungs- unfähigkeit vorgeworfen, um ihre Goldgier zu bemänteln, während sie unsere vitalen deutschen Interessen am Lande bestreiten.

Sehen wir daher zu, wie es mit der Bildung und Bildungsfähigkeit der Boeren beschaffen ist und mit unserem Interesse an Land und Leuten, an Gut und Geld.

Daß nur ein Teil der Boeren wirklich durchweg bildungsfähig ist, und zwar mehr der jüngere als der ältere, und ein größerer Prozentsatz im Oranje-Freistaat als in Transvaal, wird jeder Unparteiische bestätigen, der die Boeren an Ort und Stelle kennen lernte. Von Menschen kann man nur das Menschenmögliche verlangen. An die gesamte ältere und älteste Boerengeneration, an

die über fünfzig und sechzig, die im reinen Jagd- und Hirtenleben, im Treffen von Land zu Land, im Kampfe mit Wilden und wilden Tieren aufwuchs, fern von der Civilisation der Uitlanders, das Anfsinnen stellen zu wollen, sich nach englischer Façon und den Modellen aus Lombard Street mir nichts dir nichts umzutrepeln, ging übers Menschenmögliche.

Vergleichen wir den südafrikanischen Boer und besonders den beider Boerenrepubliken mit unserem deutschen Bauer und bleiben uns dabei der erschwerenden Umstände wohl bewußt, unter denen der civilisationsferne und durch englischen Länder- und Völkerverhunger civilisationsfeindlich gemachte und verfolgte Boer zum Manne wurde. Wir geben dann ohne weiteres zu, daß in Anbetracht der in Süd-Afrika bis vor kurzem fast ganz fehlenden Bildungsmittel der jüngere Transvaal-Boer in der Bildungsfähigkeit dem deutschen Bauer kaum nachsteht.

Ja, betrachten wir Ausnahme-Männer wie Paul Krüger und Piet Zoubert, die zur ältesten Generation gehören, mit all ihren Tugenden und Untugenden, ihren Vorzügen und Fehlern, ihren Charakterstärken und -schwächen, so dürfen wir getrost aussprechen, daß eine junge Nation wie die boerische, die solche Männer hervorbrachte, sogar in Zukunft bildungsfähiger sein muß als manche andere (auch europäische) Nation unter gleichen sonstigen Umständen.

Man mag Paul Krüger, den nackenstarken vierundsiebzigjährigen Boer, der schon von 1837, also von frühester Kindheit an, alle Leiden und Freuden der Treffer von Land zu Land durchkostete und seit 1881 als Präsident der wiedererstandenen „Südafrikanischen Republik“ die Zügel der Regierung bis heute führte, mit Recht vieles nachsagen. Obgleich deutscher Abkunft, begünstigte er eine heillose, auch antideutsche Holländerwirtschaft. Obgleich er selbst mit vielen seiner freihheitsdurftigen Gesinnungsgenossen wiederholt vor den Fesseln englischer Kolonialpolitik und importierter europäischer Civilisation geflohen war, hat er seinem Freistaate freihheitsberaubende ultra-reaktionäre Fesseln angelegt, die, wenn sie auch auf die Engländer gemünzt waren, alle Ausländer trafen und die Entwicklung des eigenen Landes zum Nachteil aller hemmten. Durch eine ungesunde Monopol- und Schutzollwirtschaft, vor allem aber durch eine einseitige Wahlrechtsgebung, die den Ausländern 1890 und 1892 nahm, was ihnen bereits 1885 zugestanden war, das Klauselfreie Wahl- und Bürgerrecht nach fünfjährigem Aufenthalte im Lande, drückte er den gold- und diamantgierigen Engländern selbst die Handhaben zu Interventionen in die Hand. So gab Paul Krüger in seiner inneren Politik einem Chamberlain und Rhodes, allerdings in der besten nationalen Absicht, unter dem Deckmantel von Reformen die Möglichkeit zum Einschreiten nach außen, zur Ausführung ihrer ebenso ehr- wie geldgierigen Pläne.

Ganz anders Paul Krüger in der rein äußeren Politik, die er meisterhaft geführt hat, seitdem 1881 und 1884 durch die Pretoria- und London-Konventionen die Freiheit und Befreiung vom englischen Joch in inneren Fragen ganz, in äußeren Fragen so gut wie ganz erreicht war. Da kann der Boer den starken Nacken beugen; da entwickelt er eine Beweglichkeit, die sich bis zur

Schaukelpolitik steigert, wenn es gilt, die Unabhängigkeit zu wahren und zu vermehren, daß man den alten Recken, der sonst so ruhig seine Pfeife raucht, kaum wieder erkennt. In ihm, dem schlauen Naturdiplomaten, haben die englischen Kunstdiplomaten von Lord Beaconsfield und Lord Carnarvon, von Gladstone und Lord Derby bis zu Lord Salisbury und Chamberlain ihren Meister gefunden. So sehen wir in Paul Krüger, einem Bismarck im kleinen, den weitwichtigen Politiker des Außereren mit dem oft kurzfristigen Politiker des Inneren vereinigt, aber in ihm trotz aller Mängel einen hohen Grad von Bildungsfähigkeit verkörpert.

Andererseits darf nicht verschwiegen werden, daß unter den gleichaltrigen Zeitgenossen Krügers ein gut Teil reaktionärer Elemente steckt, die noch bis heute geistig und körperlich Treff- und Jagd-Boeren geblieben sind. Diese sind es, die der modernen Zivilisation wenig oder gar nicht zugänglich sind. Für sie fängt die Welt beim Boeren an und hört beim Boeren auf. In jedem Utkander ohne Unterschied der Nation, also auch im Deutschen, wittert er einen Feind. Nur die Holländer läßt er neben sich gelten. Es giebt aber auch eine Sorte der reaktionärsten Boeren, die selbst vom Holländer nichts wissen wollen, ja ihn hassen wie jeden anderen Ausländer. In jedem Engländer a priori erblickt aber der alte Treffboer einen Todfeind und personifizierten Teufel. Da sie nur Jagd und höchstens etwas Viehzucht und ärmlichen Ackerbau, um Brot zu haben, als Lebenszweck und als des Lebens wert gelten ließen, machten sie gegen alle industriellen Regungen Front und haben sich der Goldsucher 14 Jahre lang vollkommen zu erwehren gewußt. Denn als im Jahre 1854 ein Boer, der, nach Australien verschlagen, Goldgräber geworden und, nach der Heimat zurückgekehrt, so glücklich gewesen war, Gold im Sande eines Flusses bei Pretoria zu entdecken, schrien die alten Treffboeren Zeter und Mordio und setzten es bei dem damaligen Präsidenten Pretorius durch, daß ein strenges Schürfverbot erlassen und erst 1868 wieder aufgehoben wurde, als sie durch die Ausgabe von Papiergeld ihr Land dem finanziellen Ruine entgegengeführt hatten. Denn die Pfundnote = 20 Mark war bis auf 2 $\frac{1}{2}$ Mark, also auf 12 $\frac{1}{2}$ % des nominellen Wertes gesunken. Als sich dann die Ausbeutung der Goldfelder nicht mehr aufhalten ließ und immer mehr Utkanders, lautere und unlautere Elemente, ins Land strömten, wollten die alten Treffer Ende der achtziger Jahre alles Grinstes einen General-Exodus (einen großen Treff) aus Transvaal in Scene setzen und in dem damals noch herrenlosen Maschonalande, nördlich vom Limpopo (dem heutigen Rhodesia), unbefamte Jagdgründe, Urwälder, Urwildnis und Urstämme aufsuchen. Wäre damals Paul Krüger nicht gewesen, der Autorität und Redegabe genug besaß, die Transvaal müden zurückzuhalten, wären viele Tausende von Boeren mit Weib und Kind aufs Unsichere hin weggetrefft und dem Lande verloren gegangen.

Diese alten Treffboeren halten auch, soweit sie vermögen, noch heute an der alten Lebensweise fest, den Sommer im Sommer- und Hochfelde auf ihrer

Farm zuzubringen und den Winter in das Winter- und Niederfeld auf die Jagd zu ziehen. Sie unternehmen deswegen weite Reisen, weil das Großwild nur noch in den entlegensten Winkeln Transvaals und weiter in den Betschuana- und Maschonaländern, sowie im Portugiesischen von Lourenço Marquez und Mozambique in größeren Mengen vorkommt. Sie sind wenig oder gar nicht bildungsfähig, und doch üben sie, für die die Sonne noch um die stillstehende Erde läuft, einen großen Einfluß im Lande aus. Mit ihnen hat Paul Krüger in vielen seiner reaktionären Maßnahmen harmoniert, ihnen aber auch, um sich als Präsident zu halten, zuweilen Konzessionen gegen eigenes besseres Wissen machen müssen. Die Stellung Krügers war und ist heute noch eine ungemein schwierige, und ihm ein Ding der Unmöglichkeit, es allen gleichzeitig recht zu machen, den reaktionären und liberalen Boeren, den gemäßigten Ausländern und den ultrareaktionären Engländern und Englischgesinnten, die aus der Unkenntnis der Boerenregierung in technischen und industriellen Fragen den größtmöglichen pecuniären Vorteil für sich zu erzielen versuchten zum Schaden des Landes. Erwägt man das alles in unparteiischer Weise, so darf man auch in der inneren Politik trotz aller Gebrechen der geschickten Lavierkunst Ohm Pauls, der den verschiedenen Parteien und diametral gegenüberstehenden Wünschen zeitweise hintereinander gerecht zu werden suchte, Anerkennung und Bewunderung zollen.

Neben dem Bismarck der Moltke Transvaals, der große und greise Feldherr Piet Joubert, der ohne geschulte militärische Vorbildung sich selbst und andere zu schulen, dann einen großen offensiven Vorstoß wie den bei Ladysmith auf breiter Grundlage in Feindesland zu wagen und glänzende Siege über England, eine europäische Großmacht, zu erringen vermochte!

Mögen auch ausländische Offiziere, besonders deutsche, die wenigen Hundert Boeren des stehenden Heeres, zumal die Artillerie, gedrillt und jetzt im Kriege sich bemüht haben, die große Masse der zu den Fahnen gerufenen Boeren in Eile zu unterrichten, so kann doch von einer einexerzierten Boerenarmee im deutsch-militärischen Sinne keine Rede sein.

Da aber jeder Boer ein geborener Reiter und Schütze ist, sich auf der Jagd im Schießen geübt, an Strapazen und Entbehrungen aller Art gewöhnt und sein Pferd trainiert hat, so haben sich die Boeren in ihrer Alltagskleidung und mangelhaften Ausrüstung vor Ladysmith und Colenso als bessere Soldaten ohne soldatische Schulung bewährt als die uniformierten Engländer mit all ihrem Drill, ihrer raffinierten Feldausrüstung.

Am meisten imponiert uns wohl die Milde und Humanität, welche die Boeren an ihren Todfeinden, den englischen Gefangenen, üben, die chevalereske Art, mit der die Boerengenerale, ein Joubert und ein Cronjé, dem zurückgeschlagenen Feinde aus freiem Antriebe Waffenstillstand und sicheres Geleit gewähren, seine Verwundeten zu holen und seine Toten zu begraben. In Pretoria wird der erst schwer verwundete, dann gefangene und seinen Wunden

erlegene englische General Symons mit militärischen Ehren bestattet und der Gattin des Dahingerafften von Piet Zoubert, als boerischem Oberbefehlshaber, brieflich inniges Beileid ausgedrückt.

Braucht da das mit Unrecht als roh verschrieene Volk der Boeren noch die Grundsätze von Völkerrecht, Humanität, Moral, Sitte und Courtoisie zu lernen? Wir meinen nein! Sie stehen ebenbürtig den Engländern gegenüber. Nur fragt es sich sehr, ob die Engländer als Sieger an Stelle der Boeren dieselbe Initiative von Groß- und Edelmüt und höflichem Benehmen ergriffen hätten. Ja, was die Moral anlangt, könnten die vielfach in wilder Ehe lebenden Engländer Transvaals von den Boeren lernen, denen die Heilighaltung der Ehe und ein streng sittliches Familienleben über alles geht. Auch eine tiefe, aus gläubiger Gottesfurcht stammende Religiosität ist den Boeren eigen. Paul Krüger und Piet Zoubert sind bibelfeste Redner und verstehen Gottes Wort ebensogut auszulegen wie mancher Prediger von Beruf.

Anders liegen die Verhältnisse auf staats- und volkswirtschaftlichem Boden, auf den Gebieten der Verwaltung, der Gesetzgebung und Gesetzsausübung, der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels. Hier bedürfen die Boeren fremder Hilfe. Es wäre zu verwundern, wenn dem anders wäre. In den drei Jahrhunderten, in denen das boerische Volk auf südafrikanischem Boden aus holländischen, französischen und deutschen Elementen entstand und weiterlebte, hat es bis vor 40 Jahren fast in derselben großen Ungebundenheit wie am Anfange fortexistiert. Das Einzwängen des Menschen in eine noch so gute Staatsverwaltung und Gesetzgebung empfand der Boer stets als einen Eingriff in seine Freiheitsrechte.

Wie immer auch die letzten Kriegswürfel fallen mögen, die Boeren werden, selbst wenn sie schließlich den Sieg davon tragen sollten, in irgend einer Form eine Kontrolle seitens einer fremden Macht zulassen müssen, so daß eine geregeltere Verwaltung, eine bessere und gerechtere Gesetzgebung und bessere Handhabung der Gesetze als bisher, überhaupt weitgehende Reformen ein- und durchgeführt werden. Namentlich ist die Steuergesetzgebung gänzlich zu reorganisieren, mit der Schutzoll- und Monopolwirtschaft aufzuräumen und besonders auch der Tarif für Eisenbahnfrachten herabzusetzen.

Leider hat mit dem Golde die Korruption in den boerischen und holländischen Beamtenkreisen rapide und wenig erfreuliche Fortschritte gemacht, die zu beseitigen auch in erster Linie Sache eines gesunden Reorganisationsplanes sein müßte.

Im Oranjerestaat ist der Prozentsatz der für die verschiedenen Berufsarten vorgebildeten Boeren viel größer als in Transvaal; dort überwiegen sie numerisch erheblich die Ausländer, indem auf etwa 80 000 Boeren höchstens 6000—7000 Ausländer, davon etwa 3000 Engländer und etwa 2000 Deutsche kommen, während sich in Transvaal 80 000 Boeren und 288 750 Ausländer, davon ca. 150 000 Engländer, 10 000 Deutsche, 10 000 Holländer und 38 750

Köpfe der übrigen Nationen vor dem Ausbruch der Krise gegenüberstanden. Infolge der großen numerischen Ueberlegenheit der Boeren, aber auch infolge einer vernünftigeren, freieren Gesetzgebung blieb der Oranjesfreistaat von transvaalischer Mißwirtschaft und Mißverhältnissen verschont. Wenn trotzdem der Oranjesfreistaat sich mit Transvaal solidarisch erklärte, mochte dafür die Erwägung den Ausschlag gegeben haben, daß von England doch auch über kurz oder lang ernste Anneziungsgelüste zu befürchten waren. Auch bestand ja bereits dem entsprechend seit vorigem Jahre ein engeres Schutz- und Trugbündnis zwischen den beiden Boerenrepubliken, das sich, soweit der Feldzug heute ein Urteil gestattet, bisher trefflich bewährte. Endlich mögen sich die Oranje-Freistaatler des Jahres 1871 erinnern, als die Engländer mitten im Frieden sich auf einmal Kimberleys und der dortigen Diamantensfelder bemächtigten, eines Landstriches, den der Oranjesfreistaat 19 Jahre lang ungeschmäht und unangefochten besessen hatte, ein Akt brutalster, gegen jedes Völkerrecht verstoßender Vergewaltigung. Hatte damals 1871 die ganze gebildete Welt den englischen Raub Kimberleys verurteilt, so verurteilt man heute den von England vom Zaune gebrochenen Krieg, der ja nicht provoziert ist, um den Boerenregierungen Reformen aufzuzwingen, sondern um sich der Goldfelder Transvaals und der noch dem Oranjesfreistaat verbliebenen Diamantensfelder zu bemächtigen.

Für uns Deutsche gesellen sich zu den rein moralischen und menschlichen Interessen am Schicksal der stammverwandten Boeren auch große historische, kulturelle und materielle.

Mertwürdigerweise hat noch niemand bis jetzt während der Transvaal-Krise und des ausgebrochenen Krieges auf die große Beteiligung deutscher Arbeit und deutscher Männer an der Erschließung Südafrikas und besonders der Boerenstaaten im Zusammenhange hingewiesen. Schon in den Boeren steckt ein gut Teil deutschen Blutes, obgleich sie sich dessen wenig oder gar nicht bewußt sind und nur mit den Holländern sympathisieren und fraternisieren.

Es genügt, als Repräsentanten deutscher Abkunft in Transvaal an Paul Krüger und Lukas Meyer, den früheren Präsidenten der Nieuwe-Republik, jetzigen Boerengeneral; in der Kapkolonie an Schreiner, den Ministerpräsidenten, und Hofmeyer, den Afrikanderführer, zu erinnern.

In den uns hier am meisten interessierenden Territorien der heutigen Boeren-Republiken, des West-Oranjeslandes, der Gegend von Kimberley, des Zululandes (des britischen und des transvaalischen) und Natal's haben deutsche Missionare eine gewaltige Kulturarbeit geleistet. Zum Teil waren sie vor den Boeren die ersten Pioniere einer beginnenden Civilisation. So z. B. ist die im Oranjesfreistaat gelegene blühende Station der Berliner Missionare Bethanien, die ich 1897 selbst besucht habe, bereits 1834 gegründet worden, während erst 1835 und 1836 die ersten kleinen Boeren-Treffe in die Gegend kamen, der Oranjesfreistaat aber erst 1854 gegründet wurde.

Ebenso wurde von derselben Berliner Missionsgesellschaft die Station

Briel bei Kimberley (berühmt durch die daselbst am Oranjesflusse von 1869 an gemachten Diamantenfunde) bereits 1845 gegründet. Auch diese Station kenne ich aus eigener Anschauung.

Im britischen Kaffernlande entstand die Berliner Station Bethel 1837, in Natal Emmaus 1847.

Im Zululande legten die Hermannsburg-Brüder ihre erste Station Hermannsburg 1849 an.

In Transvaal begann die Hermannsburg-Brüder 1857, die Berliner Gesellschaft 1859. Die Hermannsburg-Brüder haben sich fruchtbare Landstriche Südost-Transvaals in den Distrikten Utrecht und Brysheid, die Lüneburger Gegend, sowie in der Mitte und in West-Transvaal in den Gegenden von Rustenburg und Lichtenburg ausgewählt. Die Berliner Stationen sind über das ganze Land bis an die Nordgrenze, dicht an den Limpopo, verteilt, liegen also zum Teil in der subtropischen für Plantangenbau geeigneten Gegend. Besonders die Station Medingen, im Norden, die der Missionar Fritz Neuter an der Stelle eines heidnischen Götterhaines errichtet hat, kam mir mit ihrer Blüten- und Fruchtfülle, ihren Gebäuden, der Kirche und den Dörfern, den Bananen-, Zuckerrohr-, Ananas- und Kaffee-Plantagen, ihrem Dickicht von Feigen, Orangen und Citronen, den Mais- und Tabakfeldern vor wie eine Fata Morgana, wie ein Stück Zaubermärchen aus Tausend und einer Nacht.

Aber Medingen ist nur ein Beispiel für viele; denn den deutschen Missionaren fällt der Löwenanteil an der ersten wirtschaftlichen Entwicklung Transvaals zu, und gegenüber ihren Leistungen (57 Stationen) verschwinden qualitativ und quantitativ, sowie zeitlich die viele Jahre später beginnenden Leistungen aller übrigen Nationen (die Engländer und Holländer mit einbegriffen), die nach Merensky's 1890 erschienenem Bericht „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Südafrika“*) zusammen nur 18 Stationen unterhielten, von denen nur noch als besonders blühend die drei Stationen der schweizerischen Mission „Romande“ im Norden Transvaals hervorgehoben werden mögen, die ich ebenfalls aus eigener Anschauung kennen lernte. Den Missionaren als ersten Bahnbrechern und Kulturpionieren folgten bald die deutschen Kolonisten, zähe, arbeitame und genügsame, intelligente Landwirte, deren blühende Ackerbaudistrikte und Plantagenwirtschaften ich ebenfalls zum Teil mit Oberst Schiel, dem gefangenen Anführer des deutschen Freiwilligenkorps, besuchte. Die zwischen und um die Missionsstationen mit kleinen und großen deutschen Farmen dicht besäten Gegenden legen am besten Zeugnis dafür ab, was deutscher Fleiß, was deutsche Landwirte zu leisten vermögen. Diese vollkommen deutschen Gegenden Transvaals mit deutscher Sprache und Sitte, deutschen Schulen, Kirchen und Pfarreien sind die einzigen, in denen bisher rationelle Landwirtschaft in größerem Maß-

*) „Allgemeine Missions-Zeitschrift“, als Separatdruck 1891 von der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft veröffentlicht.

stabe betrieben wurde. Nur wenige intelligente englische, schweizerische und boerische Landwirte sind dem Beispiele und den Ansiedelungen der deutschen gefolgt. Die große Masse der in den Händen der Boeren befindlichen Farmen werden heute noch gar nicht bewirtschaftet oder zum Teil schlecht von den Eingeborenen auf ihre Rechnung, die wie der Regierung den Grundeigentümern als Pacht eine Hüttensteuer von 10 Schilling pro Hütte bezahlen. Der im Verhältnis zum Gesamtareal überhaupt in Kultur genommene Teil ist so klein, und der intelligent (meist von Deutschen) bewirtschaftete so winzig, daß bis heute das ungefähr 308560 qkm große Land nicht einmal seine Gesamtbevölkerung von 1 038 750 Seelen (davon 288 750 Weiße, 750 000 Farbige) nur annähernd zu ernähren im Stande ist, während das Land bei völliger Bewirtschaftung des kulturfähigen Areals eine der ersten Korn- und Fruchtammern Südafrikas sein müßte. Aber das, was bisher zur landwirtschaftlichen Entwicklung geschah, verdankt Transvaal so gut wie ausschließlich den Deutschen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Oranje-Freistaat, im Zululande, in Natal, im West-Gricalande, ja selbst in der Kapkolonie. So haben wir Deutsche auch hier wieder als Völkerdünge, als Samen und Saat gedient, während die Hauptfrucht der Ernte den fremden Regierungen der Länder, die wir zuerst urbar machten, zu gute kommt.

Das Boerenregiment des Ohm Paul, der selbst in diesem Frühjahr in öffentlicher Rede den überaus schlechten Stand der Landwirtschaft jagab, hat leider nun seinen bedrückenden und reaktionären Einfluß auch gegen die intelligenten Großgrundbesitzer, die tüchtigen Landwirte, fast ausschließlich deutsche, gerichtet. Statt mit allen nur erdenklichen Mitteln zu helfen und Privilegien zu gewähren, haben die alten Trekboeren, von Neid und Haß gegen die Ausländer geleitet, das Plakkerwet-Gesetz durchzusetzen vermocht. Danach dürfen auf einer Farm (9000 Magdeb. Morgen) nur fünf Familien von Eingeborenen wohnen. Da der Farmer viele Arbeiten, zumal in der heißen Sommerzeit, nur durch Farbige ausführen kann, ja sich gezwungen sieht, in den gerade überaus fruchtbaren und zugleich fieberschwangeren subtropischen Niederungen des Nordens so gut wie alle Feldarbeiten den Eingeborenen zu überlassen, ist durch dieses Gesetz dem Betriebe jeder intensiven Landwirtschaft die Lebensader unterbunden. Denn zur intensiven Bewirtschaftung bedarf ein Landgut von 9000 Morgen Hunderter von Armen, zumal von faulen Kaffernarmen, denen erst eine beschränkte Arbeitsamkeit beigebracht werden muß. Allerdings gestattet ein Zusatz der Regierung, von Fall zu Fall das Gesetz außer Kraft zu setzen. Dadurch hängen die Landwirte weiter von der Gnade und Willkür der Beamten ab und von der Höhe der Geldsumme, mit der nur zu oft der Beamte bestochen werden muß.

Wehe aber dem Ausländer, welcher Nation er auch angehören mag, wenn er den Unwillen der Boeren aus irgend welchem an sich auch noch so gerechtfertigten Grunde erregte; dann wird das Plakkerwet-Gesetz mit seiner ganzen

Strenge angewandt, so daß der Gemäßregelte am besten thut, seine Farm zu verkaufen und das Land zu verlassen.

So wurden von der Schwere dieses erst vor wenigen Jahren eingeführten Gesetzes gerade zwei der blühendsten Stationen, Emmaus und Bethel, betroffen, welche die Hermannsburger Missionare vor Jahrzehnten angelegt haben. Dabei ist es eine historische Thatsache, daß Präsident Pretorius 1857 die Hermannsburger Brüder selbst aus eigener Initiative ins Land rief, die Zulus zu zähmen, nachdem er das segensreiche Wirken dieser deutschen Missionare im Natalischen kennen gelernt und den englischen Missionar Livingstone vertrieben hatte.

Bei der Pacificierung vieler wilder Stämme, der Bapedis (König Sekukuni), der Nord-Bajutos (Königin Mudschadschi), der Bawendas (König Mpesu), haben Deutsche und immer wieder Deutsche (die Berliner Missionare A. Merensky, F. Reuter und R. Beuster) unberechenbare Dienste ohne jeden Entgelt geleistet. Das ist so 40 Jahre lang fortgegangen bis zum vorigen Jahre. In Zeiten von Dürre, Heuschreckenplage und Hungersnot sind viele Tausende von Markt in Deutschland gesammelt und nach Transvaal geschickt worden.

Und nun in diesem Krieg! Deutsche Offiziere und deutsche Ingenieure haben den Transvaalern ihre Forts gebaut, ihre Artillerie ausgebildet, ja ihre Schlachtpläne entworfen. Denn Piet Joubert verdankt den Schlachtplan für Natal einem Deutschen, dem Obersten Schiel, der sich bei Gladslaagte mit einem Teile des deutschen Korps noch dazu aufgeopfert hat, verwunden und gefangen nehmen ließ, damit die große Schlacht von Ladysmith gewonnen würde.

Trügen die Berichte nicht, so schlagen jetzt 1000—1200 deutsche Freiwillige für die Boeren ihr Leben in die Schanze, ohne daß Deutschland sich seiner tapferen Söhne offiziell oder offiziös annehmen kann.

So haben die Deutschen an der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Transvaals in sehr erheblicher Weise mitgearbeitet, mehr als alle übrigen Nationen zusammengenommen, ja auf landwirtschaftlichem Gebiete mehr als die Boeren selbst.

Ähnlich verhält es sich mit dem Oranje-Freistaat, nur daß daselbst die deutsche Kulturarbeit 23 Jahre eher als in Transvaal, bereits von 1834 an begann, bevor noch die ersten Ansiedelungen der Boeren in diesem Lande zwischen Oranje- und Baalsfluß erfolgt waren.

Noch ein Blick auf Handel und Industrie, auf die Goldfelder und den deutschen Anteil.

Daß hier der große Löwenanteil der Arbeit den Engländern zukommt, den Boeren fast nichts, als daß sie den ihnen gehörenden Grund und Boden an die Ausländer verkauften, leugnet wohl niemand. Daß dem einzelnen Engländer heute unter dem Schutze seiner im Bedarfsfalle stets für ihn einspringenden Regierung — ob nun mit Recht oder Unrecht, bleibt unerörtert — ein seit Jahrhunderten fast unbeschränkt gepflegter und gehegelter, rücksichtslos vorgehender Unternehmungsgeist eigen ist, den keine zweite Nation besitzt, muß ebenfalls zu-

gegeben werden. Aber ebenso fest begründet ist die Wahrnehmung, daß seit der Neuerstehung des Deutschen Reiches der bisher nur durch die Zersplitterung der Stämme und fehlenden Reichsschutz und Reichsflotte niedergehaltene deutsche Unternehmungsgeist auch im überseeischen Handel, in der überseeischen Maschinen- und Montanindustrie immer mehr dem englischen erfolgreich Konkurrenz macht. Nirgends kommt dieser erfreuliche Umschwung deutlicher zum Ausdruck als in Transvaal, worauf merkwürdigerweise bisher auch noch niemand umfassend während der jetzigen Kollision der verschiedenen Völkerinteressen hingewiesen hat.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient die 1892 in Johannesburg von Deutschen mit sekundärer Beteiligung der Engländer gegründete „Rand Central Ore Reduction Company“, d. h. die Rand-Central-Erz-Reduktions-Gesellschaft. Der durch den deutschen Techniker v. Gernet verbesserte und geleitete Siemens-Halske'sche Prozeß ermöglicht, daß das in den Rückständen noch verbleibende Gold (pro Jahr und Witwatersrand-Goldfelder auf 1 344 000 £ Verlust berechnet) auf elektrischem Wege immer vollkommener extrahiert wird. Die Gesellschaft, die in Berlin durch die Deutsche Treuhand-Gesellschaft vertreten ist, befaßt sich auch erfolgreich mit der Abtreibung des Goldes aus den bei Anwendung dieses Prozesses gebrauchten Bleifolien und mit der Verarbeitung der Bleirückstände zu gewerblichen Zwecken.

Große elektrische Werke, welche die Goldminen mit Kraft versehen (Rand Central Electrical Works), Kohlenbergwerke, die sie mit Kohlen versehen (Transvaal Coal Trust), Dynamit- und Cementwerke, Spiritus- und Glasfabriken, Wiederbewaldungen (Rippert's Sachsenwald) sind von Deutschen in erster Linie gegründet und betriebene, in zweiter Linie von Engländern finanziell mitunterstützte Niesenunternehmungen, bei denen es genügt, an Karl H. v. Siemens, A. H. Märker, A. Wagner, Gebr. Albu, A. Brathan, C. Marquardt und C. Marg zu erinnern.

Es bleibt daher in unserem deutschnationalen und deutschhandelspolitischen Interesse zu bedauern, daß uns die Verhältnisse eine strikte Neutralität auferlegen.

Umsomehr werden unsere Staatsmänner darüber zu wachen haben, daß, wenn der von England vom Zaune gebrochene blutige Krieg, der durch das von den Boeren angebotene Schiedsgericht hätte vermieden werden können, sein Ende erreicht hat, beim Friedensschlusse die deutschen Interessen in vollstem Maße gewahrt werden. Vergewärtigt man sich die heutige Situation und den von Jahr zu Jahr auf Kosten des englischen gewachsenen deutschen Einfluß, so kann man sich kaum der Schlußfolgerung entziehen, daß die Engländer jetzt einen doppelten Kampf führen, einen offenen und direkten gegen die Boeren, sowie einen verdeckten und indirekten Kampf gegen deutschen Erfindungs- und Unternehmungsgeist, gegen deutsche Bildung und deutsches Kapital.

Mögen uns die Boeren sonst sympathisch sein oder nicht, wir uns mit ihnen stammverwandt fühlen oder nicht, wir können gegenwärtig und in unserem

eigenen Interesse nur wünschen, daß die Boeren weiter siegen bis zu Ende. Damit wäre die englische Welt Herrschaft zu Ende, der englischen widerrechtlichen Vergewaltigung anderer Nationen ein Ziel gesetzt, die uns Deutschen von Samoa her in noch frischer Erinnerung ist.



Ein Christusbild.

von

G. Emil Barthel.

1.

Es war im alten Wien, so melden alte Sagen,
Ein Christusbild zu schaun, wie keins in unsern Tagen.
Denn stand ein Kind davor, — des Heilands Augenpaar
Tras stets des Kindes Blick, wie klein es immer war.
Und stand ein Großer da, — wie riesig seine Glieder,
Der Blick des Herrn sah stets von oben zu ihm nieder.

2.

Das Bild dünkt mich ein Bild des Christentums zu sein:
Hernieder läßt der Herr sich stets zu dem, der klein.
Er spricht mit schlichtem Wort vernehmlich und erbaulich
Zu dem, der sich ihm naht so wie ein Kind vertraulich.
Und wen des Lebens Druck im Herzen klein gemacht,
Den richtet tröstend auf sein Blick voll milder Pracht.
Wer klein im Herzen ward durch eigne Sündenbürde,
Den blickt er huldvoll an in seiner Heilandswürde.
Doch höher ist der Blick des Heilands stets gestellt,
Als wie das Auge reicht der Großen dieser Welt.
Nicht Aug' in Aug' dem Herrn vermögen sie zu schauen,
Wie scharf auch ihr Gesicht, wie sehr sie ihm vertrauen.
Aus Irdischem blicken sie ins Irdische nur empor,
Er sieht herab auf sie aus überirdischem Thor.

3.

Doch auch des Malers Bild hat irdischen Bildes Schranken,
Ins Ueberirdische schickt der Dichter die Gedanken.
Dort wähnt sein Geist zu schauen des Heilands milde Hand,
Die über klein und groß auf Erden ausgespannt.
Das Kind zieht sie empor; — doch wird sie auch den Großen,
Der recht nach oben sah, am Ende nicht verstoßen.





Gabriel Max.

Von

Wolfgang von Oettingen.



Der Türmer hat sein Weihnachtsheft diesmal mit einem Christkinde und mit dessen liebend lieblicher Mutter geschmückt. „Mater amabilis!“ In hellen, weichen Gewändern sitzt sie da, den Sohn auf dem Schoße; ihre Arme und die schönen Hände umfassen ihn als den Ihrigen — so lange er ihr noch zugehört. Aber die Stunde kommt, in der das unermessliche Leiden anhebt, und die Mutter, das „Schwert im Herzen mit tausend Schmerzen“, aufblicken wird zu ihres Sohnes Tod, bis endlich die Herrlichkeit erscheint, die der Rose aus der Wurzel Jesse verkündigt ist. Eine Ahnung dieses Schicksals erfüllt die Augen der Gottesmutter, und Glück und Wehmut spiegeln sich in ihrem Lächeln.

Den tiefen, mystischen Gehalt der Maria zu erfassen und darzustellen, war eine willkommene Aufgabe für einen Maler wie Gabriel Max, den schwermütigen und träumerischen Böhmen, dessen Phantasie, ja dessen ganze Natur in lyrischen Empfindungen aufgeht. Dieser merkwürdige Mann, der jetzt in seinem 45. Lebensjahre steht, hat nie ein Bild gemalt, das nicht eigentlich ein Gedicht, ein seufzendes Lied von der Seele, von ihren Qualen und ihrem Bangen, ihrem Hoffen, Sehnen und Sinnen gewesen wäre: schon seine ersten Werke, die er noch nicht zwanzigjährig schuf, sind, abgesehen vielleicht von der Technik, die er freilich auch bald genug als Meister und als unvergleichlicher Darsteller des Mildeu und des Zarten beherrschen lernte, im wesentlichen ebenso gestimmt wie die aus den Jahrzehnten seiner Blütezeit. Der Künstler hat seine Entwicklung in Prag, seiner Vaterstadt, begonnen und unter Piloty in München, wo er heute noch lebt, sie fortgesetzt, aber er ist unverändert derselbe geblieben, als der er geboren war.

Im Jahre 1862 erschien von ihm eine Reihe von „Bildern zu Tonstücken“. In diesen Zeichnungen gab Max der Maler die Intuitionen wieder, die bei der Verfertigung in geliebte Tonstücke dem Musiker und dem Dichter Max, in seltsamer Vermischung der künstlerischen Erregung und Aeußerung, zu

teil wurden, und man darf behaupten, daß diese Bilder den Kreis von Vorstellungen, die ihm zu gestalten überhaupt beschieden ist, schon ganz erfüllen.

Wie unter dem Einfluß der eigentümlich keuschen und weichen Malerei der Benediktiner im Kloster Emaus zu Prag muß er bei den Klängen des Andante aus Beethovens G-dur-Sonate der schmerzenreichen Mutter gedenken, die in Ergebung das Martyrium des Sohnes überstanden hat; in einer ähnlichen Stimmung sieht er bei einem Choral aus dem „Christus“ von Mendelssohn den Zug nach Golgatha. Bei dem Allegro assai der Sonate in F-moll von Beethoven läßt er den Herrn, einsam in der Finsternis, am Kreuze sterben, während der Zug der Seinigen davonschwankt, ein Vögelchen aber, wie die erlöste Seele, sich jubelnd ausschwingt; bei dem Grave aus der Sonate pathétique geht ihm der Anbruch des Jüngsten Gerichts mit seinem Wiederfinden und seiner Verzeihung in greifbaren Gestalten auf. Dem dichterisch-frommen Sinn, der diese Bilder schuf, sind später die zahlreichen Bilder der Mutter Gottes mit dem Kinde, die bekannten vielen Halbfiguren und Köpfe der heiligen Frauen und Märtyrerinnen zu verdanken; auch das wunderbare Christus-Antlitz mit den geschlossenen Augen, deren dunkle Sterne durch die zarten, wächsernen Lider schimmern, der Christus bei den Schwestern Maria und Martha, und der heilende und tröstende Christus gehören in diese Gruppe. Die Glaubensinbrunst und deren rührende Schicksale in der feindlichen Welt beschäftigen den Künstler immer und immer wieder: die gekreuzigte Julia, deren verkürzte Majestät den römischen Wüßling überwältigt, die heilige Cäcilia, die den über sie gebrochenen Stab vergißt, weil das fromme Orgelspiel sie tröstet, die junge Christin in der Arena, der im Angesicht der drohenden Bestien eine herabgeworfene Rose den letzten Gruß des Lebens bringt, die Blinde, die am Eingang der Katakombe brennende Lämpchen verteilt, auch die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen — alle diese frommen Frauen mit ihren mehr slavischen als antiken oder idealisierten und eben darum so menschlich ergreifenden Gesichtszügen, mit den tiefen, rätselvollen Augen, reden von einem Jenseits, das man durch Glauben und Leiden erwirbt.

Jedoch ist Max nicht bloß der gläubige Katholik. Das Adagio der B-dur-Sonate von Beethoven übersetzt ihm den Schmerz einer Faustischen Seele, und wenig später hat er Goethes Faust illustriert, dann auch die Kindesmörderin und das gespenstische Gretchen aus der Walpurgisnacht, um den Hals ein rotes Band, nicht breiter als ein Messerrücken, die starren Augen voll unfäglicher Traurigkeit, gefunden.

Und er selbst erforscht wie ein Fachgelehrter die Natur, um wie ein solcher den Sitz der Seele und das Wesen des Todes zu erkennen; der grauenhafte Tod reizt seinen Scharfsinn, er hat es ihm angethan, und zwar nicht als Feind, sondern als Freund. So sieht der Künstler wie mit stillem Reide bei dem Adagio der Mondscheinsonate unter dem Bilde des Todes ein Mädchen, das ausgelitten hat, in einem vom Mondlicht durchwebten Zimmer auf dem weißen

Krankenbett, und er sieht es wieder unter dem Messer des Anatomen, und als Julia im Sarge, und als der Wirtin Töchterlein; aber auch ein totes Kind, das der ewig lebende Masover beneidet, und einen Affen, der „schmerzbergessen“ in der Gefangenschaft gestorben ist, malt er, um den Frieden des Todeschlafes auszusprechen. Dabei verläßt auch den Naturforscher Max die Zartheit der Empfindung nicht: als Feind der Vivisektion wägt er in einem allegorischen Gemälde den Ruhm des wissenschaftlichen Entdeckers gegen das Mitleid ab und läßt die Waagschale des Herzens sinken, und bei dem Versuch, eine Uebergangsform vom Affen zum Menschen zu konstruieren, kommt er auf den Gedanken, dem noch sprachlosen Affenmenschenweibchen die erste Thräne als den Ausdruck einer höheren Seelenbewegung zu geben. Affen liebt der für Psychologie interessierte Künstler überhaupt: zu den wenigen heiteren Bildern, die er gemalt hat, gehört seine Tragedie von Kunstkritikern in eine Gesellschaft von Pavianen und Meerlazen.

Von physiologischen und zoologischen Studien ist für Max nur ein Schritt bis zur Forschung im geheimnisvollen Reiche des Transcendentalen: er ist Spiritist und malt die stigmatisierte Hellseherin Anna Katharina Emmerich, malt die materialisierte Geisterhand, die ein in Trauer gekleidetes junges Mädchen am Klavier, vor einer Sonate Beethovens, erschauern macht; so malt er auch Manfreds Astarte, wie sie aus dem Nichts heraus erscheint, um unwillig schmerzliche Auskunft zu geben.

Indessen entziehen sich solche Gegenstände im allgemeinen der künstlerischen Behandlung, und so verweilt der Künstler schließlich doch lieber bei dem Menschen, dem er auf seine Weise verborgene Leiden ablauscht, um sie zu verklären. Schon in den „Bildern zu Tonstücken“ finden wir einen Chor von alten und jungen Nonnen, und das Leben dieser Entsagenden beschäftigt Max noch öfter: er läßt die Novize im Klostergarten das Spiel der Schmetterlinge beobachten voll innerer und doch schon bekämpfter Aufsehnung gegen den ihr angethanen Zwang, und läßt die barmherzige Schwester, die niemals Mutterfreuden genießen darf, ein mutterloses Kindchen in tiefer Ergriffenheit ans Herz drücken. Ueberall Wehmut, zugleich aber der Trost der Ergebung; überhaupt nur selten erregt Max, wie in der „Löwenbraut“, einen Schmerz, den er nicht auch lindert. Unter den „Bildern zu Tonstücken“ sehen wir eine arme Spizenklöpplerin, die auf der Wanderschaft todmüde an den Stamm einer Weide gesunken ist, aber sie tröstet sich mit dem Lied ihrer Geige, und ein Nachtfalter umflattert sie im Mondlicht; zu dem Gedicht „Die schönsten Augen“ versammelt Max wie in grimmigem Spott eine Schar von elenden Blinden, fahrenden Musikanten, von denen, die am Wege sterben, allein trotz allem bringt die Musik ihnen Absal, und selbst der verwetterte Alte, an dessen Geige die Saiten bis auf eine gesprungen sind, lebt, sei es auch schmerzhaft, in dem Zauber der Töne.

Wohl selten ist ein Künstler so unerschöpflich im Entdecken von seelischen Leiden und lastendem Weh, und zugleich so beflissen, die den Menschen be-

drängende Nach. durch einen milden Schein auch wieder zu erhellen. Gelingt es ihm aber gelegentlich, sich eine Stimmung ohne jeden Wermut abzugewinnen, so erscheint er, der mit so vielen liebenswürdigen Vorzügen Begabte, nur um so hinreißender. Es ist, als ob er für Bilder wie „das Frühlingsmärchen“, in dem eine Braut, im Garten, mit Kranz und Schleier überrascht wird, oder für „das Liebesgeheimnis“ und den „Herbstfreigen“ kräftigere Farben als sonst in den Pinsel genommen hätte, und anspruchslöse kleine Kompositionen, wie die des anmutigen Fräuleins, das auf dem altmodischen Klavier ein Mailied spielt, oder die der drei jungen Mädchen, die im Garten auf weißen Stühlen friedlich beisammensitzen und arbeiten, sind so gesund und rein empfunden, daß wir vor ihnen das oft geradezu krankhafte Wesen des Künstlers kaum begreifen können. Solche Züge unterscheiden aber Gabriel Max von den verkehrten Decadenten, deren Welt Schmerz auf Ernüchterung und Nervenschwäche beruht: er ist eine echte Künstlernatur von feiner Empfindsamkeit, die zwar unter Thränen lächelt, aber doch eben das gute Lächeln der Menschen- und der Gottesliebe nicht verloren hat.



Die Abendglocken.

Von

Thomas Moore.



Beim Abendgang der Glockenklang
 ertönt so süß wie Wunderfang
 Von Jugendglück im Vaterhaus;
 Bei Glockenklang zog einst ich aus.

Die schöne Zeit ist längst vorbei;
 Manch Herze brach im Lebensmai,
 Ruht tief im Grab und hört schon lang,
 Schon lang nicht mehr der Glocken Klang.

Und so wird's sein, wenn ich einst tot:
 Die Glocke tönt ums Abendrot,
 Nur andre ziehn das Thal entlang
 Und preisen laut der Glocken Klang.

Aus dem Englischen von G. Emil Barthel.





Selma Lagerlöf.

Selma Lagerlöf, die schwedische Dichterin, gleicht nicht den Schriftstellerinnen unserer Tage. Sie kämpft nicht um einen neuen Platz für ihre Geschlechts-genossinnen, und sie reißt nicht in leidenschaftlichem Enthüllungsdrang die Schleier von den letzten Geheimnissen des Frauenfühlens. Das seelische Porträt, das wir aus ihren Werken empfangen — vor einigen Jahren erschien ihr „Gösta Berling“ *) deutsch und soeben kam ihr neuestes Buch „Wunder des Antichrist“ **) —, sieht nicht aus wie das einer modernen Frau. Wir fühlen eher die Machtgewalt einer michelangelesten Sibylle, und das ist kein Sprechen des Alltags, das aus diesem Munde geht, das weht, des Geistes voll, auf Adlersflügeln und das spricht mit feurigen Zungen, mit Orgelton und Glockenklang.

In dieser Dichterin ist die Phantasie, die in der Kunst unserer Tage so lange unterdrückt war, groß und prächtig wieder aufgeblüht, eine feurige Wunderblume, düftestark und farbentrunken. Die Niesenharfe des alten Epos hat unter ihren Fingern wieder zu klingen begonnen und sie rauscht ihre gewaltigen Weisen, die Kleinlichkeit des Alltags übertönend mit großem Schicksal.

Diese Heroine schreibt ihre Feuerworte nicht aus der Kraft der Leidenschaft, sondern aus der Kraft des Glaubens. Sie ist eine tiefreligiöse Natur und sie will Gott dienen. Nichts von ethischer Tendenzmacherei haftet ihr aber an, auch nichts von jener schiffbrüchigen Zerknirschtheit milder Lebensflüchtlinge, die den Hafen des Friedens suchen. Es ist wirklich an ihr etwas von jenem sieghaften Blutzengentum alter Glaubenskrieger, durch Welt und Hölle zum Himmel führend.

Doch ist sie nicht nur Priesterin, und ihre Bücher Andachtslektüre. Sie ist vor allem Dichterin. Das Aesthetische der starken weltüberwindenden Gläubigkeit überschauert in ihrer künstlerischen Verkündigung auch den Unfrommen, gleich einer machtvollen Orgelfuge in einer alten Kathedrale, wo die Strebebögen in Himmelssehnsucht aufwärts steigen und die goldenen Legenden um die Altäre schweben.

In ihrem ersten Werk „Gösta Berling“ geht das Glaubensmotiv noch nicht so organisch durch die phantastische Symphonie der Dichtung hindurch. Sie ist ein wildschäumender, weltlicher Reigen, der in einen Pilgerchor ausklingt.

*) Leipzig, G. Haessel.

**) Mainz, Kirchheim. Gut überfetzt von E. Drausewetter.

Dieser Gösta Berling ist kein Roman. Es ist ein lose gewundener Kranz alter Sagen. Wie die Abenteuer alter Heldenepen ranken sich die einzelnen Stücke an einander. In Hellbunzel getaucht, schattenhaft, riesengroß, in Nebel verdimmert. Dies Epos ist ein Hochgesang über starken Lebensgefühl, und seine Helden sind zwölf Ritter der Freude, die „Kavaliere“, die auf dem alten Herrenschoß Ekeby, als Gäste einer fürstlichen Frau, Hofsager halten. Jeden Tag feiern sie neu das Fest des Lebens.

Ihr Singen und Sagen, ihre tollen Abenteuer, ihre verwegenen Streiche gaukeln in berauschem, jubilierendem Rhythmus, in lachender Herrlichkeit.

Ein farbenblühendes Blatt nach dem andern. Bacchanale mit schäumenden Beckern, die Lieder Bellmanns ertönen, Gösta Berling, der fahrende Sänger, improvisiert im Uberschwang der Stimmung, und er spricht zu seinen Gefährten:

„Wir sind mehr, als wir scheinen, wir sind die durch alle Zeiten wandernde Zwölfmännerchar der Sage. Zwölf waren wir, als wir vom wolkenbehangenen Olympos die Welt regierten, und zwölf, als wir Vögeln gleich in den grünen Zweigen der Weltesehe Yggdrasil thronten . . . Als zwölf Ritter saßen wir an König Artus' Tafelrunde und dienten als zwölf Paladine in König Karls Heer. Einer von uns war Thor und einer Jupiter . . . man erkennt den Götterglanz noch unter den Lumpenhüllen“ . . .

Sie steigern sich jeden Moment des Seins zum starken Erlebnis; sie sind Künstler des Genießens. Ob sie im Wein die Phantasie besüßeln, schönheits-trunken; ob sie den heißen abligen Rausch der Gefahr suchen auf Wärenheken, in trotzigem Kämpfen.

Solche pulsierende Lebensfülle hat Selma Lagerlöf mit einer zwingenden, berausenden Gestaltungskraft gebannt. Man denkt an alte große Meister religiöser Kunst, die alle Szenen bunten Lebens mit farben-trunknem Pinsel malten und erst nach der diesseitigen Botschaft ihre jenseitige verkündigten.

Auf das Maskenfest läßt Selma Lagerlöf den Aschermittwoch folgen, über die lachenden Götter auf Ekeby bricht die Götterdämmerung herein. Sie sehen sich gegenseitig an und schauern. Und der tollsten einer wird „Gottes Wanderer“ und geht zu den Kranken und Elenden. Und Gösta Berling, der Führer der Abenteuerer, nimmt Abschied von der Tafelrunde: „Ich habe viel gut zu machen. Weinen und bereuen ist nichts für mich, ich will den Armen das Leben heiter machen, das soll meine Buße sein.“

Froh und gut zugleich sein; von der egoistischen Genußfreude des einzelnen zur Menschheitsfreude streben; durch werktätige Liebe und gläubige Hingabe gereinigt werden von der peitschenden Geißel der Leidenschaften, das ist das Thema der Gösta Berling-Sage.

Doch ist in diesem Werk das Ethisch-religiöse noch nicht restlos im Dichterischen aufgegangen.

Selma Lagerlöf hat für das weltliche Inferno brennendere Farben und stärkere Töne gefunden als für das Paradies. Die rein dichterischen Partien ohne ethische Untermelodie sind ihr am besten geraten.

* * *

Ihr neues Werk, „Wunder des Antichrist“, ist dichterisch so stüppig schwer und reif gediehen wie der Gösta Berling, aber die zwei Seelen Selma Lager-

löfs, die der Dichterin und die der Glaubensbotin, sind hier in edlem Feuer verschmolzen.

Das Buch ist ein Hymnus auf die Kraft des Glaubens und auf die Kraft werthätiger Liebe, die Erlösung schafft.

In einer Frauengestalt, der Donna Micaela, ist mit der seelenzwingenden Gewalt alter Legenden „jene Macht und Leidenschaft der Inbrunst“ verdrückt, „die jene Menschen besessen hatten, die Gott dahin brachten, ihre Bitten zu erhören.“

Am die Vorstellungswelt der Fresken des Luca Signorelli knüpft die Dichtung an. In der Kapelle der Domkirche zu Orvieto sind sie. Das jüngste Gericht stellen sie dar, die Auferstehung der Toten und die Wunder des Antichrist.

Das ist jene Darstellung des Antichrist, der völlig gleich Christo auf die Welt kommt, wie er wandelt und lehrt und Wunder thut, aber alles, was er thut und spricht, bezieht sich auf diese Welt, gemäß den Worten: „Der Antichrist wird freilich in der Gestalt Christi kommen und die Welt zu einem Paradiese machen! Er wird sie so schön machen, daß die Menschen den Himmel vergessen! Und das wird die gefährlichste Versuchung der Welt werden.“

Diese Legende vom Antichrist wird Selma Lagerlöf zu einem groß gedachten Symbol der sozialen Bewegung.

So läßt sie den weisen Papst zu dem Priester sprechen:

„Er, der auf dem Gemälde Signorellis Kranke heilte und die Reichen rührte und die Gewaltthätigen zu Boden streckte, er, der die Erde zu einem Paradiese machte und die Menschen verlockte, den Himmel zu vergessen! Wer anders kann es sein, als das Antichristentum, als der Sozialismus.“

Und als der Mönch ihn entsetzt ansieht, sagt er weiter:

„So macht ihr es, ihr guten Mönche. Ihr könntet diese große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, solange sie noch wie ein Kind in seinen Windeln liegt, und sie zu den Füßen Jesu hinführen, und der Antichrist würde sehen, daß er nichts weiter ist als eine Nachbildung Christi und ihn als Herrn und Meister anerkennen . . .

„Ihr sollt ihn seinen Weg nehmen lassen durch die Zeit. Wir fürchten ihn nicht. Wenn er gegen das Kapitolium angestürmt kommt, um den Weltthron zu besteigen, werden wir ihm entgegengehen und ihn zu Christus hinführen. Wir werden Erde und Himmel veröhnen. Aber ihr thut Unrecht, daß ihr ihn haßt. Ihr habt vergessen, daß die Sibylle ihn unter die Welterneuerer rechnet. Hoch auf dem Kapitol anbetet den Welterneuerer, Christ oder Antichrist“ . . .

Und symbolisch drückt Selma Lagerlöf diese Weltanschauung weiter dadurch aus, daß sie am Schluß ihrer Dichtung Donna Micaela mit dem sozialistischen Schwärmer Gaetano vereinigt.

Es kann sich hier nicht darum handeln, in eine Disputa über die Ideenwelt der Selma Lagerlöf einzutreten. Ich resümiere diese Ideen nur. Dann aber kommt es mir vor allem darauf an, zu schildern, mit welcher dichterischen Kraft und plastischen Schöpferkunst diese Künstlerin ihren Träumen Blut und Leben gab.

* * *

Die Götta Berling-Sagen spielten um schwedische Märchenseen. Diese Legenden blühen auf südlichem Boden, in phantastischen Landschaften Siziliens.

Für diese sonnenfunkelnde Natur mit ihrem blühenden Ueberfluß hat Selma Lagerlöf die Farben in gleicher Fülle bereit, wie für die romantische Dämmerung des Nordens.

Wie ein Wahrzeichen ragt über das Welt der Menschen in dieser Dichtung riesenhaft der Aetna, der Mongibello, der Berg der Berge. Schnee trägt er auf dem Scheitel und Wälder im Bart, Weinlaub um die Hüften, und bis zum Knie wadet er in Orangenwäldern. Gleich einem Prachtzelt hebt er sich vom Himmel, schillernd in tausend Farben, rot am Morgen und Abend, und weiß in der Nacht, und blau, braun, schwarz, violett in den Uebergangsstunden. Die Lavaströme kriechen wie schwarze Schlangen auf ihm herum. Und aus dem schwarzen Schlamm ihrer Spuren sprießen Mandelbäume mit weißen Blüten, zart und fein wie entführte Prinzessinnen.

An der Seite des Mongibello ist eine große Schlucht. Herrlich schimmernde Wände und mächtige Felsblöcke, sturzberreiten Pfeilern gleich. Und auf dem Grunde des Steinbruchs blühen prächtigere Blumen als in einem Gewächshaus. Dort ist nicht mehr Sizilien, dort ist Indien . . . „in dem Steinbruch steht der Mandarinenbaum so voller Früchte, daß man sie für riesengroße Sonnenblumen hält, und die Rosen werden da so groß wie Tambourinböden. Und auf dem Boden zwischen Bäumen liegen Massen herrlicher Königsfeigen und haarige Pfirsiche, die auf roten und weißen Kamelien ruhen.“

Um den Aetna wie eine hochgetürmte Mauer die zackige Bergkette, tief unten schwarz wie Samt ein Thal. Und aus dem schwarzsammetnen Thal aufsteigend, rot im Morgenlicht, von Palmenkronen umringt, die ihn wie Sonnenschirme bedecken, der steile Monte Chiaro. Und auf seinem Gipfel, turmgeziert und mauerumgeben, eine Stadt, das alte Diamante.

Diamante, das alte Sarazenenest mit seinen schwarzen Lavapalästen, den fünf Klöstern und den sieben Kirchen, den von Halbbögen überspannten Gassen, bergansteigend, wätschelberhängt fast bis zum Himmel, weitentlegen, verwunschen, ist der Hintergrund der Bilder.

Auf den Bildern wechselt in buntem Reichthum Weltliches und Heiliges; Scenen aus dem Alltagsleben und Fresken von größter phantastischer Kraft. Die gleiche Fülle der Gesichte wie auf einem Campo Santo. Nur locker sind die einzelnen Stücke mit einander verbunden.

Den äußeren Rahmen bildet die Geschichte der Micaela und des Gaetano, der Frommen, Himmelsgläubigen und des sozialistischen Schwärmers, eines neuen Spartacus, voll irdischer Inbrunst, der „die heilige Erde anbetet, die arme, verachtete Mutter, die trauert, weil ihre Kinder zum Himmel aufsteigen wollen“.

Konkreter und plastischer als diese etwas ideologische Liebesgeschichte sind die sizilischen Intermezzi, die sich zwischen durch schlingen.

Ich möchte einige dieser Blumen pflücken, um eine Ahnung ihres Duftes zu geben:

Unter Mandelbäumen steht die kleine Kirche San Pasquale. Ueber die weißen Mauern und die rote Kuppel wölben sich die blütenschimmernden Aeste. Wenn die Morgensonne hinter dem Aetna hervortritt, dann eilen ihre Strahlen „vielfarbig wie Harfensaiten“ vom dunklen Bergrande herab. Und sie färben die alte Kirche rosenrot, und rosenrot auch die alten barbarischen Pfeiler, die den Baldachin über dem Bild des heiligen Pasquale mit feinem Steinsack tragen.

Zum heiligen Pasquale, heraus in die Sonne ist der alte Mönch Fra Felice getreten. Ihm war's, als hätte der Heilige ihm was zu sagen. Als er aber in die Kirche zurück geht, werden ihm die Füße schwer, eine Müdigkeit überkommt ihn, er fühlt, das ist das Ende. Da legt er sich auf der Plattform vor dem Hochaltar nieder und hüllt sich in seine Kutte ein. „Er hatte nur zu liegen und zu warten, und er fand, das war schön. Er hatte bisher noch nie in seinem ganzen Leben empfunden, wie müde er war. Nun endlich durfte er ausruhen. Da lag er und lächelte, daß der alte Pasquale ihn hinausgerufen hatte, um ihn guten Morgen zu sagen“ . . .

Eine Stimmung voll frommer Innigkeit und Einfalt, wie ein Bild von Fra Angelico.

Voll großem Landschaftsstil, gleich einem Gemälde Michettis, der die stolzen Gestalten mit großen edlen Gebärden in freier Luft, scharf gegen den klaren Himmel abgehoben liebt, jene Scene, da Marcia vor dem Volk ihrem Mann Piero die Untreue beichten muß. Wie bei Michetti haben auch bei Selma Lagerlöf die Landleute in gesteigerten Momenten etwas von der statuarischen Linie der Antike. Leidenschaftgeladen die Scene, voll unheimlicher Stille, wie nach dem letzten Wort der Kreis der Hörer sich lichtet. Grausen liegt über dem Markt. Die Nachbarn entfernen sich noch immer still und langsam. Viele gingen ungern und zögernd, aber sie gingen doch. Der Mann schien nur darauf zu warten, daß der letzte gehen sollte. Etwas Furchtbares sammelte sich in ihm. Aller Zorn und alles Leid ballten sich in seinem Innern zusammen. Und nach der fürchterlichen Spannung die Verzeihung durch ein Glaubenswunder und die Versöhnung. Piero legt den Arm um Marcia und geht auf seine Wohnung zu, „oben in den Ruinen des Palazzo Corvaja. Es war, als wenn einer der früheren Barone dort einzog. Das Volk von Corvaja stand auf beiden Seiten und verneigte sich“ . . .

Voll grandiosem Pathos die Höhenscene des alten großwahn sinnigen Helbenräubers Falco Falcone, der zum Krater des Aetna aufsteigt, er will die Welt zu seinen Füßen sehen.

Als er die Höhe erreicht, taucht dahinter die Sonne auf.

Da wird der große Mongibello und auch der alte Aetnaräuber auf seinem Gipfel so rot, wie glühende Kohlen. Aber der Schatten des Aetna fällt über ganz Sizilien hin, und es ist, als wenn Falco, der da oben steht, von Meer zu Meer reichte, quer über die Insel.

Falco steht dort und sieht sich um. Er blickt nach Italien hinüber, es ist ihm, als sähe er Neapel und Rom. Er läßt seine Blicke über das Meer hinfahren zum Lande des Großtürken im Osten und dem Sarazenenlande im Süden.

Er hat die Empfindung, das alles läge ihm zu Füßen und erkenne seine Größe an.

Da legt Falco seinen Kranz auf den Gipfel des Mongibello nieder.

* * *

Selma Lagerlöfs Kunst streut mit verschwenderischer Hand Farben, Töne, edle Bilder, kostbares Gestein aus. Da ist kein kärgliches, ängstliches Hanshalten mit den Mitteln, da ist alles fürstlich und groß.

In diesem Freskostil wird freilich das psychologische Detail, die Zergliederung ins Kleine, die penible Motivierung nicht so streng genommen.

Nur die Rücksicht auf die großen Linien gilt, auf die Totalität des Weltbildes, die Gipfel. Daher die symphonische Stimmung. Wenn es um die Götterberling-Sage wie Edda-Atmosphäre schwebte, so weht durch dies Epos des Südens ein dantesker Hauch.

Felix Woppenberg.



Dichter und Reimer.

In wankender Turm hochgestapelter Bücher ragt auf meinem Schreibtisch wohl einen halben Meter hoch: es sind dreißig Bände lyrischer Gedichte. Es ist ein trostvoller Anblick; noch dichtet also das deutsche Volk, Gott sei Dank. Und trostvoll ist auch das Lesen dieser mindestens dreitausend Gedichte, die mir von der Redaktion des „Turmers“ mit einem lächelnden „Wohl bekomm's!“ verabreicht wurden. Trostvoll: es ist dem Leser eines solchen Stoßes nachher wieder so herrlich wohl in der eigenen Haut!

Um also gleich unverdrossen zum Angriff vorzugehen: da sind zunächst zwei schmale Bändchen, denen ich einen wahren Genuß verdanke, und manchem Leser dieser Blätter wird es nicht anders ergehen. Es sind die „Sonntagsgänge“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) des schwäbischen Bauern und Poeten Christian Wagner. Wir sind gegen sogenannte „Volksdichter“ nachgerade etwas mißtrauisch geworden; und ich muß offen gestehen, daß ich für die zwar menschlich warme und wahre, aber etwas gartenlaubenhaft sentimentale Poesie der bekannten Johanna Umbrosius, deren 37. Auflage soeben erschienen ist (Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann), nicht sonderlich begeistert bin, obwohl das Buch viel Einfach-Schönes enthält und Frauenherzen vielfach erquickend wird. Aber bei Christian Wagner ist man angenehm überrascht von dem ungewöhnlichen und unherkömmlichen Gedankenreichtum, von der tiefen Naturliebe des sinnigen Dichters, der in Prosa und Vers mit uns lustwandelt durch Wald und Au seiner schwäbischen Gegend. Ertlichen Buddhismus freilich und sonstige ungeklärte Spielerei (z. B. vom freien Tod) muß man gelegentlich abziehen; sonst aber — alle Achtung vor einem so tiefstimmenden Gemüt und einem echten Poeten! — Zwischen diesem nirgends einzureichenden Sonderling und dem folgenden halben Duzend ist ein scharfer Unterschied insofern, als auch diese Lyriker zwar menschlich einfach und von modernen Großstädtereien unangekränkt ihre seelischen Erlebnisse ins Lied formen, aber doch an künstlerischer Tiefe und Eigenart keinesfalls hervorstechen. Da ist der ansprechende Walte Karl Gunnius (Gedichte, Leipzig, Theodor Mothel), gedankenvoll, geklärt, etwas von Behmut überhaucht und sattelfest in der Form, dessen Gemütsleben reicher ist als die etwas herkömmliche Welt, die sich in der sonst ganz sympathischen, aber der Form nach öfters an Dilettantismus streifenden Sammlung „Durchs Erdenthal“ von Heinrich Windorff (Berlin, Otto Spamer) äußert. Nicht aus den bunten Besonderheiten seines eigenen Lebenslaufes heraus, aber sehr oft ins Grenzgebiet des Dilettantismus hinüberstampfend schreibt Georg Regendant seine

„Worte des Herzens“ (Posen, Selbstverlag), frisch und warm und gradaus, ein alter Herr, der lächelnd zurückschaut und nicht für Kunsttrichter seine Reime schrieb. Weit höher steht Kurt Aram, ja er ist mit seinen „Gedichten“ (Dresden, Bierfon) neben den zwei folgenden weitaus der talentvollste in dieser Reihe von gewandten Dichtern, die dem allgemein Menschlichen und Natürlichen treu geblieben und auch in Rhythmus und Stilistik nicht gesucht oder gewaltsam sind. Noch leichtflüssiger, in seinen „Liedern vom verlassenen Mägdelein“ oft sehr anmutig, wenn auch etwas im alten Gelicse laufend ist das sympathische Buch „Gestalten und Töne“ von Georg Bachmann (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt), dem sich die „Gedichte“ von Alfred Beetschen (München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung) vergleichen lassen, der Heise preist und mit einem Gedicht zu Heines Geburtstag schließt, was beides nicht ganz mein Geschmack wäre. Es ist hier überall der herkömmliche Stoff, der diese schönheitsfrohen Sänger begeistert und den sie in keine scharf persönliche Kunstform geprägt haben. Moderner, aber mit Maß ist Hans Benzmann in seinem „Sommerfonglied“ (Berlin, Schuster & Böffler), noch formsicherer als die vorhergehenden; aber viel Persönliches und Gereiftes, zu dem wir gestärkten Sinnes emporschauen können, bietet uns diese Fülle von Versen, von denen mir die lyrisch-epischen Partien am besten gefallen, auch nicht.

Zur Abwechslung seien einige Spruchsammlungen angezeigt und zum Teil empfohlen: der Antisemit und Dichter Max Dewer ist als warmblütiger Störenfried nicht immer willkommen, aber es steckt auch wieder in diesen „Xenien“ (Dresden, Glöck) ein reichlich Teil schöner, tiefer und treffender Gedanken, die mich persönlich immer sehr auregen. Aus des tüchtigen Friedrich Wilhelm Webers Werken hat Ludi Wills ein alphabetisches Büchlein „Spruchschatz“ (Baderborn, Ferdinand Schöningh) zusammengestellt, das Freunden des edlen und männlichen Westfalen Anregung geben wird; ich für mein Teil lese lieber gleich das Ganze und streiche mir etwa dabei Einzelnes an. Im sonderbaren „Wir-Verlag“ (E. Krauß, Stuttgart) hat ein temperamentvoller, offenbar noch recht junger, aber oft witziger Fritz Lennar eine Anzahl Epigramme „Mit dem Eselskinnback“ veröffentlicht. Und ebenfalls in der schwäbischen Hauptstadt (bei W. Kohlhammer) erschienen evangelisch-religiöse „Sonntagsprüche“ von Paul Lang, warme und ernste Reimsprüche auf jeden Sonntag, im Anschlusse an einen Bibeltext des betreffenden Tages.

Soll man — um nun mit den eigentlichen Lyrikern fortzufahren — Ferdinand Avenarius, dessen „Wandern und Werden“ (Dresden, Dieckrichs) in neuer Auflage vorliegt, zu den „Modernen“ rechnen? Wenn modern auf der Höhe des jetzigen Kunstgeschmacks stehen heißt, so ist der geschmackvolle Herausgeber des „Kunstwart“ in der That modern, im guten Sinne des nichts sagenden Wortes. Seine Lyrik ist nach Stoff und Form außerordentlich bunt und ästhetisch wertvoll; und doch — er scheint mir etwas überhäuft. Ich fühle, ganz unmaßgeblich sei's gestanden, immer so etwas vom vielbelesenen und feingebildeten Papiermann aus dem achtenswerten Buche heraus; es bezwingt mich nicht unmittelbar, bei aller Anerkennung, die ihm der Aesthetiker als solcher zollen muß. Die „Gedichte“ und „Saturnische Phantazien“ von Adolf Schafheitlin (Berlin, S. Rosenbaum) stehen der Gegenwart ungefähr mit ähnlicher Gesamtstimmung gegenüber, aber Form und Inhalt sind viel kunstloser, oft

nerlos in ihren langen Versen, etwas reichlich für den Sünden schwärmend; Schafheitlin ist zu viel Denker und Philosoph. Fast ganz Philosoph ist Arthur Pfungst, der in seinen „Neuen Gedichten“ (Berlin, F. Dümmler) die verschwommenen Anschauungen etwa der wohlmeinenden „Gesellschaft für ethische Kultur“ wiedergibt, straffer in der Form als Schafheitlin, tief pessimistisch im Sinne eines modernisierten Buddhismus; dieser Pessimismus ist oft nur — Traurigkeit, die uns nicht erhebt wie jene stolze und ernste Trauer, die über dem Gemüt des wahren Philosophen und religiösen Menschen wie ein dämpfender Schleier liegt, angesichts der Unvollkommenheiten der Welt, welche letztere er dennoch im tiefsten Grunde als Teil einer endlosen Harmonie erkennt und erkennen muß, weil seine Seele künstlerisch und harmonisch gestimmt ist durch einen tiefen Frieden in Gott. Noch friedloser, weil mitten in den Zerrissenheiten der sozialen Frage ohne Ueberblick stehend, sind die lebhaft mitfühlenden Lieder von Edith Gräfin Salzburg („Des armen Mannes Lieberbuch“, Leipzig, Grödel & Sommerlatte); hier ist nur Leben und Anschauung, kleine Erlebnisse, Tagebuchblätter aus einem Proletarierdasein, gelegentlich unterbrochen von sehr verfehlten Zeichnungen, sich abrundend zu einem traurig und aussichtslos endenden Ganzen. In sozialdemokratischen Kreisen mögen die Lieder Anklang finden; es ist Tendenzpoesie. Auch die weit gehaltloseren „Neuen Heinelieder“ von Otto Promber (Leipzig, Ludwig Hamann) gehören mit ihrer spielerischen, oft ganz glücklichen, aber so herzlich zwecklosen Nachahmung des satifam bekannten Heine'schen Tonfalls in ein anderes Lager, nicht in die Hallen der Kunst. Recht sympathisch, mit dem Leben in ehrlicher Verbindung bleibend ist wieder Friedrich Adler („Neue Gedichte“, Leipzig, Georg Heinrich Meyer), der hier nicht Glänzendes, aber wahr Empfundenes und Erlebtes in nicht besonders auffallenden Ton kleidet. Aber wie traurig und unsieghaft wieder Richard Schaulal in seinen „Tristia“ (Leipzig, Tiefenbach)! Es ist der alt-neue Mangel an Gotteskraft, der nun diese Losgerissenen von Fall zu Fall irren und dies und jenes ansingen läßt, mit dem Grundton: „Zu trägem Lächeln und zu ödem Thun bin ich verdammt!“ In diesem ganz begabten jungen Lyriker fängt Nietzsche zu spuken an. Mäßig von diesem angehaucht und technisch gar nicht so übel ist Paul Nemer („Johanniskind“, Berlin, Schuster & Löffler), in seinen frisch empfundenen, nicht allzu farbigen, nicht allzu modernen Rhythmen und Strophen. Aber ganz und gar Nietzsche ist der phantasie- und gedankenreiche Christian Morgenstern („Ich und die Welt“, Berlin, Schuster & Löffler) der auch in Rhythmus und Sprache die Welt jenes glücklosen Einsiedlers und Stilvirtuosen Nietzsche als die seine bekundet. Ja, ja, es ist um Stolz und Hochalpen und Gletscher-Einsamkeit einem so verpöbelten Zeitgeist gegenüber eine ganz schöne Sache: aber dies und Ähnliches in 140 Gedichten hören zu müssen, wirkt nicht überzeugend; vornehme Raubtiere werfen nicht so viel Junge. Wenn Max Bruns ein t hinter seinem Namen hätte — man verzeihe die Bemerkung — würde ich den Namen für ein anspielendes Pseudonym halten: seine freilich höchst talentvollen Gedichte „Aus meinem Blute“ (Minden, J. G. Bruns) triefen von Sinnengier des Körpers. Schade um so viel Leidenschaft, die leider so ganz körperlich ist, und um so viel Stillsgefühl und rhythmische Sicherheit! Ebenfalls recht fleischlicher Art, aus einem kräftigen Körper herausgeworfen, sind die ungestümen Verse „Salve Regina“ (Berlin, Schuster & Löffler) des fränkischen Journalisten, Schriftstellers und Demokraten M. G. Conrad.

Es ist viel Temperament, herkömmliche Formen sprengendes Temperament in diesen gar zu irdischen Versen, auch viel Zeitgeist: aber der Dichter verwechelte von jeher Kraftburschentum mit gelassener seelischer Kraft.

Noch zwei jüngere Deutsche sehr ansprechender Art seien hier empfohlen: **Marg Möller** mit seinen eben erscheinenden „**Liedern und Legenden**“ (Berlin, Freund & Jeckel) und **Erhard Gaupp-Wagener**, der sein gehaltsschweres lyrisches Tagebuch „**Die Lieder eines jungen Deutschen**“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) „deutschen Christen, christlichen Künstlern, künstlerischen Deutschen“ widmet. Beide sind noch unfertig, aber jetzt schon in diesen sympathischen Gaben warm zu begrüßen. Möller ist mehr erzählend=lyrisches Talent, Hans Sachsens Ton gelingt ihm gut, seine oft etwas breiten, immer klaren und anschaulich-warmen Gedichte eignen sich sehr zum Vortrag und Vorlesen; sowohl die schalkhafte, wie die rührende und pacende Seite des Buches verspricht noch Gutes. Gaupp-Wagener neigt wohl etwas zu Betrachtung und Rhetorik, ist aber voll prächtiger, herzenswarmer Empfindung; ein edles und stolzes Deutschtum ist das, an dem man seine Freude haben kann!

Bin ich zu Ende? Mir scheint fast. Nur einige episch=lyrische Dichtungen warten noch der Vorstellung. Da ist uns **Ed. Eggers** „**Der letzte Prophet**“ (Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung, Dan. Ochs) noch einmal vorgelegt worden, wohl um zu einem Vergleich mit dem gleichen Stoff in **Sudermanns** „**Johannes**“ anzuregen. Diese Dichtung in **Alexandrinen** steht in einer Hinsicht ohne Zweifel über **Sudermanns** Werk: es hat herbere, kraftvollere Wüstenstimmung als jenes im Kernpunkt verfehlte Drama eines Mannes, der vorwiegend im modernen Salon seines Stoffes sicher ist. Aber diese lobenswerte epische Leistung ist doch zu sehr aus einzelnen Bildern zusammengefügt, es fehlt der rechte Mittelpunkt und die rechte einheitliche innere Entwicklung. Noch viel mehr gilt das von der ungewöhnlich hübsch (mit gelungenem Bilderschmuck von **W. Leo Arndt**) ausgestatteten Dichtung des **Russen Constantin Masurin**, die **Richard Zoosmann** frei übersezt hat: „**Die Jugend**“ (Berlin S, Otto Eckner). Es ist eine etwas abstrakt geratene Gedankendichtung über Tod und Jenseits und Wert oder Unwert des Lebens, geschmackvoll und leichtflüchtig übersezt, zum Teil (Kirchhofsscenen, Aufruhr, Pest) von starker dichterischer Plastik, edel und gehaltvoll, aber als Ganzes gar zu oft in abstrakter Betrachtung zerfließend und nicht recht komponiert. Dieser **Masurin** (geb. 1866) scheint mit sich selber noch nicht fertig zu sein, er leidet selber unter der Last des Lebens und unter der Frage nach dem Wohin? und Woher?; und er möchte sich selber in solcher Dichtung beruhigen. Verhältnismäßig geklärt und einfacher sind seine Liebesgedichte „**Aus Herzens Grund**“ (Leipzig, Friesenhahn), von zarter und vornehmer Empfindung, aber gleichfalls in ein, heute leider nicht bloß russisches, Fragezeichen der Wehmut und der Ungewißheit auslaufend. Bruchstücke, zu viel Bruchstücke!

Zum Schluß sei noch ein beinahe veraltet anmutendes, ein Epigonen-Buch, ein Buch in goldklaren Hexametern wohlwollender Beachtung empfohlen: „**Gros und Pöche**“ von **Hans Georg Meyer** (Berlin, Karl Siegmund). Hier spricht sich ja nun freilich durchaus humanistische Bildung im Ton von **Goethes** „**Hermann und Dorothea**“, in maßvoll freundlichem Klassizismus aus; aber dieser Ton liegt dem gereiften und gebildeten Verfasser so, daß kunstvolle

und harmonisch geordnete Natur selber uns anzusprechen scheint, doppelt wohlthuend nach all der Zerfahrenheit moderner Sucher. Das ist wie ein friedvolles Eiland unter schönem blauen Griechenhimmel, schön auch im Bewegten, einfach und würdig im Ausdruck und, von ganz wenigen etwas zu modernen Wendungen abgesehen, glücklich im marmorklaren Stil. Auch sind die Beziehungen zu unserem lieben deutschen Aschenbrödel-Märchen sinnig angedeutet; die treu aushaltende und um ihrer Liebe willen duldbende Königstochter Psyche findet endlich ihren Prinzen, ihren Gros, und gelangt mit ihm nach so viel Leid zu ewiger Freude.

Ich will durchaus nicht sagen, daß dieser Weg, der altklassische, der uns nötige Weg ist; aber das Ziel jener Kunst, die freudige und schöne Ruhe, der edle und starke Frieden, das tiefe und weite Gleichmaß der Seele, kurzum, das Siegen über Welt und Werktag, das Verklären und Ueberwinden dieser Welt, die sind uns ewig nötig. Die schaffe uns, stark und leuchtend vorgehend, der Poet, das Sonntagskind, der Hans im Glück, das Kind Gottes, und — wir danken ihm auf ebenso viel Seiten, auf denen wir jetzt dreißig Poeten auf einmal besprochen und wieder mit Achtung beiseite legen. F. Thd.



Der „rumänische Lenau“.

Nach Rumänien hat zu der Flut von Dichterjubiläen, die jetzt über uns hereingebrochen ist, seinen Beitrag gesteuert, und zwar wurde der zehn-jährige Todestag von Mihail Eminescu am 15./27. Juni d. J. dazu ausgerufen. Allerdings, Eminescu verdient wahrlich die Liebe und Verehrung seines Volkes, und auch für den fernen Stehenden verlohnt es sich wohl, selbst ohne zufälligen Anlaß, sich näher mit dem Dichter zu beschäftigen, denn Eminescu ist nicht nur in der rumänischen Litteratur eine der glänzendsten Erscheinungen von epochemachender Bedeutung, er ist auch ganz allgemein als Dichter wie als Mensch betrachtet eine äußerst interessante und anziehende Gestalt.

Man hat diesen Eminescu, namentlich um ihn dem deutschen Verständnisse näher zu bringen, den „rumänischen Lenau“ genannt. So gefährlich nun auch solche Zusammenstellungen sind, indem sie vielfach zu schiefen und falschen Anschauungen und Urteilen Veranlassung geben, so finden sich doch in den äußeren Lebensschicksalen der Dichter wie in ihrem Wesen und ihren Dichtungen mannigfache Stützpunkte für diesen Vergleich.

Ueber das Leben des größten rumänischen Dichters sind uns wenige Einzelheiten bekannt, aus dem Wenigen aber kann man ersuchen, wie reich es an interessanten, meist allerdings traurigen Ereignissen war. Als Geburtstag Eminescus wurde der 20. Dezember 1849 (1. Januar 1850) angegeben, nach neueren Ermittlungen nimmt man jedoch an, daß er am 15. (27.) Januar 1850 in dem moldauischen Städtchen Botoşani geboren sei. Eine ungemein charakteristische

Episode aus Eminescus Jugendzeit erzählt sein Freund Caragiale*). Dieser, der hervorragendste rumänische Dramatiker, lernte ihn durch einen Theaterdirektor kennen, welcher den jungen Dichter als Hausknecht eines Gasthauses gefunden hatte, und zwar in einem sonderbaren Milieu: er lag im Stalle im Heu und las mit lauter Stimme Schiller; in einer Krippe lag abseits ein Koffer voll deutscher Bücher — die Bibliothek des Burschen. Er ließ sich gern von dem Theaterdirektor als Souffleur engagieren. Caragiale schildert das erste Erscheinen des jungen Mannes: Er war eine Schönheit! Ein klassisch geschnittenes Gesicht, umgeben von langen, schwarzen Locken; eine hohe, offene Stirn, große Augen — durch diese Fenster der Seele konnte man deutlich wahrnehmen, daß jemand drinnen wohnte — endlich ein sanftes, tief melancholisches Lächeln. Er hatte das Aussehen eines jugendlichen Heiligen, der aus einem alten Gemälde herabgestiegen schien; ein zum Leiden prädestiniertes Menschenkind, auf dessen Antlitz die Züge künftiger Qualen geschrieben waren . . .

Später ging Eminescu ins Ausland, und zwar studierte er in Wien, Jena und Berlin Philosophie. Hier rüstete er sich in eifriger Arbeit mit allem Wissen und aller Bildung des Westens. Hier gründete er sich auch seine Lebensanschauung als treuer Schüler der Schopenhauerschen Philosophie. Eminescus Seele, zu zart und empfindsam, um in den Wirrnissen und Enttäuschungen des Lebens Heiterkeit und Hoffnungsfreudigkeit sich zu bewahren, wurde mehr und mehr von Pessimismus, von hoffnungsloser Nirwanasehnsucht erfüllt. Wie Lenau's, so verleiht auch Eminescu's Werken die Melancholie ihr düstres Gepräge. An Lenaus Bitte „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ erinnert Eminescu's in antiker Form gehaltene „Ode“, die das schmerzlich-süße Leiden, des unerbittlichen Todes Wollust besingt und in dem Wunsche ausklingt, in süßlosem Gleichmut ruhig sterben zu dürfen. Ergreifend giebt er seiner Lebensfremden und -feindlichen Stimmung Ausdruck in dem Gedichte „Melancholie“:

— — Die Kirche steht zerfallen,

Ehrwürdig, öd und traurig mit den geborstnen Hallen;
Durch Thür und Fensterhöhlen hört man den Wind nur heulen,
Wie Zauberformel klingt es aus den zerstörten Säulen.
Und drinnen am Altare, an fast entfärbten Mauern
Nur starre Schattenbilder um eins'ge Größe trauern;
Als Priester webt die Spinne still den Gedanken fort,
Als Meßner klopft der Holzwurm in dem geweihten Ort.

— Der Glaube malt' die Bilder, die jene Kirchen schmücken,
Auch mir gab er sein Märchen, die Seele zu beglücken;
Doch vor des Lebens Schwere und durch des Schicksals Macht
Nur Schattenbilder blieben in meiner Seele Nacht.
Vergebens such' die Welt ich in meinem müden Sinn,
Es webet einsam, herböflich nur eine Spinne drin.
Und auf dem leeren Herzen vergebens sucht die Hand;
Den Holzwurm fühlt sie klopfen, wie an der Sargeshwand.
Denk' ich jezt an mein Leben so wundersam und bunt,
So scheint's mir eine Kunde aus einem fremden Mund,
Als sei ich nie gewesen, als sei es nicht mein Leben,
Wer ist es denn, der's her sagt? Wem ist das Wort gegeben,

*) Ins Deutsche übersetzt von Rudolf Klein in der Sammlung von Novellen und Skizzen J. B. Caragiales in Reclams Universalbibliothek.

Auf das mein Ohr muß lauschen? Und weissen Lebens Not
Verlach' ich da? Mir ist es, als wär' ich längst schon tot.*)

Ähnliche Bilder finden wir in den ersten Versen seiner „Einsamkeit“:

Bei verhängten Fensterscheiben
Sitz ich an dem Tisch von Lammeln,
Knisternd brennt das Ofenfeuer,
Träume da mich übermannen.

Süße Wahngelilde schwärmen
Mir durch mein Gemüt wie Bienen,
Und Erinnerung zirpet leise,
Wie die Grille in Ruinen.

Oder sie fällt schwer und schmeichelnd,
Legt aus's Herz sich weich und mild,
Wie das Wachsticht niederträufelt
Vor dem heil'gen Christusbitb.

Überall in den Dichtungen Eminescus wie in denen des ihm wahlverwandten Lenau der Ausdruck tiefster Melancholie und Todessehnsucht.

Aber noch weiter geht die Ähnlichkeit der beiden Dichter, weiter bis zum Ende.

Zu zart veranlagt für den Kampf des Lebens, dazu noch zerrüttet durch eine unregelmäßige, zuweilen zügellose Lebensführung — zum Teil eine Folge wieder seiner Veranlagung, zum Teil der ungünstigen äußeren Verhältnisse —, mußte der unglückliche Dichter nach schmerzvollem Ringen elend unterliegen: im Jahre 1888 wurde er geisteskrank und mußte in eine Anstalt überführt werden. Am 15./27. Juni 1889 starb er in der Irrenanstalt zu Bukarest.

Wie nur natürlich, und wie wir bereits aus einigen Proben gesehen, finden wir in den Werken Eminescus allüberall die Spuren des unglücklichen Lebensganges und der durch ihn bestimmten düsteren Lebensauffassung des Dichters, wir finden sie bis hinein in jene Dichtungen, welche seiner glühenden und doch reinen und zarten Liebe gewidmet sind. Diese Liebe galt lange Zeit hindurch der Dichterin Veronica Micle;**) doch auch aus ihr ist Eminescu viel Leid zu teil geworden, Mißverständnisse und gegenseitige Enttäuschung trübten das Verhältnis.

Zu den glänzendsten Schöpfungen Eminescus auf dem Gebiete der Erotik gehört sein „Abendstern“, welcher eine Fülle von Zügen bietet, die für eminescianische Poesie charakteristisch sind. Diese Dichtung zeigt uns vereint die schwungvolle und zarte Liebeslyrik, die wunderbar lebendige und liebevolle Naturschilderung, die philosophische Gedantentiefe, und, was nicht zum wenigsten Eminescus Gedichten ihren bezaubernden Reiz verleiht, die melodische Harmonie der Sprache. Die Geschichte ist folgende: Die schöne Kaiserstochter im stolzen Schloß am Meer hat ihre aufkeimende Liebessehnsucht auf den Abendstern gelenkt, der die schwarzen Schiffe draußen auf bewegten Pfaden leitet und der auch in ihre Kammer einen leuchtenden Strahl entsendet.

*) Deutsch von Mite Kremnitz. Ebenso die folgenden Citate.

**) Geboren 1853, gestorben 1889. Ihre zarten Dichtungen voll tiefen Gefühls stehen meist unter dem Einflusse Eminescus.

Auf Ihren Spuren Schritt für Schritt,
So gleitet er ins Zimmer,
Sein kalter Strahl webt, wo er glitt,
Ein Netz aus lauter Finsternis.

Wenn sie, die Hände auf der Brust,
Der Ruhe nun will pflegen,
Schließt er das Aug' ihr unbewußt,
Küßt ihre Hand verwegend.

Und durch die Spiegel gießt sein Licht
Auf die Gestalt sich nieder,
Bewacht ihr schlafendes Gesicht,
Das Zucken ihrer Lider.

Sie lächelt ihn im Schlafe an,
Er zittert leis im Spiegel,
Er folgt ihr bis in Traumbann
Und löst der Seele Siegel.

Und sie steht zu ihm:

O gleit herab, mein Abendstern,
Auf deines Strahls Gewebe,
Ich öffne Haus und Herz dir gern,
Erleucht' mich, daß ich lebe!

Zweimal willfahrt er ihrer Bitte und steigt aus seiner Höhe hernieder; doch jedesmal, wenn sie ihn vor sich sieht, fühlt sie, daß er ihr fremd ist an Rede und an Tracht, ein schöner Toter, während sie von Leben glüht; und sie verlangt von ihm, daß er sich ganz der Erde zu eigen gebe, daß er sterblich werde wie sie. Er ist bereit, seine Unsterblichkeit für eine Stunde der Liebe zu geben. Die Wanderung Hyperions durch den Weltenraum vor den Thron des ewigen Vaters, der ihn der Ewigkeit entbinden soll, diese Schilderung erinnert in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit an die ähnliche Episode in Shelleys „Queen Mab“. Doch dem liebevollen Wunsche kann nicht Erfüllung werden, und ein Blick zur Erde läßt den Himmelssohn willig verzichten: dort ruht, umspült von Mondesstrahlenflut die Kaiserstochter in den Armen eines frischen, fetten Bagen, der sie die irdische Liebe gelehrt, und an dessen Brust sie ihre Sternenschnur vergißt. Er aber,

Er zittert wohl, wie einmal schon
Sin über Wald und Bogen,
Doch einsam ist der Himmelssohn
Die kalte Bahn gezogen;

er wandelt erhaben wieder im hehren Raume, unsterblich und kalt.

Kälte und Ruhe den Wirrnissen der Welt gegenüber, das ist die einzige Lebensweisheit, welche der Dichter gewinnen konnte und mit der er den immer wieder sich aufbäumenden Schmerz, aber auch alle Teilnahme am Leben zu erlösen strebt. Aber während Lenau sich ganz seiner melancholischen Gemütsart hingiebt, flackern bei Eminescu noch die Reste eines hellen Idealismus auf, der sich in verzweifelnem Kampfe gegen den übermächtigen Pessimismus zu behaupten sucht. Eminescus Seele verlangt nach einem Ideale, und da es ihm die Gegenwart nicht zu geben vermag, die ihm auch alle Hoffnung auf die Zukunft raubt, so sucht er es in der Vergangenheit. Sie erblickt er in verschönerndem Lichte und er erquickt sich an dem Heldentume der alten Rumänen, der

ruhreichen Ahnen des hentigen Geschlechts pomadifirter Nachhaffer westlicher Ueberkultur. Jene schlichten Männer überwandten das sieggewohnte Heer des Weltbezwingers Bajazid, in der Verteidigung ihrer Freiheit, ihrer Armut, ihres Herdes, ihrer Wälder. Und der Wald, die freie, ewige Natur ist die einzige Zufluchtsstätte des vom kalten und feindlichen Leben gehegten Dichters. Hier erblickt er am Gestade des Sees, über den der Mond durch weiße Nebel seine Silberstrahlen gießt, die zaubersöhne Märchenkönigin; hier hält er Zwiesprach mit den alten Bäumen und fragt sie um ihre Erlebnisse wie einen lieben Freund, wie einen Bruder, eine Geliebte:

Waldeshäume, Hochwald mein!
Wie erging's dir, Liebchen fein?
Denn seitdem ich dich nicht sah,
Vieles in der Welt geschah,
Und seitdem ich Abschied nahm,
Durch die halbe Welt ich kam.

Und die Bäume raunen ihm Antwort:

Was ist Zeit uns? Tausend Jahr
Glänzt im Reich der Sterne Schar.
Und bei aller Zeiten Wetter
Wehen Winde, rauschen Blätter,
Und bei aller Wetter Zeiten
Stets der Donau Wasser gleiten.
Nur der Mensch ist wandelbar,
Freund der Erd' er immer war,
Wir stehn ewig still jedoch,
Wie wir waren, sind wir noch:
Wüsten, Oede in der Welt,
Mond und Sonn' am Himmelszelt,
Meeresfläche mit den Wellen,
Hochwald mit den frischen Quellen.

Aber auch in das reine Reich der Natur dringt die Zeit mit ihrem alles Schöne ertötenden Hauch, vor den rasselnden Eisenbahnen fliehen die Säger des Waldes, und traurig und öde wird es auch hier. So träumt und dichtet, allem Lebendigen fremd, überall von Sterbendem und Totem sich umgeben wöhnend, der unglückliche Eminescu seinem Untergange entgegen.

In Eminescu, so sagt Caragiale in seinem Nachruf, in ihm, dem Sprößling eines alten vornehmen Stammes, wurde der Entschheidungskampf gerungen zwischen den höheren Lebenstrieben und den Keimen der Zersetzung seines Stammes — der Kampf auch zwischen Genie und Wahnsinn" . . .

Georg Adam.



Menschenleid. Skizzen und Dichtungen von Paul Quensel. Stuttgart 1899. Greiner & Pfeiffer. 140 S. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ich legte das Büchlein mit Bewegung aus der Hand. In einem Zuge hatte ich es durchgelesen. Eigentlich hätte ich das nicht thun sollen, und die vielen Leser, die ich dem Büchlein wünsche, bitte ich: Thut es mir nicht nach! Lest langsam, und wenn ihr eine Skizze, eine Dichtung gelesen habt, klappt zu

und denkt nach, und wenn Menschenleid, wie dieses da, euch begegnet, thut euer Herz auf, und vielleicht auch eure Hände, etwa für den lieben Jungen, der sich den Farbenkasten auf Weihnachten wünschte und fest ans Christkind glaubte, daß es ihn bringen werde, und doch keinen Farbenkasten bekam! Ja, ein Buch zum Nachdenken und zum Gutwerden, zum Bessermachen und zum Helfen. Pessimistisch, wenn ihr wollt, aber wahr durch und durch. Dabei bricht dem Dichter doch die Sonne durch die Wolken und Nebel: es giebt über allem Leide Ginen, dessen Gedanken mit den Menschen Friedensgedanken sind. Die Form ist edel, der Inhalt gut. Ich möchte den Verfasser, pardon, den Poeten gern kennen lernen. An den Türmerleser: tolle, lege, nimm und lies! Joh. Quandt.

Die Etappenstraße von England nach Indien um das Kap der guten Hoffnung. Von Otto Wachs, Major a. D. Verlag von C. S. Mittler & Sohn in Berlin.

In dem Augenblicke, wo in Südafrika ein Kampf von unübersehbarer Tragweite entbrannt ist, gewährt die vorliegende Schrift eines unserer bekanntesten Militärchriftsteller ein besonderes Interesse. In fesselnder, übersichtlich geordneter Darstellung wird uns zunächst berichtet, wie England systematisch und mit Fähigkeit seine beherrschende Weltstellung geschaffen, während die kontinentalen Mächte sich um Provinzen stritten. Der Verfasser schildert dann die strategische und handelspolitische Bedeutung der einzelnen Punkte der Etappenstraße nach Indien, indem er an die Worte Castlereagh erinnert: „Jede Position auf dem Wege nach Indien muß und wird uns gehören.“

Von aktuellem Interesse ist auch, was Major Wachs über die Vorteile sagt, welche das Kabel-Monopol dem britischen Weltreiche bietet. England hat das Kabel zu einem der Hauptfaktoren der Seestrategie erhoben, zu einem Faktor, der dem Feinde seine Schwäche und Stärke abfragt und kontrolliert, der Trennung und Vereinigung begünstigt, und Ob- und Uebermacht am entscheidenden Punkte verleiht. Während die englischen Führer zur See wissen, müssen sich ihre Feinde mit der oft trügerischen Ahnung begnügen. Gleich in den ersten Tagen des südafrikanischen Kriegs konnte der Reichsanzeiger die Abhängigkeit des Kontinents von der englischen Kabel-Zensur feststellen.

Das Schlufkapitel behandelt die Schwierigkeiten, welche der englischen Weltstellung von Frankreich und Rußland bereitet werden können. Die Hoffnung der Engländer, daß Afghanistan eine Schutzwehr für Indien abgeben werde, hat sich als trügerisch erwiesen. Die Proklamation des Emirs vom Januar dieses Jahres schloß mit den Worten: „Laßt uns nicht hören auf übelwollende Ausländer (das gilt den Engländern), laßt uns vielmehr Freunde sein der Russen, wie wir Freunde des Zaren sind.“

Damit berührt die Schrift Fragen, die sich jeden Augenblick zu brennenden Tagesfragen gestalten können. J. O.





Die Technik am Jahrhundertende.

In dem bedeutenden Kulturwerk, als welches das Reich der Technik heute sich darstellt, haben alle Nationen, alle zivilisierten Völker treulich mitgearbeitet, beigesteuert ihren gemessenen Anteil an Geist, Kapital und Arbeitskraft. Das bürgt den Erfolg, der seinerseits wieder auch jedem Einzelnen, selbst dem Geringsten reichlich zu gute gekommen ist, und darin liegt der volkswirtschaftliche Wert der modernen Technik.

Die erste und ursprünglichste Thätigkeit der Technik ist auf die Gewinnung der Rohmaterialien gerichtet, die uns die Natur bietet. Der Bergbau hat seine Hauptaufgaben: Abbau und Ausbau der Gruben, Förderung, Wasserhaltung (Emporheben des aus dem Erdinnern dringenden Wassers nach der Erdoberfläche), „Wetterführung“ (Ventilation der unterirdischen Räume) und Beleuchtung in vollkommener Weise ausgestaltet unter Benützung der Dampfkraft, der komprimierten Luft und der Elektrizität. Durch diese Betriebsmedien sind die Gesteinsbohrmaschine, die Schrämmaschine, die motorische Förderung und die Grubenbahn, die komplizierte Wasserhaltungsmaschinerie und die riesigen Grubenventilatoren ins Leben gerufen worden. In letzter Zeit ist diesen Kraftquellen, wie der „Eürner“ bereits im Vorjahre berichtete, die flüssige Luft hinzugetreten, welche die Hoffnungen ihres Entdeckers, als Sprengmittel das gefährliche Dynamit zu verdrängen, auf dem besten Wege ist, zu erfüllen. Weitere Versuche u. a. auch im Simplontunnel haben das erwiesen. Insbesondere ist in der Anwendung der flüssigen Luft eine Vervollständigung der Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen des so gefährvollen Bergwerksbetriebes gegeben, und demselben Zwecke dient auch die in stetem Zunehmen begriffene Einführung der Elektrizität für Kraftübertragungs- und Beleuchtungszwecke im Erdinnern. Denn der grimmigste Feind des Bergmanns ist und bleibt das „schlagende Wetter“, jene namentlich in Kohlen- und manchen Erzbergwerken plötzlich auftretenden brennbaren, aber nicht atembaren Kohlenwasserstoffgase. Man hat schon so manchen Apparat erfunden, der ihr Vorhandensein anzeigen soll, und neuerdings beschreibt „Elektriker“ eine neue Erfindung dieser Art. Das Instrument besteht aus einem Rezipienten, welcher oben cylindrisch und unten konisch ist. Hier wird er durch eine poröse

Thonscheibe geschlossen. Im oberen cylindrischen Teil ist ein Ebonitkolben leicht beweglich angeordnet. Durch das Diffundieren etwa vorhandener Kohlenwasserstoffgase wird der Druck in dem trichterförmigen Unterteil gesteigert, und der Ebonitkolben vollführt eine Bewegung nach oben, wodurch der Stromschluß eines elektrischen Läutewerkes herbeigeführt wird. Man kann dann einerseits durch energische Ventilation des betreffenden Stollens der Gefahr die Spitze abbrechen, andererseits werden die Bergleute beim Ertdönen des Warnungssignals den gefährdeten Abbauort zu verlassen haben.

Neben den schlagenden Wetterern sind die sogenannten Kohlenstaub-Explosionen in den Kohlenbergwerken eine große Gefahr. Sie verstärken die Wirkungen der schlagenden Wetter und tragen die Explosionen in entfernte Stollen; die mit gewissen Kohlenstaubsorten geschwängerte Luft giebt in ähnlicher Weise Anlaß zu einer Explosion, wie in Mühlen die mit zahllosen feinsten Mehlteilchen erfüllte Luft. In Kohlenbergwerken zu Saarbrücken hat man seit einigen Jahren ausgezeichnete Erfolge in der Bekämpfung der Kohlenstaub-Explosionen durch Niederschlagung des Staubes mittelst fein zerstäubten Wassers erzielt. Eine behördliche Verfügung hat nun vor kurzem in Preußen die obligatorische Einführung solcher Veriefelungsanlagen angeordnet.

Den Gebrauchswert der durch den Bergbau gewonnenen Rohprodukte zu erhöhen und sie vorzubereiten zur Umformung in Gebrauchsgegenstände aller Art, ein weiteres Ziel der Technik, liegt vor allem dem Hüttenwesen ob. Die Bewegung und Behandlung großer und schwerer Massen, wie sie die Aufbereitung der Kohle und des Erzes erheischt, erforderten die Anwendung motorischer Kräfte und Arbeitsmaschinen, während andererseits die chemische Wissenschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Metallurgie in hohem Maße gefördert hat.

Gerade in der jüngsten Zeit hat sie uns eine beachtenswerte, für das Hüttenwesen hochwichtige Neuerung beschert. Wir meinen das Verfahren des Dr. Hans Goldschmidt-Essen, welches die Erzeugung hoher Temperaturen durch Verbrennung von Aluminium bezweckt. Doch ist es auch sonst sehr vielseitig: Ein Magnesiumdraht wird beispielsweise mit dem Zündholz angesteckt und entzündet seinerseits einen Zündsatz aus Aluminiumpulver und Bariumsuperoxyd von kleinster Quantität. Dessen Verbrennung genügt, um die des Aluminium zu bewirken, die sich dann durch die ganze Masse fortsetzt. Dabei wird dem Metalloxyd der Sauerstoff entzogen, so daß eine Sauerstoffzuführung von außen nicht nötig ist. Das reduzierte Metall schmilzt, und das Resultat ist in diesem Falle eine Schicht glühenden — Korunds, welches künstliche Produkt sogar härter sein soll als natürlicher Korund und sich zur Herstellung von Schmirgelscheiben daher besonders eignet. Das Ganze klingt fast wie ein Taschenspielerstückchen. Aber hören wir weiter: Drei Anwendungen sind es namentlich, welche das Verfahren finden soll: Die Gewinnung reiner Metalle aus ihren Sauerstoffverbindungen, was vornehmlich für Mangan und Chrom von Wichtigkeit wäre, weil diese Metalle auf anderen Wegen bisher vollkommen rein nicht hergestellt werden konnten; ferner das Erzielen von Wärmeeffekten insbesondere behufs Erhitzung kleiner Metallkörper oder begrenzter Partien größerer; und endlich die Ausföhrung von Schweißarbeiten. Allen diesen Anwendungen ist eine überaus intensive Hitzeentwicklung eigentümlich, die jedoch eine ganz beschränkte Zeit- und Wirkungssphäre hat. Man kann eine 4 kg wiegende Niete in wenigen Sekunden weiß-

glühend machen. Die Entwicklung der Wärme ist aber eine so plötzliche, daß man den in intensivster Weißglut erstrahlenden Ziegel mit bloßen Händen herumtragen kann. Eine Eisenplatte von 10 mm Stärke kann im Umfange eines Quadratdecimeters rotglühend gemacht werden, wobei die angrenzenden Teile ganz kalt bleiben. Ein Verziehen des Arbeitsstückes ist daher ausgeschlossen, was für sehr viele Fälle von großer Bedeutung sein kann. Eine Straßenbahnschiene kann unter Verbrennung von 1 kg Aluminium in kaum einer Minute ohne weiteres geschweißt werden, während die bisherigen Methoden der elektrischen Schweißung und Umgießung des Schienenstoßes einer meisterhaft geschulten Hand bedürfen. Belastungen über 4000 kg kommen im Trambahnbetrieb kaum vor; die nach dem Goldschmidt'schen Verfahren geschweißten Stellen brechen erst bei einer Belastung von 45000 kg.

Eine Anwendung des elektrischen Stromes auf hüttentechnischem Gebiet, die gleichfalls in einer überraschenden Wärmewirkung gipfelt, tritt uns in einer Erfindung der belgischen Physiker Hoho und Lagrange entgegen, die vor einiger Zeit durch ihr elektrisches Schweißverfahren bekannt geworden sind. Der Pariser „Eincelle Electrique“ berichtet darüber, Eisen werde nach diesem Verfahren dadurch weißglühend gemacht, daß man es in — kaltes Wasser taucht! Die Lösung ist sehr einfach, daher gut. Der Behälter für das kalte Wasser ist viereckig, besteht aus Metall und ist in Verbindung mit einer Stromquelle von 30 Ampères. Das zu erhitzende Eisen wird an den zweiten Pol der letzteren angeschlossen und mit einem isolierten Griff angefaßt. Der Widerstand des Wassers unterbricht den Stromschluß zwischen den beiden Polen, und die dadurch entstehende starke elektrische Spannung bewirkt eine so heftige Zersetzung des Wassers in der Umgebung der Eisenstange, daß diese in weniger als 20 Sekunden Temperaturen von 1200 bis 1500° annimmt. Die Schnelligkeit dieses Verfahrens wäre wohl geeignet, ihm ein gewisses Anwendungsgebiet zu sichern, doch ist zu befürchten, daß sich lästige Begleiterscheinungen (starke Dampfbildung eventuell Knallgas-Entwicklung) in unliebsamer Weise einstellen.

Prinzipiell ist dieses Verfahren nicht neu, insofern es eine elektrische Wärmewirkung ist. Die Neuheit beruht nur auf der Originalität der Anwendung, ein Umstand der bei Goldschmidt's Methode nicht so sehr ins Auge springt, obwohl er auch hier zutrifft, denn die auf der Verbindung mit Oxyden beruhende Heizwirkung des Aluminiums wird im Eisenhüttenwesen seit langer Zeit benützt, und zwar in der Gußstahlfabrikation: Wenn die Bessmerbirne das eingefüllte Roheisen in Gußstahl verwandelt hat, wird der letztere in Formen, den sog. Ingots zu Blöcken gegossen, und bei dieser Gelegenheit wird 1 Hundertteil des Stahlgewichtes an Aluminium zugesetzt. Dadurch wird die Bildung von Gasen und Hohlräumen mit absoluter Sicherheit verhindert. Das Aluminium verbindet sich nämlich energisch mit dem Sauerstoff des Eisenoxyduls, und hierdurch wird, genau wie bei obenbeschriebener Methode, so viel Wärme erzeugt, daß die Masse, sei es nun Gußstahl oder eine ähnliche Eisensorte, sogleich leichtflüssiger wird und die Gasbildung verhindert. Diese anscheinend geringfügige Manipulation gewinnt an Bedeutung in Anbetracht der Thatsache, daß fast die Hälfte alles produzierten Aluminiums in dieser Weise verbraucht wird. Als der kürzlich verstorbene Dunfen seine Idee, aus Chloraluminium und Chlornatrium mit Hilfe der Elektrizität Aluminium direkt auszuscheiden (1858), verwirklicht und im Großen

ausgeführt sah und der Preis dieses Metalls von 300 Mark*) für das Kilogramm auf 30 Mark (1890) sank, da prophezcite man dem Aluminium eine große Zukunft, die sich aber erst erfüllte, als die Eisen-Industrie auf jenen Trick kam. Denn einerseits haben die aus Aluminium hergestellten Gebrauchs- und Schmuckgegenstände nicht den erwarteten Absatz gefunden, andererseits hatte das „leichte Metall“ für Maschinen und Verkehrsmittel nicht die nötige Festigkeit. Auch die Aluminium-bronze (95 bis 90% Kupfer mit 5 bis 10 Aluminium) konnte sich zu irgend einer Bedeutung nicht aufschwingen, weil eine gleichmäßige Herstellung bis heute nicht möglich ist.

Aber wir haben bereits den Baustoff des 20. Jahrhunderts! Das ist, wenn wir maßgebenden Stimmen aus technischen Kreisen Glauben schenken dürfen, der Nickelstahl. Das Nickelmetall selbst hat sich infolge seiner großen Abneigung gegen den Sauerstoff als Münze im Handel und als Konservierungs- und Verschönerungsmittel in der Industrie Eingang verschafft. Zu großer Bedeutung aber scheint es durch den Umstand gelangen zu sollen, daß es, dem Stahl beigemischt, eine Legierung von bedeutenden Festigkeits-Eigenschaften erzeugt. So werden in letzter Zeit bereits Panzerplatten aus Nickelstahl hergestellt. Allerdings hat diese Art der Verwendung zur Folge, daß ein geheimnisvoller Schleier über die Herstellungsmethoden gebreitet wird, der nur durch spärliche private Mitteilungen gelüftet worden ist. Immerhin ist in die Öffentlichkeit gedrungen, daß in Oesterreich und Deutschland der Nickelstahl erzeugt wird, indem das reine Nickelmetall in das geschmolzene Eisen eingetragen wird, daß in Frankreich dagegen eine Mischung von Nickel und Eisen in die große Eisenmasse eingebracht wird. Uebrigens sind die Versuche über die Eigenschaften und Zusammensetzung keineswegs schon abgeschlossen. So z. B. sind die Techniker noch nicht einig über die Schweißbarkeit. Krupp's glauben, daß sie gering sei. Dagegen herrscht nur eine Meinung, daß ein Zusatz von 15% Nickel dem Stahl die besten Eigenschaften verleiht, insbesondere wenn noch ein geringer Zusatz von Chrom hinzutritt. Die „Ermüdungsproben“ in der Krupp'schen Versuchsanstalt sollen ergeben haben, daß der Nickelstahl gutem Flußeisen ebenbürtig ist (abwechselnd Hin- und Herbiegen); während das letztere aber beim ersten Schlag des Fallbärs vollkommen „krepirt“, hält Nickelstahl 26 Schläge aus verschiedenen Fallhöhen aus. Diese Festigkeitsproben lassen also thatsächlich das Beste erhoffen. Außerdem wird sich der Nickelstahl, infolge seiner Eigenschaft, je nach der Zusammensetzung die Ausdehnungsfähigkeit des Messings bis zu $\frac{1}{10}$ derjenigen des Platins annehmen zu können, auch die Vorliebe des Feinmechanikers erwerben. In der „Deutschen Uhrmacherzeitung“ finden sich die Versuche von Ch. Ed. Guilleaume, Breteuil, nach welchen ein Kompenisationspendel, einfach aus einer Nickelstange mit Messinggewicht bestehend, durch Temperaturwechsel absolut keiner Aenderung unterworfen sein würde. Außerdem würde z. B. eine Nickelstahlfassung für die Okulare der Refraktoren jede Gefahr einer Beschädigung der Linse ausschließen, weil man in der Lage ist, den Ausdehnungskoeffizienten dieser Legierung genau gleich zu machen jenem der betreffenden Glasorte. —

*) Im Jahre 1855 kostete 1 kg Aluminium noch 1000 Mark.

Auf dem Gebiete der Technologie war als eine der überraschendsten Erfindungen dieses Jahrhunderts das Hohlwalzverfahren der Gebrüder Mannesmann zu verzeichnen. Es beruht bekanntlich darauf, daß ein massiver Eisenblock vermittelt Hindurchziehens zwischen zwei schräg gegeneinander gestellten Walzen in seinen äußeren Partien derart gestreckt und gezogen wird, daß sich im Innern ein Hohlraum ergibt, wodurch man in der Lage ist, Röhre ohne jegliche Naht herzustellen. Darauf basierend, hat nun das kontinentale Röhren- und Mastenwalzwerk von Giedemann, Itzsch & Co. in Oberhausen kürzlich ein neues Verfahren, konische Röhren und Masten zu erzeugen, eingeführt. Ein hohlgewalzter Eisenblock wurde derart bearbeitet, daß sein innerer Hohlraum gleichmäßig konisch verläuft, während der äußere Durchmesser auf der ganzen Länge gleich bleibt. Nun kommt dieser Stahlblock auf eine Walzenstraße mit seitlicher Druckwirkung, wobei das überschüssige Material parallel zum konischen Hohlraum entfernt wird.

Während das Walzwerk, ohne motorischen Antrieb nicht denkbar, erst seit einer verhältnismäßig kurzen Zeit angewendet wird, reichen die Anfänge eines anderen vielgebrauchten Werkzeugs, des Meißels, bis in die „graue“ Steinzeit zurück. Sein jüngster Nachkomme ist der pneumatische und der elektrische Meißel. Die Druckluft hat in der Technik eine recht vielseitige Anwendung gefunden, und vornehmlich in Amerika sind die pneumatischen Werkzeuge sehr beliebt. Von dort stammt auch der neueste Druckluftmeißel (Frank E. Garthorn, Worcester Massachusetts), der eine so große Anzahl von Stößen vollführt, daß von Metallen ein kontinuierlicher Span abgenommen wird. Die Druckluft beginnt überhaupt, wenngleich etwas spät, ihren Wirkungskreis zu suchen. Seit neuester Zeit benützt man das Sandstrahlgebläse zum Reinigen von Schiffsböden und -wänden, ferner zur Ablösung der Anstrichfarbe von Eisenteilen an Brücken zc. Aber alle diese Anstrengungen der pneumatischen Kraftübertragung sind verspätet. Dem pneumatischen Meißel steht der elektrische kampferüstet gegenüber, erst heuer in der Konstruktion von Mr. Bryg in Stockholm aufs höchste vervollkommt, und so wie allenthalben unterwirft sich auch das Gebiet der Technologie dem Ansturm der Elektrizität. Sowohl die Druckluft als auch die hydraulische Kraftübertragung müssen zurücktreten. Die letztere war tatsächlich besonders für das mechanische Nieten sehr geeignet. Aber auch dafür haben wir bereits den elektrischen Strom in Anwendung. Vor wenigen Wochen hatte ich Gelegenheit, im Arsenal des österreichischen Lloyd in Triest-Servola elektrisch zu nieten. Das ist nämlich so einfach, daß man es vorher nicht gelernt zu haben braucht. Man bekommt einen Taster in die Hand nach Art jener Birnen, in welche der Haus-Telegraph an der Hängelampe endigt. Ein Druck, und der Strom wird geschlossen, bethätigt einen Elektromotor, an dessen verlängerter Achse ein steiles Schraubengewinde sich befindet, und die zugehörige Schraubenmutter setzt sich in fortschreitende Bewegung. Diese elektrische Nietmaschine, entworfen vom Lloyd-Direktor Rodolitsch, ist im Stande, innerhalb 10 Stunden 1200 Stück der stärksten Nieten (25 mm Durchmesser) zu schließen.

Im Maschinenbau stehen die Motoren im Vordergrund des Interesses, und wir können im Anschluß an unsere vorjährigen Mitteilungen über die direkte Verwendung der Hochfengase zur Bethätigung von Motoren berichten, daß man nun auch in Deutschland die großen Vorteile dieser Betriebsart erkannt hat und mit Eifer die Lösung verfolgt. Zu anstandslosem Betrieb sind Sichtgas-

Motoren*) in Görbe, auf der Friedens- und Gutehoffnungshütte und in Differdingen. Görbe hat vor kurzem einen neuen 1000pferdigen Gichtgasmotor bei der Gasmotorenfabrik Deuz bestellt. Man hat berechnet, daß, entsprechend einer jährlichen Gesamtzeugung von Roheisen durch Hochofen in der Höhe von 7,4 Millionen Tonnen pro Jahr, bezw. ca. 20000 Tonnen pro Tag (1898), sich jährlich 500000 Pferdestärken gewinnen lassen oder 43,8 Millionen Mark! Das wäre ein theoretischer Gewinn von fast 6 Mark pro Tonne Roheisen, und auf der Hauptversammlung deutscher Eisenhüttenleute führte Ingenieur Lürmann-Dsnabrück aus, daß schon ein Gewinn von 3 Mark pro Tonne (bezw. im ganzen jährlich 21 Millionen Mark) ein enormer Vorteil für die Technik wäre. Die Praxis hat diese Berechnungen nicht zu Wasser werden lassen. In der „Revue universelle des mines“ werden Aimé Big' Versuche beschrieben, welche pro Pferdekraft in einer Stunde einen Verbrauch von $3\frac{1}{2}$ cbm Hochofengas, 100 l Kühlwasser und 18 g Öl ergaben, und Direktor Greiner von der Cockerillgesellschaft sagt, daß man mit den Gasen eines Hochofens, der in 24 Stunden 100 Tonnen Roheisen erzeugt, 2000 Pferdestärken erzeugen kann, wenn man auch 40 bis 45% der Gichtgase zu andern technischen Zwecken (wie bisher) verwendet. Das gäbe also bei einer täglichen Erzeugung von 20000 Tonnen in Deutschland jährlich 400000 Pferdestärken, so daß die Praxis hinter der Theorie nicht mit dem halben Wert zurück bleibt, sondern einen tatsächlichen Gewinn von fast 5 Mark pro erzeugter Roheisentonne, demnach ca. 36 Millionen Mark in der Wirklichkeit erzielen kann.

Die Funktion eines Gichtgasmotors ist folgende: Er arbeitet wie die meisten Gasmotoren im Viertakt. In der ersten Periode (ein Kolbenhub) wird atmosphärische Luft angesaugt, welche in der zweiten komprimiert und dadurch sehr stark erhitzt wird, so daß die bei der dritten Periode angesaugte Gichtgasmenge entzündet und in der vierten Periode zur Explosion (Arbeitsleistung) gebracht werden kann, und hierauf das ganze Gemisch verbrannter Gase ausgestoßen wird. Solche Motoren werden jetzt bis zu einer Leistung von 1200 Pferdestärken angefertigt und eine große Anzahl derselben mit zusammen annähernd 15000 bis 18000 Pferdestärken sind im Bau begriffen.

Deswegen hat indes die Dampfmaschine noch lange nicht ausgelebt. Wir haben sie aus dem 18. Jahrhundert übernommen und nehmen sie, auf das höchste vervollkommenet, in das 20. hinüber. Insbesondere ist der Dampfverbrauch auf ein Minimum reduziert worden. Bei großen Dampfmaschinen, welche mit exakten Steuerungen ausgerüstet werden können, war dies eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. Daß man aber seit 1875 den Dampfverbrauch bei kleinen Dampfmaschinen von 40 kg auf 4 kg für eine indizierte Pferdestärke in der Stunde herabdrücken konnte, ist eine Leistung, die dem modernen Maschinenbau alle Ehre macht. Ermöglicht wurde dies durch die Anwendung des überhitzten Dampfes. Seine Erfindung oder Entdeckung stammt aber nicht vielleicht von dem bekannten Konstrukteur des Heißdampfmotors, Schmidt (1893), derzeit in Aschersleben, sondern war bereits Rich. Trevethin (1828) bekannt, ist aber erst in der jüngsten Zeit ausgebildet worden. Die Erzeugung des überhitzten Dampfes geschieht in der Weise, daß der im Dampfkessel entstandene Dampf nochmals zurück in ein

*) Der Oberteil des Hochofens heißt die „Gicht“.

besonderes Röhrenbündel gelangt, welches in den letzten Feuerzug eingebaut wird. Dadurch wird die Hitze der abziehenden Feuergase des Kessels noch besser ausgenützt, der Dampf aber wird um 50 bis 100° höher erhitzt, als dies seiner Spannung entspricht. Das hat den Vorteil, daß der also behandelte Dampf nicht so wie der gewöhnliche (gesättigte) Dampf in den Röhren und Maschinenzylindern zur Kondensation neigt, wodurch sich bedeutende Verluste ergeben haben, und daß der überhitzte Dampf in der Maschine nach allen Regeln der Mariotteschen Linie expandiert und daher ohne Heizung der Dampfsylinder die vollkommenste Ausnützung seiner Spannkraft zuläßt.

Und eine wie große Anwendbarkeit finden solche Fortschritte allein auf dem Gebiet der Elektrotechnik! Es ist kein großes Wagnis, zu behaupten, daß der meiste Strom heute doch der Dampfkraft seine Entstehung verdankt. Dies kann sich nur ändern, wenn das große Problem gelöst wird, aus Kohle direkt die Elektrizität zu erzeugen. Professor Ohwald, unsere erste Autorität in diesem Fach, denkt sich eine solche Vorrichtung, in welcher aus Kohle und dem Sauerstoff der Luft unmittelbar elektrische Energie gewonnen werden soll, beiläufig nach der Art eines Ofens, da der Apparat schließlich denselben chemischen Prozeß zeigen wird. Auf einer Seite müßte Kohle, auf der andern Luft zugeführt werden, und Kohlensäure würde als Produkt der Wechselwirkung entweichen. Nur noch ein „passender Elektrolyt“, der den elektrischen Vorgang vermittelt, als Zwischensubstanz wirken und keinen Verbrauch aufweisen würde, muß eingeschaltet werden. Es wurde natürlich schon mancher Elektrolyt eingeschaltet, aber der „passende“ bisher noch nicht, und es steht zu befürchten, daß die Lösung des Problems der Elektrizitäts-Erzeugung direkt aus Kohle post festum gefunden wird, d. h. wenn wir keine Kohle mehr haben werden. Diesen Zeitpunkt haben die Forscher längst festgesetzt. Unser Kohlenvorrat reicht noch 500 Jahre mindestens und 1000 Jahre höchstens aus. Und dann? Dann werden wir die Elektrizität mit Wasser erzeugen. Denn die Forscher haben andererseits auch ausgerechnet, daß der Niagara allein die ganze Erde mit Licht, Kraft und Wärme würde versorgen können. Einen Vorgesmack von diesem dann wahrhaft „elektrischen Zeitalter“ ohne Dampf, Leuchtgas, Ruß und Rauch bekommen wir ja schon heute, denn fast jährlich ersticht ein neues „Kraftwerk“ am Niagara, welches einen winzigen Teil der feinen Fluten inwohnenden Kraft in Gestalt vieler Tausende Pferdestärken durch den elektrischen Strom nutzbar macht. So meldete der „Western Electrician“ auch neuer von einem im Entstehen begriffenen Elektrizitätswerk in riesen-Dimensionen. Diesmal handelt es sich nicht um den Hauptwasserfall, sondern um die ihrer landschaftlichen Schönheit wegen weltbekanntesten Whirlpool-Rapids, welche in Turbinen ihre Energie abgeben und Strom in den durch die letzteren betriebenen Generatoren erzeugen werden. Der Hauptsache nach unterscheidet sich dieses neue Elektrizitätswerk bedeutend von den älteren am Niagara. Man muß einen besonderen Tunnel mit einem Aufwand von 8 Millionen Mark am Hauptfall bohren, um das ablaufende Wasser fortzuschaffen, und mit Hilfe eines Oberwasserkanals von 30 m Breite und 1600 m Länge wird eine Wassermenge von 290 cbm pro Sekunde den Turbinen zugeführt werden, was nach Abzug der Verluste und des Gefälles von 14 m im Kanal 35000 Pferdestärken ergiebt. Trotzdem wird an den Whirlpool-Rapids eine Schmälerung der Naturschönheit nicht bemerkbar sein, da die oben

genannte kolossale Wassermenge nur beiläufig 4—7% der Gesamtwassermenge beträgt.

Daß die Benützung der Wasserkraft die Betriebskosten und daher auch die Kosten des elektrischen Stromes sehr bedeutend reduziert, liegt auf der Hand. Aber auch bei der Verwendung des Stromes insbesondere zu Beleuchtungszwecken ist man darauf bedacht, Ersparnisse zu erzielen, und wir wissen bereits aus der letzten Rundschau, daß der Hauptzweck der Nernstlampe der geringere Verbrauch an elektrischer Energie ist. Die Nernstlampe ist nunmehr für Zwecke der Straßen-Beleuchtung als eine gelöste Aufgabe zu betrachten, die Firma Ganz & Co., Budapest bringt sie bereits in Handel.

Aber auch der nimmermilde, alte Edison ist schon wieder ante portas mit einer neuen Glühlampe. Aus der Patentschrift vom 6. Juni wissen wir folgendes: Das Patent bezieht sich auf einen verbesserten Glühfaden von hohem Widerstande zur Benutzung von hochgespannten Strömen. Der Glühfaden besteht aus einer besondern Mischung von Oxyden seltener Erdmetalle, ist nicht leitend (auch Nernst benützt Leiter II. Klasse), porös und außerordentlich widerstandsfähig. Ihr sind vereinzelte Kohlenpartikelchen einverleibt, zwischen denen sich die elektrischen Funken bilden, die durch den hochgespannten Strom erzeugt werden. Der Strom geht von Kohlentheilchen zu Kohlentheilchen und bringt die Faser rasch zum Glühen; und damit ihre äußere Oberfläche ein intensives weißes Licht liefere, wird sie einen Augenblick in ein Salz getaucht, z. B. in die essigsaure Verbindung des benützten Oxydes. Das prinzipiell Neue gegenüber der im Vorjahre aufgetauchten und bislang verschollenen Erfindung Aiers von Welsbach ist die Mitbenützung von Kohlentheilchen. Die Verwendung hochgespannter Ströme gestaltet sich sehr wirtschaftlich, da dünnere Drähte gebraucht werden können. Eine Gefahr liegt in der Verwendung der Hochspannung bei Befolgung der einschlägigen Vorschriften nicht mehr vor.

In der Schwachstrom-Technik sind die Neuerungen immer noch von der „Drahtlosigkeit“ beherrscht. Die Telegraphie ohne Draht hat sich jetzt die Bezeichnung einer „Aethertelegraphie“ beigelegt, und der neueste, einfachste, mit 2000 Mark hergestellte Marconi-Apparat hat bei den letzten Versuchen zwischen dem Leuchtturm von South-Foreland und Boulogne bei jeder Witterung tadellos gearbeitet, und bei Donner und Blitz konnte Marconi unter Assistenz eines englischen Postfachmannes und der beiden Physiker Fleming und Flood Page Grilke mit dem Generalpostamt in Paris austauschen. Die dem Geberapparat entströmenden Elektrizitäts-Stöße von starker Frequenz des angewendeten Wechselstromes wirken auf einen Draht von 50 m Länge, welcher um eine Stange gewunden ist und über 50 km Distanz in der Empfängerstation die Morsezeichen mit einer Schnelligkeit von 12 bis 18 Worten wiedergiebt. Die Drahtlänge von 50 m ist etwas groß gewählt, denn Marconi giebt an, daß man für die Uebertragung auf 1½ km mit 7 m, auf 65 km mit 10 m, auf 130 km mit 25 m Drahtlänge u. s. f. auskommen kann; ein Nachfolger Marconis, Ingenieur Schäfer-Budapest, hat diesen noch mittelst eines verbesserten Apparates übertroffen, indem von Bord des „Spirito“ aus im Hafen von Fiume verschiedene Dampfer auf der Strecke Fiume-Abbazzia-Bola (61 km) die Zeichen erhielten, trotzdem sie durch mehrere Landzungen verborgen waren.

Der Drahttelegraphie werden diese Erfindungen, deren Zukunft nur auf

dem Wasser liegt, keinen Abbruch thun, vielleicht nicht einmal der Kabeltelegraphie. Deswegen ist die Neuerung der Telegraphendrähte aus Aluminium keineswegs eine unzeitgemäße. Amerika ist das Ursprungsland dieses Gedankens, und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin denkt allen Ernstes daran, auch die Kraftübertragungstabel mit einem Aluminiumleiter auszuführen. Aluminium hat natürlich nicht die Leitungsfähigkeit des Kupfers, aber sein geringes Gewicht gestattet auch eher den paralysierenden, größeren Querschnitt. Ein Kupferkabel von 50 qmm Querschnitt besteht aus 19 Drähten von je 1,8 mm Durchmesser, welche zusammengebredt ein Seil von 9,1 mm Durchmesser ergeben. Ein bezüglich der Leitungsfähigkeit gleichwertiges Aluminiumkabel würde 82,4 qmm Querschnitt erhalten müssen, aus ebenfalls 19 Drähten aber mit 2,35 mm Durchmesser bestehen und einen Seildurchmesser von 11,75 mm besitzen. Das Gewicht von 1000 m Kupferseil beträgt 445 kg, vom gleichwertigen Aluminiumseil jedoch bloß 214 kg. Die Generalfrage bleibt aber doch immer der Preis. Unter der Annahme, daß Aluminium per 100 kg 300 Mark kostet (1897), und Kupfer für dieselbe Gewichtsmenge 163 Mark, ergibt sich für Aluminium immer noch eine Ersparnis von 83 Mark auf jedes Tausend Meter, ein Gewinn, der bei Leitungsnetzen für Städteversorgung eine große Rolle spielen kann. —

Eine ganze Reihe in Angriff genommener, aber noch ungelöster Probleme nehmen wir in das neue Jahrhundert hinein, so den leichten Accumulator, die elektrische Fernbahn, das lenkbare Luftschiff. Aber es werden der künftigen Technik sicherlich noch Aufgaben gestellt werden, an die wir heute ebensowenig denken können, wie unsere Ahnen an das denken konnten, was wir heute besitzen, und all dies wird sich „zeitgemäß“ mit noch viel größerer Schnelligkeit entwickelt haben, als wir es aus der Gegenwart gewöhnt sind, wenn unsere Nachkommen einst — das 20. Jahrhundert abschließen. —

Otto Feeg.



Waldbornklänge.

Zu Konradin Kreuzers fünfzigstem Todestage.

Waldbornklänge, längst aus der Mode gekommene Töne . . . und heutzutage „bet den Leuten unliebsam geworden . . . Und doch, wer in lauer Nacht zum ersten Male die Klänge des Waldhorns hört, fühlt sich gar eigen angemutet.“

Wie liegt in diesen Worten Noquettes so recht eigentlich das Wesen der Musik unserer frühesten Romantiker, wie bezeichnen sie treffend unser Verhältnis zu den Opernschätzen jener Epoche! Ja, sie sind bei den Leuten unliebsam geworden, die Waldhornklänge; der „gesungene und gezeigte Opiumrausch“ der Modernen, die, weil sie das gesunde Empfinden verloren, jede einfache Melodie auf dem Prokrustesbett der Reflexion zu etwas „das Menschengeschick Bezwingendem“ gestalten wollen, der Opiumrausch hat unsere Sinne trunken gemacht, unser Ohr vergiftet.

„Und doch, wer in lauer Nacht zum ersten Male die Klänge des Waldhorns hört . . .“ —

Wir sind im Theater. Aus Flotwells prächtigen Schloß, das noch im Glanz der müden Herzen strahlt, lönt fröhlicher Zecherfang. Und draußen auf den breiten Stufen sitzt der Bettler in zerlumptem Kleide; der Gram hat in sein abgehärmtes Gesicht seine räthelhaften Hieroglyphen geschrieben, und die junge Morgensonne spielt in seinen weißen Haaren. Und nun singt er mit bebender Stimme jenes:

„O hört des armen Mannes Bitte
Und reicht ihm einen Bissen Brod . . .“

Wen von uns hat diese ergreifende Bitte, da er sie zum erstenmal hörte, nicht im Innersten erschüttert? Wer hat wohl nicht bei Valentins liebem, kindlichem: „Da streiten sich die Leut' herum“ in wehmüthigem Erinnern mit dem Kopfe genickt und bei sich gedacht: „das Schicksal setzt den Hobel an“?

Wir haben hier im Kleinen dasfelbe, was uns in des großen Mozarts „Zauberflöte“ entgegentritt: ein Zaubermärchen, eine Posse wird durch die Musik zu einem wahren Kunstwerk erhoben.

Wenn ich solch einfache, naive Musik höre wie diese beiden Kreuzer'schen Lieder — und ich denke Niehl hat recht, wenn er davon sagt: „Da mag man wohl merken, daß nicht die vielen Noten, nicht die fette Instrumentierung die höchste Macht der Töne in sich schließen, sondern daß eben der schlichte Liedes- klang die größten Wunder wirkt“ — wenn ich diese Kreuzer'schen Lieder höre, dann steht mir immer der alte Papa Hahn vor Augen, wie er auf den Knien liegend den lieben Gott bittet, ihm Kraft zur Ausführung seiner „Schöpfung“ zu verleihen. Es steckt in diesen naiven Liedern ein frommer Glaube, sie kommen aus dem Herzen und darum werden sie auch immer zu Herzen gehen.

Konradin Kreuzer ist keiner jener Großen und Größten; seine Werke geben nicht Zeugnis von titanischem Wollen und Ringen, er war ein stiller, sinniger Poet, ein kleiner Meister, aber ein Meister. Unsere nervöse Zeit hat ein kurzes Gedächtnis, sie ist undankbar, sie hat den „Lyriker unter unsern Opernkomponisten“ fast vergessen. Aber ich betrachte es als ein glückverheißendes Omen, daß gerade jetzt, da unser musikalisches Schaffen unter dem sengenden Strahle der Wahrheit Sonne verdorrt, allgemach ein Vorzug wieder zu Ansehen gelangt, auch einer jener liebenswürdigen Romantiker, und in seinem ganzen Wesen Kreuzer am nächsten stehend.

Den Namen Kreuzers sei hier ein kleines Gedenkstäpfchen gesetzt:

Konradin Kreuzer (das Kirchenbuch schreibt seinen Namen übrigens Kreuzer) ward am 22. November 1780, am Tage der heiligen Cäcilia, zu Mählkirch im Schwarzwalde als Sohn eines Müllers geboren. Sein Vaterhaus, die Thalühle, ist noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und die Verehrer des schwäbischen Frühlingssängers rüsten sich heuer, dort eine Erinnerungstafel zur fünfzigsten Wiederkehr des Todestages anzubringen. Konradin verriet schon recht früh eine hohe musikalische Begabung, und namentlich wird seine schöne klangreiche Stimme gerühmt. Schon in seinem stebenten Lebensjahre erhielt er den ersten musikalischen Unterricht, und wieder war es der hohe Festtag des musikalischen Kalenders, da er begann.

Trotz seines ungewöhnlichen Talentes für die Musik dachten aber die Eltern keineswegs daran, ihn Musik studieren zu lassen. Er ward vielmehr auf

Wunsch der frommen Mutter für den geistlichen Stand bestimmt und in das Benediktinerkloster Zwiefalten gebracht. Das Leben und die Wirklichkeit ist oft viel romantischer als alle Poesie: die heilige Cäcilia wieder segnete den Tag seines Eintritts ins Kloster. Ernst Weirauch, damals der bedeutendste Kontrapunktist Schwabens, ward hier in Zwiefalten Konradins Musiklehrer. Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer Kreuzer von diesem Meister lernte: oft arbeitete er noch bei Mondschein, und man möchte meinen, er hat den Mondenschein für alle Zeit in seine süßen Lieder gewebt. Nach Weirauchs Tode siedelte Kreuzer in die Praemonstratenser-Abtei Schussenried über, und hier wirkte der Lateinschüler dann jahrelang als Organist und musikalischer Erzieher der übrigen Klosterkinder.

Die Eltern sahen Konradins Leidenschaft für die Tonkunst mit gesteigerter Unruhe wachsen, und schließlich verboten sie dem auch gehorsamen Sohne das Studium der Musik gänzlich. Aber der gestrenge Vater starb bald, und der ihn abgöttisch liebenden Mutter wußte Konradin leicht die Erlaubnis abzugewinnen, sich ganz seiner Neigung widmen zu dürfen. So finden wir den Zwanzigjährigen in Freiburg, wo er Philosophie studiert und seine erste Oper: „Die lächerliche Werbung“ komponiert.

Es liegt mir nun nichts ferner, als hier dem geneigten Leser eine ausführliche Biographie Kreuzers zu geben. Solche Lebensläufe, die sich ja doch immer auf eine bloße Erzählung von Daten beschränken müssen, sind immer langweilig, und wen des Meisters Leben besonders interessiert, der findet die von ihm selbst verfaßte Biographie in Michaëlfons „Musikalischem Salon“ vom März 1847.*) Kreuzers Leben floß eigentlich allzeit so spiegelglatt und eben dahin wie das Silberhächlein seiner Lieder. Es liegt eine uralte Wahrheit in jenem: *ὁ μὴ δαρείς ἀνθρώπος οὐ παύεται*. Erst späterhin, als auch ihm Enttäuschung auf Enttäuschung wurde, als auch an ihn gar manchmal gebieterische Not herangetreten, vertieft sich sein Gesang zur Größe wahrer Meisterschaft. Sein bestes Werk, die noch heute so jugendfrische Oper „Das Nachtlager zu Granada,“ schuf er in seinem 52. Lebensjahr, und wieder zwei Jahre später erst entstand seine Musik zu Raimunds: „Verführer“.

Kreuzer hat viel geschaffen. Das Verzeichnis seiner Werke weist nicht weniger als 37 größere und kleinere Opern auf; dazu kommen noch ein Oratorium „Die Sendung Moses,“ zahlreiche Instrumental-Kompositionen und vor allem eine Fülle herrlichster Lieder, prächtig frisch, so gar nicht von des Gedankens Blässe angekränkt, und doch fast alle schon vergessen. Nur so ein paar, sein: „Dir möcht ich diese Lieder weihen,“ „Das ist der Tag des Herrn,“ „Was schimmert dort auf dem Berge so schön,“ „Schon die Abendglocken klangen“ und noch dieses und jenes sind in den Liederschatz des Volkes übergegangen, man singt sie, soweit die deutsche Zunge klingt.

Als unser Kaiser neulich das schöne Wort vom deutschen Männergesang sprach, da hat er gewiß auch deiner gedacht, du schwäbischer Konradin, der du als der Ersten einer solche Lieder sangst! Kreuzers Lieder sind in der Zeit kurz vor und nach den Freiheitskriegen entstanden, und im Verein mit dem größeren Karl Maria v. Weber hat unser Meister durch seine Lieder zur Hebung des nationalen Bewußtseins der Deutschen beigetragen.

*) Eine ausführliche Lebensbeschreibung giebt auch C. F. Wittmann im Textbuch zum „Nachtlager“.

Kreuzers romantische Musik ist frisch wie ein junger Frühlingstag, sie blickt uns mit hellen Kinderäugen an, daß einem das Herz dabei aufgeht. Sie hat so gar nichts von jener interessanten Nervosität der französischen Neuromantiker, die damals die musikalische Welt tyrannisierten, sie ist kerndeutsch. Es ist gewiß kein Zufall, daß Kreuzer mit Vorliebe Uhländische Lieder und Balladen in Musik setzte; die beiden Schwaben waren verwandte Naturen. Und so gilt denn auch, wie Niehl sagt, jenes Gutzkowsche Wort über Umland für unsern Kreuzer: „Er zog die Glocken der Kapelle, stellte Hirtenknaben auf die Bergespitzen und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen — ließ Sänger an die Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, zauberte uns Jungfrauen auf den Plan und Königsöhne, die vorüberzogen und sie liebten“.

Kreuzer hat den stillen Abend seines doch bewegten Lebens in Riga zugebracht, wo seine Tochter Marie als Opernsängerin thätig war, und hier auch machte am 14. Dez. 1849 ein Schlaganfall seinem Dasein ein Ende. Auf dem katholischen Friedhof der Moskauer Vorstadt, fern von der deutschen Heimat, schläfst der deutsche Sänger den ewigen Schlaf. In seiner Vaterstadt Mäskirch haben ihm zum hundertsten Geburtstage Deutschlands Liedertafeln ein prunkendes Denkmal errichtet. Er aber hat seine Lieder dauernder denn Erz in unsere Herzen gegraben.

Dr. Adolf Heilborn.



Evangelische Konfirmationspraxis.

Wie die wohl richtig ist in unserm lieben Deutschland? Eine Frage, die alle einigermaßen ernst denkenden Eltern sich beantworten müßten, die langsam in letzter Zeit Geistlichen und Synoden, kirchlichen Vereinigungen und Konferenzen „aufdämmert“, die aber nicht nur die Kirche, sondern namentlich das deutsche Haus angeht.

Mit vierzehn Jahren, selten mit fünfzehn oder gar sechzehn, wird der Junge, das Mädchen konfirmiert. An demselben Tage, spätestens ein paar Jahre darauf ist Abendmahlsgang der Neukonfirmierten, von dem sich so leicht niemand ausschließt. Es würde ja auffallen, wenn Hans B. oder Grethe C. dabei fehlten. Ob sie für das höchste Mysterium des Christentums einigermaßen reif sind? Der Konfirmierende Geistliche seufzt bei so manchem. Aber was will er machen? *Usus est tyrannus.*

Manche sind reif. Das Haus hat dem Pfarrer geholfen. Auch war die junge Seele empfänglich, war frühreif. Ich habe Knaben wie Mädchen dieses Alters mit gutem Gewissen und frohen Hoffnungen die Hand aufgelegt und bin nicht betrogen worden; das bezeugen herrliche Briefe, die zu meinen schönsten Schätzen gehören, das hat oft das Leben und jüngst erst das Sterben von Konfirmanden mir bestätigt. Aber ich behaupte auf Grund einer längeren Erfahrung im Inlande und im Auslande: solche Fälle sind nicht die Regel, sondern die *U s n a h m e*.

Beobachte einer einmal die Neukonfirmierten am Nachmittage nach der Einsegnung oder am Tage des Abendmahlszuges. Er wird sein „blaues Bunder“ sehen. Die Knaben meistens in einer Stimmung wie die Muli, die vom Gymnasium kommen; wenn's geht, paffen sie Cigarren und trinken tüchtig Bier. Die Mädchen — denen ist das weiße oder schwarze Kleid die Hauptsache, und die echten oder unechten Schmuckfaden, und der nächste Ball, die Gesellschaft, in die sie nun eingeführt werden (bei den höheren), das nächste Tanzvergnügen (bei den unteren Ständen). An manchen Orten wirken tüchtige Pfarrer dagegen und schließen den Konfirmierten das Pfarrhaus auf am Einsegnungs- und Abendmahlsstage. Aber was sie am folgenden Tage treiben — wer kann es kontrollieren? Wer kann's zumal bei den Massen-Einsegnungen in unsern Großstädten?

Die Einsegnung ist den Evangelischen kein Sakrament, gewiß. Aber das Abendmahl ist doch eins! Welcher Vater, welche Mutter können wünschen, daß der Gang zum Tische des Herrn eine leere, vielleicht lästige Zeremonie sei, der man sich nur aus Zwang fügt? Welcher Geistliche kann wünschen, derartige Gäste beim Abendmahle zu sehen?

Wenn kirchliche Einrichtungen nicht mehr zeitgemäß sind, so müssen sie der Zeit angepaßt, also verändert werden. Die Einsegnung und die Zulassung zum Abendmahl mit 14 Jahren ist keine göttliche Institution, sondern eine menschliche. Sache der evangelischen Kirche ist es, hier Wandel zu schaffen. Man erwägt eine Trennung der Einsegnung von der Abendmahlszulassung, — erstere könne mit 14, letztere mit etwa 18 Jahren erfolgen. Ich kann mich für diesen Vorschlag nicht erwärmen. Er ist zu eng und zu weit. Zu eng, denn warum eine innerlich reife Konfirmandin von 14 Jahren vom Abendmahl ausschließen? Zu weit, denn er drückt den Wert der Einsegnung im Bewußtsein des Volkes auf ein Mindestmaß herab — was ist sie dann noch, wenn sie nicht die kirchliche Mündigkeit des Konfirmanden verbilrgt?

Freilich, kritisieren ist leicht, und eine für alle Verhältnisse passende Regelung der Frage dürfte schwierig sein. Jedenfalls müßte der Konfirmierende Geistliche in Deutschland in Bezug auf Einsegnung und Abendmahlszulassung mehr Freiheit haben, als er heute hat. Er müßte nach pflichtmäßigem Ermessen diesen einsegnen, jene zurückweisen dürfen, was heute nicht leicht ist, falls nicht grobe Vergehen der Konfirmanden vorliegen. — Schreiber dieses lebt in idealen Verhältnissen. In Holland ist es Landessitte, sehr spät zu konfirmieren: ich habe z. B. Konfirmanden von 22 Jahren, und die jüngsten, die noch lange nicht eingeseget werden, sind 16 Jahre, auch die Jünglinge! Wie ganz anders kann der Seelsorger zu ihnen reden als zu grünen Jungen und unreifen Mädchen! Leichter wird der Unterricht wahrlich nicht, aber nutzbringender, fruchtbarer!

Vielleicht habe ich einen Funken in ein Pulverfaß geworfen. Nun, das ist zuweilen recht heilsam. Es wäre schon ein hübscher Erfolg, wenn du, lieber Vater und Mutter, ein wenig über die Frage nachdächtest: ob unsere evangelische Konfirmationspraxis wohl die rechte ist? Vielleicht kommen dann Vorschläge — sie werden mit Freuden geprüft werden.

Joh. Quandt.



Universität und Theologie.

Diese Frage ist in der letzten Zeit mit besonderem Nachdrucke erörtert worden; an Anlaß hat es ja auch nicht gefehlt. Auf der linken Seite erklärt man im Namen der modernen Wissenschaft, ihres Ansehens und ihrer Freiheit den Verbleib der theologischen Fakultäten im Organismus der Universität als frommen Betrug, als Anachronismus, der lediglich historischen Rücksichten seine Duldung verdanke. Und wer noch zweifeln möchte, den müßten die jüngsten Vorkommnisse eines Besseren belehren. Ein katholischer Theologe müsse seine Konzepte entweder von der jeweil herrschenden kirchlichen Richtung approbieren oder korrigieren lassen, und dann sei er wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen, oder er werde die Folgen des Widerstrebens an sich erfahren. Ein *argumentum ad hominem!* Man führt aus, der Glaube an das Uebernatürliche, Uebernatürliche ist Gemütsfache; mit Wissenschaft hat er nichts zu thun. Will er zur Wissenschaft werden, so hebt er sich selbst auf. — Während alle weltlichen Wissensgebiete autonom sind und keine Schranke oder Voraussetzung kennen als die erkannte Wahrheit, sei die Theologie heteronom; eine Behörde bestimmt, was jeder Theologe zu lehren und jeder Gläubige zu lernen hat. — Das selbe, was von der katholischen Theologie gilt, gilt übrigens auch von der sogen. katholischen Wissenschaft überhaupt, wie z. B. Geschichte oder Philosophie. Sie sei nicht ernst zu nehmen; Ausgangspunkt, Methode und Ergebnis stehen von vornherein fest.

Solche Gedanken, die aber keineswegs neu sind, sind in der letzten Zeit z. B. von Theobald Ziegler in Straßburg, von Paulsen in Berlin, in den Münchener „Hochschulnachrichten“, sodann von einem katholischen Professor der Medizin in der „Straßburger Post“, teilweise auch von katholischer Seite, wie von Stöckle in den „Historisch-politischen Blättern“, eindringlich betont worden. Diese Zeugen ließen sich noch bedeutend vermehren; die einen wenden sich bloß gegen den wissenschaftlichen Charakter der Theologie, die anderen zugleich gegen ihre Stellung an den Universitäten; die laute oder stillschweigende Forderung, die Theologie müsse in Deutschland wie in den romanischen Ländern von den Universitäten verschwinden, steht am Ende aller dieser Deduktionen. Schon länger suchte man vielfach die theologischen Professoren von den akademischen Würden (z. B. bei der Rektoratswahl) auszuschließen, weil man in ihnen keine ebenbürtigen Repräsentanten freier Wissenschaft sah. „Nach meiner Ansicht,“ so schließt der erwähnte Aufsatz der „Straßburger Post“, die von vielen meiner Kollegen geteilt wird, wäre es am besten, sämtliche katholischen Fakultäten an den Hochschulen aufzuheben und es den bischöflichen Behörden zu überlassen, wie sie ihre Theologiestudierenden, nachdem diese das Abiturientenexamen bestanden haben, in ihrer Fachwissenschaft ausbilden wollen. Denn eine Universitätswissenschaft, d. h. eine freie Wissenschaft, ist die katholische Theologie nicht und wird es niemals werden, weil sie es nicht werden kann. *Sit ut est — aut non sit!*“

Auf auktoritativ kirchlicher Seite begegnet dieser Wunsch keinem starken Widerstande. Hier will man ebenfalls, wenn auch mit anderer Begründung, die Theologen von der Universität zurückziehen. Man fürchtet oder giebt

vor, der Glaube leide unter der lebendigen Beziehung der Theologie zu dem modernen Wissenschaftsbetriebe, dessen Grundlage die Voraussetzungslosigkeit ist. Die durch die Forschung geweckte Selbständigkeit gefährde ferner den Gehorsam in theoretischen und praktischen Dingen; das Resultat eigenen Arbeitens und Lehrens wird nicht so leicht auf den Wunsch der Behörden zurückgezogen, wenn es diesen unbequem wird. Abgesehen von der Rechtswissenschaft steht auch kaum eine Wissenschaft in so engem Zusammenhange mit den Einrichtungen des praktischen Lebens (hier auf kirchlichem und religiösem Gebiete), wie die Theologie, weshalb an der Art ihres Betriebes und ihrer Gestaltung die Behörden das größte Interesse haben.

Da nun in der katholischen Kirche besonders eine große Ordensschule herrscht, die alles unter kasuistischen Gesichtspunkten abzuwägen von altersher gewohnt ist, so identifiziert man Glaube und Schulrichtung, Opportunität und Wahrheit, indem man als unerlaubt, des Irrtums verdächtig oder an ihn streifend alles dasjenige bezeichnet, was jener Ordensdoktrin widerspricht oder sie zu gefährden scheint. An Stelle der Frage, ob ein theologischer Lehrsatz wahr oder falsch sei, tritt unvermerkt die andere, ob es vom Standpunkte der Ordenstheologie aus „erlaubt“ oder „unerlaubt“ sei, ihn zu lehren. Die Ordensdoktrin wird dabei naiv mit der göttlichen Offenbarung in eines gesetzt. — So werden viele ängstliche Theologiebekiffene heiziten in heilsame Gewissensangst für ihre „Orthodoxie“ veretzt und bleiben in den Fesseln des herrschenden Systems.

In abgeschlossene und ausschließlich den kirchlichen Behörden unterstehende Seminarien soll das theologische Studium darum verlegt werden; der Orden beherrscht dann die Behörden, und diese die Seminarier. Nicht die Wissenschaft ist es, die dort vor allem zu lehren und zu lernen ist, sondern Gehorsam; daneben eine paragrafizierte Frömmigkeit nach kasuistischem Zuschnitte und Askese. Die lästige Individualität wird heiziten „abgeschliffen“, und der Einzelne zur Schachfigur. Zu einer selbständigen wissenschaftlichen Richtung oder Ueberzeugung kommt es dann nicht leicht, und eine Kunstfigur kann jedenfalls unschwer dirigiert werden, um das abzuwerfen, was den „Oberen“ nicht genehm ist. Aus derartigen Erwägungen verfügte man jüngst beim Semesterbeginn im Würzburger Priesterseminar, daß der Besuch freiwilliger Kollegien teils ganz verboten, teils nur mit besonderer Genehmigung der Vorstände gestattet sei. Auf diese Weise wird die Zugehörigkeit zur Fakultät und Universität — möglichst „unschädlich“ gemacht.

In den Hochschulkreisen der katholischen Theologen selbst, nicht etwa bloß bei einem „Irenaeus Themistor“, findet dieses Bestreben fruchtbareren Boden. Man arbeitet ihm wenigstens mittelbar vor. Zwar will man selbst die Bequemlichkeiten und äußeren Vorteile, die die Stellung des akademischen Lehrers bietet, nicht preisgeben; aber man sorgt doch wenigstens dafür, daß keine selbständige Kraft und Richtung in der Fakultät aufkomme, bewußt oder unbewußt wiederum im Solde der großen Ordensschule. Wie die letzte Zeit bewiesen hat, wird auch die Presse zur Denuntiation und Verdächtigung allzu „liberaler“ Kollegen mit Erfolg benützt. Eine gewisse „Moral“ erlaubt ja vieles gegenüber wirklichen oder vermeintlichen „Häretikern“ (vergl. Behmkuhl, S. J., Theol. moralis, I, 1179, Ad. V, 3). Daß die „Orthodoxie“, als deren Verteidiger

man sich dabei stets aufspielt, wirklich gefährdet sei, glaubt man oft selbst nicht. Im „Falle Schell“ wurde dessen kirchliche Korrektheit von der „Germania“ anfangs ausdrücklich hervorgehoben, später aber von derselben Korrespondenz das Gegenteil behauptet. Die „Gefahr für den Glauben der Zuhörer“ giebt einen vortrefflichen Vorwand ab, um die Einen auf die Seite zu schieben und den Andern die Bahn in das theologische Lehramt frei zu machen. Gesinnungstüchtigkeit geht vor Wissenschaftlichkeit. Für einen Theologen, so erklärt Domkapitular Schädler im bairischen Landtag, kann es keine größere Strafe geben, als wenn sich ein Liberaler, wie Dr. Casselmann, auf ihn beruft. Ein Theologe, der etwas gelten will, muß im Sinne der Partei gesinnungstüchtig sein. Dann kann sich auch kein Liberaler auf ihn berufen! — „Wer nicht pariert, der fliegt!“ Dieses Wort möchte man in vollem Maße auf dem Gebiete der katholischen Theologie zur Geltung bringen; weil aber die Organisation unserer Hochschulen bei der Beseitigung mißliebiger und der Berufung „orthodoxerer“ Lehrkräfte die Kabinettsjustiz erschwert, zieht man die Seminarien vor, in denen man auf der Stelle jeden Wunsch durch Ukase erfüllen kann.

Auf die Thatsache, daß vom Konzile zu Trient keine Verdrängung und Verhinderung des akademischen Studiums durch die Seminarien geplant war, wollen wir hier ebenso wenig eingehen, wie auf eine Darlegung der Vorteile des Universitätsstudiums für die Theologen, zumal wenn die Fakultät nicht bloß als Vorbereitungsanstalt für die Erwerbung des Doktorgrades gilt. Die Nachteile der akademischen Freiheit für die jungen Theologen ließen sich, auch ohne die Radikalkur der Entvölkerung der Fakultäten, bei einigem guten Willen sehr leicht, und zwar auf die mannigfachste Weise paralyzieren. Daraus, daß von kirchlicher Seite für die religiöse und sittliche Förderung der akademischen Bürger nichts geschieht, folgt nicht, daß nichts geschehen kann.

Wenn aber die Theologie eine wahre Wissenschaft sein soll, und diesen Anspruch wollen ja auch unsere „Orthodoxen“ nicht fallen lassen, so muß sie sich eben als solche auch durch ihren Betrieb erweisen. Die kirchlichen Glaubenslehren müssen in ihren philosophischen und historischen Voraussetzungen und Grundlagen, in ihrer Systematik und im einzelnen auf wissenschaftlichem Wege als glaubhaft, berechtigt und pflichtmäßig dargethan werden. Diese Aufgabe stellt auch die katholische Kirche ausdrücklich als pflichtmäßig und lösbar für alle Zeiten hin. Verbürgt ferner die göttliche Offenbarung die objektive Wahrheit, so ist es Pflicht des Gläubigen, besonders des Theologen, sich diese anzueignen und selbstthätig das Opfer des Glaubens zu bringen durch Erfassung und Bethätigung der Wahrheit im Denken und im Leben, aus allen Kräften. Geschieht dies, so ist die göttliche Wahrheit des Christentums in der That ein Prinzip des Fortschrittes für den einzelnen und die Gesamtheit, für Gegenwart und Zukunft; diese Aufgabe ist ein Bau, an dem alle Zeiten arbeiten sollen: die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit!

Enthält diese Aufgabe aber einen Widersinn, so schwebt nicht bloß der religiöse Glaube in der Luft, sondern es ist auch der Willkür und damit einem bornierten und intoleranten Fanatismus Thüre und Thor geöffnet. Ist die Theologie keine eigentliche Wissenschaft, wie Paulsen in seiner neuesten Schrift: „Nant, der Philosoph des Protestantismus“, anzunehmen geneigt ist, und wie

andererseits auch katholische Professoren der Philosophie an den bayerischen Universitäten schon wiederholt aus wohlwollender Absicht in Zeitungsbeilagen, Zeitschriften und Broschüren behauptet haben, so sind wir die ersten, die offen erklären, daß die Theologie das Recht verwirkt habe, neben den übrigen Fakultäten, deren Stolz die „Freiheit des Gewissens im freien Streben nach der Wahrheit“ ist, sich in das Gewand angemessener Wissenschaftlichkeit zu kleiden. Dann wollen wir bekennen, daß sie des Separatismus (der Abschließung) in den Seminarien bedarf, daß sie sich flüchten muß in das Halbdunkel der Austragskammer, um sich vor dem Sonnenlichte und der frischen Zugluft der modernen Forschung zu sichern, die ihr blüdes Auge und ihr starrer Leib nicht ertragen können — bis die Zeit völlig mit ihr und ihrem Ausbehalte aufgeräumt haben wird.*) — Anders ist es, wenn der wissenschaftliche Charakter der Theologie nicht bloß mit Worten behauptet, sondern auch betätigt wird, wenn sie die Aufgabe hat und zu erfüllen trachtet, eine lückenlose, vorurteilsfreie Darlegung und Erklärung der religiösen und kirchlichen Thatfachenwelt zu bieten. Die Theologie ist dann so gut wie Naturwissenschaft und Heilkunde, wie Philosophie, Geschichte und Rechtswissenschaft an nichts anderes gebunden, als an die Erscheinungen, deren Grund und Berechtigung unmittelbar oder mittelbar wissenschaftlich nachzuweisen ist. Das Uebernatürliche und Uebervernünftige ist am allerwenigsten dem Nachweise seiner tatsächlichen Berechtigung überhoben. Der persönliche religiöse Glaube des Theologen ist nämlich nicht ein Zwangsmittel oder ein unmittelbarer Lückenbüßer des wissenschaftlichen Denkens; ebensowenig ist die wahre, vorurteilsfreie und selbstlose Wissenschaft eine Gefahr für den wahren Glauben, wie der Fanatismus vorgiebt, sondern die natürliche Grundlage des Glaubens, dessen organische Vollendung die Glaubenswissenschaft ist. Die entgegenstehenden Vorurteile werden durch ihre weite Verbreitung nicht berechtigt. Der Glaube soll nach der Forderung Pauli eben ein „vernünftiger“ sein. (Röm. 12, 1.) Es sei an dieser Stelle erinnert an die verwandten Gedankengänge der beiden Schriften des Wiener Kirchengeschichters Ehrhard, seiner Antrittsrede über die Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte und seiner Programmrede: „Der katholische Student und seine Ideale“ (Wien, Mayr u. Cie., 1899).

Wie der katholische Künstler nur mit Kunstmitteln (vergleiche die Schriften von Beremundus [Muth]), so darf der Theologe nur mit wissenschaftlichen Mitteln auftreten und wirken. Sobald er den wissenschaftlichen Boden verläßt, um zu überreden oder zu zwingen, statt zu beweisen und zu überzeugen, erlaubt er sich unzulässige Uebergriffe. Sein Arbeitsgebiet ist wahrlich weit und lohnend genug; wie weite Strecken erharren erst einen wahrhaft zeitgemäßen Anbau! Nicht müßelos ist freilich seine Arbeit; er ist ja genötigt, in der einen Hand stets das Schwert zu führen, um sich gegen fanatische Vergewaltigung zu schützen, die da glaubt, wenn man nur die katholischen Theologen von den

*) Mit der jüngsten Schrift von Georg Freiherrn von Hertling: „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft“ werden wir uns eigens befassen. Sie hat den verschiedenartigsten Widerhall hervorgerufen. In den Kreisen der Hierarchie und der Seminarien hat sie indes allem Anschein zufolge das Gegenteil von dem erreicht, was sie den kirchlichen Obern so dringend und liebenswürdig im Interesse der geistigen Parität ans Herz zu legen bemüht war.

„gefährlichen“ Gebieten (besonders Religionswissenschaft und Kirchengeschichte, wenn sie nicht eigentlich tendenziös betrieben werden) abhalte, sei der frommen Beschränkung die Herrschaft gesichert. Und doch sind Philosophie und Geschichte die beiden Augen der Theologie. Im Schließen der Augen die Festigkeit des Glaubens zu suchen, wäre doch aber ein bedenklicher Aberglaube. Je ängstlicher die katholische Theologie sich der wissenschaftlichen Forschung und dem Fortschritte verschließt, um so rücksichtsloser werden die Hände ihrer Gegner sich der eigentlich theologischen Gebiete bemächtigen — man denke z. B. nur an die Bibelkritik, an die Religionsphilosophie, an die Religions- und Dogmengeschichte — und den Theologen nicht bloß die Forschungsgegenstände entreißen, sondern auch die unnatürliche Kluft zwischen Welt und Kirche, Wissen und Glauben immer mehr erweitern und vertiefen. Die menschlichen Aussichten auf die Durchführung der kirchlichen Weltmission werden dabei immer geringer. — Allerdings, wenn man auf die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise verzichtet und nur die breiten Massen der Kirche zu erhalten sucht, obwohl auch dies gegenüber dem modernen Sozialismus dann nicht mehr lange gelingen wird, weil man ohne Truppen keinen Krieg führen kann, dann wird man auch den theologischen Fakultäten, deren bloße Existenz an den modernen Hochschulen man mit Recht eine verkörperte Apologie des Christentums genannt hat, keine Thräne nachweinen. Mit ihnen fällt aber auch neue ein organisches Bindemittel zwischen dem Priester und der Welt, zwischen den Studierenden der weltlichen und der theologischen Fakultäten. Ein Klerus, der nicht mehr akademisch gebildet ist, verringert das Ansehen seiner Kirche und beraubt zugleich die Theologie und die Kirche der hohen wissenschaftlichen und materiellen Förderungsmittel, welche die Theologie und ihre Vertreter an den Hochschulen jetzt noch genießen. Die Aufhebung der theologischen Fakultäten würde für den Staatshaushalt eine bedeutende Ersparnis zum Schaden der Kirche bedeuten. — Wer aus Ueberzeugung seiner Kirche anhängt, vertraut dem Siege der Wahrheit, er sieht nicht in jedem Andersdenkenden, Lehrenden oder Schreibenden sofort eine Gefahr für seinen Glauben; eine so furchtsame „Kleinläubigkeit“ müßte auf sehr schwachen Füßen stehen. Vorurteilsfreie Wissenschaft ist auch nicht unbefonnene Neuerungssucht, sie scheidet von dem wertvollen Alten nur die nutzlose Spreu und vermählt das Bleibende mit den Resultaten eigener und fremder Neuforschung. Soll es unerlaubt sein, die Voraussetzungen der theistischen Weltanschauung philosophisch zu vertiefen, aus den Labyrinth der scholastischen Systeme über Wissen und Glauben, Gott und Welt, Natur und Gnade, Prüfungsstand und Vollendung einen vielleicht überraschenden, aber einfacheren und sichereren Ausweg zu zeigen?

Doch man tadelt vielleicht meine Ansicht als Ausfluß eines unbrauchbaren Idealismus und fragt mich, ob ich denn den „Fall Scheil“ und seine Lehren ganz vergessen habe? Ein anderes Beispiel, das man mir entgegenhalten möchte, wäre die Entscheidung des St. Ufficio, nach der ein Katholik sich nicht zu der Ansicht bekennen darf, das sogen. Comma Joanneum (1 Joh. 5, 7f.) sei nicht authentisch. Selbst der fromme und hochkirchliche Cardinal Vaughan von Westminster nannte den Konsultoren des St. Ufficio gegenüber diese Entscheidung eine „bestialität“. Das habe ich aber in meinem „Idealismus“ durchaus nicht übersehen. Die angeführten Fälle beweisen nur, daß die Theo-

logie ihr Ansehen und ihre Würde verliert, wenn sie unter dem Drucke eines zwar wohlmeinenden, aber engherzigen Prohibitivsystems zu leiden hat. Ein solches herrschte aber in den wissenschaftlich fruchtbarsten Perioden der Kirchengeschichte gerade nicht, und braucht auch nicht unverändert fortzubestehen. Dem kirchlichen Lehramte bestreiten wir gewiß nicht sein unveräußerliches Recht, über die Reinheit der Glaubenslehren überall zu wachen; daß aber kirchliche Disziplinarbehörden, deren Orientierung über die wissenschaftlichen Fragen in Deutschland, Frankreich und England sehr bestritten wird, die zudem, wie Lassene, der Historiograph von Lourdes, bezüglich der Indexkongregation dargethan hat, nicht einmal unbestechlich sind, auf Betreiben und Denunziation von Persönlichkeiten, die durchaus nicht immer als selbstlos und berufen gelten, wie Hilgers S. J. in den „Stimmen aus Maria Laach“ zugiebt, stets in solcher Form auftreten müssen, folgt weder aus dem Wesen, noch aus der Verfassung der Kirche. —

Andererseits ist sowohl die „Voraussetzungslosigkeit“ als die absolute Schrankenlosigkeit der Forschung auf Seiten der übrigen Fakultäten ebenfalls nur eine scheinbare. Was die letztere insbesondere betrifft, so mag man die Sache wenden wie man mag, über die „Fälle“ Arons, Delbrück und Schiller wird man nicht hinauskommen. Was würde geschehen, wenn ein Staatsrechtslehrer, der infolge langen Forschens zur wissenschaftlichen Ueberzeugung gekommen ist, der Sozialismus sei die einzig richtige Form des Staatslebens, diese Anschauung an der Hochschule vertreten wollte? Man wende nicht ein, die Staatsbehörde handle in diesem Fall im Interesse der Selbsterhaltung. Thun oder glauben die kirchlichen Disziplinarbehörden nicht dasselbe? „Auktorität bleibt Auktorität, ob sie so genannt wird oder nicht, ob sie vom Heiligenscheine umstrahlt ist oder vom Nimbus weltlicher Größe,“ sagt Schell. Wer nicht weiß, daß Selbstthätigkeit und wissenschaftliches Ringen der Weg zum Fortschritte und zur Welteroberung sind, oder wer aus ängstlicher Befangenheit oder Herrschsucht dies leugnet, der betrachtet jeden selbständigen Forscher leicht als „Revolutionär“, der durch Gewaltmittel zur Notnützigkeit zurückgebracht werden muß. An solchen Vorurteilen aber ist die theologische Wissenschaft als solche unschuldig, man darf sie dieselben also auch nicht entgelten lassen. Ohne Selbstthätigkeit giebt es nur Rückständigkeit und Stagnation, Uebel, die durch ein selbstverleugnendes und sich selbst überbietendes Forschen und Schaffen vermieden und ausgeglichen werden. In Bewegung sind freilich auch die Sumpfläsen eines faulen Gewässers, aber diese Bewegung ist kein Lebenszeichen! Wir stimmen Romundt bei, wenn er auf religiös-kirchlichem Gebiete „vielfache Symptome des Erlahmens“ der eigentlich geistigen Kräfte beobachtet — „trotz aller anscheinenden Lebendigkeit und Vielgeschäftigkeit“ — im Kleinen und Kleinen. (Vgl. Band der Geister, Philosophie in Briefen. Leipzig, Naumann, 1895. S. 2.) — Man tröste sich nicht mit den Massen: jede alternde Religion ist eine Religion der Massen (Paganismus) und der Vielgeschäftigkeit! Sollten aber die hier entscheidenden Kreise in ihrer Politik verharren, so würde sie doch der Gegner (vergl. Ziegler: Die geistigen Bewegungen im 19. Jahrhundert) bald aufmerksam machen, daß kirchliche Gewaltmittel und denkfauler Gehorsam ohne selbstthätige Ueberzeugung nicht zum Leben und zur Erhaltung führen, sondern höchstens die letzten Zuckungen eines durch

starre Nachäbung erdrückten oder in sich verkücherten Organismus hervorrufen. Wird die kirchliche Theologie aber bleibend in die Lage versetzt, in freier Lebenslust sich zu entfalten, so wird ihr keine Sophistik das Bürgerrecht an unseren Hochschulen streitig machen können, dessen Verlust in letzter Linie für die katholische Kirche selbst und ihren Einfluß die schwerste Einbuße wäre!

Siegfried Peitlers.



I. Ch. Brandes und seine Schule.

(Von den Berliner Bühnen.)

Brave und gewissenhafte Premièrrentiger, nicht anders wie zur Wahrung der öffentlichen Interessen und des guten Geschmacks bestellte Kritiker, pflegen sich aus irgend einer Zeitung das Repertoire-Schema der Woche vorsichtig auszuscheiden, und damit sie ja nichts Wichtiges übersehen und vergessen, die Premièren an den verschiedenen Theatern rot oder blau mit emsigem Stift zu umkränzen. Das ist ein zweckdienliches und verständiges Verfahren; und wenn ein Provinzler, in dessen liebem Heimatstädtchen soeben „Charleys Tante“ als neueste Novität vorbereitet wird, solchen bunt bemalten litterarischen Speisezettel betrachtet, dann kann's dem Staunenden „ganz anders werden“ vor Ehrfurcht vor all den Pflichten, die den gewissenhaften Berliner bald dahin, bald dorthin rufen; bald in das üppig ausgestattete Schmuckkästchen am Schiffbauerdamm, wo unter Frau Nuschka Buzes glücklicher Pflege abendfüllende Harmlosigkeiten für höhere Töchter und noch kleinere Kinder emporblühen, bald in den engen, im Grunde genommen ganz abscheulichen Schauspielkasten in der Schumannstraße, wo unter des kleinen, klugen Direktors Brahm vorsichtiger Leitung am besten Komödie gespielt wird in Berlin, oder sagen wir ruhig: in ganz Deutschland, wenn schon die Hand des Leiters in diesen letzten Monaten nicht mehr so sicher und glücklich das Starke, Lebensfähige herausgriff, wie in früheren Jahren.

Von der ganzen imponierenden Zahl der Premièren der letzten Wochen, die sich der gewissenhafte Premièrenbesucher rot angestrichen hat, streicht sich leider die Bitteraturgeschichte gewiß keine einzige rot an. Ein paar davon mögen eine Weile ihr harmloses Publikum unterhalten, aber über die nahe Jahrhundertgrenze wird kaum eines der neugespielten Stücke springen. Das wollen vielleicht die braven Bürger und Bürgerinnen nicht glauben, die sich nach des Tages Last und Mühe im Neuen Theater an dem „Unbeschriebenen Blatt“ ergöhen, oder im ehrwürdigen Schauspielhaus den freundlich schillernden Dialog des neuesten Paul Lindau über sich hinplätschern ließen. Aber es ist doch so. Allen diesen Stücken fehlt das starke Rückgrat, der feste Knochenbau, die gesunde Struktur. Keines von ihnen ist so furchtbar durchgefallen, so mitleidslos ausgelacht worden, wie etwa im Vorjahre der Halbesche „Eroberer“. Sie haben alle

einem kleinen Bruchteil des Publikums ein bescheidenes Vergnügen bereitet. Aber sie gehören auch alle zu jenen Stücken, aus denen kein einziger das Gefühl eines starken, nachdenklich stimmenden Ereignisses im Herzen mit nach Hause nimmt.

Gerade eh' ich mich zum Schreiben niedersetzte, hatte ich ziemlich übereinstimmend in den Berliner Tagesblättern die folgende kleine Notiz gelesen:

„Ein Gedenktag. Heute ist der 100jährige Todestag des dramatischen Dichters Johann Christian Brandes, der nach langen Irrfahrten hier in Berlin seine Ruhestätte gefunden hat. Seine einst vielgespielten Lust- und Schauspiele haben ihm einen ehrenvollen Namen in der Literatur erworben; sein Grab ist leider längst vergessen.“

Ach ja — „ehrenvoller Name“ — „viel gespielte Lust- und Schauspiele“ . . . Es ist etwas Schönes um den Ruhm und um einen ehrenvollen Namen, den zeitenhungrige Reporter von einem alten Kalender abbuchstabieren. Hand aufs Herz: Wer kennt heute noch Johann Christian Brandes? Wem ist sein „ehrenvoller Name“ geläufig? Wer erinnert sich, eines seiner vielgespielten Lustspiele gesehen, genossen, belacht, beklatscht zu haben? Tiefes Schweigen. Im großen Publikum kennt ihn heute kein Mensch mehr. Und doch hat der nach lieblich durchstollter Jugend brave und fleißige Mann, der gerade vor hundert Jahren in kümmerlichen Verhältnissen in Berlin sein an Wanderungen und Wandlungen so reiches Leben beschloß, acht dicke Bände dramatischer Arbeiten den — Bibliotheken geliefert, und manchmal bläst vielleicht ein Student, der eine Seminararbeit feufzend zusammenschmückt, den Staub von den sporreackigen Büchern. Und doch war dieser Ruhelose, der bald Schauspieler, Abschreiber, Schweinehüter, Lakai, dann wieder Direktor des Dresdener und des Hamburger Theaters war, einer von den verzogenen Lieblingen unserer genügsamen Urgroßväter. Der „Geadelte Kaufmann“ und die „Miß Fanny“ haben einst nicht schwächeren Beifall gefunden, als in diesem Monat die Werke seiner nachgeborenen Kollegen Lindau und Brasch. Brandes ist sogar unter den „Neuerern“ marschirt; er hat die Komödie mit dem schlichten, einfachen Dialog, wie sie Lessing verlangte, in seinem Sinne aufgefaßt, er hat im bewußten Kampf gegen die zopfigen Traditionen Gottschedscher gespreizter Unnatur das zu schreiben versucht, was wir heute gern „Konversationsstück“ nennen. Und seine dankbare Zeit hat dafür den vielgewandten, unstäten Mann, den Stribenten ohne Ernst und ohne Tiefe mit dem einzigen zielbewußten Reformator des italienischen Lustspiels, dem Venetianer Carlo Goldoni verglichen, der mit seiner nimmermüden Feder die extemporierte Comedia dell' arte aus dem Felde schlug, und für den Bühne und Leben, noch als er die Töchter Ludwigs XV. in die Schönheiten seiner Muttersprache einweihete, so sehr ineinander aufgingen, daß er auf seine Memoiren die Begründung drucken ließ: „Pour servir à l'histoire de sa vie et à celle du théâtre.“

Was in hundert Jahren noch da sein wird von dem, was man heute begeistert spielt und singt — wer ist so kühn, das prophezeien zu wollen? Unsere Dichter, besonders die patriotischen, die sich mit betäubender Vorliebe dem unnützlischen Prophetismus ergeben, pflegen vorsichtigerweise die Figuren, die sie zu Vermittlern ihrer schönen Träume machen, nur Dinge prophezeien zu lassen, die längst unbefritten in allen Weltgeschichten stehen und jedem Diner-Medner Gemeinplätze liefern. Auf die bange Frage: was wohl aus dem geistigen Leben unserer

Tage sich wird hinüberretten dürfen in die lichte Gedankenwelt unserer Urenkel, kann uns keiner Antwort geben. Leicht ist schon die Frage zu beantworten, was ganz bestimmt nicht das Gedächtnis kommender Generationen belastet wird. Und auf die lange Liste dieser Werke, die mit dem Tage kommen und gehen, wird man beruhigt alles das setzen dürfen, was der letzte Monat an unfruchtbaren Neuheiten der deutschen Metropole zu bieten hatte. Und vielleicht sind die Verfasser aller dieser Novitäten dem Besucher des idealen Zukunftsparketts das, was unserem Zeitungsleser und Premierenzögerer heute die Werke des dramatischen Dichters Johann Christian Brandes sind, dem die stets pietätvollen Reporter, mit der Krokodilsträne im Späherauge, so gerne, wie sie behaupten einen Kranz an das bescheidene Grab legen möchten. Wenn sie nur wüßten, wo sich der Vergessene in einem stillen Winkel der Niesenstadt ausruht von all dem längst verrauschten Weifallslärm seiner dankbaren Zeitgenossen . . .

Paul Lindau, auch ein Vielgereister, Vielverwöhnter unserer Zeit, ist nach zehnjähriger freiwilliger Verbannung nach Berlin zurückgekehrt. Kurz nach seiner Ankunft schon sprach man davon, daß er als Direktor das „Berliner Theater“ übernehmen werde, dessen derzeitiger Leiter, Intendant Prasch, sich mit der Gesellschaft, der das Theater gehört, über dies und das und allerlei, besonders aber über finanzielle Dinge, nicht zu einigen vermöge. Das Gerücht wurde energisch dementiert; und wie eine Unterstützung dieses Dementis sah es aus, daß am Hoftheater ein neues Lustspiel Paul Lindaus, „Der Herr im Hause“, vorbereitet wurde. Einige Wochen später war Lindau thatsächlich Herr im Hause in der Charlottenstraße, und das angekündigte Lustspiel hatte im Kgl. Schauspielhause die guten Freunde seines Verfassers ergötzt. Sie thaten wenigstens so. Aber keiner hat sich wohl im Herzen verhehlt, daß der vielgenannte Mann, der dort vor der Rampe lächelnd ein paar tadellose Verbeugungen machte, älter geworden ist, viel älter. Ernster, braver und friedlicher ist er geworden, wie das die bösen Jahre so mit sich bringen; aber er ist auch ein bißchen — langweilig geworden; er wiederholt sich und verschwächt alles, was so etwas wie Handlung geben könnte. Mit kluger Sparsamkeit sind Pointen und Scherze über die dünne Handlung gestreut. Manchmal sieht es fast so aus, als habe der Verfasser an die mancherlei Versuche der Hungerkünstler gedacht, die ihren Ruhm darein setzen, mit möglichst geringen Dosen von wenig nahrhaften Speisen möglichst lange Zeit auszuhalten und durch Vermeidung jeglicher Kräfte erfordernden Bewegung das mattflackernde Lebensflämmchen im Brand zu erhalten. Fast ängstlich vermeidet er alles, was nach Handlung oder Spannung aussehen könnte. Ein paar Menschen gehen redend, sich zankend und wieder versöhnend vier Akte lang umeinander herum; und ist dann diese Flüsterkomödie zu Ende, dann kommt's den Heimschreitenden zum Bewußtsein, daß hier ein heikles, ein sehr heikles Thema für das Hoftheater und die lieben jungen Mädchen bearbeitet worden ist.

War's ein Zufall, war's eine lebenswürdige Aufmerksamkeit der Intendantz, ich weiß es nicht: Thatsache ist, daß der „Herr im Hause“ gerade auf den Tag 25 Jahre nach jenem Lustspiel „Ein Erfolg“ gegeben wurde, das in demselben Hause damals bei seiner Premiere einen argen Standal hervorgerufen hatte. Lang, lang ist's her! Ältere Leute vom Bau — und das war eigentlich das amüsanteste des seltsamen Jubiläumsabends — wußten in den Pausen noch gruselige, haarsträubende Dinge zu erzählen, wie es damals zugegangen.

Lindau hatte, fest und strupellos zugreifend, figürliche Dinge und markante Typen auf die vornehme Hoftheaterbühne zu bringen gewagt; Verhältnisse und Personen, deren Vorbilder jeder mit Fingern deuten konnte. Nun tobte die Entrüstung. Das Stück fiel geräuschvoll durch. Der Intendant, Herr von Hülsen, bekam von empörten Studenten eine wüste Kagenmusik gebracht. Und die Folge all der Aufregungen? Jeder wollte das Stück gesehen haben, und aus dem wüsten Durchfall wurde bald ein großer Erfolg. Die Zeitungen mußten das anerkennen und die Kassenberichte redeten ihre stumme Sprache. Lang, lang ist's her . . .

In goldener Harmlosigkeit ist der Dichter nach 25 Jahren an den Schauplatz seiner dramatischen Ungezogenheiten zurückgekehrt. Eine ganz rührend einfache Geschichte weiß er uns zu erzählen und nicht ein einzigesmal läßt er sich's in den Sinn kommen, die pikante Seite der Sache auszunutzen. In den strengsten Pensionaten, wo man kaum zu erwähnen wagt, daß die Menschheit sich in zwei Geschlechter gespalten hat, kann das Stück gespielt werden; so harmlos ist es. Ja, ja, Paul Lindau ist ein großer Schalk.

Es giebt irgendwo, so fabelt er, einen sehr tüchtigen Baumeister, der ein sorgsamer Gatte einer sehr hübschen Frau, ein vorzüglicher Freund seines Sozins und im Nebenamt ein Riesentrottel ist. Er merkt gar nicht, wie der gute Freund, der im oberen Stock des gemeinsam erbauten Hauses wohnt, in seinem naiven Egoismus die ganze Wirtschaft tyrannisiert. Dieser Freund ist der eigentliche Herr im Hause. Er bestimmt alles: Theestunde, Verkehr, Hausordnung, Vergnügen. Ja sogar in den Toilettenfragen der Hausfrau ist er gewohnt, das entscheidende Wort zu sprechen. Der sogenannte Hausherr gehorcht ihm, und sein Einfluß auf Thun und Lassen der Hausfrau kennt keine Grenzen. Aber so hübsch und lebenswürdig die junge Frau ist, unlautere Absichten verbindet der „Dritte“ im Bunde keineswegs mit seiner gestrengen Gewalttherrschaft. Denn erstens: Das Stück spielt im Hoftheater, wo man von solchen Absichten überhaupt nichts weiß und keine Ahnung hat, daß manchmal aus dem Herzen kommen arge Gedanken . . . Zweitens ist Paul Lindau vorsichtig geworden. Er tritt leise auf und seine Späßchen sind brav und bieder. Nicht zum Widerspruch will er reizen; kein keckes Husarenstückchen soll sein neuester Erfolg sein; er wendet sich an die wohltemperierten Herzen aller „Gutgesinnten“, nicht zum mindesten an die minniglichen Jungfrauen im zarten Alter. So wird also der äußerst heikle Stoff, aus dem so ein bitterböser Franzose tolles Kapital von zweideutiger Lustigkeit geschlagen hätte, ganz sanft und fromm behandelt. „Dem Meinen ist alles rein,“ sagt ein schönes Wort, das sich gewiß nie hat träumen lassen, daß es auf ein Lustspiel Paul Lindaus gemünzt werden könnte. Der Eugendrichter erscheint zum Ueberfluß unter den nichts Böses Denkenden in Gestalt einer alten Tante. Sie redet dem Egoisten, der hier unbedingterweise den Herrn im Hause spielt, tapfer ins Gewissen, der Menige beschließt, das fremde Nest, in dem er sich breit gemacht, zu verlassen. Aber er geht nicht allein. Er nimmt die Nichte der weisen Tante mit und gründet mit ihr einen deutschen Herd, an dem — nach Geschautein zu schließen — erschrecklich viel Thee getrunken, geredet und im Salonstil philosophiert wird.

Der Lindausche Dialog ist nirgends schleppend; dazu ist der Verfasser ein zu guter — Feuilletonist. Es sind auch ein paar hübsche Pointen darin, ich möchte sagen: leise angeschlagene Pointen. Ueberhaupt das ganze Stück hat etwas

Leises, Ruhiges, Selbstzufriedenes; es ist darin, was Heine so hübsch wie boshaft „zahlungsfähige Moral“ nennt; ein bißchen echte, ein bißchen geheuchelte Vornehmheit, wie man sie nicht ohne Vergnügen an manchen alten Damen betrachtet, von denen man doch vermuten darf oder gar weiß, daß sie mal sehr, sehr ausgelassene Mädels gewesen sind. Aber — lang, lang ist's her.

Einen Erfolg bei seinem Premierenpublikum hat auch der scheidende Herr des „Berliner Theaters“, Mloys Brasch, davongetragen, einen lauten, lärmenden Erfolg, der doch den Todeskeim schon in sich trug. Denn das Lustspiel in vier Akten „Staatsgeheimnisse“, das der als Regisseur fremder Werke so klug und geschmackvoll wirkende Bühnenleiter zusammen mit dem durch sein „Recht auf sich selbst“ rasch bekannt gewordenen Fürsten Brede grell und ziemlich roh zusammengefügt hat, ist, bei Licht gesehen, nichts als eine einzige Rolle, und die Rolle ist nicht gut. Vom Standpunkt des Darstellers sieht sich eine Rolle oft sehr verlockend an, die Gelegenheit giebt, den ganzen Abend die Scene zu beherrschen, in einem Gewühl von Schemen das Hauptinteresse auf sich zu lenken, die Leitgedanken auszusprechen und die Akte effektiv zu schließen. Vom Schauspielerstandpunkt bergen gerade die schlechtesten Stücke die besten „Rollen“. Wir sehen heute noch schauernd Virtuosen in Schmöckern gastieren, denen wirklich die Ruhe in den Theaterarchiven reblich zu gönnen wäre. Nun hat die ebenso gewandte als ehrgeizige Frau Brasch-Grevenberg, die sich noch in berühmten Meininger Zusammenspielen heranzubilden durfte, und um deren Kunst und Person allmählich der ganze Spielplan des Berliner Theaters sich gruppierte, seit der effektvollen, aber im Grunde poesielosen „Renaissance“ ihre Leidenschaft für Hofenrollen entdeckt; eine Leidenschaft, die auf das Repertoire des Theaters nicht immer günstig gewirkt hat. Ich gestehe von vornherein, daß ich gegen die Hofenrollen überhaupt — die klassischen nicht ausgenommen — eine unausrottbare, tiefe Antipathie habe. Eine Antipathie, die übrigens von der Vernunft nicht gescholten wird. Ich hasse alles Geschlechtlose und alles, was sein Geschlecht verleugnet. So lang ein Mann nicht — Mutter werden kann, finde ich es geschmacklos und albern, aber weder pikant noch unterhaltend, wenn Frauen sich als Männer gerieren. Die päpstliche Soprantapelle ist mir genau so unsympathisch, wie mir nur eine Frau mit einem Vollbart sein kann, die Cigarren raucht, Stulpenstiefel trägt und im Herrensattel reitet. Eine Veredlung gestehe ich der Hofenvolle nur zu in der Operette oder in der Parodie. Aber für jedes andere Genre der Kunst gilt mir das: Schuster, bleib bei deinem Leisten, und: Darsteller, bleib gefälligst bei deinem Geschlecht.

Es ist in der Geschichte mal irgendwo vorgekommen, daß ein Mann so weiblich aussah, daß er im Dienste der Politik lange Zeit ein Weib zu sein simulieren konnte. Schön, das mag sein. Aber nicht alles, was einmal passiert ist, eignet sich zum Drama. Die Historie in Ehren, aber wo liegt im Widernatürlichen der Witz zum Lustspiel? Es giebt auch wunderliche Menschen — sie zeigen sich auf Messen — die ohne Arme geboren sind und mit den Füßen schreiben, malen, nähen und Karten spielen. Das sind bedauernswerte, arme Teufel; und das Entree, das die dumme Neugier den koketten Krüppeln zahlt, ist ihnen gewiß zu gönnen. Aber wer ist, auf den Einfall gekommen, aus diesen unnatürlichen Erscheinungen, die den Anthropologen und Medicinern gewiß zu denken geben können, Helden der Tragödie zu machen?

Wer aber in Aussehen und Gebahren sein Geschlecht, in dem schließlich alle Charakteristika des Individuums wurzeln sollen, verleugnen kann und mag, der erscheint mir zum Helden eines Bühnenwerkes ebenso gut und ebenso schlecht zu taugen, wie diese auf Jahrmärkten sich produzierenden, flitterverbrämten Mißgeburten, die den Suppenlöffel in die Zehen des rechten Fußes nehmen und sich zum Gaudium der Bauern mit dem linken Fuß den gedülten Kopf fagen.

Indem die beiden Autoren der „Staatsgeheimnisse“ ein Lustspiel um eine Hofenrolle herum bauten, haben sie sich für meinen Geschmack schon des vornehmsten Rechtes begeben, von erststen Leuten ernst genommen zu werden. Die Fabel, die sie, Historisches und Anekdotisches mischend, ausspinnen, ist rührend einfach: der Chevalier d'Con, ein junger, wunderhübscher, fürchtbar tapferer Kavaliere — der gute Cyrano von Bergerac stand lächelnd Gebatter an der Wiege seiner unglaublichen Heldenthaten — wird vom König Ludwig von Paris nach England gesandt. Bei seinem Abschiedsbesuch bei der allmächtigen Marquise von Pompadour, die ihre nichts weniger als legitime, aber sehr erprießliche Stellung am Hofe gefährdet glaubt, entdeckt sich ihm diese liebenswürdige Dame, allerdings ohne daß ein vernünftiger Mensch so etwas wie einen Grund zu diesem plötzlichen Zutrauen finden könnte. Einen ihr unbekanntem, geheimen Gesandten des Königs soll der tapfere, kleine Marquis für sie schlau und furchtlos dort auskundschaften. Kaum hat sich der Marquis mit viel sagendem Lächeln und mit sehr durchsichtigen Reden von ihr verabschiedet, so erfährt die ahnungslose Marquise, daß ihr Vertrauensmann selbst der geheimnisvolle Mann des Königs ist. Niedergeschmettert von der Wucht dieser peinlichen Entdeckung dingt sie rasch einen eigens zu diesem Endzwecke begnadigten Staatsverbrecher, der den treulosen Marquis in London suchen und menschen soll. Aber die Marquise hat nun einmal Pech mit ihren Vertrauensmännern. Der saubere Bursche, auf den diesmal ihre Wahl gefallen ist, hat sich dem Trunk ergeben und ist nebenbei ein stark vertrottelter Schürzenjäger. Er sucht in London den Chevalier, findet aber in dessen Wohnung nur eine reizende junge Dame, in die er sich schleunigst verliebt, und die er in seinem Hause Wohnung zu nehmen bestimmt. Dieses entzückende Geschöpfchen ist jedoch in Wahrheit nicht die verlassene Geliebte des Marquis d'Con, wie sie vorgiebt und wie der Trottel mit seinen verglasten Augen glaubt, sondern sie ist — der Marquis selbst, der wieder mal von seiner hartlosen Schönheit verschwitzten Gebrauch macht und dem billyerten Mordbuben den weinschweren Kopf verdreht. Am Ende giebt er ihm eine unerwartete Lektion in der edlen Fechtkunst und sticht ihn mit eleganter Finte in die rote Nase. Es ist ein blutiges Lustspiel. Zuletzt giebt sich der Marquis zu erkennen und verzeiht dem tölpelhaften Bravo der Marquise von Pompadour seine Schlechtigkeit, wie er ihm seine Dummheit und Blindheit verziehen.

Nun bitte ich, sich vorzustellen: Der Held wird von einer Dame gespielt. Dann giebt sich derselbe Held wieder für eine Dame aus. Also: ein Mann, der eigentlich eine Frau ist, soll uns in einer Verkleidung als Frau wieder komisch erscheinen. Man weiß schließlich selbst nicht mehr, was die Darstellerin in Wahrheit darstellen soll, da sich unser Auge in beständigen Widerspruch setzt mit dem, was unser gutmütigen Ohr zugemutet wird. Wenn man die Darstellerin klein, breitköpfig, mit durchgedrückten Knien — kurz, trotz der verstellten Stimme und dem weitspurigen Gang sofort als Weib, als wohlproportioniertes,

sehr weibliches Weib erkennbar — über die Bühne gehen sah, dann verdarb einem der Aerger über diesen öden Mummenschanz die ganze Lust an einzelnen feineren Ansätzen zum Zeitbild, an einigen glanzvoll von dem sicheren Geschmack des Intendanten Präsch arrangierten Szenen, die uns einen Empfang bei der Bombadour mit all der Echtheit, die Kenner des Hofes von Versailles verlangen können, vorführten.

Das Lustspiel ist in reimlosen Versen geschrieben. Auch von einer Komödie, die sich in solchem Gewande giebt, sollte der Satz gelten: „Noblesse oblige“. Sie sollte durch hübsch geschliffene Apercus ihr Recht darthun, in Versen zu reden. Darauf verzichtet das Stück leider, und so ermüden die Verse mehr, als daß sie den Genuß erhöhen.

Ernst von Wolzogen erschien mit zwei Stücken auf dem Plan. Von dem einen ist nicht zu reden. Es wird im „Neuen Theater“ noch heute mit Erfolg gespielt, heißt „Ein unbeschriebenes Blatt“ und wäre zum Ruhme des Verfassers besser geblieben, was sein Titel besagt. Es will ein Lustspiel sein, aber weder die Personen, noch die Vorgänge tragen jenen echten Humor in sich, den man von dem Mann erwarten durfte, der die liebe, herzenswarne Geschichte von der „Gloria-Hofe“ erzählt und das „Lumpengefindel“ in seinem fidelem Haushalt belauscht hat. Aeltere Lustspielmotive werden im Anfang aufgenommen; aber bald ist das Stück nur noch eine Posse, die von der unausstehlichen Sklaque des „Neuen Theaters“ wütend beklatscht wurde und jeden Verehrer Wolzogens traurig stimmte. Es ist wahr, es gab und giebt verschrobene Professoren von großer Gelehrsamkeit und naivster Weltkenntnis; alte und auch junge. Daß sie aber eine Gans heiraten und nach kurzen Mißverständnissen mit ihr „glücklich“ werden, obgleich sie eigentlich ihre — Mutter hätten heiraten sollen und von dieser Wahrheit in stillen Stunden selbst Notiz genommen haben, das ist ausgeschlossen. Diese Ehe ist ein Verbrechen wider die Natur; es kommt uns zu sehr zum Bewußtsein, daß sie ein Verbrechen ist.

Wolzogens anderes Stück, das auf der vornehmen Bühne des „Deutschen Theaters“ erschien, wurde von dem weit kritischeren Publikum abgelehnt. Und doch steckt mehr redlicher Wille und auch mehr der alte Wolzogen in der Komödie als in dem Lustspiel. Hans Olden hat sich mit Wolzogen verbündet, um „Ein Gastspiel“ zu schreiben, und Direktor Brahm, bestochen von der Rolle für Georg Engels darin, der beschäftigt werden soll, hat es aufgeführt. Hans Olden hat früher der Bühne angehört, Wolzogen hat immer eine tiefe Neigung für sie gehabt. Er hat das große und schöne Verdienst, in München nach dem Berliner Muster seinerzeit eine freie Bühne errichtet und mit Umsicht, Geschmack und Mut geleitet zu haben. Das Münchener Schauspielhaus steht heute auf dem Boden, den Wolzogen mit edlem und interesselosem Enthusiasmus für die reine und gute Sache gebnet hat. Das darf ihm nicht vergessen werden, auch wenn längst kein Mensch mehr von der „Gastspiel“-Komödie redet.

Ein heruntergekommener Komödiant steht im Mittelpunkt der Handlung: Otto Dankelmann. Der einst in seinem Vaterland und über dem Ocean Gefeierte wird allmählich alt. Alle merken das, nur er selbst nicht. Er will nicht merken, daß er Gedächtnis und Kraft verliert und mit beiden auch die Gunst des Publikums. So kommt er auf einer nicht mehr sehr ruhmvollen Gastspiel-tournée nach Rudolstadt. Vor zwanzig Jahren hat er hier sein Weib und sein

Töchterchen zurückgelassen, um dem Ruhme und den Freuden des Lebens nachzujagen. Und gerade hier in Rudolstadt bricht das längst drohende Unglück über ihn herein. In einer Vorstellung Richards III. verläßt ihn das Gedächtnis, er taumelt, ein für immer besiegter Bühnenkönig, von der Scene und fühlt mit einem Mal in erschreckender Deutlichkeit, daß er niemals wieder zur einstigen Größe emporsteigen möge. Als eine letzte Zuflucht öffnet sich ihm das kleine behagliche Bürgerhaus, in dem die verlassene Frau thätig und arbeitsfreudig sein Kind zu einem lieben Mädchen erzogen hat. Einen Augenblick schwankt er und will resigniert in den stillen Hafen einlaufen. Aber der ruhelose Zigeuner ist zu stark in ihm. Mit dem falschen Pathos, das sein Leben beherrscht hat, nimmt er Abschied von den kaum wiedergefundenen Seinen und geht, auf armseligen Sommerbühnchen vom verblähten Glanze seines alten Ruhms zu zehren.

Es hat den Autoren wohl vorgeschwebt, eine Charakterkomödie im Stil des „Kollege Crampton“, vielleicht gar ein Seitenstück zu Hauptmanns Komödie vom verkommenen Genie zu schaffen. Aber, von hübschen Einzelzügen abgesehen, sind sie im Äußerlichen, Spielerischen stecken geblieben. Den ersten Akt könnte der gute, alte Roderich Venedig ebenso gut geschrieben haben, und die Scenen, die in ihrer Mischung von Humor und Tragik am modernsten gedacht sind, geben schließlich nur Rollen, anstatt der Charaktere. Kleine, nicht immer fein in alten Bühnenanekdoten versteckte Spizen gegen bekannte Künstler vermochten die Sympathie des Publikums für das Stück kaum zu erhöhen.

Das waren die Novitäten der letzten Wochen. Alle hatten beim Publikum ihren Erfolg. Bis auf das „Gastspiel“, das freilich vor jedem anderen Publikum Berlins auch einen Erfolg errungen hätte. Nur im „Deutschen Theater“ verlangt man auch im Scherz mehr Wahrheit. Hier hilft es nichts, daß die Autoren modern „thun“; sie müssen zeigen, daß sie gelernt haben, Menschen zu formen, deren Sünden und Tugenden, deren Freuden und Leiden in der realen Welt leben, für die allein die moderne Bühne der Spiegel sein will.

Also Erfolge, nichts als Erfolge! Und doch — ich muß wehmütig des „dramatischen Dichters Johann Christian Brandes“ gedenken, der nach langen Irrfahrten hier in Berlin seine Ruhestätte gefunden hat. „Seine einst viel gespielten Lust- und Schauspiele haben ihm einen ehrenvollen Namen in der Literatur erworben...“ So singen und sagen die eusigen Reporter, die sich gern an Gedenktagen, die ihr Kalender verrät, die Toten noch einmal ins Haus schlachten.

Die Leute aber, die Lindau, Prasch, Wolzogen und Olden den dankbaren Beifall klatschten, wissen nichts von Johann Christian Brandes, dem Liebling ihrer Großväter...

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.



Eine Verkannte.

Richard Wagners Frau! Wer denkt da an eine andere als an Frau Costma, die Tochter von Franz Liszt, die Herrscherin in Villa Wahnfried, die Trägerin des „Gedankens von Bayreuth“? Wie viele denken daran, daß des Meisters Namen vor ihr schon eine andere getragen hat, in fast dreißigjähriger kinderloser Ehe? Als Kapellmeister des Magdeburger Stadttheaters hatte Richard Wagner 1836 die Tochter seines Direktors, Minna Planer, die beliebte erste tragische Liebhaberin an der Bühne ihres Vaters, kennen gelernt. Nach kurzer Verlobung reichte sich das Paar in der kleinen Trageheimer Dorfkirche bei Königsberg i. Pr. die Hand zum Ehebunde. Und die allgemeine Stimmung unter den Bekannten, Freunden und Verwandten der jungen Frau Wagner war damals die, daß Frau Minna eine bedauerliche Mesalliance geschlossen, sie, die talentvolle Tragödin, mit dem noch in weitesten Kreisen unbekanntem, „verschwennerischen und ausschweifenden Musiker“, von dessen Begabung zumal selbst die „maßgebenden“ Künstler wenig hielten. Eine ebenso eingehende wie an interessanten Einzelheiten reiche Abhandlung in den Nummern 40, 41 und 42 der „Gegenwart“ auf Grund zahlreicher ungedruckter Briefe von Minna Wagner-Planer entwirft davon folgende Schilderung:

„Alle ihre Verwandten protestierten, denn Wagner erfreute sich keines guten Rufes, wie er denn auch von Hans von Bülow's sittenstrenger Mutter freis ehrlich gehaßt wurde. Die Familie meinte, Minna habe als Tragödin eine bessere Zukunft vor sich.“ Aber Minna ließ sich nicht abschrecken, „denn sie glaubte an ihn, an sein Herz, seinen guten Willen, sie glücklich zu machen,“ und sie besaß für sein Streben, sein Genie durchaus Verständnis. „Als Schauspielerin hatte sie scharfen Theaterinstinkt, und man versichert uns, daß Wagners starker Sinn für scenische Wirkungen von seiner ersten Frau geweckt und gefördert worden sei. Musikalisch war sie allerdings nicht, gewiß weniger als Wagners zweite Gemahlin, die als Witve mit männlicher Thatkraft und weiblicher Hingebung das Lebenswerk des Meisters fortsetzt. Dessen wäre Minna ganz gewiß nicht fähig gewesen.“ Jedenfalls verstand sie Wagners Musik mit dem Gemüth aufzunehmen, wie eine Stelle aus einem „Bad Schandau, den 29. August 1859“ datierten Briefe erweist. Dort heißt es:

„Am 6. d. M. wurde endlich Lohengrin auf dem Hoftheater in Dresden zum ersten Male aufgeführt. Ich liebe diese Oper sehr, und die Hauptpartien wurden besser als in Berlin durchgeführt. Ich muß mich öfter an Richards Werken erlaben und kräftigen, sonst könnte ich keine freundlichen Briefe an ihn schreiben. An mir hat er gewiß eine glühende Verehrerin seiner früheren Werke. Mir ist es, als hätte ich sie mit geschaffen, da ich ihn währenddem pflegen und alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte. Wie so ganz anders war er in den letzten Jahren unseres Beisammenseins!“

Eine langjährige vertraute Freundin von ihr hat dem Schreiber des Artikels ein Bild von ihr entworfen: „Frau Minna Wagner war um 1850 herum eine stattliche, hübsche Erscheinung. Ohne auf der gleichen Bildungsstufe mit ihrem Manne zu stehen, besaß sie doch, was das Gemüth, die wirkliche Herzengüte betraf, viele Haupteigenschaften, in denen sie ihm weit überlegen war und um derenwillen man sie liebhaben und ehren mußte. Sie zeichnete sich keineswegs durch eine besonders geistvolle Konversation aus, aber sie hatte, was wichtiger ist, in den schwersten Zeiten, wo es beiden oft am Allermentbehrlichsten fehlte, trefflich verstanden, dem von ihr verehrten Mann und Künstler die Sorge ums tägliche Brot und die bittere Prosa jeder Stunde möglichst fern zu halten. Und nicht nur das; in jenen dunkeln Stunden hatte sie sogar Mittel gefunden, das Gastrecht und die Barmherzigkeit an noch Armeren auszuüben, wodurch man sich selbst weniger mittellos vorkommt.

Was sie von poetischem Verständnis besaß, suchte sie praktisch zu bekunden. Wo eine andere geschwärmelt oder schlechte Verse gemacht hätte, handelte sie, und wenige Frauen, die wie Minna Wagner durch eine so harte Schule gegangen, können sich rühmen, ihr Schlüsselexamen so tüchtig bestanden zu haben wie sie. Feinen Tact mußte man von ihr freilich nicht fordern; dazu war sie eine zu leidenschaftliche, sich nicht beherrschen könnende und nicht genügend gebildete Natur, aber wer an ihr vortreffliches Herz appellierte, durfte sicher sein, verstanden zu werden und Gehör zu finden.“

Es kann sogar als sicher angenommen werden, daß sie ihrem Gatten während der Pariser Nothjahre 1839—1842 einen sittlichen Halt gewährt hat, ohne den er vielleicht zu Grunde gegangen wäre. Freilich hat sie ihm auch aus — unpraktischen Unternehmungen, wie es Wagners Beteiligung am Dresdener Aufstande war, einen strengen Vorwurf gemacht und es ihm nicht vergessen können, daß er sie beide dadurch aus ihrer angesehenen Stellung gebracht und seine Anerkennung um Jahrzehnte verzögert habe. Zur Strafe las ihr Wagner dann die harten Worte in der Vorrede zu „Oper und Drama“ vor über das Unglück einer in der Jugend, unter arnifelligen Verhältnissen voreilig geschlossenen Ehe. „Dann lächelte sie wohl gutnützig und zeigte auf das Päckchen stürmischer Liebesbriefe, das sie wie ein Heiligtum aufhob. ‚Wenn du mich nicht nimmst, schieß ich mich morgen tot,‘ stand in einem seiner Magdeburger Briefe.“ Und wenn Wagner ihr gar zumutete, ihm das „Recht der Leidenschaft“ zuzugestehn, da ein Ungeheuer von Genie wie er Glanz, Licht, Luxus, Schönheit, Liebe, „und immer mehr Liebe“ bedürfe, dann versagte sie vollends, da „ihr die Liebe zu ihm so heilig war, daß sie ihn mit keiner anderen teilen wollte“. Dafür nannten Wagner und seine Freundinnen aus der großen Welt, aus dem Lisitzschen Kreise, wie die Fürstin Karoline Wittgenstein oder die Gräfin d'Algonst und ihre Töchter, deren eine, Blaubine, an den nachmaligen napoleonischen Minister Olivier verheiratet war, die andere, Cosima, an Hans von Bülow und später Wagners zweite Frau wurde, sie kleinlich und philiströs und erklärten ihre begreifliche und berechtigte Eifersucht für krankhaft. Selbst eine Malvida von Meynsburg, so gern sie in Frau Wagner die gute Frau anerkannte, wollte es nicht recht haben, daß sie „in den Augen der Welt entschieden der bessere und leidende Theil“ sei; vielmehr glaubte sie urtheilen zu müssen, „daß seine Frau so wenig zu ihm passe“. Das wird ja wohl auch wahr gewesen sein: sie „paßten“ vielleicht nicht zu einander.

Aber wen trifft die Schuld, wenn schon von einer Schuld die Rede sein soll? Trifft sie die Frau? Trifft sie die Frau allein? Man denke hier doch auch an das „Päckchen Liebesbriefe“ . . .

Aus dieser gänzlichen Unfähigkeit, das Wesen des Genies im Sinne Wagners zu begreifen, entstand fast täglich Pein und Dual im Zusammenleben, das durch die Kinderlosigkeit der Ehe auch noch des letzten versöhnenden und milderen Elementes entbehrte. Wie sehr aber Minna, die Malvinda von Meyenburg — „natürlich“ vergeblich — zu einem besseren Verständnis ihrer Lebensaufgabe zu bringen sucht, unter diesen Verhältnissen litt, zeigen wiederum die ungedruckten Briefe. Da heißt es in einem aus Dresden vom 29. Dezember 1858 datierten:

„Ich lebe sehr eingeschränkt und sitze dennoch auf dem Trocknen. Mein guter Mann scheint in Venedig selbst sehr viel zu gebrauchen, wie das stets der Fall ist, wenn er allein lebt, so daß nichts für mich übrig bleibt. Neujahr sollte ich Geld von ihm zugewiesen bekommen, gestern jedoch schreibt er mir, daß er es selbst nötig gebrauche. Recht hübsch das, doch ich bescheide mich und werde nicht gerade Hungers sterben, wenn ich nur ein Dach und eine warme Stube habe. Richard ist viel krank in Italien . . .“

Und aus Schandau, vom 26. Juli und 29. August 1859:

„Bis Ende August bleibe ich hier. Wohin mich dann mein Schicksal führt, ist unbestimmt. Es ist möglich, daß ich nächsten Winter nach Berlin gehe, um ihn dort zu verbringen, d. h. nur in dem Falle, wenn Richard nach Amerika ginge, was für ihn pekuniär gut wäre und ihm auch als Künstler Lieb sein müßte, weil er dort ein ausgezeichnetes Orchester zu seiner Verfügung bekommen würde, nach dem er so viele Jahre vergebens schmachtet. Daß er noch immer in Luzern sich aufhält, wird Dir nicht unbekannt sein. Durch die Unzuverlässigkeit meines lieben Mannes wurden mir neue Kränkungen nicht erspart, wodurch mir ein Wiedersehen nicht sehr bald wünschenswert sein könnte. Doch das Schlimmste dabei ist, daß ich immer wieder Rückschritte in meiner Gesundheit machen muß. Mein altes Herzklopfen und Bittern am ganzen Körper ist wieder so heftig, daß ich kaum schreiben kann.

„Mit dem Tristan wird Richard erst Anfang September fertig werden, also gerade in zwei Jahren, statt in einem. Möchte diesmal seine Muse von besserem, förderndem Einflusse in der Ferne auf ihn wirken, als es in der unmittelbarsten Nähe geschehen ist! Leider sind die Kriegszeitern der Kunst nicht sehr vorteilhaft. Wagner schrieb mir, daß er den Nachteil sehr hart empfinde, was auch schlimm für mich ist.

„Unsere Ueberstebelung nach Paris steht unter den jetzigen Bewandnissen noch in weitem Feld, wie überhaupt mein Wiedersehen mit meinem Mann.“ —

„Gern hätte ich Dir früher geschrieben, wenn ich Dir Bestimmtes über meine Zukunft hätte mitteilen können, allein das ist noch alles in der Schwebe, nichts läßt sich bis jetzt bestimmen, nicht einmal, ob ich genesen werde oder nicht; ich glaube letzteres. Die dummen neuen Aufregungen, die ich noch vor meinem Fortgehen von dem schönen Dresden vor beinahe drei Monaten durch meinen guten Mann abermals erleiden mußte, haben mich wieder bedeutend und für lange zurückgebracht, wie dies beim Herzleiden ja so leicht der Fall ist. Muß ich nun unter solchen Umständen bei fortgesetzten Kränkungen, die meine Herz-

krankheit verschlimmern und mir sogar des Nachts den erquickenden Schlaf rauben, nicht öfter rückwärts schauen? Muß ich nicht alles Vertrauen verlieren, wenn mir das kaum Versprochene: daß ich nur noch Gutes empfangen, d. h. keine Beleidigungen mehr zu ertragen haben soll — immer wieder gebrochen wird? Nein, meine Gute, da gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, um da noch zu vergessen und gesund zu werden. Meinen Mann mit einem anderen tauschen, möchte ich nicht um eine Welt: im Gegenteil, ich möchte in Ruhe und Frieden in einer Ecke der Welt mein bißchen Erdenwallen verbringen.“

Das sind Briefe, die nicht davon zeugen, daß Frau Minna ihrem Gatten sonderliche Schwierigkeiten in Bezug auf die Freiheit seines Handelns bereite. Er ging seiner Wege, wie er wollte. Erst nach fast einjähriger Trennung rief er sie wieder zu sich; Mitte November 1859 traf sie in Paris ein, wo die Tannhäuser-Aufführung an der großen Oper vorbereitet wurde. Es war kein glücklich gewählter Zeitpunkt für die Vereinigung der beiden Gatten, nicht glücklicher als die erste Pariser Zeit vor zwanzig Jahren mit ihrer grauenhaften Not, da er durch Notenabschreiben und journalistische Arbeiten das Leben fristete und Minna mit ihm darbt und hungerte. Schrieb er doch damals (im Juni 1840) in sein Tagebuch: „Ein kranker deutscher Handwerksbursche war da, ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnert mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brot das letzte Geld würde wegschicken müssen. Alle Quellen sind erschöpft“. Dieses zweite Mal ging es wohl besser, aber „Wagner lebte wie in einem Fieber oder Krampf; das Auf und Nieder seiner Hoffnungen und Wünsche, die Bestrebungen und Enttäuschungen, all die Extreme, ohne die er freilich nicht leben zu können erklärt, rüttelten an seinen Nerven“. Unter solchen Umständen gestaltete sich das häusliche Leben erst recht unerquicklich und friedlos. „Ich wohne im obersten Stock,“ schreibt sie am 24. März 1860 an eine Berliner Freundin, „weiß nichts von dem, was unten geschieht, bekomme meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht. Es interessiert meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft, oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben u. s. w.“ . . . „Frau Olivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständigerweise nach meiner Wenigkeit zu fragen. Ich bin dergleichen gewöhnt und lasse alles geschehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art früher oder später wieder etwas Eklatantes vor, so reise ich nach der Schweiz, wo ich bleibe. In meine Heimat gehe ich nicht; ich würde mich schämen müssen, da alle mir abredeten, hierher zu reisen, und mir Schlimmes prophezeiten.“

Bekanntlich war die Pariser Tannhäuser-Aufführung ein ungeheurer Mißerfolg, ein Theaterkandal ohnegleichen; der pekuniäre Erfolg der drei ausgepfiffenen Aufführungen war ein Honorar von ganzen 750 Francs. Dem stand ein Konzertbesitz von 10000 Francs gegenüber, das zum Glück eine russische Verehrerin, Frau Marie Kalergis, nachmalige Frau von Muchanoff, aus ihren eigenen Mitteln erstattete.

Durch Minnas rastlose Bemühungen in Dresden hatte der Flüchtling die Erlaubnis erhalten, sein Vaterland wieder zu betreten. Die zur Ueberfiedelung nach Deutschland erforderlichen Mittel wurden nach vielen Fehlschlägen von den diplomatischen Freunden Metternich, Bourtales und Hayfeld beschafft, die ganze Einrichtung, einschließlich des Grarbschen Flügels, verpackt, und am 10. Juli reiste

Minna „mit dem Vogel“, ihrem geliebten grauen Papagei, nach dem Taunus ab. Wagner folgte am 29. nach, um dann zur allgemeinen Tonkünstlerversammlung nach Weimar zu gehn. Frau Minna mußte sich „wieder einmal heimatlos von Ort zu Ort herumtreiben“, wie sie derselben Berliner Freundin schreibt.

„Am 24. v. M. (der Brief datiert vom 15. Dezember 1860) war der Tag unserer sogenannten silbernen Hochzeit, den ich sehr traurig (solo) verbrachte. . . Am Tage meiner 25jährigen Verheiratung erhielt ich von meinem Mann als Geschenk ein goldenes Armband und den Congé auf ein ganzes Jahr.“ Der „Congé auf ein Jahr“ wurde einer auf Lebenszeit, nicht, wie der Wagnerbiograph Stefanapp behauptet, weil sie sich von ihm endlich losgesagt, „gerade als Wagner der sorgenvollen Wiener Lebensperiode entgegenging,“ sondern weil die Trennung beiden Teilen willkommen war. Von einer Scheidung war nie die Rede. Sogar den Plan eines abermaligen Zusammenlebens, in Dresden oder anderswo, hatte Wagner durchaus nicht aufgegeben, es kam nur nicht mehr dazu. Ende Febr. 1861 besuchte sie ihn unerwarteterweise in Bibrich a. Rh. auf zehn Tage. Darüber erzählt Wendelin Weißheimer: „So sehr ihn der gutgemeinte Ueberfall rührte, so verhehlte Wagner mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Es war mir ergötlich zu sehen, wie er sich zusammennahm und sich sichtlich bemühte, als liebevoller Gatte und gemüthlicher Hausvater zu erscheinen. Er ließ kalte Speisen aus dem Hotel bringen, bereitete selbst den Thee und sott ein halb Duzend Eier dazu.“ Minna kam nur, „um ihn von der Hauptmasse der im Kellerraum abgestellten Sachen zu befreien“. Dann hat Wagner sie noch einmal in Dresden besucht. Als einige Jahre später der Meister sein bono retiro bei König Ludwig von Bayern gefunden hatte, und die altbairischen „Patrioten“ gegen ihn und seinen königlichen Beschützer demonstrierten und der „Volkshute“ besonders dadurch erfolgreich gegen ihn glaubte hegen zu können, daß er seinen Lesern erzählte, die Gattin des „großen Komponisten Rumorhäuser mit den zahllosen seidnen Schlafrocken“ müsse, während ihr Mann „in Ueberfluß und Ehebruch“ schwelge, in Dresden vor Mangel fast Hungers sterben, da konnte die viel verkannte Frau ihrem Gatten noch einen letzten Liebesdienst erweisen, indem sie, übrigens auf Wagners Bitte, eine öffentliche Erklärung abgab, daß die grellen Schilberungen der Wagnerfeindlichen Presse, die namentlich in der Münchener Frauenwelt eine nachhaltige Bewegung hervorgerufen hatten, unwahr seien. Wagner hat, solange es ihm selber gut ging, auch immer für ihr leidliches Auskommen gesorgt. Am 25. Januar 1866 erlag sie in Dresden ihrem Herzleiden. „Nachdem sie“, schließt der Verfasser der Gegenwart-Artikel seine Ausführungen, „noch am Abend zuvor Besuch in ihrer Wohnung empfangen, verschied sie in der Nacht lautlos und ohne Kampf. Die Todesnachricht traf ihren Gatten auf einer Erholungsreise in Marseille. Er hat damals geäußert, sie habe in großer Liebe viel Leid und wenig Freud' an seiner Seite ertragen. Ein schönes Wort. Es verdient in Stein gegraben zu werden auf der vergessenen Gruft der unglücklichen Frau.“



Das amerikanische Mädchen.

Dem neuesten Buche Rudyard Kiplings „From Sea to Sea“ entnimmt das amerikanische „The Ladies' Home Journal“ mit Genehmigung des Verfassers die nachstehende hübsche Charakteristik des amerikanischen Mädchens:

Lieblich und anmutig sind die Mädchen aus Devonshire; zart und zierlich die von den heiteren Gestaden Londons; bezaubernd in all ihrer Sittsamkeit die Jüngferchen Frankreichs, wenn sie sich fest an den Rock der Mutter hängen und mit ihren großen Augen staunend in die böse Welt blicken; glänzend fällt für denjenigen, der sie zu würdigen weiß, die anglo-indische Jungfer in der zweiten Blüte ihren Platz aus; doch alle diese werden übertroffen und überragt von den amerikanischen Mädchen. Sie sind klug; sie können reden. Ja, man behauptet sogar, daß sie denken können. Jedenfalls sehen sie darnach aus. Sie sind originell und blicken einem freimütig und schweherlich in die Augen. Sie sind über die Torheiten und Eitelkeiten der männlichen Seele wohl unterrichtet, denn von Kindheit auf haben sie mit Burschen gelebt und verstehen es, diesen beiden Lastern scharfsichtig beizukommen oder auch bloß dem Sündigen ordentlich den Kopf zurechtzusetzen. Außerdem aber besitzen sie ein eigenes, von den männlichen Vereinigungen völlig unabhängiges Leben. Sie haben Gesellschaften, Klubs, unbegrenzte Theegehefte, deren Teilnehmer durchweg Mädchen sind. Sie haben Selbstbewußtsein, ohne dadurch ihre weibliche Weichheit einzubüßen; sie können begreifen; können selbständig auf sich achtgeben; sie sind von einer entzündenden Unabhängigkeit. Wenn man sie fragt, worin denn eigentlich ihr besonderer Reiz liege, so geben sie zur Antwort: „Wir sind gebildeter als eure Mädchen und — wir sind vernünftiger in unserem Verhältnis zu den Männern. Wir unterhalten uns sehr gut miteinander, aber es ist uns nicht geheißten worden, jeden Mann als einen eventuellen Gatten zu betrachten. Ebenfowenig erwarten wir von ihm, daß er das erste Mädchen, dem er einen Besuch macht, auch heiratet.“ Ja, sie haben ein schönes Leben, viel, sehr viel Freiheit, ohne diese zu mißbrauchen. Sie machen Wagenpartien mit den jungen Leuten und empfangen so lange Besuche von ihnen, daß eine englische Mutter darob erschauern würde; und weder er noch sie denken an etwas anderes, als daß sie ein paar vergnügte Stunden miteinander haben. Wie einer ihrer eigenen Poeten sagte:

„Man is fire and woman is tow,
And the Devil he comes and begins to blow.“ — — —

In Amerika wird das „tow“ (Werg) in eine Lösung getaucht, die es feuerfest macht, in absolute Freiheit und in weites Wissen; die Folge davon ist, daß die Anzahl der Unfälle den vom Teufel für jede Gesellschaftsklasse und jeden Himmelsstrich festgesetzten Prozentsatz nicht übersteigt. Doch hat die Freiheit des jungen Mädchens auch ihre Schattenseiten. Sie ist — ich konstatiere das nur widerstrebend — sehr mehrerbietig, von ihrem Vierzig-Dollarhut angefangen bis zu den Schnallen an ihren Ahtzehn-Dollarschuhen. Sie konvertiert in schnippischer Art mit ihren Eltern und mit Herren, die alt genug sind, um ihr Großvater sein zu können. Ihr gebührt das Vorrecht auf die Gesellschaft des männlichen Besuchers. Das haben die Eltern ihr eingeräumt. Dies wird manchmal sehr un-

anzenehm, besonders wenn man so zum Beispiel ein Ehepaar besucht, um irgend eine Auskunft zu erlangen; er ist ein gebildeter Kaufmann, sie eine Frau von Welt. In fünf Minuten ist Ihr Wirt verschwunden. Nach weiteren fünf Minuten ist ihm seine Gattin gefolgt, und Sie befinden sich allein mit einem zweifellos sehr reizenden Mädchen, das aber ebenso zweifellos nicht die Person ist, mit der Sie sprechen wollten. So ist es mir ein- oder zweimal passiert. Ich habe sogar, so nachdrücklich, als es mir möglich war, zu dem Manne bemerkt: „Ich kam, um Sie zu sprechen.“ „Da würden Sie mich besser in meinem Bureau besuchen. Das Haus gehört meinen Weibern — das heißt — eigentlich meiner Tochter.“ Und er sprach die Wahrheit. Der vermögende Amerikaner ist Eigentum seiner Familie. Sie benten ihn als Geldsack aus, und sein Los erscheint mir manchmal ein recht einsames. Für die Tochter des Amerikaners (ich spreche hier von der begüterten Klasse) ist nichts zu gut. Die Mädchen nehmen jedes Geschenk als selbstverständlich hin. Und doch, wie großartig entfalten sie sich, wenn eine Katastrophe eintritt, wenn der vielfache Millionär zusammenbricht und seine Töchter sich auf Stenographie oder Schreibmaschine verlegen müssen. Ich habe viele solche heroischen Berichte von Mädchenlippen vernommen, deren Eigentümerinnen ihre Prinzipale zu ihren Freunden gezählt hatten. Der Krach war hereingebrochen Mamie oder Hattie oder Sabie gab ihre Kammerjungfer, ihren Wagen und ihre Candies auf und machte sich mit starker Seele und einer Remington Nr. 2 daran, das tägliche Brot zu verdienen.

„Ob ich sie aus der Liste meiner Freundinnen strich? Nein, mein Herr,“ sprach eine rotlippige, in weiße Spitzen gehüllte Erscheinung. „Das kann doch auch mir jeden Tag passieren.“ — — —

Aus der Institution der Maschinenschreiberinnen wird von den Wickblättern viel Kapital geschlagen, und doch ist es eine sehr angenehme Einrichtung. Die Maschinenschreiberin mietet mit einer Gefährtin in einem Geschäftsviertel ein Zimmer, und dort schreiben sie miteinander zur Lage von sechs Annas*) per Seite Manuskripte ab. Nur eine Frau kann eine Schreibmaschine bedienen, denn sie hat ihre Lehrzeit bei der Nähmaschine durchgemacht. Sie kann im Monat ihre hundert Dollars einnehmen und giebt vor, diese Art des Brotverdienens als ihr natürliches Schicksal zu betrachten. Aber wie haßt sie es in ihrem innersten Herzen! Als ich mich daran gewöhnt hatte, mit einem hinter Goldbrillen verschanzten jungen Weibe von kaltem, geschäftsmäßigem Aussehen zu verhandeln und ihr Befehle zu erteilen, erkundigte ich mich einmal über die Freuden dieser Unabhängigkeit. Sie thäten es gerne — ja wirklich. Es wäre die natürliche Bestimmung beinahe aller Mädchen — der anerkannte Usus in Amerika — und ich wäre ein Barbar, es nicht in diesem Lichte zu betrachten.

„Gut, und nachher?“ sagte ich. „Was geschieht dann?“

„Wir arbeiten um unser Brot.“

„Und dann? Was erwarten Sie dann?“

„Dann arbeiten wir weiter um unser Brot.“

„Bis Sie sterben?“

„Ja—a, — außer —“

„Außer was? Der Mann arbeitet bis zu seinem Tod.“

*) Anna = ostindische Münze = $1\frac{1}{2}$ Pfennig.

„Das werden auch wir thun.“ Dies jedoch ganz ohne jeden Enthusiasmus. — „So vermute ich.“

Darauf versetzte ihre Partnerin kühn: „Zuweilen heiraten wir unsere Arbeitgeber — so sagen wenigstens die Zeitungen.“ Die Hand schlug ein halbes Duzend Lasten auf einmal nieder. „Ja, ich will nicht immer bei der Maschine sitzen. Ich hasse diese Arbeit — oh, wie hasse ich sie — und Sie sollen mich nicht so ansehen!“

Die ältere Partnerin betrachtete die Rebellin mit ernstem Vorwurf.

„Ich dachte es mir.“ sagte ich. „Ich glaube nicht, daß die Instinkte der amerikanischen Mädchen andere sind, als die der englischen.“

„Ist es nicht Theophile Gautier, der behauptet, daß der einzige Unterschied zwischen Land und Land in der Volkssprache und in der Uniform der Polizisten liegt?“

Nun, im Namen aller Götter, was soll man zu einer jungen Dame sagen (in England würde man sie eine „Person“ heißen), die sich selbst ihr Brot verdient, sehr natürlicherweise ihre Beschäftigung haßt und einem übermühten Citate an den Kopf wirft? Daß man sich in sie verliebt, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber das ist nicht genug.

Man sollte eine Missionsanstalt gründen. — — — — —

Ich hatte die Ehre, Meg und Joe und Beth und Amy, die ihr ja kennen müßt, in Fleisch und Blut, sowie Miß Louisa Alcott sie zeichnete, anzutreffen. In diesem Leben, an dem nichts zu verstecken war, herrschte auch keinerlei geziertes Versteckspiel. Dort gab's eine Menge solcher „kleinen Frauen“, da die jungen Leute, so wie es in England der Fall ist, ausgezogen waren, um ihr Glück zu suchen. Einige arbeiteten in den großen, lärmenden Städten, andere waren nach dem weiten Westen gezogen, noch andere in den trägen, kraftlosen Süden entschwunden; und die Mägdelein warteten auf ihre Rückkehr, wie es ja in der ganzen Welt der Mädchenbrauch ist. Und dann kamen die Burschen zurück im heiteren Sonnenschein, mit sorgfältiger Kleidung angethan und die Zungen gereinigt von den bösen Worten und all der Unmanierlichkeit. Sie waren bloß gekommen, um ihre Aufwartung zu machen — bei Gott und ihren sorgsam gepflegten Köpfen! — und die Mädchen in ihren weißen Kleidern tauchten wie stummende Geister an den Thirstufen auf und empfingen sie je nach Verdienst. Mama hatte damit nichts zu schaffen, ebensowenig wie Papa, der in der Stadt unten war und sich bemühte, in den Kopf eines Landverwalters etwas Vernunft zu frichten; und überall längs der umschatteten, trägen, wohlvertrauten Straßen hört ihr das Klirren und Knarren der Gartenthore und lautes, heiteres Lachen wenn eine kleine Gruppe ein zusammen verlebtes Picknick oder eine zukünftige Wagenpartie miteinander bespricht. Dann gehen die Pärchen plaudernd ihrer Wege, bis die jungen Leute endlich zu den Zügen müssen, und alle traben heiter zur Station hinab und denken nichts Böses dabei. Und warum sollten sie auch? Von ihrem fünfzehnten Jahr an bewegt sich das amerikanische Mädchen unter den „Buben“, wie eine Schwester unter Brüdern. Sie sind ihre Diener, die mit ihr ausreiten, ausfahren, ihr Blumen und Candies kaufen. Diese beiden letzteren Punkte sind etwas kostspielig, und das ist dem jungen Mann sehr nützlich; er lernt dadurch die Freundschaft, trotzdem sie der Rassa nachträglich ist und eine

Einschränkung des Cigarrenbudgets erfordert, höher schätzen. Das Mädchen ihrerseits hat wieder im Auge zu behalten, daß ihr Schicksal völlig in ihrer Hand liegt, und sie sich durch dieses große, ihr so willig eingeräumte Freiheitsmaß selbst stärkere Fesseln aufzuerlegen hat. So verliebt sie, wie sie sich in ihrer Sprache ausdrückt „a lovely time“ mit etwa zwei- bis dreihundert jungen Männern, die ihrerseits auch Schwestern und das klar ausgeprägte Gefühl haben, daß, bewiesen sie sich ihres Vertrauens unwürdig, ein Syndikat anderer junger Leute sie in eine Welt befördern würde, wo es kein Heiraten und kein Geheiratetwerden giebt.

Und so vergeht die Zeit, bis das Mädchen über die Rehrseite der Häuslichkeit unterrichtet ist, bis sie weiß, daß der Mann weder ein Halbgott, noch ein mysteriös verschleiertes Ungeheuer, sondern eine egoistische, eitle, gefräßige, aber im großen und ganzen verträgliche Durchschnittsperson ist, die geschmeichelt, gefüttert und geleitet werden muß — eine Erkenntnis, die ihrer englischen Schwester erst nach einigen Jahren der Ehe kommt. Und dann trifft sie ihre Wahl. Das „Goldene Licht“ berührt verständnisvolle Augen; es ist deswegen nicht minder golden, denn sie wählt zuweilen gerade so unvernünftig süß wie das englische Mädchen. Jedoch mit einem Vorsprung: sie weiß etwas mehr, hat mehr Erfahrung, die Männer zu unterhalten, hat Einblick in ihre Geschäfte, Arbeiten und Steckenpferde, den sie durch unzählige Gespräche mit den Jungens gewann und durch Unterhaltungen mit anderen Mädchen, die in ihren geheimnisvollen Versammlungen auch Zeit dazu finden, miteinander zu besprechen, was Tom, Ted, Stuke oder Jack gemacht haben. So wird sie im vollsten Sinne des Wortes eine Gefährtin des Mannes, den sie heiratet; sie erwärmt sich für seine Geschäftsinteressen, ist in schweren Zeiten mit ihrem Rat und in Stunden der Gefahr mit Beistand und Mitgefühl bei der Hand. Es ist schön, wenn man ein Herz für sich schlagen weiß; aber noch schöner ist es, wenn der Kopf oberhalb dieses Herzens sich tief mit unserem Schicksal beschäftigt hat und die Lippen, die so süß zu küssen verstehen, auch weisen Rat sprechen.

Wenn das amerikanische Mädchen einmal verheiratet ist, dann hat auch alles ein Ende. Sie hat ihre schöne Zeit gehabt, ob es nun je nach den Verhältnissen fünf, sieben oder zehn Jahre waren. Sie dankt dann mit überraschender Eile ab und kennt jetzt keinen Platz mehr als den an der Seite ihres Gatten. Die Königin ist tot — sie kennt nun nichts mehr als ihr Heim.

Ch. Ft.





Das Schriftstellerheim.

Herr Otto von Leigner ersucht den Lürmer um die Weiterverbreitung nachstehenden Aufsatzes. Der L. kommt diesem Ersuchen um so lieber nach, als er die in dem Aufsatze enthaltene Bitte nur auf das Herzlichste befürworten kann. Mögen die Leser selbst entscheiden, ob es sich um ein Unternehmen handelt, das der Unterstützung der Besten unseres Volkes würdig ist, und möge dann — die Weihnachtsstimmung das übrige thun!

Der Aufruf lautet:

„Die Notwendigkeit einer Zufluchtsstätte für alte, verdienstvolle Schriftsteller, Dichter und Journalisten wird in den Berufskreisen schon lange empfunden. Es giebt nicht viele Berufe, die so die Kräfte ihrer Vertreter verbrauchen, wie die genannten. In den weiten Kreisen der Leser ist von unseren Kämpfen und Leiden nicht viel bekannt. Man kennt ja zunächst fast nur die Namen solcher, die auf dem Gebiete besonders großen Erfolg errungen haben, vor allem die Namen beliebter Roman- und Bühnenschriftsteller. Man sieht ihre Bildnisse in Zeitschriften und in den Auslagen der Handlungen; neuerdings werden uns ihre Häuser, ihre Wohnräume, Frauen, Kinder und Hunde in einem Wochenblatte im Bilde vorgeführt. Man hört, daß verschiedene dieser Auserwählten für Romane 20—30 000 Mk. für den ersten Abdruck erhalten, aus den Buchausgaben noch ein größeres Einkommen beziehen; man liest, daß erfolgreiche Stücke ihren Erzeugern in einem einzigen Winter einige Hunderttausende eintragen. So ist es begreiflich, daß in weiten Kreisen über die Lage der Dichter und Schriftsteller sich ganz falsche Ansichten gebildet haben. Wer einen Namen besitzt, der müsse, so glaubt man, ebenso große Einnahmen haben. Und hört man dann zuweilen, daß irgend einer der bekannten Schriftsteller sich in Not befindet, so staunt man — und geht dann mit einer leichten Bemerkung darüber hinweg.

Nur sehr wenigen steht ein weißes Röhl zur Verfügung, auf dem sie in das gelobte Land der goldenen Ernten reiten könnten. Viele Träger der geachteten Namen, echte Dichter, besitzen nur den Pegasus. Das Flügelroß kann sie in leichtem Schwünge zu den Gipfeln des Geistes tragen, aber in den fruchtbaren Niederungen des Thals ist es zur Arbeit nicht zu verwenden. So kommt es, daß gar manche der besten Dichter und Schriftsteller, wenn sie nicht durch eine Brotstelle das Nötige erwerben, ihr ganzes Leben lang mit dem Dasein zu

kämpfen haben. Die Leser der gebildeten Kreise kennen ihre Werke, haben manches mit Begeisterung, mit tief erschüttertem Herzen gelesen, sind vielleicht dadurch über eigenes Leid hochgehoben worden — und sie ahnen nicht, daß die Arbeiten während stetiger Kämpfe um das Brot des Tages entstanden sind.

Gewiß giebt es in diesem Kreise schlechte Wirte, auch leichtsinnige Menschen, aber ich glaube kaum, daß es viel mehr sein werden, als in anderen Berufen. Und wäre es der Fall, so steht doch eine Thatsache fest: gar mancher Träger eines hochgeschätzten Namens gehört zu den guten Wirten. Sein Leben ist einfach, er huldigt dem Luxus nicht, nicht dem Getriebe der Gesellschaft; er arbeitet oft über die Grenzen seines Könnens hinaus. So erwirbt er das Nötige, aber selten mehr. Wenn aber eine ernste Krankheit ihm die Geisteskräfte nimmt, oder für immer vermindert?

Die wenigsten Berufsvereine besitzen die Mittel zur Hilfe; die etwas Vermögen haben, sind so beansprucht, daß sie dem einzelnen nur sehr wenig zuwenden können. Die Schiller-Stiftung verbraucht den größten Teil ihrer Jahreserlöse für kleine Unterstüßungen an Hinterbliebene von Dichtern und Schriftstellern, oft nur an Verwandte solcher eine ausgiebige Hilfe gewährt sie alten, verdienstvollen Rittern vom Geiste nicht.

Und wie drückt es Menschen die durch Geistes- und Gemüths Gaben zum Adel des Volkes gehören, wenn sie von Verein zu Verein bitten gehen müssen! Oder wenn der Klingelbeutel bei den Berufsgenossen, bei den Verlegern und im Publikum für sie herumgereicht wird! Sie haben Jahrzehnte ihr Bestes gegeben, haben niemals mit der Kunst und mit ihren tiefsten Ueberzeugungen Schwacher getrieben, niemals sich an den niederen Geschmack gewendet, um so mehr Geld herauszuschlagen. Und nun im Alter stehen sie da, auf milde Gaben angewiesen, weil ihr Erwerb nicht mehr hinreicht, das bescheidenste Leben zu fristen. Unmähliches Niedergleiten zum Proletariat; verborgener Kampf mit Hunger und Not in einer elenden Wohnung; Erlöschen des Geistes im Irrenhaus: Selbstmord: das sind die Tragödien, mit denen mancher sein Leben endet, das mit frohen Hoffnungen begann und in innerlich erfolgreicher Arbeit gipfelte.

Man weiß, wenn wieder einmal ein solcher Fall durch die Zeitungen geht, auf die Lebensversicherungen hin. Aber dabei vergißt man, daß die Einnahmen des freien Schriftstellers und Dichters sehr unsicher sind und er dauernden Verpflichtungen oft gar nicht nachkommen kann. Gelingt es ihm aber, eine feste Einnahme zu gewinnen, so ist er oft schon in reife Jahre gekommen, wo ihm die gestiegenen Sätze der Versicherungen den Eintritt oft unmöglich machen. Der neubegründete Pensions-Verein der deutschen Schriftsteller und Journalisten wird einmal sehr segensreich wirken können; das ältere Geschlecht hat aber wenig mehr von ihm zu hoffen.

Wenn ich zurückblicke auf die Zeit, wo ich, noch Student, die Laufbahn des Schriftstellers betrat und den während 33 Jahre zurückgelegten Weg in der Erinnerung wiederhole, gesellt sich mir eine bunte Schar von Männern, die den gleichen Pfad gegangen sind. Mancher kurze Zeit, mancher durch Jahrzehnte, einzelne bis auf den heutigen Tag.

Wohl ist mancher durch eigene und fremde Schuld versunken in die Nacht des Wahnsinns, oder hat zu Gift oder der Pistole gegriffen; mehrere suchten sich im Alkohol zu betäuben, bis das Heilmittel sie dämonisch in seinen Bann zog,

und sie an ihm zu Grunde gingen. Ich denke ihrer — es sind darunter Träger sehr geachteter Namen — und es ist mir klar: hätten sie in den Tagen des härtesten Kampfes, der tiefsten Gedrücktheit an einem Schriftstellerheim anknöpfen können, um für einige Monate eine Ruhestatt zu finden, gar mancher von ihnen wäre neu erstarbt, mit neuen Hoffnungen aus ihr wieder hinausgetreten.

Und wie viele von uns, die redlich arbeiten, Dichter von Gottes Gnaden, Schriftsteller von echter Begabung, Publizisten von Geist, Wissen und, was hier hochsteht, von reinstem Gesinnung sind oft vom Kampfe tief erschöpft. Ihre Einnahmen halten sich, trotz des Rufes, den sie genießen, in sehr bescheidenen Grenzen. Es ist ihnen, die meist auch für Weib und Kinder zu sorgen haben, nicht möglich, so viel zu ersparen, um einmal Geist und Körper 3—4 Monate in der Stille rasten zu lassen. So arbeiten sie ruhelos weiter, oft bis zur vollkommenen Erschöpfung.

Wäre es für solche nicht ein großer Segen, dürften sie im Schriftstellerheim für einige Monate frei von der Fronen sich erholen? Nicht hätten sie nötig, Geld aufzunehmen oder Gönner zu suchen, die ihnen eine solche Last ermöglichten. Sie hätten das Bewußtsein, daß sie es ihrem Ruf, dem Ergebnis treuer Arbeit verdanken, daß sie in dem Heim, von einem dankbaren Volke erbaut, frei atmen, von neuem Kraft sammeln können, ohne Demütigung. Auch manche tüchtige weibliche Schriftstellerin verdiente Gleiches.

Dann gedenke ich anderer Weggenossen. Jung, voll Kraft und Begabung, erfüllt von reinstem Streben. Sie erweckten rege Hoffnungen mit den Erfüllungen ihrer Arbeit, planten Höheres. Da aber trat das Leben hart an sie heran. Um des Brotes willen nahmen sie verschiedene Pflichten auf sich, immer in der Hoffnung, so viel Freizeit zu gewinnen, um Größeres arbeiten zu können. Aber diese Freizeit ist nie gekommen. Sie nahmen Anläufe, sie erlahmten. Und zuletzt sind sie Knechte der Zeitungen, des Tages geworden, bitter bis zum Rande.

Einmal ein halbes Jahr freien Schaffens und sie hätten sich emporarbeiten können. Wäre nicht auch für solche ein Schriftstellerheim ein großer Segen?

Und zuletzt gedenke ich mit Wehgefühl anderer. Sie sind inzwischen an die Schwelle des Alters gekommen. Deutschland kennt und verehrt ihre Namen. Treu haben sie der Kunst, treu den Leitbildern unseres Volkes gedient; nicht durch Verschwendung gesündigt. Aber mit Not dennoch von Zeit zu Zeit stets von neuem kämpfen müssen, weil sie unfähig waren, dem augenblicklichen Geschmack zu dienen. Vielleicht einige Jahre noch, dann sinken die Kräfte und dann stehen wieder einige, deren Namen bleiben werden, wie die besten ihrer Werke, heimlos, mittellos, kraftlos da in dem Lande der „Dichter und Denker“.

Ein Schriftstellerheim bedeutete für sie Rettung aus Not, eine Stätte der Ruhe, wo sie friedenvoll die Stunde des Hinscheidens erwarten könnten.

Ein edelgesinnter Mann, Dr. Simon Schroeter, hat dem „Deutschen Schriftsteller-Verbande“ ein Grundstück in Jena geschenkt, auf dem sich das Heim erheben soll. Das Gebäude ist in den Plänen fertig; schon ragt das Flurzeichen auf dem Gelände empor. Eine Lotterie hat sich, obwohl in dem letzten Jahre neue Pläne dafür entworfen worden sind und der Finanzminister von Miquel den Abgeordneten sehr wohlwollend entgegentrat, als schwer ausführbar erwiesen. Legt man sie in die Hände eines Unternehmers, dann schluckt dieser den Löwenanteil; wenn wir sie in eigene Verwaltung nehmen, so beansprucht sie schon am

Beginn Mittel, die wir aufzubringen nicht vermögen. So ist der Plan entstanden, „Bausleine“ auszugeben, d. h. eine Art gefällig ausgeführter Quittungskarten, die auf Beträge von 1, 10, 20, 50, 100, 500 und 1000 Mk. lauten und auf den Namen des Beitragärs ausgestellt werden. Besonders die höher bewerteten bildeten ein hübsches Erinnerungsblatt. Aber natürlich wird jede Spende, die sich zwischen den genannten Zahlen hält, mit Dank angenommen. Das Protektorat hat Se. Kgl. Hoheit der Herr Großherzog von Sachsen-Weimar übernommen, der der Heimsache warme Teilnahme entgegenbringt.

Ich wende mich nun auch an die Leser dieses Blattes.

Wer von ihnen hat nicht schon einmal durch eine Dichtung, einen Roman, ein Lied, vielleicht auch durch einen schlichten Spruch tiefen Eindruck empfangen? Wer ist nicht durch sie aus bösen Stimmungen erlöst, über Sorgen gehoben, wer nicht im Weide getröstet worden? Wer hat nicht zuweilen durch sie den Anstoß zu neuem Streben oder Licht auf dunklen Wegen empfangen? Wer nicht sich an der Schönheit erfreut?

Und nun, liebe Leser, denkt: vielleicht gehört der, dessen Werke euch besonders lieb sind, zu der Schar der stillen Kämpfer um das Dasein. Vielleicht schafft gerade er das, was euch tröstet und erfreut, erschüttert oder erheitert, mitten in den Sorgen des Tages. Vielleicht wird gerade er einmal dastehen, gebrochen in der besten Kraft, heimlos, hilflos. Jeder denke dessen, den er liebt und achtet, dem er sich innerlich verpflichtet weiß. Und dann gebe er nach seinem Können. Nicht durch die Gunst eines Fürsten, nicht aus der Schenkung eines Gönners soll sich das Heim erheben, sondern vom Volke zusammengetragen aus Liebe, ein Zeichen geistiger Dankbarkeit.

Die Heimsache ist mir eine Herzensangelegenheit. So bitte ich euch, helft mir nach euren Kräften. Denkt, daß jede Gabe für mich eine tiefe Freude bedeutet und ich jedem dankbar sein werde, der sein Scherlein beiträgt. Und ragt einmal — so Gott will, bald — die Heimstatt für die Kämpfer des Geistes empor, dann könnt ihr sagen: auch ich habe das Meinige gethan, daß vom Haupte unseres Volkes eine Schmach genommen und von ihm eine Ehrenschild eingelöst worden ist.

Vielleicht ist es auch möglich, daß sich in kleineren Städten aus Männern und Frauen und jungen Mädchen Ausschüsse bilden, die zum Besten des Schriftstellerheims Aufführungen, Konzerte, Vorlesungen veranstalten.

Die Gaben bitte ich an den Verlag des „Türmer“ (Greiner u. Pfeiffer) in Stuttgart zu senden, der über die eingehenden Beträge in diesem Blatte quittieren wird.

Groß-Dichterfelde-West bei Berlin.

Otto von Leisner.



Die Irvingianer und der Weltuntergang.

In dem im Oktoberheft 1899 des „Türmers“ enthaltenen Aufsatz von Paul Schettler: „Der Bankrott der Erde“ ist u. a. zu lesen: „Die Irvingianer erwarteten den Weltuntergang am 14. Juli 1834.“ (Seite 62, Zeile 28 u. 29.) Das ist ein Irrtum des Verfassers, den er mit vielen anderen teilt. Die gemein-

hin, wenn auch fälschlich als „Irvingianer“ bezeichnete christliche Kirchengemeinschaft weiß nichts von einer solchen Erwartung, kennt sie nicht und hat sie niemals gehabt. Jene irrtümliche Behauptung begegnet einem des öfteren in solchen Schriften, welche der Sache der „Apostolischen Gemeinden“ — wie die „Irvingianer“ sich zur Erinnerung an die der ganzen Kirche nach dem nicänischen Glaubensbekenntnis zukommende Bezeichnung „apostolisch“ nennen — abhold sind. Jergendwo ist diese Behauptung einmal aufgetaucht, dann in ein Lexikon nach dem andern, in diese und jene Encyclopädie übernommen, und aus diesen Quellen schöpfen dann Gelehrte und Ungelehrte. Es sind trübe Quellen! Nicht alles, was in einem Lexikon steht, ist richtig! Wo ist die Quelle — frage ich — innerhalb der apostolischen Gemeinden selbst, aus der klar und unzweideutig hervorgeht, daß diese Christen den Weltuntergang am 14. Juli 1834 erwartet hätten? Sie selbst kennen eine solche Lehre nicht. Die Litteratur der apostolischen Gemeinden ist nicht unbedeutend. Aus ihr kann man sich zur Genüge über deren „Erwartung“ unterrichten; man wird finden, daß sie allerdings auf die baldige Wiederkunft Christi warten. Nirgend aber ist von einer „Erwartung des Weltunterganges“ am 14. Juli 1834 die Rede. Zwei sehr gewissenhaft berichtende Werke, die ich in erster Linie als autoritativ nennen möchte, sind: „Nacht zur Abendzeit oder der Rathschluß Gottes mit der Kirche von ihrer Gründung bis zu ihrer Vollendung“ (Sittwell) und „Der Aufbau der Kirche Christi auf ihren ursprünglichen Grundlagen, eine geschichtliche Darstellung seiner Anfänge von Dr. Ernst Adolf Kostenscher, lic. theol.“ (II. Aufl. Basel 1886 Felix Schneider). Beide berichten „von wirklichen Dingen und Ereignissen, von Thaten Gottes, da er sich aufgemacht hat, die in ihren Gründen je länger desto mehr bedrängte und gefährdete Kirche als die zerfallene Hütte Davids nach seiner Verheißung wieder aufzurichten“. In keinem von beiden ist auch nur mit einem Worte die Rede davon, daß die apostolischen Gemeinden, die seit Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts bestehen, den Weltuntergang am 14. Juli 1834 erwartet hätten. Auch in keiner anderen richtigen Darstellung der Geschichte dieses Gotteswerkes findet sich davon etwas, auf das man sich stützen könnte. Gegnerische Schriften sind nicht maßgebend. Uebrigens weicht man in denselben in der Angabe der Jahreszahl von einander ab; man findet 1834, 1835, 1836 angegeben. Am 14. Juli 1835 geschah die „Aussonderung der Apostel“ zu ihrer Arbeit für die allgemeine Kirche. — Von einem „Weltuntergang“ — um darüber schließlich noch etwas zu sagen — wird in der apostolischen Gemeinde überhaupt nichts gelehrt. Sie wissen auf Grund von Gottes Wort in der Bibel zwar von einer Erneuerung und einer Verklärung der Menschheit und der ganzen Schöpfung, nicht aber von einer Vernichtung, sagen indes in Bezug auf das große Ereignis, welches diese Zeit einleitet — die Wiederkunft Christi — streng biblisch, daß sie Tag und Stunde nicht wissen, stehen aber dennoch täglich in lebendiger Erwartung deshalb, wie es die Christen nach der Aufforderung Jesu und seiner Apostel thun sollten. „Wenn ihr dieses alles sehet angehen, dann wisset, daß es nahe ist.“ „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung naht.“ So sagt Jesus selbst in Bezug auf die Zeichen der Zeit vor seiner Wiederkunft.

Stolz i. Rom.

Karl Hilliger.





Englischer als die Engländer. — Der politische Bettlerstandpunkt. — Aus der politischen Kinderstube. — Der Durchschnittsdeutsche. — Die Politik der Strafen. — Wirklichkeit und Ideal.

Wer es künftig unternimmt, eine Kulturgeschichte Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts zu schreiben, wird an einem kleinen, aber überaus bezeichnenden Merkmal nicht vorübergehen dürfen. Wenige Tage vor dem deutsch-englischen Abkommen über Samoa, das uns den Besitz der wichtigsten Inseln dieser Gruppe gesichert hat, brachte die „Freisinnige Zeitung“, begründet von Eugen Richter, einen Artikel unter der Ueberschrift „Los von Samoa“. Das Blatt erklärte sich bereit, Samoa loszuschlagen und den Engländern abzutreten, ohne von ihnen eine Entschädigung zu verlangen. Die Engländer mit ihrem Kolonialbesitz wären die nächsten dazu, die politische Herrschaft auch über die Samoainseln zu übernehmen. England könne dagegen seinerseits entsprechende Kompensationen nicht gewähren; es müsse auf den Alleinbesitz von Sansibar wegen des Rückhalts für englisch Neu-Guinea Wert legen, auf letzteres deshalb, um eine weitere Annäherung Deutschlands an das Festland von Australien zu verhindern. Höchstens könne England geneigt sein, die Walfischbai in Deutsch-Südwestafrika abzutreten, nachdem Deutschland sich in Swakopmund einen eigenen Landungsplatz geschaffen und der Besitz der Walfischbai kaum noch eine praktische Bedeutung habe. Im übrigen solle man die Ansprüche Deutschlands auf die Samoainseln nicht übertreiben.

Und nun hat England diese Ansprüche Deutschlands doch anerkannt. Das deutsche Blatt hat also die englischen Interessen Deutschland gegenüber noch entschiedener und zäher vertreten als England selbst!

* * *

Wo ist auf dem ganzen Erdball ein Volk, das den Deutschen solche Streiche nachmachte? Trösten wir uns nicht mit dem Gedanken, daß hinter diesem englischen Organ in deutscher Sprache nur wenige Tausend Deutsche

sehen, daß wahrscheinlich auch nicht sämtliche Leser des Blattes diese Kundgebung zu verstehen geneigt sein würden. Dem aufmerksamen Zeitungsleser wird es nicht entgangen sein, daß in fast allen Fragen, wo deutsche auswärtige Interessen gegen fremdländische stehen, dieselbe Methode der Beweisführung wiederkehrt. Da wird nicht zuerst gefragt: was brauchen und können wir, sondern: was liegt im Interesse der anderen Macht und was könnte wohl nach Abzug dieser Interessen für uns abfallen? Das ist aber nicht der Standpunkt einer mächtigen selbstbewußten Nation, sondern der eines politischen Bettlervolks. Begreifen läßt sich ja dieser Standpunkt aus der Geschichte Deutschlands in den letzten Jahrhunderten, entschuldigen aber nicht und durch höhere sittliche Grundsätze rechtfertigen auch nicht. Denn diese spielen hierbei gewiß die letzte Rolle. Man versuche deshalb auch nicht durch „deutschen Idealismus“ zu bemänteln, was im Grunde nur Engherzigkeit, Bequemlichkeit, dumpfe Trägheit und erbärmlicher Kleinmut ist. Ein Volk in seiner Gesamtheit kann andern gegenüber kraftvoll seine Rechte und Lebensinteressen wahrnehmen und doch in seinen einzelnen Individuen das denkbar idealste sein. Es braucht darum noch nicht gleich unsittliche Räuber- und Ausbeuterpolitik, wie die englische, zu treiben.

* * *

Fast könnte es überflüssig erscheinen, noch zu beleuchten, wie sich die Flottenfrage bei einem großen Teile unserer öffentlichen Meinung abspiegelt. Auch liegen diesem schlichten Tagebuche rein politische Erörterungen fern. Aber eine merkwürdige Erscheinung hierbei verdient doch besonders gewürdigt zu werden. Das ist der wunderbare Kunstgriff, mit dem die ganze Flottenbewegung sozusagen als ein fürchterliches Attentat auf das Volk und den Reichstag dargestellt wird. Und zwar wird dieses Attentat von irgend wem aus irgend welchen volksfeindlichen selbstsüchtigen Gründen unternommen. Schließlich soll es wohl noch den Anschein geben, als ob der Kaiser und die „Regierung“ zu ihrem Privatvergnügen eine stärkere Flotte verlangten, und als habe das deutsche Volk kein anderes Interesse hierbei, als die Taschen zuzuhalten. Denn daß es irgend nennenswerte Vorteile von einer Verstärkung der deutschen Seemacht haben könnte, muß ja nach diesen Darstellungen nahezu als ausgeschlossen erscheinen. Wirklich, als ob es sich um die dynastische Laune eines Autokraten handelte und nicht um ein Lebensinteresse der ganzen Nation! Man kann nun wohl über Einzelheiten der Flottenfrage aus diesen oder jenen Gründen reiner Zweckmäßigkeit verschiedener Meinung sein, aber nicht über die Frage selbst: ob Deutschland, wenn es seinen Rang unter den Großmächten behaupten will, auch einer entsprechenden Machtentfaltung zur See bedürfe. Wie hat Kaiser Wilhelm II. wärmere und beredtere Töne gefunden als jene, mit denen er sich jüngst an das nationale Gewissen seines Volkes wandte, indem er es ermahnte, den blinden engherzigen Parteigeist doch wenigstens in einer so großen Frage dem Wohle des Gesamt Vaterlandes unterzuordnen. Ganz ohne Wirkung wird

ja dieser Beckruf nicht erschollen sein, das Echo aber, das er bis jetzt gefunden hat, wird ihn kaum befriedigt haben — ihn ebensowenig wie jeden, dem die Zukunft Deutschlands mehr am Herzen liegt, als, an sich noch so berechnigte, Klassen- und Parteiinteressen.

Veider drängen sich die an einer Flottenverfärkung geschäftlich interessierten Kreise viel zu laut in den Vordergrund. Dieser unentwegte Hurrapatriotismus mit dem metallischen Resonanzboden versteht es, auch die besten nationalen Unternehmungen in Mißkredit zu bringen. Es wäre sehr zu wünschen, daß er sich etwas weniger laut verhielte. Und wenn es der „Täglichen Rundschau“ gelungen sein sollte, die ganz besonders begeisterte Stimme eines dieser Herren wenigstens im Vorstande des Flottenvereins zum Schweigen zu bringen, so würde sie sich dadurch ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um den Verein und die von ihm vertretene große und gerechte Sache erworben haben.

Es fehlt uns eben noch immer und überall der „große Zug“. Sollte dieser Mangel ein unveräußerliches Erbteil des Deutschen sein? Große Einzelne heben uns politisch und geistig zu ungeahnten Höhen empor. Kaum aber entgleitet ihr Werk ihren Händen, da gleiten wir mit. Es wird nirgends so viel über die „erziehende“ Kraft großer Männer geredet und geschrieben wie in Deutschland. Was Goethe, was Bismarck für die „Erziehung“ der Deutschen bedeuteten, darüber hat man unzählige schwungvolle Reden gehalten, unzählige gelehrte Bücher vollgeschrieben. Es giebt aber arge Zweifler, die an einen so gewaltigen Einfluß unserer Heroen auf einen größeren Teil der Volksgenossen gar nicht recht glauben wollen und der schwer zu widerlegenden Ansicht sind, daß der Durchschnittstypus des modernen Deutschen bei Nicht besehen doch eigentlich herzlich wenig an seine großen Vorbilder erinnert. . . .

Kleinmut nach außen und nach innen. Denn wie sollte man anders auch das stete Wehklagen über die Verrottung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Zerfetzung aller Begriffe, den drohenden Umsturz u. s. w. bezeichnen? Besonders, wo diesem Gejammer mit deutlicher Sicherheit und Regelmäßigkeit der Ruf nach neuen Gesetzen, d. h. Strafgesetzen, folgt? Da ist nun soeben ein alter Kommentar von dem Leipziger Professor Hommel (Breslau 1778) zu dem berühmten Strafrechtswerke des Beccaria ausgegraben worden, in dem folgende prächtige Stelle vorkommt:

„Es verrät Mangel an Einsicht, wenn man durch nichts als Erhöhung der Strafen das Uebel zu dämpfen sucht. Ein Dieb weiß, daß er gehängt wird, aber er trauet seinem Verstande, daß er sich nicht werde ertappen lassen, und ohne diesen Umstand hängt man niemand. Demjenigen, der einen Dieb will hängen sehen, rate ich wohl meynend, die Taschen zuzulnöpfen und die Uhr im Hause zu lassen. Denn es wird unter dem Galgen gestohlen, welches nicht möglich wäre, wenn die Härte und sichtbare Strafe etwas abzuhalten im

stande wäre. Wahrhaftig, wenn in Erhöhung der Strafe die Kunst der Regierung bestände, so könnte jedem Dorfschulzen das Ruder anvertraut werden. Ich will, was ich hierbei denke, recht offenerzig durch folgendes Beispiel erläutern: Einer, der nicht reiten kann und doch reiten will, bekommt ein störrisches Pferd. Er schlägt es fast zu Tode. Aber jemebr er den Stoß gebraucht, jemebr geht es hinterwärts. Der andere, welcher die Kunst versteht, wie man Pferde regieren soll, und ihre Unarten kennet, stehet dabei. Du bist ein einfältiger Mann, saget er zu dem Reiter, und verbindet dem Pferde die Augen. Nun gehet es wie ein Lamm ohne Prügel und Sporen. Eben so viel kommt darauf an, daß ein Regent sein Fuhrwerk versteht und den Ursprung des Uebels wisse. Denn eher wird er ihm nicht abhelfen. Was soll man wohl also von fürstlichen Räten oder Rechtsgelehrten denken, die, wenn das Gesetz dem Verbrechen nicht steuert, weiter nichts zu sagen wissen, als: Schlaget heftiger! Nehmet den Knüttel! Immer derber! Dieses ist allenfalls die Philosophie eines Mannes, der Holz zu Markte führt.“

Das schrieb jemand vor 120 Jahren. Und heute?

* * *

Wenn wir Deutsche erst anfangen, uns als „Realpolitiker“ zu gebärden dann kommen wir uns — fürchtbar erwachsen vor. Dann sind wir mit einem Male wahre Unsbünde von kühler Wirklichkeitschätzung — jeder Zoll ein Staatsmann. Für „Ideale“ und „Idealisten“ haben wir dann nur noch ein Lächeln übrig, ein Lächeln, ach, unsäglicher Verachtung. Und so haben „wir“ denn auch die Friedensbestrebungen im allgemeinen und die Haager Friedenskonferenz im besonderen weidlich bespöttelt. Und wie recht hatten „wir“! Ist nicht unmittelbar nach der Konferenz der Krieg mit Transvaal entbrannt?

Schon früher habe ich an dieser Stelle auf den groben Unfug aufmerksam gemacht, der in dieser Frage durch Verdrehung der Begriffe und Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse verübt wird. Jetzt veröffentlicht nun auch der russische Delegierte auf der Haager Konferenz, Geheimrat von Martens, im russischen „Regierungsboten“ einen Aufsatz, der sich gegen die Unterstellung wendet, als habe die Konferenz lächerlicherweise unerreichbaren Phantomen, wie plötzliche und radikale „Abjchaffung“ der Kriege u. s. w., nachgejagt. Geheimrat Martens führt im wesentlichen etwa folgendes aus:

Der unerwartet in Südafrika ausgebrochene Krieg lenkt natürlich die Aufmerksamkeit der ganzen civilisierten Welt auf sich. Seit dem Schlusse der Haager Konferenz sind noch nicht zwei Monate verfloßen, und schon brechen alle Schrecken des Krieges aus. Je größer die auf die Haager Konferenz gesetzten Hoffnungen waren, um so betrübender ist das Vorgefallene, und je heißer alle Freunde des internationalen Friedens das Vermeiden jeglichen Blutvergießens ersehnten, um so größer ist das Bedauern über die blutigen Schlachten in Südafrika. Es erscheint begreiflich, dies alles zu bedauern; aber unbegreiflich ist es, wie die Haager Konferenz für die Ereignisse in Südafrika ver-

antwortlich gemacht werden kann. Auf welche Grundlage stützt sich die Annahme, daß die Haager Konferenz alle Kriege beseitigen müsse? Die Konferenz hatte nicht die Aufgabe, für die Zukunft alle internationalen Kriege zu verhüten; diese Aufgabe würde nur nach einer vollständigen Aenderung sämtlicher Beziehungen unter den Völkern gelöst werden können. So lange aber Menschen Menschen bleiben, so lange die Völker sich lediglich von ihren Interessen fortreißen lassen, und so lange die Regierungen ihre eigenen Vorteile wahrnehmen und ihre nationale Ehre und Würde verteidigen werden, so lange sind leider Zusammenstöße zwischen den Völkern unvermeidlich und Kriege möglich. Mit diesen positiven Faktoren mußte die Haager Konferenz rechnen; sie hat eine besondere Konvention über die Mittel zur friedlichen Beilegung internationaler Konflikte erworben, sie machte es den Staaten zur Pflicht, nur im äußersten Notfall und nur nach Anwendung aller friedlichen Mittel ihre Rechte und Interessen durch Gewaltmittel wahrzunehmen. Die Haager Konferenz hat so wenig auf zukünftige Beseitigung aller Kriege gerechnet, daß sie den größten Teil ihrer Arbeit auf die Festsetzung der Gesetze und Gewohnheiten des Krieges verwandte. Die auf der Konferenz unterzeichneten Konventionen des Roten Kreuzes, welche sich auf Seekriege beziehen, sind unwiderlegliche Beweise für die völlig richtige Auffassung hinsichtlich des Krieges. Die Konferenz erblickte freilich im Kriege das größte Unglück der Völker, doch konnte sie ihn nicht verhindern und mußte sich darauf beschränken, die Schrecknisse des Krieges zu mildern. Die Resultate der Konferenz lassen sich in nachfolgenden zwei Punkten zusammenfassen: 1) Die Konferenz hat ein System der möglichen Mittel geschaffen, welche zur Erhaltung des Friedens durch gute Dienste, Vermittelung und internationale Schiedsgerichte anzuwenden sind. 2) Die Konferenz hat die Befugnisse der kriegführenden Staaten durch Einschränkung der rohen Willkür, Linderung des Elends und Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Personen, welche im Kriege gelitten haben, geordnet und geregelt; aber die Kriege völlig zu beseitigen, hatte die Konferenz nicht die Aufgabe und konnte es auch nicht.

Das eine thun und das andere nicht lassen, das müßte wohl für uns Deutsche die Richtschnur in dieser Frage abgeben. Wahnsinn und Selbstmord wäre es, wenn Deutschland für sich allein seine Rüstungen auch nur herabmindern wollte. So, wie die Dinge zur Zeit in Wirklichkeit liegen, kann Deutschland nicht stark genug gerüstet dastehen, bedarf es vor allem auch noch einer unbergleichlich stärkeren Rüstung auf den Meeren. Aber roh und dumm ist es, deshalb ideale Bestrebungen zur Herbeiführung anderer, besserer, menschenwürdigerer Zustände in einer fernen Zukunft zum Gegenstand platter, sogenannter Witze zu machen.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze sticht,
 Mein Volk, der Ideale Bitter stürze nicht.
 Sind ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
 In ihrer Sternglut bade dich ewig jung der deutsche Sinn.



Briefe.

B. J., W. a./S. — D. S. in ? — F. S., W. — G. G., L. — W. S., M. — J. L., G. Zum Abdruck im L. leider nicht geeignet. Verbindl. Dank.

U. A., Z. i./S. Für den L. zwar noch nicht druckreif, aber entschieden hoffnungsvoll. So enthält z. B. „Mittag“ einen durchaus poetischen Gedanken, hat aber noch kleine Mängel. Frdl. Gruß!

E. D., B. a./Sp. Verbindl. Dank. Die sympathisch empfundenen Verse leider zum Abdruck nicht geeignet.

W. R. in S. Poetisches Empfinden, aber zu sehr von „Reminiszenzen“ durchsetzt :

„So liebt die Blume
Den goldnen Tau,
Der in der Frühe
Beneht die Au“ u. f. w.

Ermuert Sie das z. B. nicht auch an Goethes „Malkied“ :

„So liebt die Lerche
Gesang und Lust,
Und Morgenblumen
Den Sinnenluft“ u. f. w. ?

P. S., St. Louis, Ver. St. Vielen Dank für die liebenswürdige Aufmerksamkeit. Das freundlich übersandte Zeitungsblatt hat mich sehr interessiert. Auch wird sich wohl Gelegenheit finden, auf den betr. Aufsatz zurückzukommen. Freundl. Gruß!

W. L. in F. Ihrem Wunsche haben wir entsprochen.

B. S., N. (Nähren). Verten Dank für die liebensw. Zeilen und die Einsendung, die im nächsten Hefte verwertet wird. Für das vorliegende kam die Handschrift leider zu spät. Der andere, für später freundl. in Aussicht genommene Beitrag dürfte doch als zu „sachlich“ über den Rahmen des „L.S.“ hinausgehen.



G. M., W. u. a. Da die Nachfrage nach Band I des ersten Jahrgangs des Lärners anhaltend ist, so haben wir uns entschlossen, von diesem vergriffenen Bande einen Neudruck zu veranstalten. Ihre Bestellung wird anfangs Dezember ausgeführt werden.

Der Verlag des Lärners in Stuttgart.



Zur gest. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Lärners“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. f. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Wilhelmskolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1**, zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Entscheidung über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleinere Manuskripten** wolle man kein Porto zur Antwort beifügen, da diese in den „Briefen“ erfolgt und Rücksendung nicht verbürgt werden kann. Alle auf den **Verband und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart**. Man abonniert auf den „Lärner“ bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Wilhelmskolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



F. de Grado sc.

Photogravure Bruckmann

DON PEDRO CALDERON



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren,

Zum Schauen bestellt.“

Kytleus, der Türmer. (Sauf II.)

II. Jahrg.

Januar 1900.

Heft 4.

Neujahr.

Eine Laienpredigt

von

Otto von Reigner.



Morgen ist Sonntag!“ So jubeln Kinder. Ihnen schwebt dabei etwas besonders Freudiges und Helles vor, das der kommende Tag bringen werde. Kinder träumen, und träumen schön; in jedem von ihnen lebt ja etwas vom Dichter.

Aber auch die Erwachsenen werden zu Kindern und Dichtern, wenn sie hoffen. Und haben sie es auch längst verlernt, von jedem Sonntage ein besonderes Glück zu verlangen, jenes Kindheitsgefühl ist dennoch nicht wurzelhaft ausgerottet, denn das Verlangen nach Glück wohnt im Tiefsten des Herzens und verstummt niemals; nur deuten die Menschen falsch aus, was es spricht.

So ist es denn vor allem die Jahreswende, wo auch in den Gemütern der Großen die Sehnsucht erwacht. Mag der Verstand noch so klar beweisen,

Der Türmer. 1899/1900 I.

22

daß es Thorheit sei, etwas Besseres zu erwarten, gleichviel — aus den Winkeln der Herzenskammern treten doch immer wieder Wünsche. Und die Hoffnung giebt ihnen so viel täuschendes Leben, daß der Mensch sich ihrer zu freuen vermag, als wären sie schon verwirklicht. Die Hindernisse, die der Erfüllung im Wege stehen, erscheinen dann unbedeutend im Vergleiche zu dem Kraftgeföhle, das uns durchströmt. Auch der Nüchterne dichtet wieder, wie er es als Kind gethan hat. Wenn dann durch die stille Nacht die zwölf Glockenschläge tönen, dann ist es, als kündeten sie dem ganzen All, daß der Zeiger der Weltenuhr vorgerückt sei. Ein mystisch-feierlicher Augenblick und doch durchleuchtet vom Schimmer der Freude. „Morgen ist Sonntag!“

Aber nichts in dem unendlichen All hat sich geändert. Der Gott des alten Jahres ist der des neuen — was in unserem Geiste als Zeit erscheint, kennt er nicht. Und nicht ändert sich sein geheimnisvolles Walten in der Welt der Erscheinungen. Fest, in gewohnter Weise, ziehen die Gestirne ihre Bahnen, sendet jedes zum anderen Aetherwellen, deren Wechselwirkung ihre Richtung bestimmt; Welten läßt sein Wille sich bilden aus wirbelnden Stoffen, Welten läßt er erkalten, zerspringen, sich auflösen. Und im Werden und Vergehen von Lebewesen, deren höchste seine Größe zu erkennen bestimmt sind und deren treibende Kraft Geist ist von seinem Geiste, wirkt er durch freigelassene Kräfte, denen er seinen Willen auferlegt hat in dem, was die Menschheit im Laufe ihrer Erdenzeit allmählich als Naturgesetz zu fassen lernt.

Und nichts hat sich auf dieser Erde in der Menschheit, nichts im einzelnen geändert. Die zwölf Schläge verkönnen als leichte Schwingungen in der Luft — wirkungslos. Denn die unendliche Zahl der Gründe, die bei dem ersten Schläge vorhanden war, ist die gleiche geblieben. Still und doch mächtig wirken sie weiter, fügen Glied an Glied, Wirkung an Wirkung.

Wer sich gewöhnt hat, seinen Blick nur auf das äußere Geschehen, auf den Werdegang sinnlicher Erscheinungen zu richten, kann leicht zu der Annahme kommen, daß es überhaupt nichts gebe als diese äußere Notwendigkeit. Dennoch giebt es eine Stelle, wo sie durchbrochen werden kann: im Menschengeniste selbst. Wenn wir im tiefsten Herzen uns zu Gott bekennen, wenn uns aus innigster Ueberzeugung die freudige Gewißheit quillt, daß wir Kinder des Vaters sind, dann müßten wir auch erkennen, daß wir nicht bestimmt sein können, Knechte dieser äußeren Notwendigkeit zu bleiben. Dann aber müßte uns auch die Einsicht kommen, daß ein „neues Jahr“ für uns nur dann beginnen wird, wenn wir selbst uns durch Gott und in ihm erneuern.

Je mehr wir von der äußeren Welt hoffen und wünschen, desto mehr liefern wir uns der äußeren Notwendigkeit aus. Die Gegenstände, die uns reizen, liegen, wenn auch nur scheinbar, außer uns. Um sie anzustreben, müssen wir eine Reihe von Handlungen ausführen. Die erste ist in bestimmten Grenzen frei, aber schon sie muß sich dem Gang der äußeren Ereignisse anbequemen, damit nach der Folgerichtigkeit des Geschehens der zweite Schritt möglich werde.

Doch schon die Wirkungen des ersten sind oft nicht zu überblicken. An irgend einer Stelle vermögen sie eine Folge auszulösen, welche die berechnete zweite Handlung verhindert oder ein Geschehnis veranlaßt, das sich unüberwindbar zwischen Wunsch und Ziel stellt.

Jedes Thun sendet Wellen der Wirkung nach verschiedenen Richtungen, die selten vorauszuberechnen sind. Es tritt damit in eine größere Zahl von Kausalitätsreihen ein, als der Thäter ahnt. Diese wirken auf ihn zurück, und ehe er es noch vermutet, kann er sich gezwungen sehen, eine Handlung zu verwirklichen, die ihm die „Außenwelt“ abtrozt. Aber selbst wenn er das Gewünschte erreicht, ist's möglich, daß er unbefriedigt bleibt. In tieferen Gründen seines Wesens haben sich vielleicht, ihm unbewußt, Wandlungen vollzogen, so daß ihm das mühevoll Gewonnene nur mehr wertlose Spreu dünkt. Wenn er aber Befriedigung erlangt, kann sein Erfolg Neid oder Haß in anderen erweckt haben, und er steht plötzlich Wirkungen gegenüber, die er niemals hat voraussehen können.

Er kann aber auch nicht an das Ziel gelangen. Der Widerstand läßt sein Begehren wachsen, bis es Schmerzen erzeugt; er muß sehen, daß andere das Ziel erreichen, vielleicht nur infolge seiner eigenen Handlungen. Nun erstehen in ihm Neid und Haß und bewirken ein Thun, dessen Wirkungen ihn immer tiefer in die äußere Kausalität verstricken, bis er sich außer stande sieht, anders als unter ihrem Zwange zu handeln.

Unsere Lieblingswünsche, soweit deren Gegenstand außer uns liegt, werden so unser Schicksal. Je öfter wir sie uns in unseren Träumen vor die Seele stellen, desto stärker wird in ihnen die Willensspannung, desto mehr treten sie in die beherrschende Mitte der Vorstellungen, setzen alle in Beziehung zu sich und saugen denen, die sich ihnen entgegenstellen, das Blut aus, bis diese zu machtlosen Schatten werden. So weben wir selbst an dem Gewande, das unser Ich tragen wird, sei es das Nessuskleid verbrennender Leidenschaften oder der falsche Purpur des äußeren Erfolges, die beide uns der Notwendigkeit verknuechten.

Solange unser Wollen sich ganz nach außen lenkt, ist eine Umwandlung nicht möglich. Immer tauchen neue Wünsche auf, vieles wandelt sich um uns, aber wir selbst gehen wie blind den eingeschlagenen Weg weiter von Jahr zu Jahr. Die Enttäuschungen belehren uns nicht; wir sehen ihre Gründe stets in der Außenwelt, wir werden bitter, klagen Welt und Menschen an — und vielleicht, wenn wir ihn nicht verloren haben, auch Gott. Die irrefegleitete Willensrichtung fälscht dann auch den fargen Rest religiösen Gefühls.

Wie uns alles „Glück“ außen zu liegen scheint, so auch Gott. Wir fordern, daß er sich durch Lenkung des äußeren Lebens an uns erweise; unseren irdischen Wünschen soll er, und wäre es durch Wunder, Erfüllung geben. Wir rechnen und rechnen mit ihm, lügen unsere Schwäche zur Gutmütigkeit um, machen aus Fehlern Tugenden, nur um Gott einen Schein vorlegen zu können, nach dem er zum Lohne verpflichtet ist.

Eins aber fliehen wir: unser Inneres. Verloren, in Luft gesprochen sind für uns, trotzdem wir den Namen Christi tragen, alle Worte, mit denen Jesus uns in die eigene Seele weist, wo das Reich Gottes des Heimkehrenden wartet. Und so werden Unzählbare unter uns von Jahr zu Jahr thörichter statt weiser und klagen die Zeiten an, wo doch wir allein die Schuldigen sind.

Dennoch bleibt der Drang nach „Glück“, nach einem Zustande der Befriedigung, des inneren Gleichgewichts bestehen, und die Stimmung an der Jahreswende, die wir vielleicht mitten unter frohen und hoffenden Menschen verbringen, steigert ihn auch noch in späteren Lebensjahren. Aber fast immer mißdeuten wir die Stimmen in unseren Herzen, da wir ihren Sinn nach den Reizen der äußeren Welt zu erklären versuchen. Aber nur in der inneren liegt, wie das Wort, so die Erklärung.

Unser Leben ist kurz. So kann man es ja erklärlich finden, wenn wir der an sich so gleichgiltigen Jahreswende höhere Bedeutung zumessen. Es ist auch zu verstehen, daß junge und jüngere Menschen die Stunden der Neujahrnacht mit einander verbringen. Aber der Reise sollte in die Stille gehen, einmal sich losreißen von dem Lärm des Alltags und den Blick in die innere Welt wenden.

Welche Wahrheiten, wie viel Wissen der menschliche Geist auch erringen möge, er kommt über bestimmte Sätze Jesu nicht hinaus. „Das Reich Gottes ist in euch!“ — Das ist eines der Worte, die unverfügbare sind und für alle Welten, die des Vaters Wille sich gestalten läßt, für alle Geistgeschöpfe gelten.

In dieser inneren Welt liegt auch die Macht, die uns von dem Zwange der äußeren Kausalität loszureißen vermag. Ehe wir aber ihrer inne werden, müssen wir eins erkennen: Die sogenannte Außenwelt, in der das „Glück“ liegt, ist für den Geist trotz ihrer Wirklichkeit nichts anderes als ein Teil der inneren. Was uns reizt, ist nicht der Gegenstand unmittelbar, sondern das, was wir aus unseren Trieben, Empfindungen, durch die Einbildungskraft mit der in uns vorhandenen Vorstellung des Gegenstandes verknüpfen. In uns webt also ein Begehren, aber auch in uns ist das Ziel, auf das es gerichtet ist.

Nehmen wir an, ein Ich strebe mit allen Kräften gespanntesten Ehrgeizes nach einem Orden. Der „Gegenstand“, also das Kreuz, ist zwar außerhalb des Ichs in der wirklichen Welt. Aber er wäre für das Ich nichts, wenn es ihn nicht als Vorstellung in sich trüge. Mit dieser Vorstellung verbindet nun das Ich eine Menge anderer. Es sieht den Orden auf dem Noche glänzen, es stellt sich vor, wie andere mit Bewunderung, mit Ehrfurcht oder mit Neid auf das Zeichen der „Ehren“ blicken. Die Einbildungskraft nährt das Verlangen, dieses beflügelt jene; der Wille spannt sich an, der Verstand sucht nach Mitteln, die zu dem Ziele führen können, und es werden nun Handlungen ausgelöst. Wird das Ziel erreicht, so bleibt doch der Genuß, das „Glück“, ganz und gar ein innerer Vorgang. Das Ich genießt das Ich, die eigenen Empfindungen, die durch die Außenwelt veranlaßt, aber nicht verursacht werden. Doch

balb schwindet durch Gewöhnung der Reiz. Neue Vorstellungen bilden sich. Andere haben denselben Orden, wieder andere besitzen höhere Auszeichnungen oder mehr Kreuze und Sterne. Sofort jetzt der erste Vorgang wieder ein. Verlangen, Befriedigung, Gleichgiltigkeit lösen einander ab, alle als innere Vorgänge. Aber mit hinein spielen Gefühle: Neid, Haß u. s. w., so daß ein Zustand der Ruhe nicht einzutreten vermag, wenn nicht Müdigkeit oder stumpfe Satttheit das Verlangen erlöschen läßt.

Wir genießen also niemals die Dinge selbst, sondern stets nur gewisse Triebe; vielleicht so lange, bis sie erschöpft sind und das Ich sich selbst aufgezehrt hat und der Trieb nur mehr wie ein Gespenst durch die innere Welt wandelt.

Diese Thatsache müssen wir erkennen, müssen erfahren, daß kein Ding als solches in sich dauerndes Glück enthalten kann, sondern ganz von dem abhängt, was wir im Innern damit verbinden.

Diese Erkenntnis zieht andere nach sich. Bleiben wir bei dem gewählten Beispiele. Wenn ich weiß, daß der Orden nur durch das Wert erhält, was ich seiner Vorstellung hinzufüge, so weiß ich zugleich, daß er wertlos ist, wenn ich nichts hinzuthue. Indem ich die durch gereizte Eitelkeit hervorgerufenen Scheingefühle unterdrücke oder nicht nähre, wird der Reiz ausgelöscht. Nun kann der Orden in mir weder ein Verlangen noch Handlungen auslösen, er kann nicht Neid, nicht Haß anderen gegenüber erwecken, er ist nichts mehr als eine sinnliche Wahrnehmung, die ohne jeden Einfluß auf mein Innenleben bleibt. Damit ist die äußere Kausalität an einer Stelle durch Vorgänge in mir zerrissen. Ich bin frei geworden von einer bestimmten Art von Reizen, entworzelt ist ein bestimmter Trieb; nicht wird er Handlungen auslösen, die mich der äußeren Notwendigkeit verknachten.

Überall aber, wo ich in der gleichen Weise handle, wird ein Teil der Kette vernichtet, die mich in dem Wirbel des äußeren Geschehens festhält. Immer mehr wendet sich mein Leben in mich selbst, immer mehr werden die Beweggründe zum Handeln bestimmt von meinem Wesen, das sich freier und frei zu entwickeln beginnt, nicht mehr gestört durch die Welt der Reize, nicht in jedem Augenblick von neuem mitgerissen von der Flut der Erscheinungswelt.

Aufglänzt am Schaukreise des Geistes der Friede, und aus seinem Lichte taucht auf das Angesicht des Vaters, und im Tiefsten weiß sich der Mensch als Kind der Armacht, die alles hält und erhält. Und in mir finde ich die Bestätigung der Worte Jesu: „Das Himmelreich ist in euch!“ Dann aber erst bin ich nicht mit Wasser, sondern mit Feuer getauft, dann erst Christ in des Wortes tiefster Bedeutung. Morgen ist Sonntag!

Ja, ein Sonnentag, ein neues Jahr. Wohl fühlt sich der Geist gebunden an Gott, aber nicht verknachtet einem Zwingherrn. Was er fühlt, denkt und thut, fließt aus dem Vater, aber nicht ist es eine That äußerer Notwendigkeit; es wird auch nicht als Zwang empfunden.

Wie aus dem Keime die Blättchen werden, aus ihnen sich die Knospe bildet, dann die Blüte sich erschließt, die vergeht, wenn die junge Frucht erscheint, so auch der Menscheng Geist. Sie fühlen beide nichts vom Zwange, sie entfalten sich nach ihrem Wesen. Aber die Seele hat das Bewußtsein des Gesetzes seiner Wesenheit und zugleich das Wissen von dem Gesetzgeber in sich.

Mögen nun Leiden kommen, mag das äußere Leben uns durch Nacht und Schmerzen führen, mögen Hoffnungen, die wir mit unserem Herzblute genährt, hinwelken wie Gras im Sturwinde, wir wandeln hin im Lichte, in der Stille. Fest verbunden im Tiefsten wissen wir uns mit dem Vater und in ihm durch Christus mit allen Brüdern, auch mit denen, die uns hassen. Mag dann auch die Erkenntnis der Wahrheit uns schmerzlich fühlen lassen, was an Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit und Zucht in der äußeren Welt sich verkörpert, wir wissen doch, daß alles unbewußt hinstrebt zu der großen Versöhnung im Vater. Nach unseren Kräften ringen wir, Liebe und Gerechtigkeit zu betätigen in dem Kreise, wo wir hingestellt sind. Nicht versinken wir in Thätlosigkeit, aber wir pflanzen unsere Handlungen in ein anderes edleres Erdreich. Und wenn dann dennoch die Folgen reingewollter Thaten sich gegen uns wenden, so klagen wir nimmer Welt und Menschen an, sondern nur den Mangel der eigenen Einsicht.

Und morgen ist Sonntag!

In seinem Lichte ändert sich das Bild der Welt. Wo wir sonst nur tote Kräfte in Druck und Stoß, Anziehung und Abstoßung nach starren Gesetzen wirken sehen, dort thut sich uns auf der Blick in das Walten des ewigen, zeitlosen Herrn. Auch die „Außenwelt“ ist nicht bloßer Schein, auch sie ist wie wir Erscheinung einer Macht, die sie aus lebendigem Wollen in stetem Schaffen bewirkt, aber nicht in ihr aufgeht und zerfließt, ebensowenig wie sich in der symbolischen Bedeutung des Menschenkörpers der ganze Geist in Erscheinung umsetzt.

Aber wir fühlen auch im Sinnesfälligen das Göttliche, die Wahrheit, die uns das All als Schönheit bietet. Nicht sollen wir mit stumpfem Blick durch die äußere Welt schreiten, gleichgiltig für den Zauber der Erscheinungen. Aber auch nicht mit stumpfem Verstande. Der Geist, auch wenn er den Vater erkannt hat, strebt nach Erkenntnis auch der äußeren Zusammenhänge, wenn er auch in ihnen nicht das Weltgeschehen erschöpft wähnt.

Das echte Christentum ist weder der Wissenschaft feind noch feind der Kunst; es verdammt nicht Lebensfreude, nicht fordert es Welthaß und Weltflucht. Das ist ein Märchen, das gerade die Bekämpfer der Religion Christi am lautesten verkünden, um dafür ihre „frohe Botschaft“ von der Weltfreude besser anpreisen zu können und leichter an den Mann zu bringen.

Wer da weiß, daß der Vater im All waltet, wird der die Welt hassen? Wird nicht in ihm entbunden ein Gefühl der Liebe für die Werke, die „herrlich sind wie am ersten Tage“? Und wenn er mit dem Verstande, der sich nur

mit dem Sinnenfälligen zu beschäftigen vermag, die äußeren Zusammenhänge zu ordnen strebt, mit der Vernunft die inneren zu erfassen sich müht, wird er es dann etwa als Fessel empfinden, daß Gott über und in allem waltet? Wird diese Ueberzeugung ihn nicht beflügeln, nicht mit Andacht auch der äußeren Welt gegenüber erfüllen?

Echtes Christentum ist voll reiner Weltfreude. Aber es hat auch den Wandel erkannt, es kettet sich nicht mit seinen Wünschen an das, was nur für kurze Zeit — und wären es tausende Jahre — sich in irdischer Hülle den Sinnen darbietet. In der Welt wirkt der Christ, er wirkt auch für sie, aber strebt, ihr das Gesetz des Geistes aufzuprägen, der einer höheren Ordnung des Bleibenden angehört.

In jeder Stunde, in der im Herzen aufsteigt die Morgenröthe des Friedens, beginnt ein Sonnentag, ein neues Jahr, ein neues Leben. Eine äußere Scheidung der Zeit giebt es nicht; du kommst nimmer in einem Strome durch einen Kreidestrich Welle von Welle trennen. Die Flut drängt in gleicher Kraft weiter und weiter. Dein inneres Leben kennt ebensowenig Jahreswenden, sondern nur die Willenswendung in dir selbst. Wolle in und mit Gott: vorüber ist dann eines deiner Leben — denn wir leben viele, ehe wir zu dem einzig wahren gelangen — und ein neues beginnt für dich, an welchem Tage immer es sei. Dann wirst du auch nicht, wenn Glockenklänge ein neues Erdenjahr verkünden, von der äußeren Welt Fülle des Glücks verlangen. Im Herzen den Frieden und die Freiheit, wirst du wandeln durch heitere und durch dunkle Tage in gleicher Gelassenheit, schon hier auf Erden Bürger einer andern Welt. Nicht schrecken kann dich der Gedanke an den Tod; still wirst du der letzten Stunde entgegenstreiten. Auch sie ist nur eine Welle, die in eine andere hinüberführt — in dem Strome deines Lebens, das mehr als deinen Erdengang umfaßt. Was hier dein Ich war, abgleiten wird es wie ein zermürbtes Gewand. Vergessen wirst du die Leiden und Kämpfe dieser Erde, aber dein Selbst wird weiter gehen, bis es heimgelangt zum Vater. Und im letzten Augenblicke, wo deine Augen brechen und das Licht der lieben Sonne für dich erlischt, werden deine Lippen leise sprechen können:

„Und morgen ist Sonntag und ein neues Jahr!“





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



Es war eine grauenvolle, in ihrer plötzlichen Wucht niederschmetternde Heimsuchung.

Eine Depesche des Vorstehers der Pension, in der die beiden ältesten Knaben untergebracht waren, meldete, daß Theobald schwer verunglückt sei, und berief den Vater dringend in die Stadt.

Dort erst wurde ihm die volle Wahrheit. Er fand Theobald mit zerschmetterter Hirnschale, bewußtlos, in den letzten Zügen vor. Wilhelm war und blieb mehrere Tage lang spurlos verschollen. Dann wurde seine Leiche von dem Strome, der die Stadt von der Vorstadt trennte, ans Ufer geschwemmt. Im Leichenschauhause sah der Vater seinen Aeltesten wieder, nachdem er soeben dem andern die Augen zugebrückt.

Der Bruder war durch die Hand des Bruders umgekommen. Der Ueberlebende hatte sich in der Verzweiflung ins Wasser gestürzt.

In der Vorstadt, in einer der zahlreichen Fischerkneipen, die von den Schülern im geheimen häufig besucht wurden, weil sie sich dort vor den Nachstellungen der Lehrer sicher fühlten, hatte sich das Entsetzliche ereignet.

Eine Knabenhafte Liebe war die Ursache gewesen.

Von einem Mitschüler, der sich den Brüdern in letzter Zeit häufig angeschlossen hatte, und der auch bei der Katastrophe zugegen gewesen war, holte man nicht ohne Mühe nach und nach den Sachverhalt heraus.

Das Verhältnis der Brüder zu einander war schon in den letzten Wochen ein gespanntes gewesen. Beide kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge hatten auf einem Schulfeste die Bekanntschaft einer um mehrere Jahre älteren Musikschülerin gemacht. Beide hatten

sich leidenschaftlich in sie verliebt. Die kokette junge Schöne ließ sich die Huldigungen der Brüder gleichmäßig gefallen, ohne sie eigentlich ernst zu nehmen. Sie schien heute den einen, morgen den andern zu bevorzugen, mochte aber wohl an dem hübscheren und eleganteren Theobald das größere Gefallen finden. Die Schwärmerci, die ihr beide durch die üblichen Aufmerksamkeiten heimlich bezeugten, belustigte sie, und die Eifersucht, die dabei der eine Bruder gegen den anderen an den Tag legte, reizte sie, dieses Gefühl bei ihnen durch allerlei kleine weibliche Künste noch zu steigern. Sie wußte es so einzurichten, daß sie das eine Mal mit Wilhelm, das andere Mal mit Theobald heimliche Zusammenkünfte hatte, die zwar an sich sehr harmlos verliefen, von den Jünglingen aber sehr ernsthaft gedeutet wurden. Zuerst hatte jeder dem andern seine Passion zu verbergen gesucht, bis der mittheilungsbedürftige Theobald endlich sein Geheimnis nicht länger für sich behalten konnte und die vermeintlich nur ihm erwiesenen Gunstbezeugungen dem Bruder enthüllte. Dieser hatte sich dabei verfärbt, war aber äußerlich ruhig und gleichgiltig geblieben. Mit keinem Worte, keiner Miene verriet er, daß er von der gleichen Neigung oder vielmehr von einer weit stärkeren erfaßt sei. Denn was bei Theobald nur oberflächliche, knabenhafte Erotik war, hatte in Wilhelms schwerem und tiefem Gemütsboden wirklich Wurzel geschlagen, hatte sich bei diesem stolzen, selbständigen, verschlossenen, kaum achtzehnjährigen Menschen zu einer echten Leidenschaft ausgewachsen, wie sie sonst nur gereifte Männer von Grund aus durchwühlt. So tief nun auch Wilhelm sein Geheimnis in sich verschloß, so bemächtigte sich seiner doch ein Groll gegen den Bruder, der von Haß nicht sehr verschieden war, und den er in seinem Benehmen ihm gegenüber trotz allen angeborenen Edelsinns nicht verhehlen konnte. Wie er Theobald schon immer um seines Talentes willen als den von der Natur Bevorzugten im stillen beneidet hatte, so sah er nun auch in der Liebe in ihm den glücklicheren Nebenbuhler. Sein ganzes Auftreten gegen den Bruder wurde unwillkürlich ungerecht und feindselig, was zu fortwährenden Reibungen zwischen ihnen führte. Des Jüngeren Nachgiebigkeit und die langjährige Gewohnheit verhinderten trotzdem einen offenen Bruch, und so kam es, daß sie nach wie vor ihren Vergnügungen gemeinsam nachgingen.

Bei einem Ausfluge kam es dann zur Katastrophe. Sie hatten in Gesellschaft jenes Mitschülers einen Spaziergang in den die Stadt umgrenzenden Wald gemacht und waren dann auf dem Rückwege in der von den Schülern vorzugsweise besuchten Restauration eingekehrt, wo der gefällige Wirt seinen jungen Gästen stets ein sonst leerstehendes

Separatzimmer einräumte. Niemand außer den Dreien war zugegen. Es wurde reichlich starken Getränken zugesprochen. Als Wilhelm endlich zum Aufbruch mahnte und Theobald auch schon Anstalten dazu machte, wußte dies der Gefährte, ein boshafter und früh verdorbener Bursche, durch allerhand Sticheleien über die „Pantoffelherrschaft“, die Wilhelm über den Bruder ausübe, zu verhindern. Theobald, der durch den Alkoholgenuß schon sichtlich erregt war, weigerte sich. Und als der andere, der bereits aufgestanden war und Hut und Stock ergriffen hatte, in herrischer Weise seiner Mahnung Geltung verschaffen wollte, kam bei Theobald ein lange unterdrückter Groll zum Durchbruch. Er erwiderte scharf und gereizt, es kam zu einem hitzigen und überaus gehässigen Wortgefecht, in dessen Verlauf Theobald äußerte, er wisse auch sehr gut, weshalb Wilhelm in letzter Zeit ein so feindseliges Wesen gegen ihn herauskehre. Das sei nichts weiter als Eifersucht, weil er, Theobald, bei einer gewissen jungen Dame der Glücklichere sei. Der andere, an seiner verwundbarsten Stelle getroffen, drohte ihm mit Schlägen, wenn er nicht sofort mit solchen Reden aufhöre. Diese ihm in Gegenwart eines Dritten zugefügte Schmach reizte nun Theobald auf das Aeußerste. Das sei, erklärte er nun mit herausforderndem Hohn, lange noch nicht alles, was er Wilhelm zu sagen habe. Er könne ihm auch anvertrauen, daß er noch ganz andere Gunstbezeugungen seitens der jungen Dame genossen habe als die, von denen er ihm kürzlich erzählte. Und hier ließ er sich, um den Bruder so empfindlich wie möglich zu treffen, zu einer Lüge hinreißen, die, wenn sie keine gewesen wäre, das junge Mädchen ehrlos gemacht hätte.

„Das lügst du!“ rief Wilhelm, noch halb ungläubig, aber doch schon von furchtbaren Zweifeln erschüttert.

„Ja, das möchtest du wohl,“ erwiderte der andere höhnißch, „frage doch Kranzberg“ — so hieß ihr Gefährte — „der hat uns ja beide erst gestern um halb zwölf Uhr nachts aus dem ‚Adler‘ herauskommen sehen.“

Der „Adler“ war ein stadtberichtigtes Hotel garni. — Die ganze Geschichte war von Theobald frei improvisiert worden, und Kranzberg war sie ebenso neu wie Wilhelm. Aber mit seinen boshaften Instinkten merkte der Bursche sofort, daß es sich darum handle, dem andern eine Kränkung zuzufügen, und so ging er bereitwillig auf den „feinen Spaß“ ein und bestätigte grinseind das Gehörte. Einige Sekunden lang blieb Wilhelm wie erstarrt stehen, sah in die hämißch lächelnde Miene des einen, des andern. Es war richtig: Theobald war in der That am vorigen Abend ganz gegen seine Gewohnheit allein ausgegangen

und erst nach Mitternacht in die Pension zurückgekehrt. Der Pensionsvorsteher hatte ihn wegen dieser Bummellei heftig zur Rede gestellt.

Fahle Blässe überzog Wilhelms Gesicht.

„Schuft!“ schrie er plötzlich in aufflammendem Zähzorn, und in demselben Augenblicke führte er auch schon mit dem schweren Stocke, den er sich im väterlichen Walde aus einer jungen Eiche selbst geschnitzt hatte, einen wuchtigen Hieb gegen den Bruder.

Der Schlag war mit der ganzen Kraft des Zähzorns geführt worden und traf Theobald mitten über das Haupt. Er sank lautlos nieder. Blut und Hirn quollen ihm aus der zerschmetterten Schädeldecke. Wilhelm warf sich mit verzweifelter Aufschrei neben ihn auf die Kniee: „Theo, Theo, verzeihe mir!“ Aber keine Antwort kam. „Tot —?!“ Da war der verzweifelte Entschluß in ihm aufgeblitzt. Er hatte sich plötzlich erhoben und war fortgestürzt . . .

Zwei Säрге brachte der Vater mit nach Hause. Sie wurden in einer Scheune vor dem Gutshofe abgesetzt. Die Schwester empfing ihn an der Hausthüre. Der ahnungslose kleine May stand neben ihr. Mit kindlicher Freude warf er sich dem Vater in die Arme. Der drückte ihn schweigend an sich, lange, länger als er es sonst zu thun pflegte. Es schien May, als glänzte es feucht in den Augen des Vaters, als wolle er eine tiefe Bewegung niederkämpfen. Und was war das? Aber er täuschte sich wohl nur? Des Vaters graues Haar war ja weiß geworden? Eine unendliche Bangigkeit beschlich den Knaben, es mußte etwas Außerordentliches, Unausprechliches geschehen sein. Da nahm der Vater die Schwester, die ihn mit strenge fragenden Richterblicken ansah, an der Hand und führte sie in sein Arbeitszimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß. May folgte ihnen bis in den Nebenraum. Dort blieb er unschlüssig stehen. Nicht in der bewußten Absicht zu lauschen; aber wie von einem Zauber gebannt, als müsse sich ihm im nächsten Augenblicke etwas Entscheidendes enthüllen. Bald hörte er den Vater gedämpft sprechen. Offenbar erzählte er etwas, was May nicht verstehen konnte. Dann vernahm er zeitweilig die scharfe, harte Stimme der Tante: „Strafgericht Gottes . . . Cain und Abel . . . Sünde der Väter . . . bis zum dritten und vierten Glied . . . Buße thun . . . Unglaube . . .“ Plötzlich wurde ein Stuhl heftig zurückgeschoben. Jetzt hörte er den Vater in ungewohnter Erregung ausrufen: „Nun habe ich aber genug von deinen Bußpredigten. Hast du mir jetzt nichts anderes zu sagen? Ist dies der Augenblick, mir Strafpredigten zu halten? —“

Still schlich Max aus dem Zimmer. Eine fürchterliche Ahnung, die der Wahrheit sehr nahe kam, war in ihm aufgefliegen, das Herz zum Zerspringen voll. Die Thränen drängten sich ihm in die Augen, er mußte sich ausweinen. So ging er in den Garten, suchte sein Lieblingsplätzchen zwischen den blühenden Fliederbüschen auf und weinte, weinte. Es war ein heller Maitag, alles blühte und duftete, die Sonne schien warm und hell vom wolkenlosen blauen Himmel und durchleuchtete die grünen Blätter zu Häupten Maxens, so daß ihr zartes Geäder bis in die feinsten Linien sichtbar wurde. So schön, so wunderbar schön war die Welt. Und so traurig, so traurig. Konnte Gott zornig und rachsüchtig sein? Und er betete: „Lieber, guter Gott, behüte und beschirme meinen lieben, guten, armen Papa.“

Nachmittags nahm ihn der Vater zu sich und erzählte ihm schonend, daß seine Brüder bei einer Ruderpartie ertrunken seien. Aber in Max hallte noch die harte, scharfe Stimme der Tante nach: „Rain und Abel... Strafgericht Gottes.“ Wohl betrauerte er die Brüder von Herzen, aber sie hatten sich nie viel mit dem so viel jüngeren abgegeben, es sei denn, um ihn zu necken und zu hänseln und dann, wenn ihm vor Zorn die Thränen in die Augen getreten waren, in wildes, nicht endenwollendes Gelächter auszubrechen. Auch diese närrische, unhändige Lustigkeit hatte etwas Unheimliches, Abnormes. Tiefer als der Tod der Brüder griff ihm der Schmerz des Vaters in die Seele, und unsägliches Mitleid verzehrte ihn, wenn er in das milde, ehrwürdige Antlitz mit den Leidensfurchen und den traurig-ruhigen Augen sah.

Nun war er des Vaters einziger Trost, seine einzige Hoffnung. Alles, was die Brüder unerfüllt gelassen hatten, mußte er nun nachholen. Und er gab sich redliche Mühe. Es hätte der stetigen Ermahnungen und Predigten der Tante kaum bedurft, um ihn zu seinen Pflichten als artiger, gehorsamer und fleißiger Knabe anzuhalten. Die Freuden der Kindheit hörten nun fast gänzlich auf. Ein Hauslehrer bereitete ihn für das Gymnasium vor, und die Tante wachte darüber, daß der Knabe nicht müßig blieb. Ach, viel zu oft, wenn draußen die liebe Sonne vom Himmel herunter lachte und die Vögel in den Bäumen vor seinem Schulzimmer lustig zwitschernd von Ast zu Ast hüpfen, mußte er vor seinen Büchern und Heften brüten. Kaum konnte er noch seine Blumenbeete bestellen. Die Spielgefährten, die er sich unter den Kindern der Gutsleute ausgesucht, hatte die Tante abgeschafft, weil die Gesellschaft der „rohen Bauerjungen“ seine „Sitten verderben“ könnte. Auch nahm sie oft Gelegenheit, ihm das traurige

Ende seiner Brüder haarklein und in den krassesten Farben zu schildern, um es ihm als abschreckendes Beispiel vorzuführen und daraus moralische Nutzenwendungen zu ziehen. Was ihn allein für all diese Unterdrückung seiner Kindheit entschädigte, war die Freude, die er dem Vater bereitere. Wenn der Lehrer seine Zufriedenheit mit ihm ausgesprochen hatte und der Vater ihm dann liebevoll durch das lockige braune Haar strich und zu ihm sagte: „Du bist mein braver Junge,“ dann fühlte sich der kleine Max glücklich und stolz.

Dann kam er, kaum elfjährig, zu fremden Menschen in die Stadt aufs Gymnasium. Schwer, viel schwerer als anderen Knaben wurde ihm der Abschied vom väterlichen Hause und der geliebten Scholle, in der er mit allen Fasern seines jungen Herzens wurzelte. Lange brannte das Heimweh in ihm. Das Treiben seiner Schulkameraden dünkte ihn roh und widrig. Am liebsten war er allein mit seinen Träumen. Abends, wenn er sich müde und überarbeitet ins Bett gelegt hatte, rief er sich die Bilder der Heimat vor die Seele. Dann glitt er wieder im kleinen, blaugestrichenen Rahne auf dem Flüßchen dahin; von den blühenden Ufern her trug der Wind den würzigen Duft der Wiesenblumen zu ihm, und dort unten schimmerte, in Abendsonnenduft getaucht, das Kirchlein des benachbarten Städtchens. Oder er lag mit seinem Märchenbuche unter den alten Linden im Garten; der verwandelte sich dann für ihn in den Zauberwald, in den der junge Prinz von der bösen Fee gebannt worden, und der kein Ende nahm, solange ihn der Prinz auch durchwandern mochte, bis er endlich von der guten Fee erlöst wurde. Und dem träumenden Knaben ward so selig und doch so weh ums Herz, als habe er all dieses Märchenglück, so sehr es ihm auch verkümmert worden, für immer verloren, und als werde er in Zukunft noch viel, viel mehr verlieren. Ein dumpfes, drückendes Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, eine unerklärliche Bangigkeit vor einem unbekanntem Schicksal begleitete ihn durch seine Knabenjahre und legte sich als Schwermut auf seine Seele. Aber er machte gute Fortschritte in der Schule und freute sich an der Freude des Vaters. Und zu den Ferien durfte er ja wieder zu ihm nach Hause. Aber wenn er dann voll Ungeduld und aufjubelnder Erwartung auf dem Gutshofe angelangt war, — wie düster und traurig wehte es ihn an! Hier war keine Stätte für Frohsinn und Jubel. Wie ausgestorben, von aller Welt gemieden schien das Haus. Wohl leuchtete ein Freundschimmer in den Augen des Vaters auf, wohl gab er sich sichtlich Mühe, dem

Sohne gegenüber ein heiteres Wesen an den Tag zu legen, aber diese Heiterkeit schnitt May nur wehvoll ins Herz. Denn wie sehr widersprach ihr die ganze Erscheinung des Vaters! Schienen doch die gebeugte, in abgetragene Kleider gehüllte Gestalt, das vorzeitig gelichtete weiße Haar, die tiefen Furchen auf Stirn und Gesicht, die fahlen, vergrämten Züge lauter Vorwürfe gegen den verirrtten Eindringling „Freude“. Was hatte sie auch in diesem stillen Hause zu suchen, von dessen Wänden jeder Laut des Frohsinns wie die Störung einer Friedhofsruhe wiederhallte?

Schwere Sorgen lasteten neben dem unverwindlichen Kummer auf dem Vater. Nur mit außerordentlicher Anstrengung konnte der Besitz noch behauptet werden. Die Schuldenlast wurde immer größer. Die für die beiden ältesten Söhne aufgewandten außerordentlichen Mittel waren unverhältnismäßig groß gewesen, schlechte Jahre, allgemeine Krisen, verfehlte Unternehmungen hinzugekommen. Und es konnte May nicht verborgen bleiben, wie der Vater in seiner Kleidung, seinen Mahlzeiten, seinen wenigen, ohnehin schon so anspruchslosen Liebhabereien sich einschränkte, nur um für des Sohnes Ausbildung das Nötige zu erübrigen. Die Tante hätte wohl helfen können; hatte sie doch ihr Erbteil schon vor ihrer Verheiratung in einem Hause der aufblühenden Provinzialhauptstadt, die zugleich Universitätsstadt war, sehr glücklich angelegt. Das Haus brachte ihr regelmäßig einen nicht unbedeutenden Mietzins, der sich im Laufe der Jahre, da sie für sich selbst nur sehr wenig verbrauchte, wohl schon zu einer größeren Summe aufgesammelt haben mochte. Aber der Bruder ging sie um Hilfe nicht an. Vielleicht hatte er es früher einmal vergeblich gethan. Sie machte überdies auch kein Hehl aus ihrer Ueberzeugung, daß hier jede Hilfe vergeblich sei, weil „doch alles zu Grunde gehen“ müsse. All das Ungemach sei Gottes Strafgericht. Sie wolle und werde ja bei ihrem Bruder pflichtgemäß bis zum Ende ausharren und im Hause nach dem Rechten sehen, vielleicht auch später noch eine Aufgabe zu erfüllen haben. Aber sich gegen Gottes Gerichte aufzulehnen, sei sündhaft, dazu werde sie nun und nimmer die Hand bieten. May behandelte sie mit gemessener Freundlichkeit. Sie mußte mit ihm im allgemeinen wohl zufrieden sein. Nur wenn doch einmal die jugendliche Ueberkraft einen Sieg über all die häusliche Düsternis davontrug, und er in ungebundener Lebenslust nach einem köstlichen Ritt durch den frischen Wald oder einer erquickenden Ruderfahrt aus der freien Natur mit lautem Jubel ins Zimmer stürmte, dann sah es ihn streng und vorwurfsvoll aus den Augen der Tante

an, und er mußte dann stets der Mahnung aus seiner Kinderzeit gedenken: Willst du auch so werden wie deine Brüder?

Das war der Fluch, der ihn auch durch die Schule verfolgte. Der Fall hatte damals in der ganzen Provinz großes Aufsehen erregt, und es war schon vorgekommen, daß Mitschüler darauf angespielt hatten. Mehr noch quälte ihn das eigene Bewußtsein: er kam sich wie gezeichnet vor. Stets hatte er das Gefühl, als dächten die anderen daran, als werde er von ihnen bemitleidet oder beleidigt.

Die schönsten Stunden verlebte er, wenn er in den Ferien allein mit dem Vater durch Feld und Wald streifen durfte. Meist geschah dies nach dem Nachmittagskaffee, wenn die Strahlen der Sonne sich schon rötlich zu färben begannen, das reisende Korn im Abendgolde glänzte und wogte und die Kleefelder ihren kräftigsten Duft ausströmten. Dann schmiedeten sie gemeinsam Pläne für Maxens Zukunft, oder der Vater erzählte ihm aus der eigenen, reichen und glücklichen Jugend. Mit vielen hochstehenden und berühmten Persönlichkeiten hatte er freundschaftlichen Verkehr gepflogen, vieler Herren Länder auf seinen zahlreichen Reisen kennen gelernt und manches, längst zur Geschichte gewordene, bedeutsame politische Ereignis persönlich miterlebt. Seine Studienfreunde waren zum Teil in hohe Ämter und Würden aufgerückt; ihm selbst, dem allbeliebten Gesellschafter und hochbegabten, vielseitig gebildeten Manne, wäre eine glänzende Karriere leicht geworden. Er hätte bei seinen ausgezeichneten Beziehungen eine der höchsten Staffeln im Staatsdienste erklimmen können und hatte doch alle verlockenden Anerbietungen ausgeschlagen und in stolzer Bescheidenheit es vorgezogen, als einfacher Landwirt die väterliche Scholle zu bebauen. Er hätte unter den reichsten Töchtern des Landes wählen können und hatte zum Staunen der Gesellschaft ein fast mittelloses junges Mädchen aus kleiner Familie heimgeführt: Maxens schöne, geist- und gemütvolle, aber mit ihrem mystischen, selbstquälerischen Gange doch so unglücklich veranlagte Mutter.

Je länger er aus seiner Jugendzeit erzählte, um so mehr schien er sich selbst zu verjüngen und alle spätere und gegenwärtige Trübsal zu vergessen. Er war ein vorzüglicher Erzähler, der den Stoff lebendig zu veranschaulichen und die Schärfen und Härten des Lebens, die Lächerlichkeiten und Bosheiten der Menschen in den warmen, mildernden Hauch eines sonnigen, überlegenen Humors zu tauchen wußte. In diesen Stunden fiel all die Sorge und Dürftigkeit um ihn herum wie ein erborgtes, fremdes Kleid von ihm ab, und er fand sich selbst,

die freie Heiterkeit des Weltweisen wieder, den die Geschehnisse des Lebens zwar beugen und erschüttern, nicht aber innerlich brechen können. Mit Spannung und Erregung lauschte ihm der zum Jüngling herangereifte Knabe. Also gab es doch noch eine andere und schönere Welt außer der, die er in seinem jungen Dasein nur kennen gelernt hatte; eine Welt voll Glanz und Freude und Schönheit, eine rauschende und klingende Welt voll Duft und Licht und ragender, schimmernder Gipfel. Und ohne daß er sich selbst dessen recht bewußt wurde, wachten in ihm Wünsche auf, heiße, begehrlische Wünsche, diese andere und schönere Welt auch zu genießen, auch als kühner Schiffer auf ihren schaumperlenden Wogen zu segeln, der Freiheit, dem Glanze, dem Glücke entgegen. Trotzig wollte es sich in ihm aufbäumen, wenn er an seine eigene ärmliche Jugend dachte: die, die er hinter sich hatte, und — mehr noch — die, die ihm bevorstand. Denn was konnte sie ihm bringen? Entbehrung und Arbeit und abermals Entbehrung, und schließlich das mühselige Los eines Lehrers oder kleinen Beamten. Denn eine viel bessere Laufbahn stand ihm ja nicht offen! So schien ihm sein Leben wie in einen Käfig gebannt, an dessen eisernen Stäben die Pranken seiner aufbegehrenden Wünsche ungestüm rüttelten. Hätte der Vater ahnen können, welche Empfindungen seine glänzenden Schilderungen in dem jungen Busen auslösten, er hätte sicherlich auch auf diese letzte bescheidene Freude verzichtet: den Abglanz seiner Jugend, den Schimmer eines verlorenen Glückes in nachschaffender Erinnerung zu genießen.

So wanderten sie oft durch die Sommerlandschaft, bis die Sonne hinter den Waldeswipfeln untergetaucht, der blasse Mond am Himmel erschienen war und von den Wiesen die Nebel aufwallten. Aber in Mayens erregter Phantasie arbeitete das Gehörte weiter und verfolgte ihn bis in seine Träume. Da wogten märchenbunte Bilder an ihm vorüber, hell erleuchtete Paläste, Kavaliers in goldstrogenen Uniformen, schöne hoheitsvolle Frauen mit weißen Nacken und rothblühenden, lockenden Lippen.

Oft schweifte das Gespräch auf das philosophische Gebiet hinüber. Dann erörterten sie die tiefsten Fragen des Seins. Mit Begeisterung und jugendlichem Unfehlbarkeitseifer vertrat May seine menschlichen und religiösen Ideale, die er durch Gründe eigener Logik und solche aus den gelesenen Philosophen zu befestigen bestrebt war. Der Vater ließ den Eifrigen mit freundlichem Lächeln gewähren und versuchte in keiner Weise den hohen Flug des Sohnes zu verkümmern. War er im geheimsten Herzenswinkel doch selbst der Idealist seiner Jugend geblieben. Nur hier und da streute er eine Bemerkung ein,

die geeignet war, die Vielheit der möglichen Anschauungen und die Berechtigung auch gegenteiliger zu beleuchten. Der glaubensvollen Begeisterung Mayens that das keinen Eintrag; wohl aber ward dadurch sein Blick geschärft, sein Gesichtskreis erweitert und er immer wieder darauf hingeleitet, in die Tiefe zu dringen und sich vor einseitiger Rechthaberei zu hüten. An den langen Winterabenden, in den Weihnachtserien, waren solche Gespräche am häufigsten. Vater und Sohn saßen dann im Saal vor dem knisternden Kaminfeuer, draußen heulten die Winterstürme und trieben die Schneeflocken, dann und wann fuhr ein Windstoß den Schornstein herab, so daß das Feuer im Kamin aufzischte und die Funken in weißlicher Glut auseinanderstoben. Oder man hörte, wenn eine Pause im Gespräch eintrat, den dumpfen Fall der Schneemassen, die von den hohen Bäumen im Garten oder von dem Dache des Hauses hinunterwucherten.

Inzwischen durchlief May die Klassen des Gymnasiums, und an einem Funitage konnte er sein glücklich bestandenes Abiturientenexamen nach Hause telegraphieren. Das war ein glücklicher Tag, als er nach morgenfrischer Fahrt durch Flur und Wald als „freier Mann“ nach Hause eilte, der freudig bewegte Vater zu Ehren des angehenden Studiosus eine Flasche alten, edlen Rheinweins entkorkte, die aus besseren Tagen vergessen manches Jahr im Keller gelegen hatte, und selbst die Tante ihm mit ungewohnter Freundlichkeit entgegenkam und den stattlich aufgeschossenen Jüngling mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. Galt ihr doch der Erfolg als ihr eigenstes Werk, als die Frucht ihrer strengen und gewissenhaften Erziehung. Nun sollte er noch bis zum nächsten Sommerhalbjahr zur Erholung zu Hause bleiben — bis die Mittel zu seinem Studium sich gefunden hätten. Woher sie genommen werden sollten, war freilich noch nicht abzusehen. Denn zu Hause stand es schlimmer denn je. Die Ernte war bereits auf dem Halme verkauft, und die Gläubiger drohten, das Gut zwangsweise versteigern zu lassen. Ja, der Termin dafür war schon mehrfach anberaumt gewesen, der Vater hatte aber bisher immer noch das Äußerste abzuwenden gewußt. So ging der Sommer dahin, der Herbst zog ins Land, der Winter . . . Und dann war May wieder einmal spät abends mit dem Vater allein im Saal, wieder heulte draußen der Sturm und tanzten die weißen Flocken im grauen Dämmerlicht der Winternacht vor den Fenstern. Aber kein lustiges Feuer prasselte heute im Kamin, und der Vater saß nicht mehr neben ihm. Er lag aufgebahrt, starr und schweigsam, auf einem langen, schwarzbehangenen Tische, und um

ihn herum brannten Stearinkerzen und waren Zimmerpflanzen aufgestellt. Ein Herzschlag hatte seinem Leben in der Nacht ganz plötzlich ein Ziel gesetzt. Ahnungslos und unvorbereitet war er in die Ewigkeit hinübergeschlummert. Schon lange hatte er an einem Herzübel gelitten; Kummer und Sorge hatten es stetig verschlimmert, und die vorgeschriebene Kur war von ihm schon seit Jahren aus Zeitmangel und Sparsamkeitsrückichten unterlassen worden. Am Abend war er nur etwas stiller als sonst gewesen, hatte über Atemnot geklagt und sich früh zu Bett gelegt.

Und nun schaute der Sohn mit starren, thränenlosen Blicken in das große, rätselhafte Schweigen, das sich über die geliebten Züge gebreitet hatte. So tief war dieses Schweigen, so erhaben über alles, was menschlich ist! Das war nicht mehr das liebe, gewohnte, freundliche Antlitz. Wie abweisende Strenge, feierliche Hoheit lag es auf ihm; tiefer schienen die Furchen in Stirn und Wangen gegraben, und die Lippen waren fest und streng, wie in starrer Entschlossenheit, aufeinandergepreßt. Es war May, als umschnüire ihn ein Panzer von Eis. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß diese Lippen sich niemals mehr zu lieber Rede, diese Augen, aus denen an besseren Tagen der Schalk des Humors so gern zu lächeln pflegte, sich niemals mehr zu freundlichen Blicken öffnen sollten. Dann aber schmolz die fassungslose Starrheit, die ganze Wucht der Erkenntnis brach wie durch eine Eisdecke in die überflutende Seele des Jünglings: sein bester, sein einziger Freund hatte ihn für immer verlassen, nun stand er allein auf der Welt! Tief aufstöhnend barg er sein Gesicht in den Händen, die Thränen stürzten ihm gewaltsam aus den Augen, krampfhaftes Schluchzen durchschütterte den ganzen jugendlichen Körper.

Da fühlte er, wie sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte. Es war die Tante, die leise eingetreten war und zu ihm sprach, so sanft, wie er sie niemals sprechen gehört. Wohl könne sie seinen Schmerz begreifen, und es ehre ihn, daß er mit kindlicher Liebe an seinem Vater hänge, aber auch dieser plötzliche Verlust sei Gottes weiser Rathschluß, eine Prüfung, die er ihm zu seinem eigenen Besten auf-erlege. Er solle aber nicht glauben, daß er nun ganz verlassen auf der Welt dastehe. Zwar der väterliche Besitz sei nicht zu retten, das Gut mit allem darauf und darin werde demnächst von den Gläubigern versteigert werden, sei doch abermals schon Termin anberaunt worden. Für ihn selbst werde günstigenfalls nur ein winziges Sümmdchen übrig bleiben. Sie habe das alles schon längst kommen sehen; aber Maxens

Zukunft werde sie fortan in die Hand nehmen, das habe sie dem Vater und sich selbst gelobt, und das werde sie getreulich halten bis ans Ende. Nun wollten sie den Vater zur letzten Ruhe geleiten und die geschäftlichen Verhältnisse ordnen, soweit das nach Lage der Dinge eben möglich sei. Dann werde sie Max zu sich in die Stadt nehmen, wo er bei ihr wohnen und die Universität besuchen solle. An ihm liege es nun, ihr und dem Andenken des Vaters Ehre zu machen. So lange er getreulich seinen Pflichten nachkommen werde, so lange werde auch sie ihre Hand nicht von ihm abziehen.

Und so geschah es. Ein kleiner Zug erwies dem Vater die letzten Ehren. Auf dem Familienfriedhof wurde er neben seiner Gattin in die harte Erde gesenkt. Das Gut aber kam mit allem beweglichen Eigentum unter den Hammer. Und das war der zweite größte Schmerz in Maxens Leben. Vergebens war all sein Flehen, die Tante möchte doch selbst das Gut aufkaufen, und wenn schon das nicht, doch wenigstens die bewegliche Habe retten, die alten Familienmöbel und sonstigen altvertrauten Sachen. In diesem Punkte blieb sie unerbittlich, wurde sie wieder die starre, harte Verkündigerin von Gottes Strafgerichten. Nichts aus diesem Hause der Sünde und des Unglaubens solle über ihre Schwelle kommen.

An einem milden Märztag war eine schwachende, schreiende, lachende und gestikulierende Menge aus den umliegenden Gütern und Ortschaften auf dem Gutshofe versammelt: Juden, benachbarte Gutsbesitzer, Bauern und was sonst noch hier wohlfeil zu kaufen hoffte. Stück um Stück wurde von dem Auktionator ausgerufen: der alte Lehnstuhl, auf dem der Vater zu sitzen pflegte, die Spieluhr mit der Winterlandschaft über dem Ramin — das Werk war freilich schon längst verdorben, und ihre lustigen Stücklein waren längst verstummt — ja sogar das Kinderbettchen mit dem Schutzgitter aus Holzstäben, darin der Knabe die ersten Träume geträumt, — alles, alles wurde fremden Menschen zugeschlagen. Max stand drinnen vor dem kleinen Flursfenster und konnte sich von dem quälenden Anblick nicht losreißen. Und jeder hallende Hammerschlag des Auktionators traf hart und kalt das Herz des jungen Menschen, in dem noch der frische Schmerz um den geliebten Vater blutete. Eine junge Menschenseele schrie zu Gott ob der unerhörten Dual und Schmach, die sie doch nicht verschuldet hatte.

Die Tante aber saß in einem Hinterzimmer und las in einem Gesangbuche . . .

(Fortsetzung folgt.)





Calderon de la Barca.

von

Dr. Gustav Diercks.



Im 17. Januar 1900 werden es 300 Jahre, daß Don Pedro Calderon de la Barca in Madrid geboren wurde. Den Kulminationspunkt hatte die Blüteperiode der materiellen Kultur Spaniens damals schon überstiegen, das Land krankte bereits an den Folgen der Kolonial- und Wirtschaftspolitik, die die Krone seit der Entdeckung Amerikas, seit der Ausdehnung ihrer Macht über beide Hemisphären, seit der Ueberflutung Spaniens durch die Schätze an Edelmetallen und Produkten der neuen Welt besorgt hatte. Die vorübergehende Bereicherung, die Hebung des Handels, der Industrie, der Schifffahrt hatten die Grundlage geschaffen, auf der Kunst, Wissenschaft und Litteratur sich dann glänzend entfalten konnten. Ihre Blüte fing daher an, sich erst zu erschließen, als die wirtschaftlichen Verhältnisse bereits bedenklich dem Verfall entgegenzugehen begannen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erstanden jene großen Maler und Malerschulen, deren Leistungen den Welt Ruf der spanischen Malerei begründeten und befestigten. Die Universitäten Spaniens erfreuten sich eines großen Zuspruches von Studierenden, die aus aller Welt dorthin kamen. Miguel Cervantes hatte durch seinen Roman Don Quijote epochemachend gewirkt, durch seine Novellen unvergängliche Vorbilder für eine neue litterarische Dichtungsgattung geschaffen, durch seine Dramen zur Entwicklung des Theaters, der dramatischen Kunst beigetragen und Lope de Vega, dem fruchtbarsten Dramatiker aller Zeiten und der ganzen Welt, die Wege gebahnt und gewiesen.

In diese große Zeit des geistigen, des künstlerischen Aufschwungs Spaniens fiel also die Geburt Calderons de la Barca.

Das Schicksal hatte es gefügt, daß die Familie Calderons ihren Stammsitz in derselben Gegend, ja in demselben Thale der Provinz Burgos, Carriedo, hatte, wie die Lopes de Vega. Beide waren indessen in Madrid geboren. Calderons Vater bekleidete ein angesehenes Staatsamt, seine Mutter gehörte

einem alten Adelsgeschlechte an und seine Familie zählte somit zu den besten der Hauptstadt.

Ueber Calderons früheste Jugend ist wenig bekannt; wir wissen nur, daß er im Alter von 9 Jahren den Jesuiten zur Erziehung übergeben wurde. Das Interesse an der Dichtung muß sich offenbar sehr früh in ihm geregt haben, denn mit 13 Jahren soll er sein erstes Drama geschrieben haben. Diese Dichtungsgattung beherrschte um jene Zeit ja den Geschmack der höheren Gesellschaftskreise vollständig. Lope de Vega, der königliche Dramaturg und Leiter der Schauspiele, stand auf der Höhe seines Könnens. Zahlreiche andere wetteiferten untereinander, sich neben diesem Titanen auch Ansehen zu verschaffen; die Schauspielkunst wurde auf jede Weise gefördert; die Freude an theatralischen Vorstellungen war im ganzen Volke allgemein; die Gelegenheiten für dramatische Aufführungen religiösen Charakters waren zahllos, so war es begreiflich, daß jeder, der in sich Neigung und Befähigung zu dichterischer Betätigung verspürte, sich in erster Linie dem Drama zuwandte, das die besten Aussichten auf Erzielung von Erfolgen darbot, und der jugendliche Calderon folgte der herrschenden Geistesströmung und Geschmacksrichtung seiner Zeit.

Nach Absolvierung der Jesuitenschule bezog er die Universität Salamanca, wo er sich dem Studium der Philosophie, der Theologie und der Wissenschaft des weltlichen wie des geistlichen Rechts widmete. Auch dort muß er sich nebenbei oder vielleicht auch in der Hauptsache mit litterarischen Arbeiten beschäftigt haben, denn als er die Universität mit 19 Jahren verließ und nach Madrid zurückkehrte, genoß er bereits den Ruf eines tüchtigen Dramatikers und hatte die Aufmerksamkeit Lopes wie der höfischen Kreise aus diesem Grunde auf sich gelenkt. Lope de Vega scheint überhaupt seine hervorragende Begabung früh erkannt und geschätzt zu haben, denn wir sehen den doch schon in hohem Alter stehenden Dichter bald durch freundschaftliche Bande mit dem jungen Calderon verknüpft.

1620 hatte Calderon sich mit großer Auszeichnung an den aus Anlaß der Seligsprechung des Heiligen Isidorus veranstalteten poetischen Tournieren beteiligt, und bei den zwei Jahre später an demselben Festtage abgehaltenen Wettkämpfen errang er nicht nur einen Preis, sondern auch die öffentliche Anerkennung des Leiters dieser poetischen Turniere: Lopes de Vega. Als dieser dann in demselben Jahre einen Band von Gedichten und anderen Arbeiten, die auf das Fest Bezug hatten, herausgab, setzte er an die Spitze des umfangreichen Werkes ein Gedicht, das Calderon ihm gewidmet hatte.

Während des nächsten Jahrzehnts trat Calderon öffentlich nicht besonders hervor, was wohl seinen Grund darin hatte, daß er während der Zeit Heeresdienste geleistet zu haben scheint; wenigstens wird wiederholt seiner bei den Kämpfen in Norditalien und in den Niederlanden Erwähnung gethan; 1632 aber war er nach dem Zeugnis Montalvans offenbar schon wieder seit einiger Zeit in Madrid anjässig, wo mehrere seiner Schauspiele mit großem Erfolg

aufgeführt worden waren und wo er sich bei allen poetischen Wettkämpfen und bei anderen festlichen Gelegenheiten durch ausgezeichnete dichterische Leistungen hervorgethan hatte.

Der im Jahre 1635 erfolgte Tod Lopes de Vega machte Calderon zum unumschränkten Beherrscher der spanischen Bühne, und da er sich der höchsten Achtung des Königs Philipp IV. erfreute, so wurde er 1636 zum königlichen Dramaturgen und zum Leiter der öffentlichen Schauspiele ernannt. 1637 wurde er zum Ritter des Ordens von Santiago geschlagen, und alsbald legten ihm die in Katalonien ausgebrochenen Aufstandsbebewegungen die Pflicht auf, mit dem Herzog von Olivares ins Feld zu ziehen, obgleich der König dies wenig wünschte und seinen Theaterintendanten nur ungern fortgehen lassen wollte. Das wird leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß bei allen hohen Kirchenfesten öffentliche Schauspiele veranstaltet werden mußten, die von Calderon für den Zweck meist erst gedichtet wurden. Bei großen Hoffesten mußte gleichfalls für zweckentsprechende Vorstellungen gesorgt werden, die viel Zeit und Vorkehrungen erforderten.

1651 trat Calderon, ebenso wie es Lope gethan hatte, in einen geistlichen Orden ein, und der König ehrte ihn 1653 durch Verleihung der Kaplanstelle in einer als königliche Gruft dienenden Kapelle in Toledo. Da diese Stellung ihn aber zu häufig und zu lange vom Hofe entfernte, wurde Calderon 1663 zum Ehrenkaplan des Königs ernannt und nahm nunmehr wieder seinen dauernden Wohnsitz in Madrid. Philipp IV. starb jedoch bald darauf, 1665, und sein Nachfolger Karl II. hatte nicht das lebhafteste Interesse an der dramatischen Kunst, das jener besessen hatte, doch scheint er Calderon nicht gerade seine Gunst entzogen zu haben, wenngleich die Beziehungen des Dichters zum Hofe wohl beeinträchtigt wurden.

Seine Schaffenskraft erlahmte darum aber nicht, und bis zu seinem am Pfingsttage, den 25. Mai, des Jahres 1681 erfolgten Tode ist er unermüdet thätig gewesen, die stattliche Zahl seiner dramatischen Schöpfungen zu vergrößern. Wie allgemein und wie groß die Wertschätzung Calderons als Dichter war, das zeigte sich bei den Leichenfeierlichkeiten, die in Madrid wie in allen Großstädten des spanischen Reiches anläßlich seines Hinscheidens veranstaltet wurden. Bestattet wurde er, seinen Bestimmungen gemäß, ohne jedes Gepränge, von den Brüdern und Geistlichen des Ordens, dem er angehört hatte, in der Heilandskirche, wo ihm auch alsbald ein Denkmal errichtet wurde. 1840 wurden seine sterblichen Ueberreste jedoch von dort nach der Atochakirche überführt, wo sie ihre dauernde Ruhestätte gefunden haben.

Was Calderon im Laufe seines langen Lebens geschaffen, ist zwar an Menge den Leistungen Lopes de Vega nicht vergleichbar, aber seine Werke übertreffen die seines älteren Freundes und Vorgängers im allgemeinen an Tiefe des Inhalts und an poetischem wie psychologischem Wert doch sehr beträchtlich. Freilich ist auch das Urtheil über Lope ein ungleiches und wesentlich von

dem Gesichtspunkt bedingt, von dem aus man die Dichtungen Calderons betrachtet. Die moderne Kritik des Auslandes namentlich hat das überschwengliche Lob der spanischen Zeitgenossen des Dichters, der katholischen und romanischen Beurteiler sehr einschränken zu müssen geglaubt.

Calderon hat alle Gattungen der dramatischen Dichtung seiner Zeit gepflegt. Die Formen derselben gehen aber in seinen Schöpfungen derart ineinander über, daß es schwer ist, ihre Grenzen genau zu bestimmen. In der Hauptsache lassen sich zwei große Gattungen unterscheiden, die allerdings in sich wieder in viele Arten zerfallen, nämlich geistliche und weltliche Schauspiele.

Das geistliche Drama spielte zu Calderons Zeiten in Spanien noch eine große Rolle. Mit seinem Ursprung reicht es bis in das früheste Mittelalter zurück, ja es bildet in der christlichen Welt gewissermaßen die Grundlage der dramatischen Dichtung, genau so, wie es einstmal in Griechenland war. Die scenischen Darstellungen aus dem Leben Christi, der Jünger des Herrn, der Jungfrau Maria, der zahllosen Heiligen und Märtyrer der christlichen Kirche waren ungemein beliebte Ergänzungen des kirchlichen Kultus, des Gottesdienstes, und trugen ganz wesentlich dazu bei, den religiösen Sinn der niederen Volksmassen zu festigen, zu entwickeln, ihnen das Göttliche näher zu bringen, verständlicher zu machen, sie vor allen Einflüssen der Kezerei, des Zweifels zu bewahren. An die feierlichen, glänzenden Prozessionen, an denen sich der Hof, die höchsten staatlichen und geistlichen Würdenträger beteiligten — wie bei großen Kirchenfesten heute noch in Spanien —, schlossen sich dann jene Schauspiele, die so sehr als religiöse kirchliche Handlungen galten, daß an besonders eindrucksvollen Stellen, so namentlich am Schluß, wenn das Gute über das Böse, Gott über den Teufel, der Heilige über die Versuchter triumphierte, die Zuschauer in die Kniee sanken. Diese scenischen Darstellungen wurden aber auch sehr früh für Allegorien verwendet, für „Autos sacramentales“ oder Opferhandlungen, in denen die Personen nicht mehr Christus und die Heiligen, sondern Verkörperungen von Leidenschaften, von Lastern, Sünden und anderen völlig abstrakten Begriffen waren.

Solche geistlichen Schauspiele waren zeitweise die einzigen theatralischen Aufführungen und Volksbelustigungen, die Krone und Altar überhaupt gestatteten, wenn eine sehr orthodoxe Strömung gerade die herrschende war. Aber auch im übrigen hatten die Volksmassen ihre große Freude an derartigen geistlichen Dramen, weil diese — ihrem Zweck der Einwirkung auf die ungebildete Menge entsprechend — sich keineswegs nur in den höchsten poetischen und ethischen Sphären bewegten, sondern weil ihnen im Gegenteil sehr viel beigemischt war, was lediglich auf die Sinne und auf die Erheiterung und Belustigung der Zuschauer berechnet war. Manche solcher geistlichen Dramen machen daher auf uns kaum einen andern Eindruck als den von Burlesken.

Eine solche Behandlung der Stoffe wurde weder von der Geistlichkeit noch von der Inquisition beanstandet, sofern nur die Grundlehren und Dogmen

der Kirche nicht in Mitleidenschaft gezogen und etwa in irgend welcher Weise angegriffen wurden. Unter dieser Voraussetzung war es erlaubt, alles zu sagen, was man nur wollte; innerhalb dieser Grenzen, die der Dogmatismus gezogen, hatte die Phantasie des Dichters den denkbar weitesten Spielraum; ein Umstand, der für die Beurteilung der spanischen Litteratur der Blütezeit, wie überhaupt aller Kulturleistungen Spaniens von höchster Wichtigkeit ist. Wissenschaft und Kunst waren ebenso wie das Drama, wie Roman, Novelle, Epos und Lyrik in die Banden des kirchlichen Dogmatismus geschlagen; wurden diese überschritten, so griff die Inquisition mit unerbittlicher, vernichtender Strenge ein; geschah dies nicht, so war alles erlaubt. Litteratur, Wissenschaft und Kunst konnten daher nichts anderes sein als streng katholisch; sie konnten und durften nur wurzeln in den dogmatischen Anschauungen der Kirche. Diesen katholischen Stempel trägt denn auch alles, was Calderon geschaffen hat. Selbst ein Geistlicher, ein überzeugter strenggläubiger Katholik, befangen in der Weltanschauung der Kirche, seiner Zeit, seiner Landsleute, konnte er nichts schaffen, was nicht völlig und bis in das Kleinste übereinstimmte mit der Denkweise seines Volkes, der Welt, in der er lebte. Das aber befähigte einen so hoch begabten, reichen Geist wie den seinen — innerhalb der engen dogmatischen Schranken — das Höchste zu leisten, was überhaupt geleistet werden konnte. Von diesem, dem dogmatisch katholischen Gesichtspunkt aus betrachtet, gehören seine Dichtungen — sowohl die geistlichen wie die weltlichen — zu den besten, die die dramatische Litteratur aufzuweisen hat, und darin eben liegt der hohe Wert seiner Schöpfungen, die Bedeutung seiner Dichtergröße. Er ist zweifellos der größte katholische Dichter aller Zeiten.

Ganz anders freilich gestaltet sich das Ergebnis, wenn wir uns auf den modernen objektiven, rein menschlichen Standpunkt stellen. Fassen wir da zunächst das Technische ins Auge, so können wir ihm unjere Bewunderung nicht versagen für das, was er in seinen Dramen durch seine geschickten Verwicklungen erzielte, die im wesentlichen durch das Eingreifen der Eifersucht, des Ehrbegriffs, der eigenartigen mittelalterlichen Vorstellungen von Lehnstreue herbeigeführt wurden. Die Beschränktheit der technischen dramatischen Mittel war allerdings auch die Ursache, daß er dramatische Typen und Situationen schuf, die immer wieder erscheinen. Inhaltlich, ethisch und ästhetisch wird das Gefühl des modernen Beurteilers in den Dichtungen Calderons recht oft sehr schwer verletzt, einerseits durch die in die engen dogmatisch katholischen Schranken gebannten Anschauungen, dann aber durch die verschrobeneren Ansichten über das Ehrgefühl, den Zweikampf, den Totschlag aus Eifersucht, über die Begriffe von dem, was recht, billig und sittlich ist. Es erscheint daher heutzutage auch sehr gewagt, Calderonsche Dramen namentlich auf die deutsche Bühne zu bringen, denn der Geist, die Weltanschauung, die ethischen Grundsätze, die in ihnen herrschen, sind so unendlich verschieden von den bei uns geltigen, daß es entweder bedeutender Streichungen und gründlicher Bearbeitungen bedarf, um sie

für uns genießbar und wirklich wertvoll zu machen, oder wir uns in jene Zeiten mit unserm Geist zurückzuversetzen im stande sein müssen, in die der Dichter den Schauplatz seiner Dramen verlegt. In diesem letzteren Falle fühlen wir uns allerdings entrückt in ein ideales Reich, in dem Poesie und Phantasie verbunden mit einem kunstvoll die dramatischen Fäden verwebenden Geist zusammenwirken, um die farbenreichsten, schönsten Bilder vorzuzaubern. Auch die Helden der Geschichte verlieren da unter seiner Behandlung ihre irdischen Gestalten und Charaktere so ganz, daß sie sich beinahe zu Abstraktionen verflüchtigen.

Calderon kann nur richtig beurteilt werden, wenn man ihn im Rahmen seiner Zeit, als Kind derselben, als strenggläubigen katholischen Geistlichen betrachtet, aber auch objektiv beurteilt gehört er zu den größten Geistern und den hervorragendsten Dramatikern, die die Weltliteratur aufzuweisen hat. An Reichthum der Phantasie, an Erfindungsgabe sucht er seinesgleichen. Seine persönlichen Erfahrungen im Verkehr mit der Welt, die scharfen Beobachtungen, die er auf seinen Reisen, auf den Heereszügen gemacht, an denen er teilgenommen, hatten ihn befähigt, eine große Menschenkenntnis zu erlangen, die menschliche Seele gründlich zu studieren, und wir begegnen in seinen Dramen den feinsten psychologischen Beobachtungen. Die zartesten Empfindungen, die innigsten Gefühle sind in den poetischsten Formen und Wortverbindungen zum Ausdruck gebracht. Calderon beherrschte eben seine Muttersprache, die an sich so melodisch ist, mit vollendeter Meisterschaft; durch Wechsel der Versmaße wußte er lebhafteste Bewegung in den Ausdruck zu bringen. Neben unendlich viel Phantastischem, Fabelhaftem finden wir auch viel Realistisches. Seine Schilderungen sind oft von großer Lebenswahrheit, zeugen von schärfster Beobachtung und zeichnen sich durch große Frische aus. Deshalb haben Dichtungen, wie „Der Richter von Zalamea“, „Der Arzt seiner Ehre“, „Der standhafte Prinz“ und vor allem „Das Leben ein Traum“ ihre Wirkung bis heute behalten, noch jetzt gehören sie zum Klassiker-Repertoire gerade unserer deutschen Bühnen.

Heitere Verwickelungen und tragische Konflikte behandelt er mit gleicher Meisterschaft. Was aber seine Dichtungen vor denen aller anderen großen Dramatiker der Welt besonders auszeichnet und was ihm heute noch zahllose Verehrer gewinnt, das ist der magische, mystische Zauber, mit dem er alle seine Schöpfungen zu umweben verstanden hat, und durch ihn wird er auch ferner auf alle zum Romantizismus neigenden Geister und Gemüter einen tiefen Eindruck machen und seinen Dichterruhm verewigen.





Ein Wort zur Beruhigung.

Von

F. Better.



Süngst bekam ich ein Buch zugesandt, — sollte moderne Weltweisheit enthalten — das fing mit der Klage an: „Das Alte droht aus den Fugen zu gehen!“ Als ich diesen, übrigens mir nicht neuen Angst-ruf vernommen, sah ich zum Fenster hinaus: Da saß auf dem grünenden Zweig einer Birke, wie Birken von jeher grünen, ein Rotkehlchen und sang, wie alle Rotkehlchen seit der Schöpfung gesungen haben. Darüber war der Himmel blau, wie er, glaube ich, von Anfang gewesen ist, und Wölklein zogen darüber, wie es von alters her der Wölklein Brauch. Und als dann allmählich die Abenddämmerung sich nieder senkte, wurden die Sterne nacheinander sichtbar, zu denen schon Abraham und Hiob hinaufschauten, der große Bär und die Gluckhenne und der geheimnisvolle Orion, und Somen, die einige Hundert-tausend, ja Millionen Erdenjahre zu einem Umlauf brauchen. — Da dachte ich: Wo geht da etwas aus den Fugen? Wohin ich sehe, erblicke ich majestätische, diamantene Gesetze, die seit den paar tausend Jahren, — freilich nur eine Sekunde der Ewigkeit — die der kleine Mensch auf der kleinen Erde ist, sich auch nicht um ein Jota geändert haben. Immer noch keimt die Pflanze und stirbt das Mägdchen, immer noch ist Gold schwer, Eisen hart, und auch an mir, am Menschen, ist nichts geändert, und ich esse und wachse, verdaue und schlafe, trage braunes und dann graues Haar und sterbe genau wie die vorfindstulischen Patriarchen. — Allerdings sehe ich dabei einige Tausend Auf-geklärte, die sich einbilden, sie seien die Menschheit, aufgeregt hin- und her-fahren wie Ameisen, in deren Bau ein weltes Blatt gefallen ist, und ängstlich rufen: „Alles bricht, alles wankt! Die alte Welt geht aus den Fugen! Nie-mand glaubt mehr, was bisher der Menschheit einen Halt gab!“ u. s. w.

Aber beruhigt euch, ihr guten Männlein und Weiblein! Weil ihr an kleinen Fieberanfällen leidet, so ist das noch kein Erdbeben; wenn eure Karten-häuser umfallen, stürzt deshalb der Himmel noch nicht ein; weil euch ein Glas neuer Wein in den Kopf gestiegen ist und euch nun ein bißchen schwindelt,

wankt deshalb noch nicht der feste Bau des Alls. Was auch erschreckt und ängstigt, ist schon oft dagewesen. Auch beim Untergang des Chaldäerreichs und beim Zusammenbruch des römischen hat die Menschheit geglaubt, die Erde wankte unter ihren Füßen und die Götterdämmerung breche ein. Und im Jahr 1000 wurden aus Furcht vor dem Weltuntergang noch mehr Menschen wahnsinnig, als bei dem letzten Sternschnuppenfall. Auch andere Jahrhunderte haben sich für modern gehalten, und jedes hat seine neue Weltanschauung und Aufklärung gehabt. Trotz aller Eroberungen der Wissenschaft starrt die Natur, diese Sphinx mit den unergründlichen liebevollen und grausamen Augen, mit demselben Lächeln uns an wie die ersten Menschen, und wandelt gelassen ihre alten Bahnen. Unveränderlich, unerbittlich sind ihre Gesetze, denn sie sind das Denken eines Gottes. Und weil dieser Gott ein einziger Gott ist, sind seine Gesetze des Stoffs auch Gesetze des Geistes, ist seine Mathematik zugleich seine Gerechtigkeit, und ewig wie das Gesetz der Anziehung oder der Polarisation sind die Gesetze unserer Seele, unseres Liebens und unseres Hassens, unseres Glaubens und unseres Zweifelns, unserer Logik und unseres Wissens. Wie vor 4000 Jahren die indische Mutter, so und nicht anders liebt die heutige Mutter ihr Kind; wie damals, so schließt der heutige Gelehrte logisch oder unlogisch und glaubt zu wissen. Nicht eine neue Frage haben wir aufgeworfen. Schon Adam und Eva haben nach der Verjagung aus dem Paradies die Gleichberechtigung der Geschlechter erörtert. Schon Attila und Genferich und Timurlent trieben Niehische'sche Philosophie und hielten sich für Uebermenschen, und schon Caligula und Caracalla standen jenseits des Guten und Bösen. Schon lange vor Ibsen und Sudermann, und mit bedeutend mehr Geist haben Job und Salomo schwerwiegende Probleme des Daseins und tiefgehende Fragen erörtert. Schon die Römer fragten sich ängstlich, was sie mit der Masse von Proletariern anfangen sollten, und schon zur Zeit der Kirchenväter, so des Augustin und des Chrysostomos, gab es Anhänger des blauen und weißen Kreuzes, sozial-evangelische Geistsliche, emanzipierte, herrschsüchtige und gelehrte Frauen, Professorinnen und Doktorinnen.

Armes XIX. Jahrhundert! Merkwürdige Maschinen und Apparate aller Art hast du zwar uns geschenkt; dazu Bazillenzucht und -sucht und verschiedene Heilserum, aber nicht eine neue Idee! Und auch deine Angst, dein Bangen und deine Nervosität, dein Hypnotismus und Spiritismus und deine Gottes- und Wunderschau, deine Philosophie der Selbstvernichtung und deine kritische Theologie sind alte Geschichten. Die Mechanik der Atome hat schon Demokritos gelehrt, Arianus schon die Gottheit Christi gelehrt und Pelagius die Erbsünde. Aber deshalb ging die Welt nicht aus den Fugen!

Auch daß „Dogmen krachen“, wie moderne Theologen, so Prof. Sabatier, ausrufen, ist Einbildung, es sind nur die Köpfe! Das Dogma der Erbsünde kannst du an jedem deiner Kindlein plastisch dargestellt erkennen; die Wissenschaft nennt es „erbliche Belastung“. Das Dogma eines gerechten Gottes be-

weist die Mathematik und die Zweckmäßigkeit des Weltalls. Das Dogma des Zorns Gottes fühlst du in deinem Gewissen; frage den Mörder, ob er fühlt und weiß, daß er strafwürdig ist; oder warum errödet der ertappte Lügner? Das Dogma vom heiligen Geist und von einer Inspiration kannst du an jedem großen Mann sehen, an Jesajas und Johannes und an einem Goethe und Schiller. Und sagst du, du könntest das Dogma der Befehrung, der Verfühnung mit Gott durch Christo und der Sündenvergebung nicht in dir finden, so beweist du damit das Wort: „Der natürliche Mensch versteht nicht, was göttlich ist, und es ist ihm eine Thorheit“; und ich kann nichts dafür, daß du Farbenblinder das prächtige Farbenspiel an Blume und Abendhimmel nicht siehst.

Also magst ruhig sterben, altes XIX. Jahrhundert! Fest und treu stehen Gottes Natur und die Gesetze des Stoffs und des Geistes. Spottet auch das XX. Jahrhundert deiner, deiner Kunst und deiner Litteratur, deiner Wissenschaft und deiner Kritik, so tröste dich, viel besser wird dieses es auch nicht machen! Und die Menschheit dreht sich im Kreise herum wie ein Käglein, das mit seinem Schwanz spielt, bis ihre im Ratschluß des Ewigen festgestellten Zeiten um sind.

Du Einzelnr aber hast die Wahl, ob du gegen dein Gewissen und bessere Einsicht und gegen die Predigt der ganzen Schöpfung den Thoren glauben willst, die nur im Relativen leben und an das Relative glauben, die da sagen: es giebt kein absolut Gutes, kein absolutes Recht und keine absolute Schönheit. Wenn wir die Welt in unserem Hirn machen und setzen, dann mußt du eben wie so viele dem Zeitgeist huldigen und wie dieser Zeitgeist alle zehn Jahre verbrennen, was du angebetet, und anbeten, was du verbrannt hast; mit der Zeitströmung schwimmen, um von ihr bald fortgeschwemmt zu werden. Dann mußt du dieser Welt dienen, und einst wirst du zu Grunde gehen, und diese Welt wird nichts nach dir fragen.

Oder mußt du erkennen, daß es unter der Oberfläche des Bezüglihen und Verhältnismäßigen ein Absolutes giebt, ein Unveränderliches und Ewiges, das nichts nach den Anschauungen des XIX. oder XX. Jahrhunderts fragt, ein göttlich Wahres, von einem gütigen Schöpfer seinen Geschöpfen gegeben, damit sie nicht lebenslänglich in der Finsternis herumtappen. Bist du auf diesem Felsen des göttlichen Worts gegründet, so kannst du gelassen zusehen, wie die Wellen sich an ihm brechen; und einst wird diese Welt und ihr Wesen vergehen, und du wirst nichts nach ihr fragen.





Schwarz und weiß.

Ein Winterbild aus Lappland.

Von

Stig Stigson.



„Was das schwerste bei uns hier droben ist?“
Das ist wohl, wenn die Finsternis einen packt. Wie ein Adler mit ausgebreiteten Fittichen legt sie sich einem auf die Brust und schlägt einem die Klauen tief ins Herz; sie folgt einem in die Gedanken, die man denkt, in die Speisen, die man isst, in den Schlaf, den man schläft. Man fühlt sie nahen, man weiß, sie wird einen ergreifen; man betet zu Gott um Zuflucht vor ihr — aber sie kommt doch.

Wochen hindurch trägt man die Decke des Vorwinters ruhig, ja freudig. Man ruht aus nach der Unruhe des Lenzes, nach dem ewigen Lichtreichtum des Sommers und freut sich, daß des Herbstes trohiger Ringkampf nun zu Ende ist. Die Gedanken strecken sich aus wie auf einem Bette von Eiderflocken — man ist seine eigene Welt und ist glücklich.

Aber dann so ganz sachte schleicht sich von draußen die Finsternis heran, setzt sich in den Osenwinkel und starrt. Dann schleicht sie sich in einen selbst ein — und da beginnt der Kampf, Herr.

Ein zäher, grauschwarzer Flor rollt hernieder zwischen dem eigenen Ich und dem eigenen Seelenleben. Man reißt, man zerrt an dem Flor, man sieht die Gedanken dahinter stehen, klar und scharf genug, man sucht sie hervorzuloden, zu formen! Vergebens! Der Flor ist aus Seelenfibern gewebt — er hält!

Die Stille, eben noch unser liebster Freund, hebt an, ärger als der gewaltsamste Lärm unsere Ohren zu martern. Man spricht, um seine eigene Stimme zu hören, aber man hört sie nicht, man schreit, um die Totenstille ringsum beben zu machen, doch sie bebt nicht. Man arbeitet, hackt Holz, daß der Schweiß trieft, um den Adler zum Auffliegen zu zwingen, er aber erhebt sich nicht, Herr, keinen Zoll. Und ringsumher stehen die Berge in Trauerschleiern und wachen!

Am allerschwersten ist vielleicht doch das, so außer allem Verhältnis zu leiden. Es ist aller Welt Finsternis, an der man trägt, aller Welt Stille, die man hört. Und man trägt, trägt, trägt, bis der Wille sich beugt und die Seele von Blutschweiß trieft.

Und dennoch — gleichzeitig — ja, Herr, wie wunderbar das ist! — gleichzeitig trägt man auch an der großen Freude, der Freude, so leiden zu können, wie die Dunkelheit es lehrt.

Da, eines Tags jedoch kommt der Schnee, in großen, zackigen, leichten Flocken, die so unaufhörlich und sanft fallen, wie aus den Wolken herabgeschüttelte Federn.

Da stürzt man hinaus, jubelt, schreit, dankt Gott, nicht für den Schnee, sondern dafür, daß er weiß ist.

Und das Weiße fällt und fällt!

Man reißt die Mütze herunter, um die weißen Bolschaften auf seinem Gehirn zu fühlen, um sich lebendig in ihnen begraben zu lassen.

Ja, da geschieht's, Herr, daß der Adler sich erhebt und über die Berge fliegt, die in dem Weißen mild und licht geworden sind.

Das Thal hebt sich aus dem Dunkel, alles hebt sich, Sinn, Lust, und nun sieht man, was man zuvor nicht geglaubt, daß der Himmel noch da ist.

Und nachher — gegen die Nacht zu kommt die Helle. Der Himmel glänzt stahlblau, mit eingelegten Silbersternen. Oh, dieser Globus über dem unermesslichen, funkelnden, unzerschnittenen Weiß! Ja, dies ist wohl eins der größten Wunder Gottes hier droben . . .

Aber glaub' es ja, das Weiße kann auch gefährlich werden.

Ein Jahr hatte ich ein Pferd, ein armes, junges Rößlein, das ich vor den rohen Greueln des Holzfahrens gerettet hatte. Auch der Gaul hatte von der Finsternis gekitten, seine Krippe war zerbissen, der Kopf hing ihm, und das Futter war warm von seinem unlustigen Schnauben.

Du hättest seine Freude sehen sollen, sich wieder im Weißen strecken zu dürfen. Er wieherte, prustete und berührte die Flocken so leicht, als wollte er sie mit den Hufen streicheln. Weder ihn noch mich kümmerte es, wohin die Fahrt ging. Später wollten wir zum Dorfe, wo Menschen redeten — und Pferde wieherten. Schon stand der Wald unter Spitzdach; zwischen den Bäumen hingen schwere Guirlanden von Schnee; die Föhren hatten ihre krummen Nester in phantastische Draperien gehüllt, und die Wachholder glichen Riesenschneeballen. Der Wasserfall war heiser, so viel Schnee mahlte er in seinen schwarzen Wintergesang hinein.

Und das Weiße fiel und fiel.

Brand, der Gaul, streckte sich immer mehr und mehr, und dasselbe that ich — geistig! Da kam ein Sausen — der Wald erzitterte — das Spitzdach stürzte zusammen; zornig guckten die Föhren hervor . . . Dann noch ein Windstoß. Den kannte ich. Rasch drehte ich den Kopf.

Das Dunkel folgte uns, Herr, folgte uns in dem Weißen.

„Vorwärts, mein Pferd, vorwärts, mein Pferd! Der Schneesturm ist über uns!“ rief ich.

Und da war er, der schwere, gekrümmte Waldschneesturm, er, der tausend Hände hat und in jeder Hand einen erstickenden Schleier.

„Vorwärts, mein Pferd, vorwärts!“

Brand flog, Herr! Aber das Weiße hinter uns drehte sich zusammen zu einer rußschwarzen Säule, kroch, ringelte sich unter den Bäumen — setzte zum Sprunge an: da — ein brodelnder, lullender, schwirrender, pfeisender Laut — die Säule war über uns!

In kürzerer Frist, als du dein Auge zu senken vermagst, waren Brand, ich und der Schlitten zu einem einzigen weißen Riesenhaufen zusammengequirlt.

Ohren, Augen, Hände, Füße — mir war's, als sei alles von mir weggerissen. Was bedeutet ein Schneesturm am Eise gegen einen Waldsturm? Auf dem Eise kann man fliehen. Ich weiß nicht recht, wie es mir gelang, Brand aus dem Schneeberge herauszuarbeiten, aber es gelang. Mit äußerster Anstrengung brachte ich die Sattelspöcke heraus — dann riß ich ihn aus den Deichseln los, wandte seinen Kopf dem Eise zu und gab ihm den ersten Schlag, den er je von meiner Hand empfangen. Ich wußte ja, allein konnte er sich retten . . . Was mich betraf — so . . .

Du weißt ja, Herr, daß auch das Menschenherz seine Mißjahre hat. Just dies Jahr hatte ich so viel Frost als Hungerstot gelitten. Die Ruhe unter dem Weißen dünkte mich wie ein gar holder Traum.

Doch die Liebe, die alles bezwingt, bezwang auch mich, die Liebe eines armen Tieres. Brand wieherte gewaltig und zog begehrlieh die Luft aus dem Rettung bringenden See ein, dann aber wandte er dem See den Rücken — stellte sich gegen den Wind und legte beschützend den Kopf auf meine Achsel.

Vergleichen vermag den Lebenswillen zu erwärmen, Herr! Und ist es nur ein armes Böglein, das einen liebt — man erhält neue Kräfte. Kurz darauf riß der Sturm ein Stück Bergwand bloß, da wußte ich allsgleich, wo wir seien.

Ich glaube, ich habe damals sieben Männer Arbeit verrichtet. Eine Stunde später waren ich, Brand und der Schlitten in einer kleinen Höhle in Sicherheit, in der die Holzleute die Reisigbündel, die sie als Brennholz für ihre Hausfrauen auf die Fuhren zu werfen pflegen, in der Regel aufspeichern.

Drei volle Tage mußten wir eingesperrt darinnen sitzen, mein Pferd und ich, während die Meister Hegrimm gerade über unseren Köpfen heulten und belferten. Hätte Brand nur ein einziges Mal gewiehert, so . . . Aber er war zu klug, mein Gaul.

Als wir endlich heimkamen — lechermäulig waren wir nicht beim Essen, das glaubst du wohl — und beim Trinken auch nicht.

Im Hause aber war es hell.

Nicht länger saß die Finsternis im Ofenwinkel, nur die Kälte, und die war willkommen.

Am selben Tag kamen zum ersten Male die Kinder zu mir, dem Schulmeister, — alle mit Körbchen, Schuhen und Schlittschuhen — kamen wie Frühlingstropfen übers Eis.

Glaubst du's nicht, daß ich sie geradezu mit dem Rücken empfangen mußte, um mich zu verhindern, sie in die Arme zu nehmen?

Samohl, das muß' ich.

Viel gelernt wurde an jenem Tage nicht; die Worte erstickten mich — ich mußte reden, und so erzählte ich die schauerlichsten, haarsträubendsten Sagen, deren ich mich entsinnen konnte. Zuletzt wurde die Jüngste, ein kleines süßes Mädchen, so ängstlich, daß ich sie in die Arme nehmen und trösten mußte . . .

Mußte!

Das Ärgste ist vielleicht doch das große Zärtlichkeitsbedürfnis, mit dem wir hier drinnen sitzen, um das Bißchen Zärtlichkeit beim Leben zu erhalten. Wir fürchten unablässig, zu sonnigen Wächlein zu werden, wenn wir ein einzigmal vergessen, daß wir schneegemischte Wasserfälle sind! So ist es.

In den Städten, in unseren Städten sind die Menschen, heißt es, fröhlich und tragen das Leben leicht.

Das ist das Weiße, siehst du, aber unter dem Weißen liegt das Schwarze und schmerzt. Und da geschieht es, daß die, die schwach sind, trinken — des Schwarzen wegen. Doch das verstehen nur wir.

Die Südbewohner wissen nur, „daß unser Winter lang und unser Sommer kurz ist“.

An jenem Tag, an dem die Kinder bei mir gewesen, stand ich auf der Brücke und sah sie wieder verschwinden wie Frühlingstropfen über dem Eise. Ich war hell und erwärmt.

Im Stalle erscholl Brands munteres Getrappel beim Feiertagsfutter. Im Thale schob die Finsternis sich unruhig hin und her, wie auf der Flucht lange Schattenstriche versend. Da plötzlich war sie aufgetrunken von dem blendenden Weiß, das sich mit der großen Sternenhelle entzündete! Keine Abschattung, kein Ton, bloß zwei strahlende Farben!

Schwarz und weiß! Weiß und schwarz!

Die Farben der Armut! Aber glaubst du, daß wir sie gegen alle Pracht und Herrlichkeit der Welt vertauschen wollten?

Nein, Herr!





Ernst Häckel und die Religionsfrage.

von

Hanns von Gumppenberg.



Die Zeit ist es müde geworden, „Götzen zu zertrümmern“; sie sehnt sich wieder nach etwas Positivem, zu dem sie aufblicken, das sie verehren könnte. Zolas neuer Romanchyklus „Die vier Evangelien“ will Frankreich und der ganzen Menschheit eine Art praktischer Lebensreligion verkünden, und in Deutschland versuchen seit Jahrzehnten die verschiedensten Geistesrichtungen, das religiöse Bedürfnis jener Kreise zu befriedigen, welchen der alte Glaube als „überwundener Standpunkt“ gilt. Abgesehen von den Bemühungen einzelner evangelischer Theologen, das Dogma ihrer Kirche äußerlich dem Geiste der Gegenwart anzupassen, boten die modernen Occultisten und Theosophen neue, bis zu einem gewissen Grade ausgebaute religiöse Weltanschauungen; beiden kommt zu statten, daß sie den naturwissenschaftlichen Kenntnissen der Gegenwart formell nicht widersprechen, sondern sie nur ergänzen wollen; beide aber franken daran, diese idealen Zusätze den Zeitgenossen beweisen zu wollen, ohne es zu können.

Eine „neue Religion“ — so läßt sich wohl das Urteil jener oben erwähnten Kreise zusammenfassen — könne jetzt nur in zwei Gestalten kommen. Entweder sie müsse als ausgesprochener Glaube auftreten, dessen moderne Berechtigung in der Thatsache gegeben wäre, daß dem naturwissenschaftlichen Erkennen logisch nachweisbare Grenzen gesetzt sind, jenseits welcher erst die für eine religiöse Weltanschauung entscheidenden Verhältnisse verborgen liegen; freilich dürfe aber dieser Glaube in seinen Behauptungen nirgends mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft in Widerspruch geraten. Oder die „neue Religion“ müsse als wirkliches Wissen kommen; in diesem Falle müsse sie sich alles Hypothetische und alle gewagten Verallgemeinerungen über die Grenzen des exakten Wissens hinaus versagen und zusehen, ob der verbleibende spärliche Rest ihr überhaupt noch eine Existenz böte. Kompromisse zwischen beiden, Zwitter aus Glaubens- und Wissenselementen vertrage unsere Zeit nicht mehr, denn sie liebe überall klar zu sehen und scharf zu unterscheiden. Gegen die prinzipielle Möglichkeit einer reinen Wissensreligion sei zwar der Einwand zu erwarten, daß der Glaube die notwendige Form

jeder Religion sei. Daß aber sei logisch nicht richtig. Nur die unbedingte subjektive Ueberzeugung von der Wahrheit der betreffenden Lehre sei jeder Religion sachgemäß unentbehrlich; wie diese subjektive Ueberzeugung geschaffen werde, ob durch einfache Uebernahme von Glaubenssätzen oder auf dem Wege prüfender Erkenntnis, sei für den Begriff des „Religionsbekenntnisses“ ohne Belang. Wenn man nun die mächtigen Vorurteile bedenke, welche bei der Mehrzahl unserer nicht mehr kirchengläubigen Zeitgenossen einer neuen Glaubens-Religion entgegenstünden, auch wenn sie Widersprüche mit der Naturwissenschaft zu vermeiden wüßte, so müsse man trotz der schon betonten Begrenztheit unserer thatsächlichen Kenntnisse einer neuen Religion des Wissens die besseren Ansichten zusprechen: und da die Naturwissenschaft nun einmal die anerkannteste Wissensautorität der Gegenwart sei, wäre also ihr noch am ehesten die Begründung einer „neuen Religion“ zuzutrauen.

Erwägungen solcher Art haben denn auch den religionsreformatorischen Bestrebungen eines der namhaftesten und vielseitigsten Naturforscher, des Darwinisten Professor Ernst Häckel, das Interesse weiter Kreise zugewandt. Schon sein Vortrag „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis eines Naturforschers“ machte Aufsehen, und wohl noch lebhaftere Diskussion werden die einer neuen Wissens-Religion gewidmeten Abschnitte seines eben erschienenen Werks „Die Welträtsel“*) hervorrufen, um so mehr, als Häckel mit diesem zusammenfassenden naturphilosophischen Buche ausdrücklich seine Lebensarbeit abschließt, so daß es als sein geistiges Testament noch einen besonderen Reiz erhält. Trotzdem dürfte jetzt, da Häckel mit eingehenderer Polemik und genauer präzierten Vorschlägen in der Religionsfrage hervortritt, die Ernüchterung, ja die große Enttäuschung auch bei seinen Anhängern nicht lange auf sich warten lassen. Denn seine Ausführungen leiden an drei schweren Mängeln: er kann über die klägliche Dürftigkeit, die geistige und seelische Unfruchtbarkeit und den in sich selbst widerspruchsvollen Charakter der in Frage kommenden naturwissenschaftlichen Sätze nicht hinwegtäuschen; er bekämpft ferner das menschlich wichtigste Dogma der Offenbarungsreligionen, die persönliche Unsterblichkeit, mit ganz wirkungslosen Waffen; endlich hat er — und das ist das Aller schlimmste! — gar keinen richtigen Begriff von dem Wesen des religiösen Bedürfnisses. Häckels „monistische Weltanschauung“, wie er sie hier in knapper Vollständigkeit, wenn auch nicht systematisch darlegt, ist im wesentlichen die materialistische. Sein All besteht aus der untrennbaren, in ewiger Bewegung begriffenen Einheit des Stoffes und der Kraft, welche beide nach dem „Substanzgesetz“ (dem Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft) quantitativ unveränderlich sind. Unter „Kraft“ versteht Häckel dabei nicht nur die bewegende, sondern auch die seelische und geistige Kraft als verschiedene Grade Einunddeselben; über den logischen Widerspruch, daß inner-

*) Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Bonn 1899, Verl. von Emil Strauß.

halb der All-Einheit eine Bewegung entstehen soll, geht er strupellos hinweg. Alle Erscheinungen sollen ihren Grund in den — wieder logisch durchaus rätselhaften! — Wechselwirkungen der beiden Fundamentalförmungen des Stoffes haben: des kontinuierlichen, durch Spannkraft ausgezeichneten „Äthers“ und der dichteren, atomistischen „Masse“, der Trägerin der lebendigen Kraft. Einzelne unklare Schwankungen der Häckelschen Auffassung, als könnte hinter dem Stoff und der untrennbar mit ihm verbundenen Kraft noch eine realere Substanz verborgen sein, sind nicht ernst zu nehmen, um so weniger, als Häckel selbst in der „Schlußbetrachtung“ des Werks mit deutlicher Ironie sagt: „Was als Ding an sich hinter den erkennbaren Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heute noch nicht. Aber was geht uns dieses mythische ‚Ding an sich‘ überhaupt an u. s. w., wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existiert oder nicht?“ Solange nicht einmal die Existenz irgend einer Substanz „hinter“ der Erscheinungswelt feststeht, muß Häckel natürlich die letztere, d. h. die Einheit von Stoff und Kraft, als die wahre Substanz betrachten. Sein „Monismus“, der Religion und Wissenschaft versöhnen will, kommt also tatsächlich über die Büchnersche Kraftstoffelei nicht hinaus, wiewohl Häckel sich auf Spinoza beruft und den „Pantheismus“ die Weltanschauung der modernen Naturwissenschaft nennt. Man weiß ja, wie viele verschiedenen Anschauungen sich schon als „Pantheismus“ vorgestellt haben! Häckel giebt übrigens (S. 336) selbst zu, wie Schopenhauer damit nur einen „höflicheren“ Ausdruck für Atheismus zu gebrauchen. Ueber das Wesen des Stoffes oder der Kraft oder der untrennbaren Einheit beider, der (materialistischen) „Substanz“, weiß er keine näheren Aufschlüsse zu geben, er spricht sich lediglich für die Existenz jener zwei Grundformen des Kraft-Stoffes aus, des imponderablen Äthers und der ponderablen Atommasse; im übrigen begeistert er sich nur immer wieder für das „Substanzgesetz“ von der quantitativen Unzerstörbarkeit des Stoffes und der Kraft. Was hätten wir aber — abgesehen von allen Widersprüchen — Großes an jenem bloß formellen und diesem bloß quantitativen Aufschluß über das All? Ist der letztere viel mehr als selbstverständlich? Jedenfalls wäre doch die teilweise oder gänzliche Vernichtung eines vorhandenen Stoffes oder einer wirkenden Kraft weit rätselhafter und befremdlicher als die quantitativ unveränderte Fortexistenz des Stoffes und der Kraft in wechselnden Formen! Und wie soll dies Gesetz und die Lehre von den zwei Grundformen der Materie religiöse Verwertung finden? Für eine religiöse Weltanschauung ist doch vor allem die qualitative Kenntnis der entscheidenden Weltsubstanz von Bedeutung, nicht etwa nur die Kenntnis ihrer Formen- und Quantitätsverhältnisse. Solche feilisch inhaltslosen Armseligkeiten können das reiche, durchweg von Gemütswerten durchdrungene Weltbild der Offenbarungsreligionen nicht verdrängen: müßte doch eine neue Religion die Großartigkeit der Weltanschauung steigern, anstatt sie auf die Dürftigkeit einiger mechanischer Formeln herabzusetzen. Häckel scheint übrigens trotz seiner Schwärmerei für das „Sub-

stanzgesetz“ einigermaßen selbst gefühlt zu haben, daß der von ihm als Baumaterial vorgeschlagene Wissensbestand zur Errichtung einer Religion nicht ganz hinreicht; wir werden später sehen, auf welche seltsame Art er sich zu helfen suchte.

Als Bekämpfer des Unsterblichkeitsglaubens verfällt Häckel in ganz denselben Fehler wie die modernen Spiritualisten; auch er will eine metaphysische These mit den Mitteln der materiellen Erfahrung beweisen, was natürlich unmöglich ist. Dem sechsfachen kirchlichen Beweis für die individuelle Unsterblichkeit setzt er einen sechsfachen Beweis für die Sterblichkeit der Seele entgegen, der zu charakteristisch für die siegesgewisse Begrenztheit des Häckelschen Denkens ist, als daß er hier nicht in Kürze logisch beleuchtet werden müßte. Häckel zieht nämlich dabei die Anschauung seiner Gegner von vornherein gar nicht als möglich in Betracht, wie er doch müßte; er „beweist“ die Sterblichkeit nur für Leute, welchen die Möglichkeit einer vom sterblichen Körper unabhängigen Existenz der Seele von vornherein als ausgeschlossen gilt. Sein „physiologischer“ Beweis betont, daß nach den Ergebnissen der Physiologie die menschliche Seele nur der Kollektibegriff für eine Summe von Gehirnfunktionen ist. Der Beweis stimmt, wenn die vom Gehirn unabhängige Existenz der Seele von vornherein als unmöglich ausgeschlossen ist; wird sie aber als möglich angenommen, so beweist die physiologische Erfahrung wohl die Abhängigkeit der erkennbaren Bethätigung der Seele in unserer Erfahrungswelt von dem Gehirn, nicht aber die Abhängigkeit der Existenz der Seele von dem letzteren. Häckels „histologischer“ Beweis lehrt in den Ganglienzellen des Gehirns „die wahren Elementar-Organen der Seele“ kennen. Schön! aber beweist das Vorhandensein solcher körperlichen Elementar-Werkzeuge der Seele schon deren Daseinsabhängigkeit von ihnen? Wenn ferner der „experimentelle“ und der „pathologische“ Beweis Häckels geltend macht, daß durch chirurgische Eingriffe wie durch krankhafte Teilerstörung des Gehirns die Gebundenheit der verschiedenen Seelenthätigkeiten an einzelne Bezirke des Gehirns erwiesen sei, so ist damit eben auch nur wieder bewiesen, daß die verschiedenen der Beobachtung zugänglichen Bethätigungen der Seele in unserer Erscheinungswelt mittelst jener Gehirnbezirke erfolgen, keineswegs aber, daß die Seele selbst ohne diese Bethätigungsorgane nicht existieren und sich nicht in anderen Sphären mit anderen Mitteln bethätigen könnte. Der nun folgende „ontogenetische“ Beweis führt die erfahrungsgemäß allmähliche Entwicklung der individuellen „Seele“ vom Kindesalter bis zur Reifezeit und ihre allmähliche Rückbildung im Greisenalter ins Treffen, welche Erscheinungen genau einerseits der wachsenden Ausgestaltung, andererseits der senilen Degeneration des Gehirns entsprächen. Auch diesem „Beweis“ werden die Spiritualisten natürlich mit logischem Recht entgegenhalten, daß mit der allmählichen Ausbildung und dem allmählichen Unbrauchbarwerden des irdisch-materiellen Bethätigungsapparats der Seele keineswegs ein allmähliches Werden und Wiedervergehen der Seele selbst bewiesen sei; und an demselben logi-

sehen Einwand scheitert der sechste und letzte, „phylogenetische“ Beweis Häckels, der sich auf die durch Paläontologie, vergleichende Anatomie und Gehirnphysiologie nachgewiesene stufenweise Entwicklung des menschlichen Gehirns „und also auch seiner Funktion, der menschlichen Seele“, aus dem Gehirn der Säugetiere und weiterhin der niederen Wirbeltiere beruft. In seinem heftigen Kampfe gegen die Unsterblichkeitsidee begnügt sich Häckel übrigens nicht mit diesen sechs so schön benannten Scheinbeweisen; er giebt auch seiner „festen und ehrlichen“ Ueberzeugung Ausdruck, daß der endgiltige Verzicht auf die „Unsterblichkeitsillusionen“ für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern vielmehr „einen unschätzbaren positiven Gewinn“ bedeuten würde. Die Menschen, meint er, halten an dem Unsterblichkeitsglauben besonders aus zwei Gründen fest: einmal, weil sie auf ein besseres Leben im Jenseits hoffen, dann, weil sie sich nach dem Wiedersehen verstorbenen Lieben und Freunde sehnen. Der ersten Hoffnung entgegnet Häckel, daß sie „zwar subjektiv berechtigt“, aber objektiv nach den Weltgesetzen aussichtslos sei. Das ist aber auch für den, der Häckels Sterblichkeitsbeweise als schlagkräftig anerkennt, höchstens ein Argument gegen die Vernünftigkeit des Unsterblichkeitsglaubens, nicht gegen die Berechtigung des Schmerzes, ihn verloren zu haben oder verlieren zu müssen; könnte doch die von Häckel selbst zugegebene „subjektive Berechtigung“ den Verlust nur um so schmerzlicher machen! Aber halt — Häckel kommt auch noch mit anderen „Argumenten“. Er meint, die Gläubigen hätten sich das Jenseits von jeher sehr materialistisch, nur als eine Fortsetzung ihres Erdenlebens, wenn auch „in einer bedeutend vermehrten und verbesserten Auflage“, vorgestellt. Abgesehen davon, daß diese Behauptung nur für die allerhöchsten Elemente unter den Gläubigen der Wahrheit entspricht wird hier doch niemand begreifen, inwiefern der Verlust einer bedeutend vermehrten und verbesserten Auflage nichts Schmerzlichendes haben soll! Endlich sagt Häckel noch, das „ewige Leben“ müßte, möge man es sich „noch so herrlich ausmalen“, auf die Dauer unendlich langweilig werden. Er denkt wohl auch hier nur wieder an jene größten Glaubensvorstellungen von der einförmigen Beschäftigung und irdischen Sinnenfreude der Abgeschiedenen im Jenseits, sonst müßte man staunen über seine Phantasielosigkeit. Nimmt er nicht selbst ein unendliches Unidiversum an, das, in jedem seiner Teile eigenartig, das Interesse immer von neuem fesseln müßte? Wenn anders uner schöpflische Abwechslung die Langeweile ausschließt, müßte eine den irdischen Schranken entronnene Seele vor ihr sicher sein, deren Erkenntniskräfte sich der verfeinerte Unsterblichkeitsglaube gesteigert, deren Willensneigungen er sich geläutert und erweitert denkt; würde doch dieser „unsterblichen Seele“ das Jenseits eine immer fesselndere Ergreifung der Allzusammenhänge, eine immer großartigere Bethätigung und damit eine ohne Ende sich steigende persönliche Befriedigung, mindestens aber einen unermesslichen Reichtum von Eindrücken bieten. Oder könnte zum Beispiel die erkenntnisdürstende abgeschiedene Seele eines Gelehrten

jemals in einem Jenseits Langweile verspüren, das ihr ohne Ende neue Aufschlüsse und Einsichten zu liefern vermag? Der „Mangel an klarem und folgerichtigem Denken“, den Häckel den Freunden der persönlichen Unsterblichkeit vorwirft, ist also entschieden auf seiner Seite. Oder spricht er aus der müden und lebensfatten Stimmung des alternden Mannes heraus? Dann ist aber einzuwenden, daß man recht wohl des irdischen Lebens satt sein und doch nach irgend einer andersartigen Fortsetzung der persönlichen Existenz verlangen kann; ferner, daß es zu allen Zeiten hochbetagte Greise gab, die bis an ihr Ende selbst dieses schöne Erden-dasein nicht satt bekamen. Der „unschätzbare positive Gewinn“, der nach Häckel in dem Bewußtsein liegen soll, daß uns der Tod nur der „ewigen Ruhe“ des Grabes überantwortet, läßt sich also von keiner Seite einsehen: ist doch auch die „Lebensmüdigkeit“ Kranker, Mitleidender und Verzweifelnder genau betrachtet nichts anderes als Lebenslust, Verlangen nach Befreiung von den lebensfeindlichen Mächten. Und was hält Häckel der gläubigen Hoffnung auf das Wiedersehen verstorbener Lieben und Freunde entgegen? Das wirkt nun beinahe kindlich. Er meint, wenn die Gläubigen bedächten, daß sie im „Jenseits“ auch ihren verstorbenen Feinden und anderen unangenehmen Leuten wieder begegnen würden, müßte gewiß auch aus diesem Grunde ihre Hoffnung in eine Furcht vor dem Jenseits sich verwandeln. Müßte uns aber da nicht auch alles Erdenglück verleidet sein? Warum soll uns, was uns im Leben nicht die Freude an den Freunden stört, im Jenseits diese Freude rauben? Uebrigens hält weder das kirchliche Dogma noch auch der von ihm unabhängige Unsterblichkeitsglaube an dem sinnlichen Wiederfinden im Erdenleben befreundeter Personen unbedingt fest; eine neuere occultistische Richtung nimmt sogar an, daß der höhere Erkenntnisgrad, den die Seele mit dem Tode erreiche, sehr häufig im Jenseits irdische Freunde entfremde und irdische Feinde zu Freunden mache. Aber Häckel zieht eben überall nur die primitivsten Glaubensanschauungen in Betracht, ja er vergrößert auch diese noch, wo er nur kann.

Also: die alten Glaubensreligionen sind abgethan; es giebt keinen Gott, es giebt keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und bei der mechanischen Notwendigkeit alles Geschehens natürlich auch keinen „freien Willen“. Trotzdem soll und kann es aber nach Häckels Meinung eine „neue Religion“ geben; er ist überzeugt, daß seine „monistische Weltanschauung“ die „Bedürfnisse unseres Gemütes“ ganz ebenso wie die logischen unseres Verstandes befriedige. Es ist hier nicht der Platz, des näheren nachzuweisen, wie wenig unser Verstand mit dem Häckelschen „Monismus“ zufrieden sein kann; vielmehr wollen wir gleich zusehen, inwieweit er dem religiösen Bedürfnis genügt. Was bietet jede Religion ihren Anhängern? Die Gewißheit von der Existenz einer beherrschenden (einheitlichen oder vielheitlichen) Allgewalt, von welcher der einzelne abhängig ist; ferner aber auch die Gewißheit, daß diese beherrschende Allgewalt sich um das persönliche Wohl und Wehe des einzelnen

bekümmert. Wo nicht diese beiden Gewißheiten gegeben sind, da handelt es sich auch um keine Religion. Gegner könnten vielleicht einwenden, daß die Religionen mancher Naturvölker lediglich Religionen der Furcht (vor verderblichen Elementarereignissen) seien. Allein wenn solche Völker Opfer darbringen, um ihre zürnenden Götter zu „versöhnen“, nehmen auch sie an, daß diese letzteren eines Erbarmens, also eines persönlichen Interesses für das Schicksal der Menschen fähig wären. Jedenfalls könnte das niederdrückende Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit für sich allein kein „Gemütsbedürfnis“ befriedigen. Der Häckelsche Monismus weiß nun lediglich von der radikalen Abhängigkeit und Nichtigkeit des Individuums zu erzählen; von einer Teilnahme der Häckelschen Weltsubstanz an den individuellen Schicksalen kann natürlich keine Rede sein, und damit ist auch ausgeschlossen, daß sein Monismus an sich schon das Gemüt befriedigen könne. Aber Häckel glaubt auch hier die Schwierigkeit leicht zu überwinden. Eine reale persönliche Gottheit steht ihm nicht zur Verfügung: aber wie wär's, wenn man nach Art der alten Hellenen die respektablen, unanföchtbaren und dauerhaften menschlichen Ideale des „Wahren“, des „Guten“ und des „Schönen“ zu weiblichen Göttergestalten personifizierte? Da hätte man ja sogar wieder eine Art göttlicher Dreieinigkeit, und ein andächtiges Sichversenken in sie müßte zu jener inneren Erhebung, zu jenem Enthusiasmus führen, der alle religiösen Gemütsbedürfnisse befriedigt — das heißt: nach der Meinung Häckels. Merkwürdig genug, daß ein hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft, die sonst doch nur das unmittelbar Wirkliche gelten läßt, drei obendrein noch recht vieldeutige Abstraktionen der Verehrung empfiehlt! Hier wird der gebildete Durchschnittsmensch gewiß mehr Realismus beanspruchen und bei der größten Hochachtung vor allem konkret Wahren, Guten und Schönen sich gegen die drei neuen „Göttinnen“ wehren. Häckels Vorschlag steht auf derselben Basis wie die „ethische Bewegung“ der letzten Jahrzehnte; im Grunde will auch er einfach, daß die moralischen Kräfte der Wahrhaftigkeit, der Güte und des Schönheitssinnes der Menschheit erhalten bleiben sollen, wenngleich alle anderen Ideale vor der modernen Kritik nicht mehr bestehen könnten. Aber auch die vollkommenste Ethik ist eben noch keine Religion. „Gottheit“ der neuen Religion Häckels könnte sachgemäß nur seine kraftstoffliche „Substanz“ selbst sein, wenn man von ihr neben der Allmacht auch persönliches Interesse erwarten dürfte; Häckels drei abstrakten „Göttinnen“ aber fehlen beide Voraussetzungen. Wieder scheint er unklar zu fühlen, daß nicht alles „stimmt“: und nun zieht er eine vierte Personifikation, eine „Urania“, sowie allerlei äußeres Beiwerk zur Aushilfe heran. In einer Anmerkung (S. 462) schildert er die ihm möglich erscheinende Umgestaltung der christlichen Gotteshäuser zu Kultusstätten seiner „neuen Religion“. Er sagt wörtlich: „Die Gotteshäuser als Andachtsstätten werden nicht mit Heiligenbildern und Kreuzfixen geschmückt werden, sondern mit kunstreichen Darstellungen aus dem uner schöpflischen Schönheitsreiche in Natur- und Menschenleben. Zwischen

den hohen Säulen der gotischen Dome, welche von Lianen umschlungen sind, werden schlanke Palmen und Baumfarne, zierliche Bananen und Bambusen an die Schöpfungskraft der Tropen erinnern. In großen Aquarien, unterhalb der Kirchenfenster, werden reizende Medusen und Siphonophoren, buntfarbige Korallen und Sterntiere die Kunstformen des Meereslebens erläutern. An die Stelle des Hochaltars wird eine ‚Urania‘ treten, welche an den Bewegungen der Weltkörper die Allmacht des Substanzgesetzes darlegt.“ — „Urania“ soll also gewissermaßen als Dozentin den Ehrenplatz der Kirche einnehmen, und die vornehmste Andacht der „Wissenden“, wie man künftig statt der „Gläubigen“ sagen müßte, soll jenem Gesetz von der Erhaltung der Stoff- und Kraftquantität gelten, bei dem der einzelne sich weiter nicht viel denken, noch weniger aber irgend etwas persönlich Erhebendes fühlen kann. Das Urteil über den von Häckel vorgeschlagenen botanisch-zoologisch-künstlerischen Kirchenschmuck, der die Stätte der Andacht teils in ein Palmenhaus, teils in ein Naturalienkabinett, teils in eine Kunstausstellung verwandeln würde, wird sich der Leser selbst schon selbst gebildet haben; jedenfalls das bunte Vielerlei die Kirchenbesucher weit eher zerstreuen als jene Sammlung vermitteln, die für ein religiöses Empfinden unerlässliche Vorbedingung ist. Und ebensowenig wie die Häckelsche Kirchendekoration wäre die von ihm vorgeschlagene Umgestaltung der großen kirchlichen Jahresfeste geeignet, den religiösen Geist zu erhalten und zu erneuern. Er meint, diese Feste sollten „ihre ursprüngliche, dem Naturkultus entsprungene Bestimmung“ zurück-erhalten; Weihnachten sollte wieder das Fest der Wintersonnenwende, Johannisfeier das der Sommer Sonnenwende werden; an Ostern solle man die Auferstehung der organischen Natur, an Michaelis „den Abschluß der frohen Sommerzeit und (echt professorenhaft!) den Eintritt in die ernste Arbeitszeit des Winters“ feiern. Aber könnten diese jahreszeitlichen Wendepunkte als solche — denn die altheidnische Beziehung zum Götterglauben fielen ja weg! — auf den nüchternen modernen Menschen noch religiös wirken? Er hat sie ja ohnehin schon vor sich, ohne dadurch im mindesten religiös befriedigt zu werden, und wäre es auch nur im Sinne der Häckelschen Begeisterung. Und wie findet der Niedergedrückte, der von Not, Krankheit, Todesangst Gepeinigete in der „neuen Religion“ Halt und Trost? Häckel übergeht diese Frage; darüber zur Rede gestellt, könnte und würde er nur wieder auf die Ergebung in die Allnotwendigkeit oder die Aussicht hinweisen, nach verhältnismäßig kurzer Dual als Individuum die ewige Ruhe der Vernichtung zu finden; beide „Eröstungen“ dieser Religion schiden aber das Individuum mit leeren Händen von sich, ja sie bestätigen nur seine gänzliche Verlassenheit, Hilflosigkeit und Nichtigkeit. Auf dem Papier freilich nimmt sich die „Ergebung in die Allnotwendigkeit“ ebenso großartig als einfach aus; in der Praxis aber ist sie eine böse Sache, die man wohl erst an sich selbst erfahren haben muß, um sie richtig beurteilen zu können. „Not lehrt beten“, und zwar oft Leute, die sehr wenig dazu veranlagt scheinen. Für die große Sehnsucht der Menschheit nach einem

vollkommeneren Dasein, nach Erlösung von allem Erdenelend und „aus der Gewalt des Todes“, für diesen uralten und dauernden seelischen Urgrund jeder Religion scheint Häckel kein Verständnis oder doch kein lebendiges Mitgefühl zu haben: und schon darum allein ist seine „neue Religion“ totgeboren.

Wer wird als Nächster sich an dem Problem einer „modernen Religion“ versuchen? Wieder ein Naturforscher? Hätte er auch mehr religiöses Verständnis als Häckel: Beweise für das, was man von einer Religion erwartet, stünden ihm ebensowenig zu Gebote. Oder ein Philosoph, ein Theosoph, ein Occultist? Sie alle müßten beweisen: und da die in Frage kommenden idealen Theesen sich nicht auf dem Wege des materiellen Experiments beweisen lassen, müßte der Beweis rein logisch erfolgen. Der rein logische Beweis gilt aber der Naturwissenschaft bekanntlich nicht mehr für leistungsfähig, wo es sich um die Feststellung von Wirklichkeiten handelt; solange die Naturwissenschaft allein über die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Methoden zu Gerichte sitzt, ist also auch die Begründung einer neuen Wissens-Religion ausgeschlossen.



Mein Schmerz.

Von

R. Haller.



Du nahest mir auf stillem Pfade,
 Ich schau' dein altbekannt Gesicht.
 Reich' mir die Hand, mein Kamerade,
 Wir sind allein, man stört uns nicht!

Laß ruhen mich in deinen Armen,
 Da wird mir still und weich zu Mut;
 Laß weinend mich bei dir erwärmen,
 Bei dir da werd' ich fromm und gut.

Du bist mir lange fern geblieben,
 Es fand mein armes, sehnend Herz
 Nur schale Lust, nur kurzes Lieben,
 Nur du allein bist treu, mein Schmerz!





Der Duzendmensch.

Von

C. von Regin.



Unterprima. Man bespricht die Stelle aus Hamlet, wo Rosenkranz und Guildenstern ihre nichtsjagenden Sätze mit veränderter Wortstellung einander nachplappern.

„Das sind Duzendmenschen,“ sagt der Oberlehrer, „das sind die Duzendmenschen, wie sie so haufenweise in der Welt herumlaufen, von denen der eine immer wiederholt, was der andere gesagt hat, die nur alle Halbjahr einen Gedanken haben.“

Da wußte er plötzlich, daß er ein Duzendmensch war. Er hatte den Ausdruck nie gehört, aber jetzt grub er sich in seine Seele und blieb dort haften, — bis ein billiges Lob ihn wieder entfernte. — In der Jugend heilen auch Wunden der Seele schnell. Er vergaß.

Er pflegte auf der zweiten Bank zu sitzen und war zufrieden. Sechster von dreißig — das ging noch. Alle Lehrer waren der Ueberzeugung, er könne seinen Gaben nach mehr leisten. Das hätte er auch gekonnt, wenn er so gelieben wäre, wie ihn sein Vater auf die Schule schickte. Aber mit der verlorenen Unschuld war viel Elastizität verloren gegangen. Er war jedoch begabt genug, um auch ohne viel Arbeit zu den Bessern zu zählen.

Abiturentenexamen. Er ist dispensiert — nach alter Ordnung noch —, als sechster von zwölf, natürlich mittelmäßig. Nun will er studieren. Auf der Schule kam es ja nicht so darauf an, jetzt will er zeigen, was er kann. Sein Lieblingsfach war stets Geschichte. Der soll sein Leben geweiht sein. Er will forschen. Er denkt an die akademische Laufbahn. Er hat ganz vergessen, daß er ein Duzendmensch ist.

Ein begeisterter Schüler Rankes führt ihn ein in seine Wissenschaft. Er will werden wie er. Er will mit ausdauerndem Fleiß kleine Steinchen sammeln zu einem großen Bau, will den Personen und Verhältnissen, die den Fortschritt der Geschichte bedingen, bis in die letzten Ursprünge nachgehen.

Aber schon nach einigen Wochen legt es sich centnerschwer auf seine Seele: du kannst es nicht! Und auf einmal fällt ihm die Shakespearestunde aus der Prima ein — Duzendmensch.

Er gehört einem wissenschaftlichen Verein an als Student. Aber zu einer besonderen Stellung bringt er es nicht, weder im wissenschaftlichen, noch im gesellschaftlichen Vereinsleben. Er ist eben ein Duzendmensch.

Noch einmal kommt der Ehrgeiz über ihn. Nach dem Staatsexamen macht er seinen Doktor — nicht schlecht, aber natürlich nicht *summa cum laude*.

Er macht sein Probejahr am Gymnasium. Es geht gut. Nur sein Direktor hat öfter mit ihm zu thun. Er hat einige geweckte Primaner an sich gezogen und treibt mit ihnen etwas wirkliche Geschichte. Er hat seine Freude an den glänzenden Augen der jungen Leute, wenn sie zusammen ein herrliches Stück unserer deutschen Geschichte durchwandern. Aber der Geschichtslehrer der Prima klagt darüber, daß diese Schüler aus der Geschichte des engeren Vaterländchens Ereignisse kennen, die in dem amtlichen Lehrbuch aus guten Gründen fehlen. Man verbietet ihm sein Thun. Und mit schwerem Herzen muß er seine jungen Freunde entlassen. Aber im übrigen ist er recht beliebt, namentlich bei den Müttern heiratsfähiger Töchter.

Er wohnt im Hause eines alten Freundes seiner Familie. Am letzten Ferientage begrüßt er sich wieder mit dem Herrn Professor. Scherzhaft meint der alte Herr: „Heute in der Eisenbahn sah ich mindestens fünf Herren, die Ihnen zum Verwechseln gleichen. Sie sind doch ein rechter Duzendmensch, lieber Kollege. Hahaha!“

Da wurde er sehr nachdenklich und überdachte am Abend noch einmal seine Geschichte. Das war das letzte Mal, daß es ihm kummer machte, ein Duzendmensch zu sein.

Jetzt ist er Oberlehrer. Man sagt, er will bald heiraten. Er wird scheiden sein in seiner Wahl. Seine Frau wird für nichts Interesse haben, als für die Mägdefrage und die Butterpreise. Doch noch etwas. Ihr Mann raucht alle Gardinen schwarz, und die können das Waschen so schlecht vertragen. Man sagt, das sind die besten Hausfrauen. In der ersten Zeit wird er versuchen, abends mit ihr Kiehl oder Keller zu lesen. Doch das wird bald aufhören. Wenn sie liest, dann sind es die Familiennachrichten, Ausverkaufsanzeigen und das Feuilleton des Tageblattes. Das genügt zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse.

In zwei Jahren wird er Professor. Er bekommt dann den Geschichtsunterricht in Prima. Aber er wird nicht mehr daran denken, so *illoyal* zu sein, über den „hochseligen“ Großvater seines Landesfürsten etwas zu sagen, was nicht im Buche steht. Das hat man ihm abgewöhnt. Es wird auch nie das begeisterte Auge eines Schülers an seinen Lippen hängen. Aber er vermißt das nicht mehr. Er weiß gar nicht, daß er je gewünscht hat, etwas anderes zu sein, als ein Duzendmensch.





Die Lungenschwindsucht.

Von

Dr. med. E. Schlegel.



An eine Frage, die viele Rätsel einschließt, deren Lösung fleißige und bedeutende Geister beschäftigt, pflegt man mit ebenso vielen Bedenken heranzutreten. Es gilt da Knäuel gelehrter Anschauungen zu entwirren und nach weisem Ueberlegen für eine besondere Ansicht Partei zu nehmen oder selbst eine zu begründen. Machen wir aber einmal einen ganz andern Versuch. Ueberlassen wir die „Frage“ jenen weitgreifenden Antworten und packen wir das erkrankte Leben selbst an seinen offen daliegenden Naturerscheinungen wie eine geschichtliche Thatsache. Wir werden viel Wichtiges erfahren und werden unwillkürlich zu einer Reihe von Aufstellungen und Schlüssen geführt werden, die in weitem Bogen den Schauplatz gelehrten Zwistes umkreisen, dabei auf eine höhere Ebene gefangen und uns plötzlich das Licht einer bedeutungsvoll orientierenden Aussicht gewähren.

Die Lungenschwindsucht, eine altbekannte Erkrankungsform, die in häufig tödlichem Verlauf mit Husten, Auswurf, Blutspen, Abmagerung und zunehmender Entkräftung einherschreitet, dabei wechselnd auch noch andere Symptome aufweist: Schmerzen, Schweiß, Durchfälle, ist hochwichtig durch ihre Häufigkeit und durch ihr Bestreben, das blühende und das kräftig ausgereifte Alter unversehens zu befallen und in heftigen oder schleichend verlaufenden Angriffen zu vernichten. Während manche andern Krankheiten — auch chronische — das Bestreben aufweisen, wieder zu erlöschen und den menschlichen Leib auf dem Stande der Gesundheit wieder zurückzulassen, wird bei der Lungenschwindsucht nur selten ein solches Bestreben sichtbar. Krankheit oder Kränklichkeit bleiben dauernd und es geht meist abwärts, dem Ende entgegen. Ein bedeutender Arzt, welcher viel Wert darauf legt, in dem Verlauf der menschlichen Erkrankungen das Naturheilbestreben anerkannt zu sehen, wie es sich z. B. bei der Heilung eines Abscesses oder einer Knochenentzündung in der endlichen Ausstoßung abgestorbener Gewebsteile kundgiebt, hat deshalb gesagt: „Die Lungenschwindsucht ist nicht eine Krankheit, sondern ein Un-

glück." Dieser Arzt vermüßte eben in ihrem Verlaufe ganz die Wahrnehmung reaktiver Heilvorgänge.

Bei unbefangener Betrachtung müssen wir aber dennoch zugestehen, daß Heilungen von Lungenschwindsucht gar nicht selten vorkommen. Ein solcher Fall hat auf mich vor 24 Jahren einen besonders tiefen Eindruck gemacht; ich habe ihn später in einer kleinen Schrift beschrieben und will ihn hier noch einmal kurz mittheilen:

Im Jahre 1876 erkrankte einer meiner Bekannten, ein Buchhändler, im Aller von etwa 36 Jahren an Lungen- und Kehlkopfschwindsucht. Unter wiederholtem Anfälle von Bluthusten und bei allen charakteristischen Erscheinungen der Phthisis wurde er gänzlich stimmlos und kam so auf die laryngoskopische, später auf die innere Abteilung des hiesigen Krankenhauses, wo ich ihn täglich beobachten konnte. Er wurde nach einigen Wochen entlassen, weil sein Zustand ohne Interesse und hoffnungslos war. Somit verfügte er sich zur Aufnahme in das Krankenhaus zu N., woselbst er Wohnsitzunterstützung genoß. Nach 6 Wochen wurde er von der Krankenhausabteilung in das Siedenhaus übergeführt, um hier sein Ende zu erwarten. Ueber die objektiven Veränderungen seiner Lungen kann ich genauere Auskunft nicht mehr geben, erinnere mich aber eines Ausspruchs des Abtheilungschefs vom akademischen Krankenhause, wonach der physikalische Befund ein zweifelloser war. Eines Tages theilte mir der Patient brieflich mit, daß ihn die Verzweiflung erfaßt habe — er habe ein Zeitungsblatt in die Hand bekommen, durch welches ein Mann gesucht werde, der die Papiere einer in Konkurs geratenen Fabrik kaufmännisch ordnen und verzeichnen könne. Um diese Stelle hatte sich unser Phthisiker gemeldet! Die Verwegenheit war gewiß groß, und nach menschlichem Ermessen war keine Möglichkeit, daß der Patient den begonnenen Winter überleben würde. Dazu kam, daß die Fabrik abgelegen in einem kalten Thale des württembergischen Schwarzwaldes sich befand. Ich hörte nun auch nichts mehr von Herrn N., bis er sich mir im darauf folgenden Frühjahr völlig genesen vorstellte und mir folgendermaßen den Verlauf der Sache schilderte: „Raum fähig zu gehen, bestieg ich die Eisenbahn, wurde an der Station erwartet, die Leute machten große Augen, als sie mich sahen, man brachte mich in ein verlassenes einsames Gebäude, $\frac{1}{2}$ Stunde vom nächsten Dorf entfernt. Hier sollte ich allein wohnen und arbeiten. Das „Kontor“ war heizbar, mein Schlafzimmer nicht; dazu hatte es ein zerbrochenes Fenster, welches ich zugestopfte; zu allen Fugen blies der Wind herein. Eine Person wurde angewiesen, mir zweimal täglich Nahrungsmittel zu bringen; es war aber nichts zu haben in dem Dorfe als Milch, Ei und Brot. — Wasser fand sich beim Gebäude, doch ließ ich mir gleich aus der Stadt eine große Flasche Leberthran bringen, um wenigstens morgens und abends Leberthran zu nehmen. Jetzt hieß es: Vogel friß oder stirb! Ich genoß nichts mehr als Brot, Milch und Ei, keine Suppe, kein Fleisch, machte mich mit schwachen Kräften an die Arbeit, wehrte mich gegen die Kälte,

so gut es ging, manche Tage sprach ich kaum ein Wort, da es auch ganz an Gelegenheit mangelte. Allmählich fühlte ich mich kräftiger und wohler, bekam mehr Hunger nach meiner einfachen Kost, die Sache gefiel mir trotz Einsamkeit und Winter; auch befreite ich das zerbrochene Fenster vom Verschluss und genoss so die frische, reine Luft bei Nacht im Schlafe. Die Brust erleichterte sich, Husten verschwand, die Stimme kam wieder, meine Körperfülle habe ich nun wieder erhalten und fühle mich gesund.“ Dies erzählte er mit tönender Sprache; er machte den Eindruck eines Gesunden.

Da der betreffende Kranke und nun Genesene schon viele Monate Leberthran ohne Erfolg genommen hatte, wurde meine Aufmerksamkeit durch den wunderbaren Verlauf seiner Krankheit in besonderem Maße auf die diätetischen Einflüsse gelenkt, welche hier mitgespielt hatten. Noch manchen andern Fall lernte ich als ein reichlich beschäftigter Arzt kennen, der eine glückliche Wendung nahm, und ich konnte auch die andern in Frage kommenden Heilfaktoren nach einander in ihrem Werte beurteilen und ausschließen. Milch und Eier thaten es auch nicht, denn ich sah viele unglückliche Fälle, die mit Milch und Eiern überschwemmt wurden, ohne zu heilen.

Nach reichlichen ferneren Beobachtungen mußte ich mir sagen, daß Herr N. ganz vorwiegend durch die reine Luft seines isolierten Wohn- und Arbeitsraumes heilend beeinflusst wurde, daß aber diese allein auch schwerlich genügt hätte, und daß wir in dem Zusammenwirken aller Umstände das eigentliche Heilmittel dieses verzweifeltsten Kranken erblicken müssen. Damit nun die geistige Ursache dieses glücklichen Ereignisses ausgebeugt werde, genügt der Hinweis auf die ungewöhnliche Willensanstrengung, die Herr N. zur Wiedererlangung seines fast erloschenen Lebens machte. Die geistige Aufrüttelung ging also voraus, ihr folgte eine Verpflanzung des Organismus in selten unwirkliche Umgebung, für die eine neue Anpassung des Lebens erforderlich war. Die Anpassung vollzog sich und mit ihr die wunderbarste Heilung. Hier haben wir zunächst eine sehr freundliche Lösung der Frage: Ist Schwindsucht heilbar? Ja, sie ist es sogar unter den erschwertesten Krankheitsumständen, bei weit gefördertem Verlauf, wenn sich Bedingungen erfüllen, die in individueller Weise hier erfüllt worden sind. Aber wem liegt soviel an seinem Leben? Ich sah junge, wohlhabende Menschen mit einer Gleichgültigkeit in den Schwindsuchtschick gehen, als wären sie zur Opferung bestimmte Dahomeneger. Man sollte die Heilung gewissermaßen äußerlich an diese jungen Kranken hinstellen, womöglich ohne ihnen den Namen ihres Leidens je zu nennen, man sollte das an ihnen durch abergläubische Mittel erreichen, was nur Sache einer gewaltigen innern und äußern Aufrüttelung sein kann. Andere sah ich wieder, die — obwohl von der Gefahr ihrer Lage unterrichtet — das andauernde Lüften unterließen oder die mit Mottensalz imprägnierten Stoffe nicht aus ihren Schlafräumen entfernten, während sie in der Lage gewesen wären, ganz beliebige Aenderungen an ihren Wohnräumen zu treffen. So läßt sich Schwindsucht nicht überwinden.

Paracelsus, Zeitgenosse Luthers, einer der größten Aerzte aller Zeiten, war in besonders hohem Maße von der Heilwirkung der Naturkörper, die wir als Arzneien in den menschlichen Organismus einführen, überzeugt. Darauf baute er all sein Thun, und von den Aenderungen in den Lebensverhältnissen der Menschen, Diätetik genannt, sagte er: „Und so ich sollte von dem Diät gebieten, iß das oder das; do trink nicht, oder das nicht: seht, do thet ich der Arznei ein Schande an. Das Diät zu geben steht nicht zum Arzt, steht zum Kranken und seim Vermögen. Die Arznei aber vertritt den Arzt. Der aber im Diät handelt, der ist schwach in der Kunst.“ Derselbe Paracelsus sagt aber von der Lungenschwindsucht: „In der Kur dieser Krankheit muß zum ersten die Diät observiert werden, darnach medicina.“ Die Sonderstellung der Phthisis unter den Krankheiten ist in neuester Zeit dadurch zum Ausdruck gelangt, daß von seiten der Allgemeinheit für Asyls gesorgt werden soll, in welchen die Kranken Aufnahme finden, zugleich eine Anerkennung der Krankheit als öffentliches Unglück. Es ist schwer zu sagen, ob im Grunde bei den geplanten Schwindsuchtsanstalten der Gedanke der wirksamere war, das gesunde Volk durch Absonderung der Phthisiker zu schützen, oder die Kranken wieder zu heilen; mir scheint der erstere Gesichtspunkt maßgebend gewesen zu sein. Leitender Gedanke war dabei die Verursachung der Schwindsucht durch Ansteckung. Wenn wir aber nachweisen, daß Schwindsucht selbst in vorgeschrittenen Fällen heilen kann, so liegt schon in dieser Thatsache ein Verweis des Individuums auf seine eigenen Naturkräfte; ich meine so: der Kungstliche braucht nicht etwa darauf zu bauen, daß künftig die Ansteckungsgefahr sich für ihn erheblich vermindere, sondern er kann jederzeit mit einem gewissen Vertrauen zur Heilkraft der Natur an den unwahrscheinlichen Fall denken, daß er selbst von der Krankheit ergriffen würde. Auch in ihm ließen sich die Schutzwehren mobil machen, welche die menschliche Organisation zur Bekämpfung der Lebenswiderstände in sich trägt. Dieser Gedanke mag fernliegend erscheinen gegenüber der Ansteckungsgefahr, und er ist doch der einzig praktische. Die Saat der Schwindsucht schleicht ja im Dunkeln. Wir können sie jeden Augenblick in verstaubtem Auswurf einatmen, wir können sie durch einen Brief, durch Wäschestücke mit unserm Körper, mit einer unbeachteten Hautschrunde oder mit einer Schleimhautfläche in Berührung bringen. Wir können sie mit einem Glase herrlich schmedender frischer Milch in uns aufnehmen, mit einer Frucht, die durch kranke Hände ging, mit einem Trinkglas, einer Cigarre! Wehe uns allen, wenn es nur auf die Ausfaat ankäme! Diese ist in den Verkehrscentren, wie auch in den meisten Dörfern, selbst bis in die Alpenhöfen hinaus, wo es skrofulöse, knochen-eiternde Kinder und persüchtigte Kühe giebt, immer vorhanden. Aber es kommt glücklicherweise nicht so sehr auf die Ausfaat an, denn rings um die befallenen und jahrelang kranken Menschen leben wieder andere völlig gesund, die mit jenen in täglichem, oft innigem Verkehr stehen. Mit einem Worte: nicht der Pilz gilt, sondern der Mensch! Die Schutzwehren seiner Gesund-

heit sind göttliche Einrichtungen; solange sie bestehen, mag er ganz ruhig bleiben, mag er freigebig sein mit Pflege, mit Berührungen, mit Werken der Nächstenliebe. Und wenn sich einmal Erscheinungen zeigen sollten, die ihn an ein eigenes Befallensein mahnen, so wird er sich stets sagen müssen, daß vorher das Gleichgewicht seiner Kräfte und seiner Leistungen ins Schwanken geraten war, und wenn die Krankheit auch ihr Haupt erhebt, so vermag aus dem Innern des Menschenlebens heraus die Reaktion wieder einzusetzen, und es kann ein dauernder Sieg errungen werden. So zeigt sich dem allein von Thatsachen geleiteten ärztlichen Urteil der Pilz außerordentlich klein. Man wußte es ja längst, daß er so klein sei, aber es schien die Größe seiner Entdeckung ihn selbst mächtig zu heben. Und doch: was hat sich in den 10 Jahren seit Kochs Auftreten thatsächlich geändert? Wir sahen die Erkenntnis der vermeintlichen Ursache der Schwindsucht die Menschheit in große Erregung versetzen, wir sahen eine neue Heilmethode, die Impfung mit Tuberkulin, begeistert empfangen werden und still wieder hinschwinden gleich einer erlöschenden Mode. Die armen Kranken haben von dieser Seite ihr Heil nicht gefunden, und wir hörten schon, daß die Errichtung von Schwindsuchts-Sanatorien vielleicht mehr zum Schutze der Gesunden geplant ist, als zur Rettung der Phtisiker. Auch die mächtigsten Anstrengungen werden kaum hinreichen, dem Volkskörper einen kleinen Prozentsatz seiner Schwindsuchtsträger zu entreißen und dort zu isolieren; praktisch dürfte dies für die Rückbleibenden als eine Verminderung der Gefahr — selbst vom Standpunkt der Infektionslehre aus — kaum in Betracht kommen. Dagegen könnten wir sehr hoffen, daß der Satz der Heilungen bei Schwindsüchtigen sich außerordentlich erhöhte, wenn die Geister erwachten wie in jenem Falle, wenn die Gleichgültigkeit aufhörte und das individuelle Leben als ein Schatz empfunden würde, den vor allem der eigene Träger bis zum letzten Blutstropfen mit Verstand und Beharrlichkeit verteidigte, den auch die Umgebung thatkräftig zu erhalten bereit wäre. Um diese Auffassung teilen zu können, ist es nötig, ein menschenwürdiges Dasein zu leben und von Güte und Liebe umgeben zu sein. Hat doch der Glückliche schwere Tage, an denen ihm das Leben leid wird, und wie gar leicht gestalten sich die Umstände in Haus und Familie so, daß Unfriede, Mißgunst, Mangel an Geduld und an der notwendigen Geistesbildung den Kranken umgeben, oft selbst den Gesunden krank machen. Wir wollen es nicht verkennen, daß wiederum hier die wahren, die geistigen Ursachen des Leidens liegen; diesen Einflüssen gegenüber mögen sich die Bazillen in das Nichts ihrer Ausdehnung verkriechen. Auch die Phtisis wird an jenen Stätten gezeugt und geboren: Der Menschheit Elend und Verkommenheit, das sind die eigentlichen „Schwindsuchtsheimstätten“, welchen es gilt, andere Verhältnisse und schließlich auch meinetwegen große Sanatorien entgegenzustellen. Aber wie schön wäre es, könnte dem einzelnen Lungenleidenden daheim geholfen werden! Sehen wir den Fall, er erlangte in den geplanten Anstalten seine Gesundheit wieder; wird diese dann bestehen, wenn

er in seine alten Verhältnisse zurückkehrt? Darum nochmals: diese müssen sich ändern, das Heim selbst muß zu einer „Lungenheilstätte“ umgewandelt werden. Es ist dies nicht allein eine humane Forderung, sondern auch die einzige praktisch durchführbare, von welcher nicht nur der Kranke selbst profitiert, sondern auch die hygienisch gleichgestellte Umgebung. Es würde hier nicht nur dem Einzelfall in der Familie entgegengetreten, sondern es würde auch bei den andern Gliedern der Krankheit vorgebeugt.

Nachdem in den bestehenden Lungenheilstätten Davos, Görbersdorf u. a., welche allerdings nur für den wohlhabendsten Teil des Volkes bisher zugänglich waren, sehr befriedigende Erfolge in der Behandlung der Phthisis erzielt wurden, hat man eine gewisse Höhengrenze aufgestellt und geglaubt, daß die Erhebung über den Meeresspiegel bis etwa 900 Meter eine schützende und heilende Kraft gegen Lungenschwindsucht verbürge. Aber auch an der Meeresküste hat man bei andern unzweifelhaft tuberkulösen Affektionen, Drüsen- und Knochenleiden gute Erfolge gehabt. Ich glaube die Heilwirkung der Höhenkurorte gegen Lungenschwindsucht darauf zurückführen zu sollen, daß die Gesamtheit der günstigen Einflüsse dort im allgemeinen überwiegt, ohne daß gerade die Höhenlage sehr wichtig wäre. Die Höhenlage bringt nur ohne weiteres die Abwesenheit von Städten und kompakten Dörfern, von vielen raucherzeugenden Anlagen und von menschlicher Verunreinigung der Verkehrsgegenstände mit sich und befördert Lustreinheit und Einfachheit der Lebenshaltung. Auch versteht es sich, daß derjenige, welcher hinaufflieg, aus dem Kreis der Umstände, in dem er erkrankte, entfernt worden ist. Wer aber innerlich aufgerüttelt und belehrt, um was es sich handelt, sich alle Mühe nimmt, die Verhältnisse seiner nächsten Umgebung neu zu gestalten, der kann stets mindestens die Hälfte von dem thun, was die beste Anstalt an ihm thun würde, und mit dieser Hälfte kann er wahrscheinlich gesund werden, wenn auch in der doppelten Zeit, die eine Anstalt erfordert hätte; dann aber wohl auch mit beträchtlich vermehrter Haltbarkeit der Genesung.

Welches sind aber nun die Bedingungen, unter welchen eine so schwere Schädigung des Lebens, wie die Lungenschwindsucht es ist, wieder rückgängig gemacht werden kann? Was bringt die Lunge zum Vernarben und hilft der zurückgegangenen Körperernährung wieder auf? Die Antwort ist sehr einfach: Das besorgt die göttlich eingerichtete Natur des Menschen alles selbst aus innern Quellen ihrer Kraft, wenn das Leben Raum giebt ihrer Wirkung, wenn die Bedingungen des Lebens, wie sie ursprünglich gedacht sind, nach langen Mißbräuchen sich wiederherstellen, alte und schlechte Gewohnheiten aufhören, aus der Umgebung das Schlechte entfernt, das Gute herangezogen wird; wenn Ordnung in der Bilanz unserer Körpereinnahmen und Ausgaben hergestellt wird und der Vergeuder zu sparen anfängt. Ich spreche vielleicht in Rätseln? Und doch sind diese so leicht aufzulösen! Das Schlechte, was entfernt werden muß, ist z. B. Schmutz, Unreinigkeit, schlechte Luft. Das heranzuziehende Gute ist:

Licht und Luft. Der Verschwender ist z. B. die arme Familienmutter, die früh und spät auf den Beinen sein muß, um das Notwendigste an Arbeit für Mann und Kinder zu leisten, die vielleicht einen Säugling ernährt und selbst von Tag zu Tag abnimmt. Die Verschwendung hört auf, wenn die Geplagte sich jeden Mittag 3 Stunden hinlegt und ausruht, wenn sie zugleich täglich 1 Liter Milch und ein Hühnerei mehr genießt als bisher: das Minus geht in ein Plus über und Mutter und Kind bleiben erhalten. Grausam mag es scheinen, dies Beispiel als einen Fall von Verschwendung zu bezeichnen, aber die unerbittliche Natur ist noch viel grausamer: sie bestraft das Vergehen mit dem Tode, und vor ihm, dem Schwindsuchtsode, schützt nur die Rückkehr zum Gesek! Dies ist gleich so ein Fall, wo das Sanatorium machtlos bleiben wird; es gilt hier, den Hebel in der Familie anzusetzen und besonders über die Bevölkerung in abhängiger Arbeitsstellung zu wachen, damit derartige grausame Aufopferungen durch Gewährung einer täglichen mehrstündigen Arbeitskraft in die bedrohte Familie, sowie durch materielle Unterstützung, wo es notwendig ist, verhindert werden. Ich will nun aber nicht mehr in Rätseln oder Gleichnissen sprechen, sondern klipp und klar sagen, welches die allgemeinen Vorschriften für Schwindsüchtige sind, durch welche es gelungen ist, Hunderte zu retten, nämlich weitaus die meisten von denen, die mit wirklicher Teilnahme auf die Kur eingingen und nicht nur kamen, um sich etwas in der Apotheke zu holen, bei dessen Gebrauch sie dann heilen würden. Die lebhaft und vielbewährte Ueberzeugung, daß durch die Erweckung der Energie und des guten Kernes eines Menschen wirksam gegen die Lungenschwindsucht eingeschritten werden könne, ist in mir so mächtig, daß ich sie jedem andern Unternehmen, die Schwindsuchtsnot durch weniger umfassende und weniger eindringliche Mittel zu lindern, kühn entgegenstelle. Und wenn der Staat viele Millionen mobil macht, so wird er durch die erreichbaren äußeren Bauten und Vorrichtungen nicht erzielen, was eine durchgreifende Belehrung über Schwindsucht im obigen Sinne und die Befolgung der entsprechenden Vorschriften und Unterstützungen erreichen würde:

- 1) Es ist verboten, den ganzen Tag auf den Füßen zu bleiben. Wer sich bisher so hingeschleppt hat, der muß mittags nach Tisch 1 bis 3 Stunden liegen, und zwar womöglich ausgekleidet im Bett.
- 2) Jede Woche zweimal soll in der genügend erwärmten Stube der ganze Leib mit lauem Wasser gründlich, aber mit Bescheunigung abgewaschen werden. Dann folgt Trockenreiben und Einsetzen mit einem pflanzlichen oder tierischen Fett. Bäder sind verboten.
- 3) Des Nachts sowohl als am Tage soll möglichst immer ein Spalt oder Flügel (im Sommer) des Fensters offen stehen; bei Kälte soll nicht ganz ungeheizt geschlafen werden. Wer es einrichten kann, mag aber auf dem Speicher des Hauses schlafen, wo die andauernde Lufterneuerung direkt unter dem Dach eine sehr wirksame ist.

- 4) Auf dem bloßen Leibe soll stets ein Wollhemd getragen werden.
- 5) Es darf nur einmal täglich etwas Fleisch gegessen werden, zur Mittagzeit. Im übrigen ist ganz vorwiegend pflanzliche Nahrung empfehlenswert: gutes Brot, Mehlspeisen jeder Art, Früchte, roh und gekocht, Salate, Gemüse, täglich etwas Rettig, Rotrüben, Kartoffelspeise, Hülsenfrüchte. Wer viel Milch nehmen mußte, soll diese eine Zeitlang ganz weglassen oder beschränken; täglich ein Ei ist empfehlenswert. Wein soll möglichst gemieden werden; eher ist ein Glas Bier mit Rettig und Butterbrot erlaubt. Milch besonders als Sauermilch empfohlen.

Nun, diese Anweisungen erscheinen sehr einfach; man hat aber mit un-
disziplinierten Geistern oft sehr zu kämpfen, bis sie richtig begreifen und han-
deln. Auch müssen im Einzelfall natürlich noch nähere Erklärungen gegeben
werden. Von hohem Interesse wäre es, hier auf die Begründung einzelner
Dinge, z. B. des Badeverbotes, einzugehen; dies vielleicht ein andermal. Für
heute will ich nur noch bemerken, daß in diesen Vorschriften keine Rücksicht
auf besondere Krankheitsanlagen der Schwindsüchtigen genommen ist: die
einzelnen Erscheinungen mögen in anderer Weise eine Rolle spielen, z. B. Husten,
Nachtweiß, Blutung; jedoch diese „Diät“ geht dem Grundvorgang zu Leibe,
indem sie die oben erwähnten Forderungen erfüllt, die innern Reaktionsmittel
des Organismus zu entlasten und zu kräftigen, womit alles andere von selbst
allmählich erfolgt.

Im Eingang des Aufsatzes sagte ich einmal, daß ein gewisser aber-
gläubischer Gebrauch von innerlichen Heilmitteln in dieser Krankheit ohne Wert
sei. Dies möchte ich nicht mißverstanden wissen. Ich selbst bekenne mich —
mit Paracelsus — sehr zu einem ärztlichen Positivismus gegenüber den Heil-
mitteln. Das Argument der Naturärzte: „Die Natur ist nicht so närrisch ein-
gerichtet, daß sie Mittel erschafft, wodurch die Uebertretung ihrer Befehle un-
wirksam bleibt“, hat mir nie ganz gefallen. Ich finde in den Vorgängen der
belebten Natur auch Raum für eine schöne menschliche Eigenschaft: die Gnade.
Jedes erleichternde oder heilende Arzneimittel personifiziert dieselbe in einem ge-
wissen Maße, und wir sehen bei dieser Gelegenheit, daß es nicht thöricht ist,
uns im weiten All nicht allein das Walten einer übermenschlichen Vernunft,
sondern auch einer göttlichen Freiheit und Liebe vorzustellen, welche Eigenschaften
nur etwa die Mechaniker unter den Denkern, nicht aber menschliche Herzen im
allgemeinen verdrießen mögen. — Also es giebt Begnadigungen und Lösungen
von harten Banden im organischen Leben, und wir wollen sehr damit zu-
frieden sein.

Wie haben wir uns wohl die Wirkung solcher Begnadigungs-Arzneien
vorzustellen? Es wäre thöricht, sich der Meinung hinzugeben, daß die Wir-
kung in einem plötzlichen Aufhören dieser oder jener Beschwerde bestünde.
Wollten wir z. B. annehmen, daß es eine Wohlthat für die Kranken sei, den

Hustenreiz von ihm wegzunehmen, und daß Opium oder Morphinum dementsprechend ein herrliches Begnadigungsdekret für Schwindsüchtige abgäbe, so würden wir uns gröblich täuschen. Einen flachen Nationalismus krönt die Natur nicht. Sie krönt die Einfalt und das tiefe Denken! Mohnsaft versenkt zwar in holden Schlummer und beseitigt den Reiz in den Luftröhren des Kranken; jedoch was ist die Folge? Der Schleim bleibt auf der Lungenoberfläche sitzen und die Durchlüftung des Lungengewebes wird immer schlechter. Der Kranke genießt trügerische Ruhe, sein Blut aber entbehrt mehr und mehr den lebenspendenden Sauerstoff. Darum: ja keine Hustenmittel; heraus mit dem Schleim! Eine ganz andere Auffassung ist folgende: Der erkrankte Organismus befindet sich im Lebenskampfe mit einer ihn besitzenden Schädlichkeit, und das Bild der Wirkungen und Gegenwirkungen, wie es in Lebenserscheinungen gestörter Art an den Tag tritt, dies eben ist die Krankheit. Hinausschaffen sollte man den schädlichen, unreinen Stoff, welcher die Thätigkeiten des Organismus so in Banden geschlagen hat, daß er ihm schweren Schaden zufügt, ja hinaus-schaffen! Er mag sein, was er will; jedenfalls ist er an der Stelle, wo er nun sein Gesetz dem Leben aufdrängt, eine grobe Verunreinigung. Der Organismus wehrt sich offenbar gegen ihn, und wenn wir Mittel kennen, welche ihn in dieser Gegenwirkung so unterstützten, daß die Ausscheidung rascher, gründlicher sich vollziehen möchte, ei, dies wären doch gewiß wahre und gute Heilmittel in dieser Krankheit! Es wäre ja nichts anderes als eine Verstärkung der organischen Gegenwirkung erreicht und damit wohl eine vermehrte und beschleunigte Ausscheidung des Störenden. Halt, da kommt mir ein Lichtgedanke! Wenn ein Stoff gerade so und nicht anders im Menschenleibe wirken sollte, so müßte er ja gerade dieselben Wege gehen wie der Fremdstoff der Krankheit auch! Er müßte also dieselben chemischen Eigenschaften besitzen, dieselbe Neigung zu Zellen und Geweben! Es müßte also eigentlich ein ganz ähnlicher Stoff sein wie der vorausgesetzte Krankheitsstoff, die gerügte innere Unreinigkeit. Wir kennen es nicht hinreichend, dieses „Stoffwechselprodukt der Tuberkelbazillen“, aber soviel ist sicher, wir sehen in der Lungenschwindsucht handgreiflich seine Wirkungen. Und wenn wir von andern Stoffen ganz ähnliche Wirkungen kennen, so müßten wir ja auf eine große Ähnlichkeit dieser Stoffe dem menschlichen Organismus gegenüber zurück-schließen. Wenn wir aber solche Stoffe vorsichtig in den an Schwindsucht erkrankten Menschenleib einführten, ei, könnten sie uns nicht das oben Gewünschte leisten, nämlich auf denselben innern Lebenswegen vorgehen und dem Ausscheidungsvorgang eine erwünschte Beschleunigung verleihen?? Einem so eindringlichen und doch bescheidenen Denken (bescheiden, weil es etwas zu wissen nicht vorgiebt) antwortet Mutter Natur gern durch ein Experiment, und in der That steht auf diesen Gedankengängen — die allerdings zuerst mehr gefühlsmäßig empfunden wurden, wie jeder lebenswichtige Gedanke — eine ärztliche Schule gegründet, welche mancher geneigte Leser vielleicht schon erkannt

haben wird: die Homöopathie. Sie ist aber noch überboten worden durch die That Robert Kochs, der sich nicht mit der Aehnlichkeitsbeziehung der Arzneikörper zu den Krankheitsreizen begnügte, sondern sogar zur praktischen Identitätsidee schritt, indem er als heilenden Stoff dem Tuberkelbazillus selbst sein Gift entnahm! Bei der Lungenschwindsucht sind aber die das Leben bedrohenden feindlichen Mächte so geartet, daß alle diese Heilverjuche mit homöopathischen und isopathischen Mitteln nur den Wert von — unter Umständen sehr schätzbaren — Beihilfen haben. Sie können nicht allein obliegen, „denn in der Kur dieser Krankheit stehet zuerst Diät, darnach medicina“, und dabei blieb es bisher.

Was aber die Lebensbegnadigung durch innere Heilmittel unter den erschwerenden Umständen der Phthisis vermag, das leistet sie auf den zuletzt ange deuteten Wegen. Es ist in dieser Beziehung nicht ohne Interesse, daß der englische Paracelsist Fludd schon 1683 sagt: „Sehen wir nicht gemeinhin, daß der ähnliche Stoff einem ihm ähnlichen am verderblichsten wird? Der Auswurf eines Lungenkranken, gehörig zubereitet, heilt Lungenschwindsucht.“



Heimliches Leid.

Von

G. Emil Barthel.



Es war einmal ein Mann, ein Römer ist's gewesen —
 Ihr könnt es in Plutarchs „Aemilius Paulus“ lesen —
 Von dem ward offenbar, daß er sich scheiden wollte
 Vom Weibe seiner Wahl, dem längst er heimlich grollte.
 Da kamen Freunde viel und stellten ihn zur Rede,
 Was Ursach' sei des Grolls, was Anlaß sei der Fehde:
 „War nicht dein Weib dir treu? war sie dir nicht ergeben?
 War nicht ihr Wandel rein, nicht tugendsam ihr Leben?
 Ist sie nicht jung und schön, und stehen nicht im Prangen
 Die Rosen holder Scham auf ihren zarten Wangen? —“
 Da hob er seinen Fuß, um seinen Schuh zu zeigen,
 Und frug: „Ist dieser nicht von Anbeginn mein eigen?
 Ist er nicht neu und schön? — doch keiner kann mir sagen,
 Wo mich der Schuh gedrückt, solange' ich ihn getragen!“ —
 Da schwiegen alle still und schlichen still von dannen;
 Er blieb allein zurück, und — seine Thränen rannen.





Malwida von Meysenbug.

Minige Aphorismen, tiefe, eigenartige Gedanken, dem „Lebensabend einer Idealistin“ entnommen, brachte Heft 7, Jahrg. 1, des Lärners. Wer sie nicht übersehen, wird geföhlt haben, daß eine große Persönlichkeit dahinter steht, und wird den Wunsch hegen, diese Persönlichkeit näher kennen zu lernen. Malwida von Meysenbug, die „Idealistin“ — wer ist es? Warum Idealistin? Sie selbst antwortet uns darauf mit ihren „Memoiren“*), der Schilderung ihres Lebensganges auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der 48er Jahre, dem Bilde eines Charakters, der die Ideale seiner Zeit verwirklichen wollte und nach herben Prüfungen durch „immer strebendes Bemühen“ in sich das Ideal von einem edlen Menschentum zu schöner Entfaltung bringen durfte.

Mitten im Despotismus eines deutschen Kleinstaates (Hessen) wächst das Fräulein von Meysenbug auf, schöngeistig, schwärmerisch. Der Vater ist ein hoher Staatsbeamter, die Mutter eine schöne Seele aus den Tagen der Rachel. Von der großen Welt erhofft das junge Mädchen Antwort auf ihre brennenden Fragen nach den Rätseln des Lebens — die Welt aber ist hohl, sie vertieft nichts, und in die Tiefe strebt bald die junge Feuerseele, deren Begeisterung ein ungewöhnlich scharfer kritischer Verstand zur Seite steht. In der Welt gärt es; Ideale von freiem Menschentum und edler Brüderlichkeit liegen überall in der Luft; auch Malwida erkennt mit starkem Lebensgefühl und Lust zur That das große Recht der Individualität „an alles, was ihr nötig ist, um alles zu werden“. Die Vorurteile ihres Familientreises beginnen sie zu drücken; sie wendet sich geistig Verwandten zu. Eine ideale Neigung verbindet sie mit einem jungen Freiheitsapostel, dem sie kühn in die scharfe Luft der Kritik folgt, begeistert und begeisternd von der Erfüllung höchster Humanitätsideale träumend.

Sie erlebt die Tage des Frankfurter Parlaments — steigt die Erfüllung schon hernieder? Nein; eiserne Gewalten zwingen das Uebersehäumende wieder in die stagnierenden Kanäle der Alltagsmisère; was sich nicht fügen will, muß brechen oder fliehen. Malwida kehrt in eine Kleinstadt zurück, um dort in beschränkten Verhältnissen, die der Tod ihres Vaters zur Folge hat, ein thatenloses

*) Erschienen in 4. Auflage bei Schuster & Köfster. 1898.

Leben geistiger Entbehrung zu führen. Aber ihr ganzes Wesen drängt ungestüm zur That. Das Scheitern der Freiheitsideen, eine eigene schwere Herzensenttäuschung brechen sie nicht. Sie besiegt Krankheit und Vorurteile, und nach stiller Einteilung in sich selbst, aus der sie mit besserer Erkenntnis des Daseins, sicherem Verstehen der menschlichen Dinge und klarem Erfassen der eigenen Persönlichkeit hervorgeht, schließt sie ab mit den Träumen der Vergangenheit und geht der Aufgabe des reiferen Alters, der That entgegen.

Eine von Freiheitsmännern in Hamburg gegründete Hochschule für Frauen wird ihr Arbeitsfeld. Dort füllt sie zunächst durch naturwissenschaftliche Studien die Lücken der eigenen Bildung aus; dann widmet sie sich der Ausbildung der Frauen und volkserzieherischer Thätigkeit. Was sie dabei über die Mädchen-erziehung sagt, ist keineswegs neu; es bildet nur den Grundriß eines heute schon weithin ragenden Baues, an dem noch viel verbessernd ausgebaut werden muß; aber es sind Ergebnisse bitterer äußerer und innerer Erfahrungen, durch Nachdenken geläutert, von begeisterter Menschenliebe getragen. Sie haben die — leicht mißverständlichen und auch nicht einwandfreien — Humanitätsgedanken zum Ausgangspunkt: das Mädchen soll zu einem Wesen erzogen werden, welches zunächst sich selbst Zweck ist, sich frei nach den Bedürfnissen seiner Natur entwickeln kann, um sodann nach errungener ökonomischer Unabhängigkeit an den großen Kulturaufgaben mitzuarbeiten.

Die freie Gemeinde in Hamburg muß sich auflösen; Malwida geht nach Berlin, von wo sie, der Korrespondenz mit Revolutionären verdächtig, ausgewiesen wird. Da wendet sie sich von der Heimat — ihre zu keinen Kompromissen fähige Natur kann nicht am Fortschritt der Gesellschaft arbeiten und dabei alle Vorurteile schonen, kann keinen neuen Wein in alte Schläuche füllen. Sie geht nach London.

Dort wird die Weltbürgerin in der internationalen Demokratie heimisch. Bedeutende Männer und Frauen treten in ihre äußerlich armselige Existenz einer Privatlehrerin: Gottfried und Johanna Winkel, Karl Schurz, Alexander Herzen, Garibaldi, Mazzini, Orsini und später Richard Wagner. Keiner ihrer Freiheits- und Humanitätsgedanken geht spurlos an ihr vorüber; aber ihre Vernunft klärt; sie wird keine Fanatikerin. Immer bewahrt sie auch denen gegenüber, die den größten Einfluß auf ihre politischen und erzieherischen Anschauungen gewinnen, die selten scharfe Logik ihres eigenen Wesens; unparteiisch zeigt sie uns die Schwächen ihrer Umgebung, deren Ideale sie teilt, ohne die zur Verwirklichung versuchten Mittel blindlings gutzuheißen. Nach furchtbaren Krisen des Zweifels an der vervollkommnungsfähigkeit der Welt überhaupt — Krisen, die der Anblick des Londoner Glens und so manches Drama unter den politischen Flüchtlingen in ihrem vom hehrsten, thätigen Mitleid erfüllten Herzen hervorriefen — ersteht in ihr die Erkenntnis, daß „einzig eine idealere Auffassung des Daseins das Dasein selbst schützt, die ideale Pflicht gegenüber dem starren Gesetz, das ideale Prinzip als Motiv der Handlung“.

So reißt die Idealistin heran, deren innere Wesenseinheit stets mit mutigem äußeren Handeln übereinstimmt, die jede Phase ihres Entwicklungsganges auf eine reinere Höhe führt, von wo aus sich die Welt besser überschaut. Mehr noch als das Was ihres Erlebten fesselt das Wie, weil sie selbst, stets sich selbst getreu, hinter allem steht und alles durch die Größe ihrer Auffassung abelt. Das

innerste Gefühl auch treibt sie vom Positivismus der Hamburger Periode wieder zu metaphysischen Ideen — hinter ihrem immer reger werdenden philosophischen Denken freilich stehen Andere, Größere als sie: Schopenhauer und Richard Wagner. Was sie aussprechen, stimmt mit dem von ihr innerlich Erstrebten und Erlebten so überein, daß sie sich geduldig von ihnen den Schlüssel des Lebensrätsels reichen läßt. Da sie nun auch vor eine intime mütterliche Aufgabe gestellt wird, ihr Erziehungsideal an Olga, der Tochter Alexander Herzogs, zu verwirklichen, bricht sie ihre Memoiren ab: denn ihr Leben ist nicht mehr öffentlich, ihr Denken nicht mehr individuell und ihre „persönliche Geschichte hört auf, wenigstens für andere, von Wert zu sein“.

* * *

Noch einmal erhebt die Greisin ihre Stimme, um dem scheidenden Jahrhundert das Vermächtnis ihres Lebensabends zu übergeben. *) Welch ein Lebensabend! Er scheint sich in den Tagen des Humanismus abzuspielen, wo denen, die sich dem Kultus der Schönheit, Kunst und Wissenschaft ergaben, jeder Tag reiche goldene Früchte in den Schoß schüttete.

Dem langen Kampfe ist ein köstlicher Lohn geworden: still beglückt hat das Wesen die Blüte seiner selbst erreicht; es versteht „in alle Daseinsphären denkend hinüberzublicken“, von hohem Vergesgipfel aus, wo die Luft am reinsten und klarsten und wo man dem Himmel am nächsten ist. Malwida hat sich, nachdem ihre Erziehungsaufgabe vollendet, ein Heim in Rom geschaffen und ist dort schriftstellerisch thätig. Nur das ihr Wesensverwandte tritt fortan in ihren Bannkreis. Die Großen geben der einstigen Märtyrerin des Ideals ihr Bestes — sie besaß wohl die Zauberkraft, ihnen ihr Bestes zu entlocken, und vom Spiegel ihrer eignen Seele zurückgeworfen erscheint es geadelt, verklärt. Zeigte sie früher auch die Schwächen ihrer Umgebung, nun bietet sie uns nur deren edelste Züge: eine edle Wirklichkeit, dargestellt von einer Idealistin, muß dies nicht das denkbar Höchste des Menschentums ergeben! Wagner, Frau Cosima, Nietzsche, Liszt, die Fürstin Wittgenstein, Jakob Burckhardt, Paul Heyse, Lenbach, Graf Schack sind die uns Bekanntesten aus diesem Glanzkreis, dem sich geistvolle Männer aller Nationen anschließen. Ein Ferrara ward ihr auf dem Landstuh des italienischen Staatsmannes Marco Minghetti, wo Gelehrte und Kunstkritiker im Verkehr mit ihr die subtilsten ästhetisch-ethischen Probleme zu lösen suchten. Immer mehr träumt die Idealistin von einer Veredelung des Individuums durch die Kunst, in der sie eine hohe ethische Kraft erkennt. Die Anhängerin Schopenhauers, die die Verneinung des leidenbringenden Willens zum Leben gut hieß und sich von dem Verlangen nach der flüchtigen Erscheinung frei machte, um mehr und mehr das Unvergängliche, die Idee zu erfassen, schätzt das Dasein, weil es das unvergängliche Element der Schönheit enthält und die Möglichkeit bietet, „das Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten“ und so mit dem höchsten Inhalt, mit Ewigkeitswerten zu erfüllen. Vom Individuum geht sie über auf die Gesamtheit: durch edle Kultur soll die Menschheit zur wahren Freiheit geführt werden; ein Leben, ganz mit veredelnder Kunst durchsättigt, soll ihr erstrebenswerter werden, als das materielle Glück. Die zunehmende Vergeistigung des Lebens aber soll die rohen Triebe und mit ihnen die Herdenproduktion einschränken und somit auch bessere materielle Bedingungen

*) „Der Lebensabend einer Idealistin.“ Schuster & Böffler, 1899.

schaffen. In das Land ihrer schönsten Utopien vermag ihr der erfahrene Praktiker, der besonnene Denker nicht zu folgen. Nur die Idealistin, die an den Stätten höchster Bildung heimische, konnte von einer Verallgemeinerung dessen reden, was für die sie umgebenden Elite-Individuen erreichbar schien. Dennoch können wir köstliche Schätze aus den mit goethe'scher Klarheit zwanglos hingeworfenen Aphorismen heben. Die einstige Achtundvierzigerin stellt ein hehres Ideal von sittlicher Freiheit auf: „Nur der, welcher sich unumstößlich gebunden fühlt durch das eingegebene, zum Bewußtsein gewordene Gesetz der sittlichen Würde, ist frei.“ Dies Ideal hat sich geklärt unter allen Verirrungen der menschlichen Schwächen, in die sie, wie so manche ihrer Aussprüche hoher Lebensweisheit zeigen, offen ohne Prüderie hineinblickte. Und wenn die Achtzigjährige bekennt: „Ja, ich bekomme auch immer mehr Menschenverachtung, aber sogleich immer mehr Mitleid; sie können doch am Ende nichts dazu“, so wird uns die nur noch auf idealen Höhen Wandelnde wieder menschlich näher gebracht, denn sie erkennt mit der Menschen Suchen und Irren zugleich ihr trauriges, erlösungsbedürftiges Gebundensein. Noch weiß sie, daß das Mitleid, das sie einst so thätig übte, stets von neuem aus edlen Seelen hervorquellen muß, um für die ganze Menschheit ein wenig von jener inneren und äußeren Vollendung des Lebens zu erringen, an der dies Einzeldasein so reich ist.

In ergreifender Weise sagt die Lebenskünstlerin der Welt Lebewohl, und sie, „die nun weiß, was das Leben ist“, ruft der Menschheit ein Wort der Ermahnung zu, dieses Leben als hohe und heilige Kulturaufgabe zu betrachten.


J. Brunnenmann.



Erbsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Ein Kulturroman von Peter Kosegger.*)

 Kosegger ist wirklich und wahrhaftig ein Unererschöpflicher. Nicht nur läßt seine dichterische Kraft nicht nach, trotz kolossaler Produktion, nicht nur scheint sich sein Vorrat an Stoffen nicht zu schmälern, sondern er versteht es auch — und das will bei der großen Zahl seiner, meist in einem und demselben Milieu spielenden Romane gewiß viel heißen — immer so weit neu zu sein, daß das Interesse des Leserkreises sich nicht abkühlt. So ist denn Kosegger's Künstler Ruf immer noch im Wachsen.

Auch dieser Roman ist aus dem Vollen des Bauernlebens geschöpft. Aber während sich die früheren Werke meist auf die Scholle und ihre Gestalten beschränkten, eröffnet der vorliegende Roman große und tiefe Perspektiven auf das moderne soziale Leben überhaupt. Die bekannte Bauernfreundlichkeit Kosegger's steigert sich hier zur unverhüllten, wenn auch durch viele und feine entgegen-

*) 425 Seiten. 80. Preis: broschirt Mf. 4.— Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 1900.

gefezte Nuancen gemilderten patriarchalischen Tendenz. Er bekämpft hier die charakterlose und oberflächliche Scheinkultur der Städte und erhebt seine warnende Stimme gegen die Strömung des Landvolks zu denselben.

Den allerdings nur angedeuteten sozialen Hintergrund des Romans bildet die Redaktion der charakterlosen und schwindelhaften „Kontinental-Post“, deren Mitarbeiter freche und flache Burschen sind und deren Herausgeber schließlich verachtet und verduftet.

Nicht recht zu Hause in dieser geriebenen Gesellschaft ist der „volkswirtschaftliche“ Mitarbeiter Hans Spiridion Trautendorffer, ein naiver junger Mann von großem Selbstbewußtsein und geringen Kenntnissen, jedoch nicht ohne historische Vergangenheit, da einer seiner Ahnen zu Karls des Großen Zeiten „vielleicht“ (!) Schweinedieb gewesen war.

Am Tage des heiligen Leopold (in Oesterreich sagt man wohl auch schlechtweg „Polbitag“) sitzt die ganze Gesellschaft von der „Kontinental-Post“ in der Weinstube „zum roten Krug“ und zecht. Der Jungwein steigt Trautendorffer zu Kopf. Er fängt an über das Homunkeltum der Städte zu schimpfen und den wackeren Bauernstand herauszustrreichen. Als er unter anderem erklärt, daß der Bauernknecht ein echterer Mensch sei, als der Bankier, nimmt ihn der anwesende Herausgeber Doktor Stein von Stein beim Wort und legt es ihm nahe, die Feder mit der Mistgabel zu vertauschen. Das läßt der Trautendorffer sich nicht zweimal sagen. Es kommt zu einer Wette. Doktor Stein von Stein verpflichtet sich, unserem Helden 20 000 Kronen bar am 1. Januar 1898 zu zahlen, wenn dieser das runde Jahr 1897 als Bauernknecht verbringt. Top, und abgemacht.

Hans geht nun aus auf die Suche nach einem Knechtsposten. Seine Erlebnisse dabei schildert Hofegger mit viel Realismus und Humor.

Endlich glückt's ihm im Adamshaus im Ungai. Von dort aus schreibt er allsonntäglich, in der Kammer oder im Viehstall, seine „vertraulichen“ und natürlich sehr indiskreten Briefe an den Herzenzfreund Professor Dr. phil. A. Simruck in M. Also in Briefen spielt sich dieser Roman ab, wie schon der Titel andeutet.

Und hier ein Wort über die Konzeption des neuen Hofegger'schen Romans! Man hat mit Recht ein Vorurteil gegen die Romane in Briefen gefaßt. Meist sind sie ein bequemes Auskunftsmittel der epischen Unfähigkeit und Ohnmacht. Bei Hofegger ist davon nicht die Rede. Die Darstellung in Wochenbriefen an einen Freund gestattet ihm die zwangloseste Aneinanderreihung der Begebenheiten, die glückliche Vermeidung allzugroßer epischer Breite, die bei direkter Darstellung vielleicht nicht oder doch nicht leicht zu umgehen gewesen wäre, und ermöglicht ihm eine Frische und Unbefangenheit der Diktion, die eben doch nur in Briefen an Freunde denkbar ist. Was bei anderen vielleicht als ein Mangel erschienen wäre, bei Hofegger macht es sich ganz selbstverständlich, und ist doch geniale Kühnheit.

Und nun zum Adamshaufe. Es ist ein ziemlich armeliger Bauernhof hoch oben im Ungai. Der Bauer (Adam) leidet an Asthma („Lungendampf“). Ein Sohn ist heimwehkrank beim Militär, der andere zu Hause, beim Wilddiebstahl zum Krüppel geschossen. Das sind der „Valent“ und der „Mocher“. Dann ist dort noch die Schwester, die „Barbel“, ein herzliebendes Naturkind, das sich in einem Moment der Leidenschaft mit dem Lehrer im benachbarten Holsendorf ver-

geffen hat. Und dann die Hausmutter, der Prachtthypus eines tapferen Bauernweibes.

Trantendorffer, in ungezählten Bauernhöfen abgewiesen, führt sich im Adamshaufe gleich glücklich ein. Während er im Schneegeföber von Hoisendorf hinaufstapft, trifft er (ohne es zu wissen) den Bauern an, der, vom Asthma gepackt, mit einem Mehlsack auf dem Rücken, zusammengeknickt war. Er trägt ihm den Sack hinauf und — wird Knecht im Adamshaufe. „Bierzig Gulden Jahrlohn und das Gewand.“

Wie dieser Eintritt geschildert wird: das Mißtrauen der Bauerleute, die Ungeschicklichkeit Trantendorffers, die schanderhafte, ungewohnte Kost, das elende Lager, die harte Arbeit: das ist einfach köstlich. Und — lehrreich, — sehr lehrreich!

Viel Unglück, fast zu viel, könnte man sagen, stürmt auf das Adamshaus ein. Und dabei die Sorge um die liebe Geld im Haus. Der Steuerbote alle Augenblicke an der Thüre, das Getreide kauft der Jude am Halm.

Zuerst fällt das alles unserem Hans so stark auf die Nerven, daß er seine Bette verloren geben und auf und davon will. Dann aber erwacht das Interesse an den armen geplagten Leuten, später das Mitleid. Und endlich die Liebe, die reine menschliche Liebe. Dazu gesellt sich die zuerst fast nicht eingestandene Liebe zu Barbel.

Und das Unglück kommt hageldick. Buchstäblich. Der Hagel zer schlägt das Korn; der Lehrer mit seinen 300 Gulden Gehalt kann nicht heiraten und zögert bis zur Katastrophe; der Vater stirbt vor Schreck und Kummer; Barbel bringt ein totes Kind zur Welt; Valentin desertiert, um dem Leichenbegängnis des Vaters beizuwohnen, und wird von den Gensdarmen geholt; Kocherl, der zu allem Glend auch noch eine verbrecherische Leidenschaft hat, läuft mit Mordgedanken davon — kurzum, das Maß ist übergeloffen.

Da bewährt sich nun der bespöttelte Stadtmensch und hält in Treue aus. Er thut nicht nur bescheidenlich seine Arbeit und hilft, wo er helfen kann, sondern er wird dem Hause ein Freund und Helfer in allen Nöten. Zuletzt löst sich alles in Wohlgefallen auf. Valentin kehrt heim und wird Oberknecht, Kocherl geht nach einem mißglückten Mordattentat auf den Lehrer in sich, wird geheilt und wieder ein brauchbarer Mensch, und unser Hans — heiratet Barbel, die ihm schon längst im stillen gut war. Und was das beste und der Triumph des Ganzen ist, er bleibt Bauer!

Dies das grobe Gerippe der Begebenheiten. Aber wie ist das alles dargestellt! Mit welcher Treue, mit welcher Schlichtheit, mit welcher Liebe! Hofegger steht hier, man kann es ohne zu schmeicheln sagen, ganz auf seiner alten Höhe.

Und was die Tendenz betrifft, so wird man nicht viel mit ihm rechten können, schon deswegen nicht, weil diese Tendenz durch die Kunst durch und durch geadelt ist. Aber auch deshalb nicht, weil der Bauernstand nicht schönfärberisch gezeichnet ist (wie macht sich der Dichter z. B. über den famosen Landtagsabgeordneten, den Erzbauern Kulmbach lustig!); weil der Charakterlosigkeit der Stadt die Unbildung, Unwissenheit und Wildheit des Bauernstandes wirksam entgegengehalten wird, und endlich weil der zum Bauernstande geflüchtete Held seiner Provenienz nach eben doch ein Städter ist. So kann also dem Lande

auch aus der Stadt etwas Gutes kommen, wie es umgekehrt so sichtbarlich der Fall ist.

Aus dem Kleinsten und Beschränktsten heraus erweist sich uns Rosegger immer wieder von neuem als das, was er ist: Ein großer Dichter. — 1.



Neue Typen zur Geschichte des Romans.

Von allen litterarischen Gattungen ist die jüngste die des Romans, dessen Geschichte Helmuth Mielle mit umfassender Sachkenntnis und verständigem Urtheil geschrieben hat. Die Geschichte des deutschen Romans setzt eigentlich erst mit Goethe ein, um dann in beispiellos rascher Entwicklung sich fortzupflanzen. Schiller wollte den Romandichter noch nicht für voll ansehen. Wenn wir Deutsche heut auch durchaus in der Lyrik das Höchste leisten, so nimmt doch, rein äußerlich betrachtet, der Roman den breitesten Boden ein. Neben Goethe trat Jean Paul; sie beide sind als Stammväter anzusehen, und sowohl der „Wilhelm Meister“ wie der „Siebenkäs“ haben bis in die jüngere Zeit Nachkommen gehabt, welche die Familienähnlichkeit nicht verleugnen können. Zwar die unmittelbar folgende Generation der Romantiker hat weniger den Roman als die Novelle gepflegt, doch ward dieser wiederum von den Dichtern des Jungen Deutschland zum allgemeinen Sprachrohr erkoren und galt als Zeitroman von Gutzkow bis Spielhagen für die vornehmste Form. Erst um die Zeit der deutschen Revolution trat der Zeitroman als eine Spielart unter anderen mehr zurück; der Roman beginnt sich zu spezialisieren in gleichberechtigte Typen.

Vor allem eine Gattung wird im roten Jahre 1848 geboren, die Dorfgeschichte. Vorbereitet durch Immermanns „Oberhof“, der nur erst eine Episode in einem großen Zeitroman bildete, ist die Dorfgeschichte das echte Kind der eintretenden Reaktion. Der Staatsbürger, der die Zeit hatte lenken und bestimmen wollen, sah, daß diese über ihn hinweggeschritten war. Fehl gegangen in seinen Zielen, getäuscht in seinen Hoffnungen, resignierte er ganz vom Staat; er blieb nur noch Bürger und zog sich zurück auf das Land. Man wollte wieder Mensch sein unter Menschen, in denen man bis dahin nur Träger von Ideen hatte sehen wollen. Die Dorfgeschichte bezeichnet eine Ueberfättigung mit Kultur, sie entspricht der Schäferdichtung früherer Zeiten. Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf sind die Hauptvertreter der neuen Gattung, denen sich, freilich dem Zuge der Zeit folgend, mehr auf die Novelle beschränkt, namentlich Gottfried Keller anreihet. Daß die Dorfgeschichte auch in unseren wieder mehr zeitlich gefärbten, die sozialen Verhältnisse stark hervorstechenden Tagen nicht ausgestorben ist, beweist eine Erscheinung wie die Adolf Fischlers.

Adolf Fischler, der als einer der Seniores deutscher Litteratur jüngst seinen 80. Geburtstag begehen durfte, hat uns noch im vorigen Jahre einen Novellenband beschenkt, den er „Letzte Alpenrose“ betitelt. Es sind wieder

Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Pichlers strohende, urwüchsige Frische bewahrt ihn vor der steten Gefahr einer doch mehr idyllischen Kunst, ins Weichliche, Sentimentale zu verfallen, einer Gefahr, der Auerbach nicht immer entgangen ist. Pichler ist in keiner Weise schwächlich oder zimperlich. Eine robuste Sinnlichkeit, ein lebensfroher Realismus beherrschen das Feld. Er kennt das wirkliche (nicht papierene) Landvolk zu gut von seinen Streifzügen „Kreuz und Quer“; er weiß, daß der Bauer, namentlich in den Bergen, meist rauh und starrköpfig ist, daß man bei ihm mehr Charakter als Gemüt findet. Es sind knorrige, kernhafte Gestalten, die keinen Schritt vom Wege ausbiegen, den sie sich einmal vorgenommen haben. Da ist z. B. der alte Rabinger aus der Novelle „In der grünen Vertizau“, eine alttestamentliche Erscheinung, der die geschändete Tochter rächt durch den Mord an ihrem Verführer, ohne sich im geringsten als Verbrecher zu fühlen. Im Gegenteil, er hat eine Mission erfüllt, die ihm gebietet: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Er erinnert an Otto Lubwigs „Erbförster“, nur daß er psychologisch glaubhafter gemacht ist. Wie der Tiroler aber auch den zartesten Regungen zugänglich sein kann, zeigt der prächtige „Kiesensohn“ mit dem starken Leibe und der weichen Seele bei der Wahl der Braut. — Pichler macht seine Geschichten nicht, er erlebt sie. Immer ist er unterwegs. Jeder Mensch in seinen Erzählungen lebt irgendwo in Tirol lebhaftig, und die Leute wissen schon, wenn der Pichler sie ausfragt, so können sie ihre Worte und ihr Porträt bald schwarz auf weiß sehen. Jedes Kind kennt den alten Innsbrucker Professor, und „der Pichler!“ tönt es in den Bergen, wo er sich sehen läßt. Was Pichler vor Keller auszeichnet, dem er im ganzen sicherlich nachsteht, das ist das frische Temperament, das wir bei dem Dichter der „Züricher Novellen“ doch nicht selten vermissen. Keller ist oft objektiv und trocken, wo Pichler seine ganze saftige Persönlichkeit einsetzt. Pichler spricht viel von sich selbst, ja er führt sich sogar mit seinem Namen ein. Für Keller ist das Schreiben die Hauptfache, das geschickte Erzählen, der kunstvolle Aufbau, das Erfinden und Zusammenschweißen seiner Motive. Bei Pichler ist die Freude am Stoff größer, den er oft zu wenig verdichtet; bei ihm hat man den Eindruck, als sei ihm das Niederschreiben seiner Erlebnisse nur unumgängliche Notwendigkeit. Auch scheint er nicht viel Zeit darauf zu verwenden, denn oft erscheinen seine Bilder ganz unretouchiert, seine Erzählungen nicht recht künstlerisch durchgeföhlt und abgerundet. So wirkt er ursprünglich und lebendig auf Kosten der Form. Ganz unpoetisch wird dieser durchaus naive Dichter, wenn er reflektiert. Wie zopfig z. B. ist die Moral am Schluß der Novelle „Verfümt“: „Das traurige Ende wurde herbeigeföhrt, weil Johann, durch die Gewohnheit der Sünde verweichlicht, nie das Bewußtsein der Pflicht in sich entwickelt oder gefestigt hatte. Seine Bahn war klar und bestimmt vorgezeichnet: er hätte Luise heiraten und die Kinder treu erziehen sollen. Johanna entsagend, hätte er in mannhafter Buße sein besseres Selbst gefunden, ihre Liebe war noch nicht zu hellem Bewußtsein aufgeknospt und wäre ruhig in das warme Gefühl für einen Vater übergegangen.“

Fast gleichzeitig mit der Dorfgeschichte entwickelte sich ein anderer epischer Typus, der historische Roman. Zwischen den Jahren, da das Frankfurter Parlament dem Preußenkönig vergeblich die Kaiserkrone anbot, und da der Bruder dieses Königs sie nach Uebereinkunft der deutschen Fürsten sich selbst

aufs Haupt setzte, liegt der ungeheure Aufschwung der deutschen Geschichtswissenschaft. Und in der Wissenschaft wurzelt die neue Modegattung, die, diesem für die Poesie so ungesunden Boden entsprechend, zu einer Zwittergattung sich auswuchs. Diese Ablehnung richtet sich keineswegs gegen Willibald Alexis; den deutschen Walter Scott, wohl aber gegen seine kümmerlichen Nachfolger. Der höchste Stand dieser Wassernot ist ja mit Georg Ebers und Felix Dahn glücklich überwunden; daß die Flut sich aber immer noch nicht verlaufen hat, beweist ein Buch, das die Jahreszahl 1900 auf dem Titel trägt, und das in „Wendula, die Letzte Nonne von Kastenberg“ einen geschichtlichen Roman aus dem Reformationszeitalter erzählt, zu dem A. Schreckenbach (vermutlich eine Dame) sich als Autor bekennt. Es ist geradezu auffallend, auf einer verhältnismäßig wie hohen Stufe augenblicklich der Dilettantismus steht. Tausende von Büchern werden geschrieben, die wie das vorliegende ganz geschickt gemacht sind, gegen deren Sprache und Komposition gar nichts einzuwenden ist. Die Verfasser geben sich die redlichste Mühe, finden ein großes dankbares Publikum und sind dann haß entzündet, wenn die Kritik nichts von ihnen wissen will. Es fehlt solchen Büchern nichts wie die Poesie, die natürlich kein guter Wille erzeugen kann. Wenn man zehn Romane durch einander schüttelt und jedem einen an sich vielleicht ganz guten Bestandteil entnimmt und diese alle in etwas anderer Ordnung zusammenfügt, so ergibt das noch lange keinen neuen Roman. Es fehlt ja das geistige Band, das Leben, das der Poet (zu deutsch Schöpfer) aus sich selbst hervorbringen muß. Noch immer herrscht eine ganz unkünstlerische Ueberschätzung des Stofflichen, der sogen. spannenden Handlung. Besonders groß ist die Gefahr, tote Gliederpuppen zu kostümieren, im historischen Roman. Das aber thut auch A. Schreckenbach, selbst wenn sie nach bewährten Mustern (man denke an Kleist im „Michael Kohlhaas“) den Dr. Luther höchstpersönlich vorführt. Das schlimmste ist, wenn der Verfasser unter dem Zwang einer bestimmten Tradition steht. „Nach Spuren der Chronik erzählt“, schreibt A. Schreckenbach stolz auf den Titel. Sie hat sehr brav die Quellen studiert, viele Antiquaria werden uns geboten, und selbst zu den verpönten Anmerkungen wird gegriffen. Aber was kommt im besten Fall heraus? Ein in hundert Einzelheiten zerfallendes Bilderbuch statt eines aus den Tiefen der Seele auftauchenden Gemäldes, eine mühsam zusammengestückelte Mosaikarbeit, von zerbrechlichem Kitt gehalten. Es sind bei A. Schreckenbach ganz bewegte, interessante Bilder. Die Helbin, eine ehemalige Nonne wider Willen, tritt nach dem Verfall ihres Klosters in die Welt hinaus, wird lange verfolgt als Hexe und Brandstifterin und findet am Ende das verdiente Glück als treffliche Pfarrfrau. Daß die Tendenz etwas allzu aufbringlich hervortritt, wollen wir der Verfasserin gar nicht streng anrechnen. Aber anmerken wollen wir es doch, daß der historische Roman sich mit ausgesprochener Vorliebe im sechzehnten Jahrhundert ansiedelt, dessen überaus hochgepanntem Individualismus die Schablone nun einmal ganz und gar nicht gerecht werden kann. Um in diesem Willen Poet zu bleiben, muß man schon Conrad Ferdinand Meyer sein.

In derselben Periode, da die Mode den historischen Roman zu begünstigen begann, traten fast gleichzeitig zwei Schriftsteller großen Stils auf den Schauplatz, die einerseits gleichfalls sich in der besprochenen Gattung, und zwar durchaus nicht ohne Glück, bethätigten, die aber andererseits zugleich ein neues Element

einführten, Gustav Freytag und Wilhelm Raabe. Der Kreis des historischen Romans wird geschnitten durch den Kreis des humoristischen Romans. Daß Freytags Hauptbedeutung auf noch anderem Gebiet liegt, kümmert uns hier nicht, aber in Wilhelm Raabe, der freilich auch durch Dickens beeinflusst ist, lebte Jean Paul wieder auf. Seither ist der Humor ständiges Ingrediens bei einer langen Reihe von Romandichtern geworden. Entweder tritt er wie bei Fontane als leise Tönung hervor, oder er wird zur herrschenden Grundfarbe wie bei Ernst v. Wolzogen, der ästhetisch gewertet allerdings nie in so enger Nachbarschaft mit Fontane genannt werden darf. An Wolzogen fühlt man sich auf Schritt und Tritt gemahnt in dem Roman, den Hans Freiherr v. Sanden unter dem Titel „Brot und Salz“ soeben auf den Markt gebracht hat. Es ist bemerkenswert, ein wie großes Kontingent zur Zeit der deutsche Adel in der Geschichte des deutschen Romans stellt; außer den beiden Genannten sei nur noch auf den Freiherrn v. Dmpteda, Karl von Perfall, Wilhelm v. Polenz und den seine eigenen Wege gehenden Freiherrn v. Grotthuß hingewiesen. Die ersteren haben eine ganz spezifische Gattung herangebildet, den Abelsroman. Vorangegangen ist Wolzogen, der in cyclischer Zusammenfassung den Hofadel, den Schwertadel und den Landadel behandelt hat. Auch Sandens neuer Roman spielt in aristokratischen Kreisen, und zwar teils in der Garnison, teils auf dem Familiengute des Helden, eines adeligen Offiziers. Der Humor nimmt namentlich in der ersten Hälfte einen sehr breiten Raum ein, aber er ist nicht saftig genug. Sandens Geist ist nicht so gewandt, so fein und scharf wie der Wolzogens. Sanden ist trotz seinem frischen, kraftvollen Temperament viel schwerfälliger. Die Lustigkeit ist oft gezwungen, und in allzu harmlosem Behagen ersetzt Sanden den eigenen Witz oft durch Aneinanderreihen mehr oder weniger alter Witze. Das Beste leistet er, wenn er auf heimischer Scholle steht, im fernsten Osten des Reichs, oben in Litthauen. Da zeigt er Verständnis für das Volkstümliche und eine respectable Kraft der Naturschilderung. Aber Sandens Roman entgleist allmählich. Plötzlich hört der Humor auf, und ein Todesfall, ein Unglücksschlag folgt in unnatürlicher Häufung dem anderen. Die Sorgen eines Landedlmannes hat Polenz uns im „Grabenhäger“ deutlicher gemacht; er ist überhaupt der feinere und tiefere, der uns vor kurzem erst in seiner Novelle „Wald“ eine ganz prächtig verinnerlichte Forsthausgeschichte beschert hat. Sanden verliert sich oft in Anekdotenkräm; vieles offenbar Erlebte wird gewaltfam hineingestopft und beeinträchtigt natürlich die Struktur des Ganzen. Es ist viel zu viel Stoff, der nicht künstlerisch bewältigt worden ist. Dazu ist die äußere Form der Darstellung recht ungleich und oft ungehobelt und salopp. Das Beste ist das offene Auge des Verfassers, der gut Geschautes in gesundem Realismus wiedergeben kann.

Das Wort Realismus leitet zu einer weiteren Strömung über, die in den achtziger Jahren in die Geschichte des Romans einmündet. Damals begann „der konsequente Realismus“ seinen Sturmangriff gegen die angeblich durch und durch unwahre, in virtuosenhafte Manier ausgeartete Dichtung der Hejse, Auerbach, Spielhagen, Hopfen u. a. Man wollte nicht mehr die künstlich drapierte, sondern die nackte Wahrheit. Es sei eine Beleidigung der Natur, wenn man glaube, sie in irgend einer Hinsicht verhüllen zu müssen. *Naturalia non sunt turpia*, predigte man; Schönheit sei Wahrheit, weiter nichts, und es gebe nichts schlecht-

hin Udarstellbares. Zolas traffe Milieuromane einerseits, Ibsens schonungslose Sezierkunst andererseits wurden das Vorbild. Es galt als Kunst, im roman expérimental dem Schmutz des Alltags dieselbe Beachtung zu schenken wie den höchsten Schwingungen der Seele; ein Schlagwort hieß Psychologie, und es galt als Kunst, Faser um Faser das Nervengewebe, Reflex um Reflex das Nervenleben bloßzulegen, mit besonderer Hervorkehrung des Häßlichen und Gemeinen. Im Gegensatz zum humoristischen Roman ist der moderne realistische Roman durch und durch pessimistisch. In reinster Zucht tritt er jetzt noch in den nordischen Ländern auf. So hat, um nur an ein früheres Beispiel zu erinnern, Knut Hamsun in einem Roman einen heruntergekommenen Schriftsteller dargestellt, der in dem ganzen Buche nichts thut als hungern, hungern von einer Morgenwache bis zur anderen. Hat er wider Erwarten einmal etwas zu essen, so kann es der entwöhnte Magen nicht bei sich behalten, und wir müssen zusehen, wie er es wieder von sich giebt. Heute liegt mir ein anderes Buch vor, „Professor Hieronymus“, ein Roman der norwegischen Schriftstellerin Amalie Skram. Eine hysterische Malerin, durch übertriebenes Arbeiten nervös überreizt, sucht freiwillig eine Anstalt auf, um sich in Ruhe wieder zu sammeln. Sie wird aber in ein Irrenhaus gesperrt und dort, getrennt von Mann und Kind, festgehalten, trotzdem sie gar nicht wahnsinnig ist. Ob sie es in dieser Umgebung wird, ist als sicher anzunehmen, steht aber nicht mehr im Roman. Die ganze Handlung ist ein von Tag zu Tag sorgsam geführtes Krankenjournal, vor dessen Lektüre ich nervöse Menschen nicht dringend genug warnen kann. Nichts wird uns da geschenkt an Fürchterlichem und Widerwärtigem. Das Heulen und Toben der Deliranten gelst uns in den Ohren, wir riechen nichts wie Karbol, Chloral und Morphium. Kein Sonnenstrahl dringt in dieses Inferno; ja, doch: ein einziger. Ein Weib hat sich in ihrer Verzweiflung vergiftet, und ihr unförmlicher Leichnam liegt auf der Matrage hingestreckt in einer öden Zelle. Durch das Fenster aber fällt ein bleicher Strahl und beleuchtet gerade den aufgeschwollenen Magen. Derartige Ekel erregende Schilderungen sind nicht vereinzelt. Fragt man, wozu die ganze Geschichte sei, so bleibt die Antwort aus. Der Naturalismus hat eben keinen Selbstzweck; er ist, wenn ich so sagen darf, nur der Dung, der das Wachstum der Zukunft befördert. Er hat den Wirklichkeits Sinn entschieden gehoben, das Auge für das charakteristische Detail geschärft. Doch das Auge ist nur das eine, was zum Dichter gehört; es muß auch die Seele hinzukommen, aber wer in der Anatomie sich immer nur mit entseelten Leibern abgiebt, verliert das Bewußtsein seiner eigenen Seele.

Der Naturalismus als solcher muß überwunden werden und wird überwunden. Vor mir liegt ein ganz hervorragender englischer Roman, der im besten Sinne an Scott und Dickens erinnert: „Der kleine Pastor“ von J. M. Barrie. Ein Roman, dessen Naturalismus im tiefsten Heimatsgefühl und in der auch beim Kleinsten mit innigem Anteil verweilenden Heimatschilderung aufs schönste zu Tage tritt, und dessen Realismus in einer prächtigen, vollstündlich-dialektischen Sprachmeisterung sich kundgiebt; es ist M. Barnewig vortrefflich gelungen, dies urwüchsige Schottisch in unser geliebtes Niederdeutsch zu übertragen. Der Held ist der kleine Pastor Gavin an der Ewigen-Licht-Kirche zu Thurms, bei dem man unwillkürlich an Naabes „Hungerpastor“ zu Grunzenow an der Ostsee denkt. Frische Seelust weht uns aus beiden Werken entgegen.

Mit 24 Jahren schon wird der kleine Pastor, dessen Achillesverse eben das Bewußtsein seiner Kleinheit ist, der Seelforger des armen, einsamen Fleckens oben in Schottland. Durch den heiligen Geist, mit dem er sein Amt auffaßt, durch seine Energie und die Gabe, jeden Menschen an der richtigen Stelle anzupacken, setzt er sich von vornherein bei der zähen, widerhaarigen, unfrohen Bevölkerung in Respekt. Nur über sich selbst kann er das Uebergewicht nicht bewahren, als Babbie, eine schöne Zigeunerin, ihm entgegen tritt. So sehr der pflichttreue, glaubensstrenge und auch ein wenig glaubensstolze Geistliche sich gegen sich selbst wehrt, am Ende kann er seiner Liebe zu der reizenden Heidin nicht mehr gebieten, zumal sie selbst in gleicher Liebe, die sich auf die Kunst, zu fesseln, wohl versteht, sein jugendliches Herz immer mehr an sich zieht. Im Stellbischen mit ihr veräußt er Pflicht und Amt. Ganz Thrums ist außer sich. Man berät seine Absezung, aber er hält fest an seinem Vorhaben und vermählt sich mit der Geliebten im Zigeunerlager durch die Nottrauung über der Zange. Am Ende geht alles noch glücklich ab. Babbie — und hier werden die Verwicklungen leider allzu romanhafter Natur — ist gar keine Zigeunerin; sie hat die Maske nur gewählt, um den Nachstellungen des Grafen Mintoul zu entgehen, der sie zu seinem Weibe machen will. Sie kann also in die Pfarre einziehen. Ebenso romanhaft sind Gavins eigene Familienverhältnisse, die ihn plötzlich seinen Vater finden lassen. Doch das übersehen wir völlig über den Schönheiten im einzelnen. Wie überzeugend wird das Leben und Treiben der kleinen Leute im Ort geschildert, wie unübertrefflich sind die handelnden Personen charakterisiert bis herab auf Hanne, das Dienstmädchen des Pastors! Das stroht alles von innerlichem Leben. Die Kunst des Erzählers aber ist eine so schlichte, einfache Kunst, die nichts sein will und die doch so viel ist. Die alte Nanny, die, geteilt zwischen Schmerz und Sehnen, von ihrer armseligen Hütte Abschied nimmt, da sie ins Armenhaus soll, und dann wieder das Liebesidyll in eben dieser Hütte, das sind Szenen von höchster Vollendung. Das Naturgefühl Barries tritt namentlich gegen das Ende hin ergreifend zu Tage. Das Hochwasser ist über das Land gekommen. Der Graf, von dem Gavin glaubt, er habe seine verschwundene Frau democh zur Ehe mit sich gezwungen, wird von der Flut überrascht und sieht sich auf einer immer kleiner werdenden Insel mitten im reißenden Strome dem sicheren Tode preisgegeben. Gavin stürzt sich ihm nach und wird von derselben Gefahr bedroht. Während jener große Summen für seine Rettung bietet, redet der kleine Pastor in heroischer Gefaßtheit zu den händeringenden Leuten am Ufer. Er teilt seinen letzten Willen mit, wobei er weder anzugeben vergißt, wo die Kirchenschlüssel sich befinden, noch daß er dem Schuster fünf Mark schulde. Von den Wassern umtoßt, vom Nebel fast verhüllt, sinkt er auf die Kniee und betet mit lauter Stimme zum letzten Male mit seiner Gemeinde. Wider menschliche Hoffnung wird er in zwölfter Stunde doch noch gerettet. Diese eine Scene wiegt Annalie Strams ganzen Roman auf; doch nein, man darf beides ebenso wenig vergleichen wie den rohen Stein mit dem vollendeten Kunstwerk. Solche im schönsten Sinne naturalistischen Werke beweisen, daß der konsequente Realismus abgewirtschaftet hat. Er war ein Purgiermittel, das außerordentlich heilsam gewirkt hat, aber es wäre Wahnsinn, ihn nun als Nahrungsmittel für Gesunde auszugeben. Der Realismus als solcher hat seine gewiß nicht gering zu schätzende Arbeit gethan, er kann nun gehen. Was sie von ihm lernen konnte, hat die

Kunst, von der wir eine Zukunft erhoffen, gelernt. Er selbst ist keine Kunst, und die Werke bestehen zu Recht, die Dettlev v. Silkencron, einer von unseren Besten, „den Naturalisten“ zugerufen hat:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Burtsche bleiben,
Kann ihm in der Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Sumor und die feinste Künstlerhand.

Dr. Harry Maync.



Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Von Otto Verdrow. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1900. 460 Seiten. Preis 7 Mk. (9 Mk.).

Den zahlreichen Büchern und Abhandlungen, die es mit der Litteraturgeschichte der deutschen Romantik, zu deren hundertjährigem Jubiläum gleichsam, zu thun haben, schließt sich das obige Buch an. Sehr umfassend angelegt, vereinigt es eine Anzahl bedeutender litterarischer Persönlichkeiten, die uns z. T. auch in zwölf recht guten Bildnissen vorgeführt werden, im berühmten Salon der geistreichen Rahel, in dem ein guter Teil der wichtigsten Zeitströmungen einmündete. Verdrow unternimmt es, das überreiche Material sichtigend und ordnend, die bisher fehlende zusammenfassende Darstellung von Rahels Leben zu geben. Seiner feinen Anempfindung und Porträtierungskunst ist es im ganzen wohl gelungen, das glänzende Bild der Berliner Jüdin glücklich aufzufrischen. Die Türmerleser werden sich in einem der nächsten Hefte davon überzeugen können, das einen Aufsatz des Verfassers über die Rahel und den Berliner Salon um 1800 bringen wird. Das vorliegende Buch enthält als dankenswerte Beigabe eine Auslese sinniger und bedeutender Aussprüche Rahels; ich behalte mir vor, in einer litterarischen Rundschau im „Türmer“ demnächst ausführlicher auf das Werk zurückzukommen. Die äußere Ausstattung des starken Bandes befriedigt in jeder Hinsicht.

Dr. H. M.

Die halbe Verlobung. Sylter Novelle aus der Gegenwart von Ernst Schriil (E. Keller). Halle a. S. J. Fricke's Verlag (J. Nitsch & Stahn). 192 S. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ein kensches, stolzes Friesenmädel von Sylt ist nach Hamburg ausgethan, um die Wirtschaft zu lernen. Die Versuchung der Großstadt sichts Merret Sörensen nicht an, aber sie liebt einen tüchtigen, derben und ehrenhaften Vorkumer, dem sie in Hamburg begegnet. Er gesteht ihr seine Liebe, doch ehe sie ihm erwidern kann, ruft ein Telegramm sie heim ans Krankenbett des Vaters, wo sie als Wirtstochter mit der Mutter für die Badegäste schaffen muß. „Halb verlobt“ findet sie unter Dorfgenoßen und Badegästen alte und neue Verehrer, darunter einen unverdorbenen jungen Maler, der trotz aller Warnungen eines prächtigen alten Geheimrats, der es mit Maler und Mädchen gut meint, ihr seine Erklärung macht und eine Ohrfeige bekommt. Wie dann der Maler kuriert, das Mädchen glücklich, der Geheimrat beider Helfer und Verräter wird, mag der Leser selbst nachlesen. Ein hübsches Buch, spannend, rein und gesund. Die Zeichnung der Charaktere ist wohl gelungen. Tendenzlös? Nun ja, wenn es Tendenz ist, zu zeigen, daß es heutzutage auch noch reine, edle und besserungsfähige Menschen giebt.

Joh. Quandt.





Die Planetenentdeckungen im 19. Jahrhundert.

Das Bild, welches wir uns von dem Universum und speziell von unserem Sonnensystem machen, hat in dem zur Rüste gegangenen 19. Jahrhundert eine große Reihe sehr wesentlicher Umgestaltungen erfahren. Allerdings sind sie nicht so unwälzender und grundstürzender Natur, wie diejenigen Veränderungen waren, die sich an die Verbreitung der kopernikanischen Lehre angeschlossen. Die Erde hatte vorher im Mittelpunkte der Welt gestanden, und um sie bewegten sich der Mond, die Sonne und die fünf Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, worauf die Fixsternsphäre folgte. Die Entfernungen des Mondes und der Sonne hatte man, allerdings nicht sehr zuverlässig, bestimmen können; für die anderen Sterne dagegen fehlte jede Möglichkeit, eine Messung ihrer Entfernungen auch nur annäherungsweise vorzunehmen, und man begnügte sich mit der, wie sich später zeigte, richtigen Annahme, daß die sich langsamer bewegenden auch die entfernteren seien.

Mit der Aufstellung des kopernikanischen Systems wurde das anders. Steht die Sonne im Mittelpunkt der Planetenbewegungen, und geht die Erde, wie die andern Planeten, um die Sonne herum, so ist ja klar, daß uns, die wir die eigene Bewegung der Erde nicht wahrnehmen, gleichsam ihr Abbild an den Bewegungen der übrigen Gestirne erscheinen muß. Die eigentümlichen, in jedem Jahre sich wiederholenden Schleifen in den Bahnen der Planeten mußten dann als Abbilder unserer eigenen Bewegung aufgefaßt werden und natürlich um so kleiner ausfallen, je entfernter das betreffende Gestirn war. Ja, aus der Größe dieses Abbildes der Erdbewegung ergab sich in sehr einfacher Weise die Entfernung, die ein solcher Planet von der Sonne und von der Erde hat; Kopernikus war daher auch der erste, der Messungen von Sternentfernungen anzustellen vermochte. Auch ging ihm bereits eine Ahnung von der Unermesslichkeit und Unendlichkeit des Alls auf; die Fixsterne nämlich zeigten kein Abbild der Erdbewegung, wie es doch hätte sein müssen, wenn die Erde sich wirklich bewegte. Dies war auch der Grund, aus welchem namhafte Astronomen sich gegen Kopernikus erklärten; dieser faßte jedoch den damals ganz unerhörten und kühnen Gedanken der unermeßlich weiten Entfernung und erklärte, die Fixsterne seien

eben so ungeheuer weit entfernt, daß die ganze Erdbahn von ihnen aus gesehen zu einem Punkt zusammenschumpfe, die Bewegung der Erde also auf ihnen und an ihnen nicht mehr wahrnehmbar sei.

Nachdem in den auf Kopernikus folgenden Jahrhunderten die Bewegungen der Planeten erforscht und 1781 noch ein weiterer, der Uranus, aufgefunden war, wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts die berühmte Nebular-Hypothese aufgestellt und von La Place rechnerisch durchgeführt, eine Theorie, durch welche eine Erklärung der vielen gemeinsamen Beziehungen der Planeten gegeben werden sollte. Die Bewegung in der gemeinsamen Richtung von Westen nach Osten, die allen fast gemeinsame Bahnebene — die größte Abweichung von dieser Ebene zeigte der Merkur mit nur 7° — schienen einen Zusammenhang anzudeuten, der durch die Kant-La Place'sche Theorie, wonach die Sonne den Ueberrest einer sich allmählich verdichtenden glühenden Nebelmasse bildet, von der durch die Kraft des Umschwungs zu verschiedenen Zeiten diejenigen Massen losgesprengt wurden, welche jetzt die Planeten bilden, genügend erklärt wurde. Thatsächlich schien es zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als habe man das Sonnensystem sowohl nach seiner räumlichen Ausdehnung als in Bezug auf die Gesetze seiner Bewegung genau und zuverlässig erforscht; zugleich dünkte man sich im Besitze einer sicheren Erkenntnis von dem inneren Zusammenhange der einzelnen Glieder dieses Systems, während man auf eine nähere Erkenntnis der physischen Beschaffenheit der einzelnen Glieder unseres Weltsystems wohl für immer verzichteten zu müssen glaubte.

Wie vollständig haben sich unsere Ansichten hierüber in dem abgelaufenen Jahrhundert geändert!

Gleich zu Anfang des Jahrhunderts, am 1. Januar 1801, wurde in Palermo von dem italienischen Astronomen Piazzi ein neues Glied unseres Systems entdeckt, ein neuer Planet, dem sein Entdecker den Namen Ceres gab. Zunächst freilich schien dieses neue Gestirn sich durchaus in das bisherige Bild des Systems einzufügen, ja es geradezu zu vervollständigen. Die Entfernungen der den Alten bekannten Planeten von der Sonne sind nämlich der Reihe nach, wenn man die der Erde gleich 10 setzt, 3,9 für Merkur, 7,2 für Venus, dann kommt die Erde mit 10, Mars mit 15,2, Jupiter mit 52 und Saturn mit 95,7. Der Abstand zwischen Mars und Jupiter steht mit den früheren in einem so auffälligen Mißverhältnis, daß schon Kepler annahm, in dem großen Raume zwischen Mars und Jupiter müsse sich noch ein vorläufig unbekannter Planet bewegen. Obige Zahlen sind nun, wenn man bei Mars 16 statt 15 und bei Saturn 100 statt 96 setzt, der Reihe nach 4, 7, 10, 16, 52, 100. Sie lassen sich durch die Reihe darstellen: 4 , $4 + 3 = 7$, $4 + 2 \times 3 = 10$, $4 + 4 \times 3 = 16$, $4 + 16 \times 3 = 52$, $4 + 32 \times 3 = 100$. Es fehlte also, wenn man den Faktor von 3 stets verdoppelt, zwischen Mars und Jupiter das Glied $4 + 8 \times 3 = 28$, welches die ungefähre Entfernung für den vorausgesetzten Planeten hätte sein müssen. Der 1781 entdeckte Uranus schien das durch diese sogen. Titius'sche Reihe gegebene Gesetz zu bestätigen; denn seine Entfernung ergab sich in dem oben benutzten Maße zu 192, während die Reihe die wenig abweichende Zahl $4 + 64 \times 3 = 196$ verlangte.

Da füllte nun die neu aufgefundene Ceres die lange schon gefühlte Lücke aufs angenehmste aus; denn sie lief thatsächlich in dem Zwischenraum zwischen

Mars und Jupiter um die Sonne, und zwar fast genau in dem von jener Reihe geforderten Abstand 28. Auch sonst zeigte dieser neue Stern die gemeinsamen Eigenschaften der Planeten; denn wenn seine Bahnebene auch beinahe um 11° gegen die Ekliptik (Bahnebene der Erde) geneigt war, also erheblich stärker als die der andern Planeten, so konnte diese Abweichung doch nicht groß genug erscheinen, um das Bild der fast gemeinsamen Bahnebene besonders stark zu beeinträchtigen. Auffällig erschien nur die außerordentliche Kleinheit des neuen Planeten, der an Größe und Masse nicht einmal mit den Monden der alten Planeten zu vergleichen ist; wegen dieses Umstandes wird er ja auch, wie seine später gefundenen Gefährten, als Planetoid bezeichnet.

Am 28. März 1802 wurde nun aber ein zweiter Planetoid aufgefunden, der fast dieselbe Entfernung von der Sonne hat wie der erste; sein Entdecker, Olbers in Bremen, nannte ihn Pallas. Dieser Stern war nun eigentlich überflüssig, er störte als ein Ueberzähliger die schöne Harmonie des Weltalls. Es kam hinzu, daß seine Bahnebene gegen die Ekliptik um 35° geneigt ist, so daß er auch in dieser Hinsicht gar nicht in das System paßte. Denn zwei Ebenen, die einen Winkel von 35° miteinander bilden, kann man beim besten Willen nicht als fast zusammenfallend bezeichnen. Wenn man es trotzdem that, so wollte man eben die schwer errungene Vorstellung von dem inneren Zusammenhange des Systems wegen dieser einen Abweichung nicht ohne weiteres fallen lassen und damit ein Nichts an die Stelle der wenigstens in großen Zügen zutreffenden Vorstellung setzen.

Der überzählige Planet bekam bald zwei Gefährten; am 1. September 1804 entdeckte Harding in Lilienthal die Juno, und am 29. März 1807 der obengenannte Olbers in Bremen die Vesta. Zwischen Mars und Jupiter liefen auch diese; doch betrug ihre Abstände aufst 28 nur 26,5 und 23,5. Die Thatsache, daß vier Planeten anstatt eines vorhanden waren, sowie die starke Abweichung des letztgenannten von jenem Reihengesetz — die Abweichung beträgt den sechsten Teil der ganzen Größe — erwiesen jenes Gesetz als vollständig hinfällig. Dagegen blieben die sonstigen Vorstellungen bestehen; denn die Bahnen der beiden neu entdeckten Sterne waren um 13° und 7° gegen die Ekliptik geneigt, also lange nicht so stark, wie bei der Pallas, und die Richtung der Bewegung war bei allen vier Planetoiden die normale.

Neue Entdeckungen von Planeten wurden nunmehr lange Zeit hindurch nicht mehr gemacht. Dagegen zeigten sich an dem zuletzt entdeckten großen Planeten, dem Uranus, merkwürdige Abweichungen, welche die Astronomen lange Zeit hindurch in Aufregung versetzten. 1821 hatte Bouvard aus sorgfältigen Beobachtungen des Uranus Tafeln für diesen Planeten berechnet, welche mit den 40 Jahre früher von Herschel gemachten Beobachtungen nicht übereinstimmten. Später wich der Uranus auch wieder ganz merklich von der Bahn ab, die er nach den von Bouvard berechneten Tafeln hätte durchlaufen müssen; aus den Beobachtungen in den Jahren 1833 und 1834 ergab sich eine Abweichung, welche die Entfernung des Mondes von der Erde übertrifft.

Zunächst vermutete man, daß die sog. Störungen der Bahn nicht genügend in Rechnung gezogen seien. Die Berechnung einer Planetenbahn ist nämlich keine so einfache Sache, als wie sie nach den Keplerschen Gesetzen dem Laien erscheinen könnte. Alle Massen üben ja gegenseitig eine Wirkung aufein-

ander aus; die Bahn eines Planeten würde nur dann eine genaue Ellipse um die Sonne oder genauer um den gemeinsamen Schwerpunkt der beiden Himmelskörper sein, wenn dieser Planet der einzige wäre. Alle anderen vorhandenen Planeten wirken ja aber auch auf den betrachteten ein und rufen Abweichungen von der rein elliptischen Bahn hervor, die glücklicherweise nicht so groß sind, daß sie Kepler an der Auffindung seiner einfachen Gesetze hindern konnten. Einer genauen Beobachtung entgegen sie aber nicht, und sie müssen als sogenannte Störungen stets in Rechnung gesetzt werden. Die genauen Rechnungen Bouvarbs ergaben, daß die Abweichungen des Uranus durch die Störungen, die seine Bahn durch die Einwirkungen des Jupiter und Saturn erfährt, nicht veranlaßt sein könnten. Jetzt tauchten Stimmen auf, welche meinten, dann sei wohl das einfache, den Rechnungen zu Grunde liegende Anziehungsgesetz nicht ganz richtig, sondern könnte nur, wie die Keplerschen Gesetze, als Annäherungsformel dienen und müsse durch einen komplizierteren, aber genaueren Ausdruck ersetzt werden.

Dagegen erhoben sich aber auch Stimmen, die an dem Newtonschen Anziehungsgesetz festhalten wollten und der Meinung waren, die beobachteten Abweichungen ließen sich wohl durch den Einfluß einer unbekannt und deshalb nicht in Rechnung gezogenen Masse erklären. Vor allem vertrat der große deutsche Astronom Bessel diesen Standpunkt; so sagte er in einem Vortrage, den er am 28. Februar 1840 in Königsberg über die Abweichungen der Uranusbewegung hielt: „Man muß nicht etwa glauben, daß dieser merkwürdige Fall gegen die Anziehungslehre selbst stritte . . . Wahrscheinlich wird gerade die Lehre von der Anziehung den hier berührten Fall endlich erklären, indem sie zugleich eine Entdeckung im Sonnensysteme ergeben wird. Fernere Versuche der Erklärung werden nämlich die Absicht verfolgen, einem unbekannt Planeten jenseits des Uranus, der vielleicht wegen zu großer Lichtschwäche nicht sichtbar ist, eine Bahn und eine Masse anzuweisen, welche so beschaffen sind, daß daraus Störungen des Uranus hervorgehen, welche die jetzt nicht vorhandene Uebereinstimmung seiner Beobachtungen herstellen.“

Bessel war ernstlich damit beschäftigt, die in diesen Worten angedeutete Arbeit durchzuführen, als eine unheilbare Krankheit seinen Arbeiten ein Ende setzte.

Der Gedanke wurde jedoch von anderen Forschern weiter verfolgt. Auf Aragons Anregung unternahm es der damals noch sehr junge Le Verrier, die Bewegung des Uranus und ihre Ursachen näher zu erforschen. Seine Rechnungen führten im Sommer 1846 zu einem Resultat, und im September desselben Jahres wurde der berechnete Planet, der den Namen Neptun erhielt, in Berlin von Galle ganz nahe an der berechneten Stelle Fernrohr gefunden.

Schon ein Jahr vorher hatte ein junger englischer Astronom Namens Adams dieselbe Rechnung mit wesentlich demselben Resultate durchgeführt; doch ist damals über die Arbeiten von Adams merkwürdigerweise nichts veröffentlicht worden, so daß der Ruhm dieser außerordentlichen Leistung mit dem Namen Le Verrier, dessen Arbeiten früher bekannt wurden, verknüpft ist.

Die Entdeckung des Neptun, der durch seine Einwirkung auf den Uranus gleichsam geföhrt und mit dem geistigen Auge geschaut wurde, ehe das körperliche ihn erblickte und erkannte, ist eine der großartigsten Thaten der modernen Astronomie; sie vor allem hat mit dazu beigetragen, den astronomischen Rechnungen bei den Laien ein so unbedingtes Vertrauen zu verschaffen, wie wir es

bei keiner andern Wissenschaft finden. Auch hat sie das Ansehen des allgemeinen Anziehungsgesetzes aller Massen, auf welchem die Rechnung beruhte, zu einem unbedingten gemacht, so daß man es für ein elementares Naturgesetz ansah und lange Zeit hindurch die Schwierigkeit vollständig übersah, die in der Vorstellung liegt, daß ein Körper durch einen vollständig leeren Raum hindurch Wirkungen ausübt an einer Stelle, an der er sich selbst nicht befindet.

Das Weltbild und die Vorstellung vom Zusammenhange des Sonnensystems erfuhren durch die Entdeckung des Neptun keine wesentliche Umgestaltung, sondern nur eine räumliche Erweiterung. Nach der oben mehrfach erwähnten Reihe hatte Leverrier in seinen Rechnungen eine mutmaßliche Entfernung von $4 + 128 \times 3 = 388$ für den gesuchten Planeten angesetzt. Nach seiner Aufindung und längeren Beobachtung erwies sich die Entfernung zu 300, also der Reihe gar nicht entsprechend, die damit für immer verschwand. Die Entfernung der Erde von der Sonne war oben 10 gesetzt; der Neptun ist also 30mal so weit entfernt, das ist 600 Millionen Meilen. Der Durchmesser seiner Bahn von einer Milliarde und 200 Millionen Meilen bezeichnet also den Raum, über welchen sich unser Sonnensystem erstreckt. Eine Erweiterung über den Neptun hinaus hat es seitdem nicht erfahren.

Dagegen zeigt der der Sonne am nächsten stehende Planet einige Eigentümlichkeiten in seiner Bahn, die bereits Leverrier dadurch zu erklären suchte, daß er noch innerhalb der Merkursbahn einen unbekanntem Planeten, Vulkan, annahm; doch haben die eingehendsten Untersuchungen hierfür keinen genügenden Anhaltspunkt ergeben, und die genauere Erklärung der Störungen in der Bewegung des Merkur gehört heute noch zu den ungelösten Problemen, die ihre Erledigung erst im 20. Jahrhundert finden können.

Weiter wandte sich die Aufmerksamkeit der Astronomen den Nebenplaneten oder Monden zu, von denen mit Hilfe der immer mächtiger werdenden Instrumente immer weitere aufgefunden wurden. Ein Teil dieser Monde bewegt sich durchaus nicht in der Ekliptik und mußte daher starke Zweifel an der Richtigkeit der Nebelhypothese in Bezug auf die Weltentstehung hervorrufen. Vom Planeten Uranus waren bereits 1787 zwei Monde entdeckt; 1846 kamen zwei weitere hinzu. Alle vier Himmelskörper aber sind dadurch merkwürdig, daß ihre Bahn fast senkrecht auf der Ekliptik steht. Dazu kommt, daß sie ihre Bahn nicht von Osten nach Westen durchlaufen, wie alle übrigen Himmelskörper, sondern in der umgekehrten Richtung. Diese sonderbare Ausnahme von der allgemeinen Regel ist bisher vollkommen ohne irgend eine Erklärung geblieben; man sagt vielmehr, wenn man an der Welt-Entstehungslehre aus glühenden Gasmassen festhält und annimmt, daß die Begleiter des Uranus sich um den Äquator ihres Planeten bewegen, daß seine Bahnebene durch bisher unbekannte Kräfte eine Drehung um mehr als 90° erfahren habe.

Eine ganz ähnliche Schwierigkeit stellt sich auch beim Neptun dar. Von diesem wurde 1847 ein Mond entdeckt, der bei einer Neigung der Bahn gegen die Ekliptik von 35° ebenfalls rückläufig ist. Hier müßte man eine Drehung der Bahnebene um volle 145° annehmen, damit diese Bewegung aus der ursprünglichen rechtläufigen in der Ekliptik entstände. Ueber die Ursachen einer solchen Aenderung fehlt indessen bis jetzt jede Vorstellung.

Auch die beiden kleinen Monde des Mars, die 1877 entdeckt wurden,

zeigen, wenn sie auch rechtläufig sind, doch eine erhebliche Neigung gegen die Ekliptik, nämlich 26°.

Beim Jupiter, dessen vier Monde schon von Galilei als eine der ersten Entdeckungen mit dem Fernrohr erblickt wurden, brachte unser Jahrhundert noch einen fünften Mond, der im Jahre 1892 auf der Vic-Sternwarte durch den großen Refraktor erblickt wurde. Er ist von seinem Planeten nur 14 500 Meilen entfernt; infolge dieser großen Nähe muß die Schwere, durch welche bewegliche Körper nach seiner Mitte gezogen werden, geringer sein, als die Kraft, mit der sie vom Jupiter, diesem mächtigsten aller Planeten, angezogen werden. Daher kann loses Erdreich auf diesem kleinen Weltkörper nicht haften bleiben, sondern muß ihn verlassen und längs der Bahn ausgestreut werden. Auf diese Weise könnte allmählich rings um den Planeten ein Ring frei schwebender sehr kleiner Körper entstehen, die aus der Ferne gesehen den Anblick eines zusammenhängenden Ringes darbieten.

Dadurch werden wir zum Saturn geführt, der von solchem Ringe umgeben ist und deshalb das merkwürdigste Aussehen unter allen Planeten hat. Auch durch die Zahl seiner Monde, neun, ragt er hervor; während sieben schon länger bekannt sind, wurde der achte erst in unserm Jahrhundert, 1848, entdeckt, und der neunte ist erst im Jahre 1899 aufgefunden worden.

Der Ring des Saturn erwies sich schon frühe als ein System zweier Ringe, und in unserm Jahrhundert wurde er als ein solches dreier ineinander schwebender Ringe erkannt. 1838 hatte Galle in Berlin diese Trennung zuerst gesehen; doch erst 1850 wurde durch Bond in Amerika und Dawes in England die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Teilung gelenkt.

Anfangs hielt man die Ringe für eine zusammenhängende Masse; doch zeigte die genaue Rechnung, daß eine feste Masse sich in solchem Zustand nicht stabil erhalten könnte. Auch in flüssigem Zustand ist ein stabiles Gleichgewicht eines sowie mehrerer frei schwebender Ringe um den Hauptkörper nicht wohl möglich, und deswegen kam Maxwell (1856) auf die Vermutung, die er tiefer begründete und rechnerisch durchführte, daß die Ringe aus einer Unzahl lauter selbständiger kleiner Monde bestehe, die unserem Auge aus der großen Entfernung als zusammenhängendes Ganze erscheinen. Diese Meinung ist heute allgemein angenommen.

Bisher haben wir zwölf Weltkörper erwähnt, um welche das neunzehnte Jahrhundert das Planetensystem bereicherte: vier Planetoiden, einen Planeten und sieben Monde. Dies ist aber erst die kleinste Zahl gewesen, etwa 450 stehen noch aus, die sämtlich zur Gruppe der kleinen Planetoiden gehören. Das vierte dieser Gestirne war, 1807 entdeckt worden; nun vergingen fast 40 Jahre, ohne daß die Kenntnis dieser Weltkörper Fortschritte machte. Im Dezember des Jahres 1845 entdeckte ein Liebhaber der Astronomie, Ponce in Driesen, den fünften kleinen Planeten, die Asträa, und eröffnete damit eine bis heute ununterbrochene Reihe andauernd fortgesetzter Planetenentdeckungen. In den Jahren 1847 bis 1850 wurden acht gefunden, im folgenden Jahrzehnt 49, im nächsten 50 u. s. f. in steigender Zahl bis heute, so daß gegenwärtig mehr als 450 dieser kleinen Weltkörper bekannt sind. Ihr zahlreiches Auftauchen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beruht nicht etwa auf einer plötzlichen Vermehrung oder Entstehung dieser Weltkörper, sondern rührt lediglich daher, daß

in systematischer Weise nach ihnen geforscht wurde. Seit Ende der sechziger Jahre kam als mächtiges Hilfsmittel der astronomischen Forschung die Photographie des Himmels hinzu, und im letzten Jahrzehnt wurde sie auch für die Entdeckung kleiner Planeten mit Erfolg angewendet.

Um eine photographische Aufnahme einer Himmelsgegend zu erhalten, muß ein photographisches Fernrohr mehrere Stunden lang auf eine bestimmte Gegend des Himmels gerichtet werden; hierzu ist nötig, daß es durch ein Uhrwerk der Bewegung des Himmels genau nachgeführt wird, damit das Licht eines Sternes immer genau auf dieselbe Stelle der Platte fällt. Geschieht dies, so bildet sich ein Fixstern je nach seiner Helligkeit als Punkt oder kleiner Kreis auf der Platte ab; ein Planet hingegen, der innerhalb mehrerer Stunden seine Stellung gegenüber den Fixsternen ändert, erscheint auf der Platte als Strich, und giebt dadurch sofort seine Planetennatur zu erkennen. Zum ersten Male wurde auf diese Weise ein Planetoid am 20. Dezember 1891 von Wolf in Heidelberg entdeckt, und dann folgten zahlreiche weitere Entdeckungen.

Die merkwürdigste derselben war die des Planeten *Eros*, die am 13. August 1898 auf der Urania-Sternwarte in Berlin durch den Astronomen Witt erfolgte. Auf einer Platte, welche die Himmelsgegend im Sternbild des Wassermanns zeigte, fand sich ein Strich, der durch seine außerordentliche Länge auffiel; er war etwa doppelt so groß, als die von kleinen Planeten hervorgerufenen Striche zu sein pflegen. Daher glaubte Witt zuerst, der Strich rühre von einem Kometen her, den er auf diese Weise entdeckt habe. Doch zeigte die Beobachtung durch das Fernrohr am folgenden Abende, daß man einen kleinen, sich rasch bewegenden Stern, offenbar also einen kleinen Planeten, vor sich habe. Als nun von dem neuen Sterne auf den verschiedensten Sternwarten Ortsbestimmungen gemacht wurden, um eine genaue Berechnung seiner Bahn zu ermöglichen, ergab sich das ganz merkwürdige Resultat, daß er sich nicht, wie die andern Planetoiden, in dem Raum zwischen Mars und Jupiter bewegt, sondern auf dem größten Teil seiner Bahn zwischen der Erde und dem Mars; dann aber durchschneidet er die Marsbahn und entfernt sich weiter von der Sonne, als der Mars.

Es ist äußerst merkwürdig, daß dieses Gestirn, das durch seine Bahn eine ganz ausgezeichnete Stellung gegenüber den andern 450 kleinen Planeten einnimmt, nicht schon früher entdeckt worden ist. Der kleine Stern kommt nämlich der Erde bedeutend näher, als irgend ein anderes Gestirn, fast bis auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, und muß dann als Stern sechster Größe sogar dem bloßen Auge erscheinen. Die Rechnung ergab, daß er Anfang 1894 eine solche Stellung hatte; es ist auch wirklich gelungen, den Stern nachträglich auf 23 photographischen Platten aus der Zeit vom 28. Oktober 1893 bis zum 30. Juni 1896 aufzufinden, wodurch eine sehr genaue Ableitung seiner Bahn möglich geworden ist. Im Februar des Jahres 1901 wird das Gestirn wieder in größter Erdnähe erscheinen und dem bloßen Auge sichtbar sein. Es wird dann jedenfalls auch zu sehr genauen Messungen über die Entfernung der Sonne benutzt werden, worauf hier jedoch nicht näher eingegangen werden soll.

Die Entdeckung des *Eros* ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Außer der Wichtigkeit, die er für die Bestimmung der Sonnenferne, der Maßeinheit oder des Meters für Entfernungen am Himmel gewinnen wird, hat er uns von

neuem gezeigt, daß das Weltgebäude nicht nach einem durchaus einfachen Schema gebildet ist, sondern daß in ihm für die mannigfachsten Formen Platz ist. Wer will voraussagen, daß uns nicht noch ähnliche Ueberraschungen bevorstehen, wie wir sie an diesem Gestirn vor anderthalb Jahren erlebt haben? Vielleicht bewegen sich zwischen Erde und Mars noch andere kleine Planeten, vielleicht finden wir auch noch zahlreiche Planeten, deren Bahnebenen gegen die der Erde eine sehr erhebliche Neigung haben.

So sehen wir denn, daß die Ansichten über unser Sonnensystem im Laufe des Jahrhunderts sich wesentlich modifiziert haben. Wie unsere Erkenntnis vom gesamten Universum erheblich gestiegen ist, so auch die Kenntnis der Ausdehnung und der Glieder unseres engeren Systems. Dabei ist noch gar nicht der Forschung gedacht worden, die sich eingehender mit der Oberflächengestaltung und den physikalischen Verhältnissen der einzelnen Weltkörper befaßt, ein Forschungsgebiet, das durch die Erfindung der Spektralanalyse eine gewaltige Förderung erfahren hat. Auch für die Planetenerforschung ist sie verwertet worden; allerdings hat hier die unmittelbare Beobachtung in den großen Fernrohren der Neuzeit noch die meisten Einzelheiten zu Tage gefördert, ohne daß es jedoch gelungen ist, zu abschließenden Urteilen über die wahrgenommenen Gestaltungen, speziell auf der uns benachbarten Welt des Mars, zu gelangen.

Die Erforschung der Bewegungen aber, von denen die Rede war, hat die stolze Sicherheit, mit welcher man den inneren Zusammenhang derselben erkannt zu haben glaubte, und die Zuversicht, mit welcher man die Geschichte der Weltentwicklung gab, sehr gründlich erschüttert. Zwar wird die Nebularhypothese auch heute noch festgehalten; bisher wenigstens existiert keine andere, die auf so viele Fragen des Zusammenhanges der Weltkörper in gleicher Weise eine einigermaßen befriedigende Antwort zu geben wüßte. Aber man ist sich deutlich bewußt geworden, wie schwach die Theorie bei den mechanischen Vorstellungen ist, die man sich über die Entstehung vieler merkwürdigen Formen, vor allem der Saturnsringe, bilden muß. Auch hat man deutlich eine Anzahl von Bewegungen kennen gelernt, die sich dem von dieser Hypothese geforderten allgemeinen Schema keineswegs einordnen, auf deren nähere Erklärung man daher vorläufig Verzicht leisten muß.

So wächst zwar mit zunehmender Erkenntnis unser Selbstbewußtsein und unser Vertrauen in die Kraft des menschlichen Geistes; es wächst aber zugleich auch unsere Bescheidenheit, wenn wir sehen, wie wenig wir im Grunde von all dem wissen, was wir gern wissen möchten, und wie wenig wir im Stande sind, in die rätselhaften Geheimnisse der Weltenbildung und Weltentwicklung einzudringen.

Dr. Bruno Hordardt.



Die zukünftige Weltsprache.*)

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, angesichts der gesamten politischen Ausdehnungsbestrebungen der einzelnen Völker, die Frage näher zu erörtern, welche Sprache zukünftig die vorherrschende, um nicht zu sagen die Weltsprache,

*) Der Herausgeber kann sich zwar nicht allen Ausführungen des Verfassers anschließen, hält sie aber für bemerkenswert genug, hier mitgeteilt zu werden.

sein wird. Die meisten unserer Kulturvölker betreiben eine Kolonialpolitik, die auf eine Machtvergrößerung hinausläuft. Steigen des politischen Einflusses eines Volkes bedingt aber gleichzeitig Erweiterung der Geltungssphäre seiner Sprache.

Das 19. Jahrhundert ist eine Periode beispielloser Ausdehnung der englisch sprechenden Masse gewesen. Amerika, Afrika, Australien, Indien bezeichnen die Geltungsgebiete des englischen Idioms. Die Kämpfe der Amerikaner mit Spanien, die Ereignisse in Transvaal stehen im engsten Zusammenhange mit unserer Frage. Nach ungefähre Schätzung dürfte die Kopfbahl der englisch sprechenden Erdbewohner 126 Millionen betragen. Hiergegen halte man die 4 Millionen der zur englischen Sprache in England selbst am Ende des 15. Jahrhunderts gehörenden, und man wird die enorme Steigerung ermessen können. Noch größer erscheint diese, wenn man sich vergegenwärtigt, daß um jene Zeit Frankreich 12 Millionen zählte, Italien etwas mehr als 9, Spanien etwas weniger; während auf die deutsche Sprache ca. 10 Millionen kamen.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich die Lage bereits bedeutend verschoben. Frankreichs Sprache hatte ein Geltungsbereich von etwa 20 Millionen; an italienisch Sprechenden zählte man ca. 12 Millionen, an russisch Sprechenden 15 Millionen, während die englische Sprache von etwa $8\frac{1}{2}$ Millionen gesprochen wurde. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts steigt diese Ziffer auf 22, also etwa das dreifache in 100 Jahren; die Franzosen fügen in der gleichen Zeit nur $\frac{1}{3}$ ihrer bisherigen Zahl hinzu (27 Millionen). Jetzt macht sich auch eine Steigerung des Deutschtums bemerkbar und zwar derart, daß die 33 Millionen deutschsprechenden Personen die Franzosen weit hinter sich lassen. Gleichzeitig steigen die Russen auf 25 Millionen, während die Italiener es nur auf 13 gebracht haben. Die Vermehrung der russischen Bevölkerung dürfte gegenwärtig relativ die stärkste sein, denn sie ist auf 130 Millionen gestiegen, überragt also bereits die englisch sprechende Bevölkerung.

So zeigt sich im Laufe der Jahrhunderte eine abwechselnde Vorherrschaft der einzelnen Sprachen. Und während wir ein teils allmähliches, teils rapides Aufsteigen einzelner wahrnehmen können, vollzieht sich ein ebenso allmähliches Abnehmen des Bereiches der französischen Sprache. Professor Darmsteter vergleicht das heutige Französisch mit dem des 16. Jahrhunderts; es habe, sagt er, die Macht, die Leppigkeit, aber auch oft das Unbestimmte und die Zusammenhangslosigkeit der Sprache des 16. Jahrhunderts. Frankreich hat an politischem Einfluß ganz bedeutend verloren, und dieses Sinken des politischen Einflusses Frankreichs mußte in demselben Augenblick erfolgen, in dem bei den übrigen Kulturvölkern das nationale Bewußtsein aufzudämmern begann. Während noch im 17. Jahrhundert das Französische die Sprache der Diplomaten und jedes gebildeten Mannes war, während es damals zu der Hoffnung berechtigte, die Weltsprache zu werden, während in Preußen die Akademie der Wissenschaft an Stelle des Lateinischen das Französische setzte und Richelieu ernsthaft den Versuch unternehmen konnte, es zur Weltsprache zu machen, schwindet die Vorherrschaft der französischen Sprache heutzutage mehr und mehr. Und „wenn nicht alle Wahrscheinlichkeitsrechnungen täuschen“, sagt Brandes Matthews, Professor der englischen Literatur an der Columbia University, „so wird im 20. Jahrhundert das Französische vom ersten Platz auf den fünften gerückt sein, unter das Spanische, knapp über Italienisch und weit, weit hinter Englisch und Russisch“.

Für dieses Sinken der französischen Sprache waren, wie wir sahen, politische Gründe maßgebend; daß daneben sprachliche selbstverständlich mit wirksam sind, haben wir bereits erwähnt. Und es ist sehr zu bezweifeln, ob je wieder ein Erstarken des politischen Einflusses Frankreichs eintreten, und ob die französische Sprache die Krisis, in der sie sich befindet, überwinden, oder ob sich irgend ein Prinzip oder eine Autorität finden wird, um die sich die sprachliche Erneuerung kristallisieren könnte.

Doch gehört diese Frage auch nicht hierher. Hier handelt es sich einzig und allein darum: welches wird bei der heutigen Art der Entwicklung die zukünftige Weltsprache sein? Diese Frage ist auch neuerdings von dem bekannten Berliner Philologen und Nachfolger Mommsens als ständigem Sekretär der philologisch-historischen Klasse in der preussischen Akademie der Wissenschaften, Geheimrat Professor Dr. Diels untersucht worden in einer Rede, die er zur Feier des Begründers der Akademie über „Leibniz und das Problem der Universal Sprache“ hielt. Leibniz habe sein ganzes Leben an der Schaffung eines Universal-Verständigungsmittels gearbeitet. Er war, stark beeinflusst von Platons Zahlentheorie, dahin gekommen, daß ihm eine mathematische Lösung des Problems vorschwebte. Freilich hat Leibniz trotz mehrfacher Versuche nicht zum Ziele kommen können; aber er hat auf die Nachwelt einen mächtigen Einfluß auch in dieser Beziehung ausgeübt. Immer wieder kehrt der Versuch, das Problem der Weltsprache zu lösen, ein Beweis, wie dringend das Bedürfnis übrigens ist. Bezüglich der Universal Schrift liege, so bemerkt Diels, die Sache ziemlich einfach. Das lateinische Alphabet habe sich ziemlich allgemeine Geltung verschafft, es werde zur definitiven Regelung allerdings einer internationalen Verständigung bedürfen, aber im Interesse des Verkehrs sei die baldige Bildung eines entsprechenden Tribunals wünschenswert.

Bezüglich der Universal Sprache liege die Sache schwieriger. Die Verschiedenartigkeit der Sprachen habe wie die Verschiedenartigkeit der Menschen stets als Haupthinderungsgrund der Verständigung gegolten. Und doch sei ja das „Akkadische“ im zweiten Jahrtausend vor Christus die Sprache der Diplomatie vom Euphrat bis zum Nil gewesen, späterhin Griechisch und endlich Latein und Französisch. Jetzt breite sich die Machtphäre des Englischen immer mehr aus. Abgesehen von dem großen politischen Einfluß Nordamerikas und Englands, sei dies in der Struktur der englischen Sprache selbst begründet. Denn sie hat sich alles überflüssigen Ballastes in Deklination und Konjugation entledigt; sie hat die Geschlechtigkeit beseitigt und ist durch Zurückziehung auf die Wurzeln eine für ein Herrschervolk vorzüglich geeignete Kommandosprache geworden. Zum andern hat sie durch die innige Verschmelzung der germanischen Ursprache mit dem feinen französischen Elemente, das mit den normannischen Eroberern einbrang, eine sprachliche Integration der zwei wesentlichen Kulturströme, des romanischen und germanischen, in sich vollzogen und diese disparaten Bestandteile durch ihren energischen Accent und lautliche Anäherlichung sich so zu eigen gemacht, daß der junge Engländer unbewußt mit der Muttermilch tausendjährige wertvolle Kulturelemente in seiner germanisch-romanischen Mischsprache einsaugt, welche jedes andere Volk sich erst mühselig und kostspielig erwerben muß. Mag eine solche Mischsprache, wie wir sie ja auch einstens zu bilden versuchten, ehe der deutsch-gefinnte Purismus diese Entwicklung störte, für ein nationales Empfinden an-

stößig sein; mag die völlige Verwitterung der sprachlichen Form, wie sie in dem Verlust der Flexionen vorliegt, unserm Sprachempfinden als unschöner Verlust erscheinen, in praktischer Hinsicht ist das Englische unzweifelhaft die Sprache der Zukunft.

So Professor Dr. Diels. Uns will es aber scheinen, als ob sich neben das Englische das Russische stellen wird, als ob beides im zwanzigsten Jahrhundert die rivalisierenden Sprachen sein werden. Aus den einleitend angeführten ziffermäßigen Belegen geht hervor, daß das Englische und Russische die Erbschaft des Französischen angetreten haben.

Wenn man aus den obigen Zahlen in verhältnismäßiger Schätzung die Stärkezahlen für die Engländer, Russen, Deutschen zc. zu gewinnen sucht, so würde sich an Millionen ergeben: für die Engländer 840, für die Russen 500, für die Deutschen 130, für die Franzosen 60. Rechnet man nun aber hinzu, daß die Art der Ausdehnung, wie sie Nordamerika z. B. in diesem Jahrhundert gewonnen hat, für das kommende fast ausgeschlossen erscheint, daß dagegen Rußland in Sibirien eine kolossale Strecke für seine Ausbreitung vor sich hat und diese auch bereits durch den Bau der sibirischen Eisenbahn auszunutzen beginnt, so scheint damit Rußland an die erste Stelle gerückt. Somit dürfte die Zahl von 500 Millionen für die russisch sprechende Bevölkerung eher zu klein gegriffen sein. Immerhin bleibt, natürlich stets normale Entwicklung vorausgesetzt, die Thatsache bestehen, daß Russisch und Englisch an der Spitze marschieren werden, während Deutsch an der dritten Stelle und Französisch etwa an der vierten, wenn nicht fünften, stehen wird.

Bei dieser ziffermäßigen Schätzung ist freilich bezüglich des Deutschen noch dies zu bedenken. Der Kolonialbesitz Deutschlands hat in den letzten Jahren enorm zugenommen, und der politische Einfluß unseres Vaterlandes wächst stetig. Ob aber hiervon eine besonders starke Vermehrung der deutsch Sprechenden abhängig sein wird, ist bei der Kompliziertheit unserer Grammatik die Frage. Eine Vereinfachung würde auch die Chancen des Deutschen als Weltsprache entschieden heben.

Dasjelbe Hindernis besteht aber auch für das Russische, so daß hier in gleicher Weise ein Gebiet reicher sprachlicher Entwicklung vorhanden ist.

Ob sonach Russen oder Engländer oder Deutsche ihre Sprache zur zukünftigen Weltsprache werden erheben können, das hängt ab ebensosehr von den Vorzügen und Fehlern der Sprachen selbst, als von der politischen Stärke der betreffenden Völker, ihrer Willenskraft, ihrer Organisationsgabe und ihrer Bereitwilligkeit, sich für die gemeinsame Sache zu opfern. Jedenfalls ist nach menschlicher Voraussicht die Rivalität des Russischen und Englischen feststehend, die des Deutschen mit jenen vorläufig noch zweifelhaft.

Bei unserer Betrachtung einer etwaigen zukünftigen Weltsprache ist immer die eine oder andere der herrschenden Sprachen als Grundlage genommen worden. Nun ist ja Schillers Versuch, eine Weltsprache zu gründen, bekannt. „Volapük“ wurde dies Erzeugnis genannt, das von etwa einer Million Menschen erlernt wurde, das man aber wieder aufgab, weil in ihm zu große Fehler enthalten waren. Von sachkundigen Kritikern wurden als solche hervorgehoben: Fehler in der Sprache selbst (Vorwiegen des *ii*, Konsonanten und Struktur des Volapüks) und Fehler im Zumerkegehen (praktische Ausbildung vor der wissenschaft-

lichen Begründung). So scheiterte denn das Werk, aber der Wunsch nach einem allgemeinen Verständigungsmittel lebt fort und führt zu immer neuen Versuchen. Als einen solchen wollen wir hier erwähnen den des Berliner Professors Dr. Reinhold Hoppe in seinen „Elementarfragen der Philosophie nach Widerlegung eingewurzelter Vorurteile“, Berlin 1897. Winkelmann und Söhne. Leider können wir hier nicht näher darauf eingehen, Darlegung und Kritik würden eine besondere Arbeit verlangen.

Auch Professor Diels kündigte in seiner erwähnten Rede einen neuen Versuch zur Schaffung einer Weltsprache an: Im Herbst wollten sich in Wiesbaden die deutschen Akademien mit den vornehmsten fremden Akademien versammeln, um eine „Interakademische Vereinigung“ zu gründen. Die preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin hat in Gemeinschaft mit der alt-ehrwürdigen Londoner Royal Society auf Wunsch der übrigen deutschen Akademien die Einladungen erlassen, um die internationale Vereinigung zuwege zu bringen, nachdem die nationale Integration der Kulturvölker erreicht ist. Ob's gelingen wird? *)

C. Müller.



Schlaraffenland.

(Von den Berliner Bühnen.)

Dezember — das ist der Monat, in dem die Kinder ein Wort mitzusprechen haben beim Repertoire-Entwurf. Im Grund ist's ja vielleicht schöne Rücksicht auf die böse Kasse, was die Bühnen in diesem Monat zwingt, plötzlich so zahm und „kinderlich“ zu werden und mitten zwischen die tollen Schwänke und grauen Wirklichkeitsgemälde, zwischen die dramatisierten Anekdoten aus großer Zeit und die verärgerten Zeitsathren die goldene Harmlosigkeit hinauzustellen, rührend einfache und auch manchmal zum Heulen dumme Geschichten einzustreuen von artigen Kindern, von alten Hexen und häßlichen Zwergen, von guten Feen mit güldenen Kronen und Zauberern mit langen weißen Bärten, von ungeschlachteten Niesen und zierlichen Prinzesschen . . .

Aber wir sind in den Wochen, da schon näher und näher der süße Duft der Weihnachtstanne weht mit all seinem Erinnerungsweh und seinen schmeichelnden Kindheitssträumen, so gern geneigt, selbst ein bißchen harmloser, kindlicher in die weißverschneite Welt zu sehen, das Schwere nicht so schwer zu nehmen und das Fröhliche williger zu finden.

Die Stimmung dieser nahenden herrlichen Zeit kam dem neuesten Märchenschwank zu gute, den Ludwig Fulda im Kgl. Schauspielhaus aufführen ließ. „Schlaraffenland“! Seltsam, daß bis heute die dramatische Dichtung an dem lockenden Stoff vorübergegangen. Oder ist es vielleicht bei näherer Betrach-

*) Die Versuche, eine Weltsprache (à la Volapük) künstlich zu schaffen, dürften sich doch wohl schon als im Prinzip verfehlt erwiesen haben. Der Herausgeber.

tung doch nicht gar so seltsam, daß sich eine Dichtung, deren erstes Prinzip und Erfordernis Handlung ist, nicht dazu entschließen konnte, in ein Land einzuziehen, in dem just nur der zu Ehren und Ansehen kommt, der nicht handelt, der faul und träge nur die Hand ausstreckt, sich die Früchte von den überhängenden Nesten zu brechen, sich den Becher mit Rotwein zu füllen aus dem nie versiegenden Quell? Bald fünfhundert Jahre zurück kann der Schlaraffe seinen wohlbeglaubigten Stammbaum verfolgen. Aber eine große Rolle hat er nie gespielt, so oft er auch genannt wird. Jede Art von Narr, vom König Lear bis zum Kollegen Crampton, vom Don Quixote bis zu den Bewohnern der Pension Schöllers hat einmal Gnade vor dem Auge eines Dramatikers gefunden; der Schlaraffe allein hat sich mit einem bescheidenen Plätzchen im komischen Epos und in der Satire begnügen müssen. Er, der verwöhnteste von allen Narren, ist von der Dichtung am wenigsten verwöhnt worden. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts Sebastian Brant, der biedere Stadtsyndikus von Straßburg, die Narren alle in sein vielgepriesenes „Narrenschiff“ lud, wie er sie eben am Ober- und Niederrhein unter den lustigen Karnevalsfiguren gefunden hatte, da war unter den einhundertunddreizehn Narren, auf welche stattliche Anzahl das Häuflein angeschwollen war, auch der feiste, faule Schlaraffe, der dickwanstige Kerl, dem das Wort Arbeit schon Uebelkeiten und Nervenkrise verursacht und der das Leben zerlegt in Essen, Trinken, Schlafen und Küssen. Und nun ist er eine Zeitlang nicht mehr aus der Litteratur und dem Reich des Volkswitzes verschwunden. Der Franziskaner Thomas Murner, der erbitterte Gegner Luthers; hat seinen derben Witz an ihm geübt und ließ ihn unter seinen Schelmen und Gauken marschieren. Ein Volksprediger wie Geiler von Kaisersberg hat von der Kanzel des Straßburger Münsters herab — unter der er heute sein Ehrengrab hat — die faulen Schlemmer unter seiner Gemeinde mit trefflicherem Witz den arbeitscheuen Schlaraffen verglichen. Aber in der Form, die auf die Nachwelt kommen sollte und ihr ein für allemal das deutliche Bild der faulen Narrensippe gab, hat sie doch erst Hans Sachs gezeichnet, der in seiner breiten, behaglichen Weise die nüchternen, trockenen Verse des Elsfässers ausspinnet zu einem ergötzlichen Bildchen von Land und Leuten:

„Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
 Den faulen Leuten wohlbekannt,
 Das liegt drey Mehl hinter Weihnachten,
 Und welcher darein wolle trachten,
 Der muß sich grosser Ding vermessen
 Und durch ein Berg mit Hirschbrey essen,
 Der ist wohl dreyer Mehlen dick,
 Alsdann ist er im Augenblick
 Zu demselbing Schlaraffenland,
 Da aller Reichthumb ist bekandt.
 Da sind die Häuser deckt mit Fladen,
 Lebuchen die Hausthür und Laden,
 Von Speckbuben Dillen und Bend,
 Die dran von Schweinen Braten send,
 Umb jedes Haus so ist ein Zaun
 Geflochten mit Bratwürsten braun,
 Von Malwasier so sind die Brunnen,
 Kommen ein selbst ins Maul gerunnen.“

Fischart hat dann das lustige Bild in seine „Geschichtsklitterung“ übernommen, und die Nachwelt sieht heute noch das überaus herrliche Schlaraffenland, das heimlich wohl erstrebt ward von manchem, der es verspottete, mit den lachenden Augen von Hans Sachs und Fischart.

Auch Fulda sieht es nicht anders. Er hat den verwunderlichen Stoff genommen, wie er ihn fand, und was er sparsam von Eigenem, von sogen. Handlung hinzuthut, ist eben nur so viel, um den notdürftigen Rahmen zu einer ergötzlichen Schilderung des Paradieses der Faulheit zu liefern, wie sie der wackere Nürnberger Schuster einst vorgezeichnet hat . . .

* * *

Ich hätte von dem „Schlaraffenland“ Ludwig Fuldas nicht zuerst und nicht ausführlich gesprochen, wenn mir sein Fabelland nicht zu denken gegeben hätte über das Land, dem heute unsere Dramatiker zusteuern. Mir scheint, ohne es selbst recht zu wissen, oder mindestens ohne es je Wort haben zu wollen, sind die Dramatiker, die sich uns in den letzten Wochen vorgestellt haben, alle auf dem Weg, „drey Mehl hinter Wehnhachten“ das Land zu suchen, wo

Von Maltwasser sind die Brunnen,
Kommen eim selbst ins Maul geronnen . . .

Das zu beweisen, sei nur zunächst ein ganz kurzer, summarischer Ueberblick gestattet über das, was wir gesehen haben in diesen Wochen, über das, was mit herzlichem oder lauem Beifall ist aufgenommen worden. Wollte ich über das nur schreiben, was davon ins neue Jahrhundert mitgeht, ich brauchte die Feder gar nicht einzutauchen.

* * *

Ich gehe zunächst bei einer Würdigung dieses letzten Theatermonats rasch hinweg über zwei Jubiläen:

Man hat sich im „Berliner Theater“ erinnert, daß Heinrich Heine nicht nur Lyriker war, sondern auch als Berliner Student zwei Dramen geschrieben hat. Die Litteraturgeschichte ist über diese beiden Dramen, die, unter Lord Byron's Einfluß entstanden, den geborenen Lieberdichter häufig verraten, den Dramatiker überall verleugnen, rasch zur Tagesordnung übergegangen. „Almansor“ ist vor mehr als 70 Jahren schon in Braunschweig gründlich durchgefallen; „Ratcliff“ hat hier und dort eine verspätete Auferstehung gefeiert, ist frostig angehört und vergessen worden. Der Dichter selbst hat im Aerger mehrfach von seinen Stücken mit leidenschaftlicher Liebe, von seinen Liebern verächtlich gesprochen. Das beweist nur, daß er die Gefühle der guten Mutter geteilt hat: die schwächlichsten Kinder hat er am meisten geliebt.

Das „Berliner Theater“ hat „Almansor“ für drei Abende wieder auf den Spielplan gesetzt und damit Heine keinen Gefallen erwiesen. Die Figuren sind unwahr, das Zeitkolorit ist unecht, die Sprache ist schön — zu lesen, und die Handlung ist langweilig und opernhaft. Nachdem Almansor tot war, sang Frau Sucher mit ihrer schönen Stimme einige der schönsten Heineschen Lieder. Das war ein Genuß. Bevor Almansor über die Bühne tobte, sprach ein Schauspielerepaar die zarten Lieder aus der Harzreise mit verteilten Rollen. Das war kein Genuß. Meyer-Förster soll das in einem Festspiel so angeordnet haben. Von diesem Festspiel selbst aber hatte man abgesehen. Ich bin nie böse, wenn

mir ein „Festspiel“ geschenkt wird . . . So ward aus erfreulicher Pietät und Geschmacklosigkeit das eine Jubiläum.

Das andere Jubiläum war der Gedenktag der zehnten Wiederkehr des Tages, an dem „Die Ehre“ Sudermanns jenen großen Erfolg hatte, wie er seit „Kabale und Liebe“ vielleicht nicht mehr dagewesen ist. Es ist um so interessanter, sich das zu vergegenwärtigen, als der große Erfolg beider Werke demselben Kontrast zu verdanken ist, der geschickten Gegenüberstellung von Vorderhaus und Hinterhaus. Dort durch einen Dichter, dessen jugendliches Feuer auch da mit sich fortrifft, wo sein Pathos unwahr wurde; hier durch einen eminent begabten Theatraliker, der nicht mit dem revolutionären Eifer des Stürmers und Drängers seine Figuren und ihr Milieu abmalt, sondern als ironisch lächelnder Philosoph dabeisteht, wenn die Vorurteile zweier Kasten feindlich zusammenstoßen. Der leidenschaftliche Regimentsmedicus a. D. Friedrich Schiller zeichnet mit dem wundervoll sichern Stift, den ein großes Mitleid führt, die Familie des Musikers Miller und läßt das eigene Feuer spritzen aus Reden und Empfinden des aristokratischen Obersten. Der — damals noch — vom Leben unsanft umhergebeutelte Sudermann porträtiert die Hinterhaus-Bewohner des Berliner Kommerzienrats-Viertels seiner Zeit mit staunenswerter Treue und steht selbst als weitgereifter Graf Trast mit verstehendem und verzeihendem Lächeln neben und über den Thorheiten seiner Familie Heinecke. Die Ironie des Modernen ist dabei gerechter als der Zorn des Stürmers und Drängers. Sehr wahrscheinlich, daß man in hundert Jahren noch den großen Erfolg von Kabale und Liebe sehr wohl versteht, den großen Erfolg der Ehre aber nicht mehr, obgleich die Ironie und der gemäßigte Realismus der „Ehre“ unsere dramatische Litteratur noch in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts beeinflussen werden.

Als damals der Stern Sudermanns aufging, hat man sich bald daran gewöhnt, dicht hinter ihm oder mit ihm zusammen Fulda zu nennen. Aber dem aus warmen, behaglichen Verhältnissen der reichen Mainstadt kommenden biegsamen und vorsichtigen Verfasser des „Verlorenen Paradieses“ und des „Talisman“ fehlte, was dem von Frost und Hunger, von Sorge und Not erzeugenen Ostpreußen gegeben war: die starke Ironie, der bei aller weltklugen Miene des Verzeihens ein wenig Haß, ein wenig Verachtung tief im Herzen sitzt. Fuldas Dichtung hat die „sozialen Ideen“ angezogen und getragen, wie moderne Leute den Frack anziehen und tragen, ohne rechte Freude an dem düsteren Kleidungsstück, ohne die Eitelkeit, darin eine besonders gute Figur zu machen, aber mit der Ueberzeugung, in anderer Toilette nicht vorwärts zu kommen im Salon. Und für den litterarischen Salon war das Pokettieren mit der sozialen Reform eine Zeitlang Vorschrift. Heute wendet sich der Geschmack zwei neuen oder eigentlich zwei uralten Moden zu, die nur erst wieder neuentdeckt werden müssen; dem Mystischen und dem Romantischen. Die Mystik liegt Fulda nicht; er wird wohl immer die Hand von ihr lassen; aber die Romantik liegt seinem Empfinden und seinem Können näher. Die Romantik freut sich an wohlklingenden Versen und erlaubt einen schalkhaften Humor. Fulda hat Humor; jenen Humor, der zwischen dem leisen Lachen des gemüts tiefen veralteten Jean Paul und dem sicheren Börsenwitz des von Kadelburg unterstützten Blumenthal eine angenehme Mitte hält; einen Humor nicht ganz ohne Wärme, nicht ganz ohne Spitzigkeit, aber stets gezügelt von gutem Geschmack und einer Klugheit, die von

Spekulation nicht frei ist. Sein Wiß ist immer wohlherzogen, auch wo eine kleine Ungezogenheit so nahe läge. Einen Schritt weiter und die Satire im „Talisman“ seiner Zeit wäre wirkungsvoller im Augenblick, aber für die Dauer gefährlicher gewesen. So wie er war, konnte der Talisman noch für den Schiller-Preis in Frage kommen. Einen Schritt weiter und die Satire vom Schlaraffenland wäre nicht mehr Hoftheaterfähig gewesen. So aber, in Umsicht entworfen und mit Vorsicht gefeilt, blieb das Ganze ein harmloses Märchen, blieb ein unverfänglicher Traum des Lehrbuben Zeit beim Bäckermeister Wagenseil in der guten Stadt Nürnberg zur Zeit des Hans Sachs und klang nirgends wie ein Spottlied des bitterbösen Ludwig Fulda, der am Ende unseres Jahrhunderts den faulen, querköpfigen Träumern seiner Zeit einmal im Spiegel die Thorheit und Nupflosigkeit ihres Lebens vorhalten wollte. Ein paar naive Deutschen hatten so etwas Ähnliches wohl erwartet. Aber sie vergaßen, daß gerade Fulda nicht der Mann ist, sich selbst mutwillig den Erfolg in Frage zu stellen. Ein halber Erfolg beim zahmen Publikum des Schauspielhauses ist ihm lieber als eine volle Anerkennung — in zehn Jahren. Wer einmal den Weg kennt in das Land, das von all denen so heftig gescholten wird, die den Weg dahin nicht wissen, das herrliche Land, wo

Von Matwaster sind die Brunnen,
Kommen ein selbst ins Maul gerunnen.

der schlägt immer wieder den wohlbekannten Weg ein und lächelt über alle, die's ihm übel nehmen wollen.

So hatte „Schlaraffenland“ einen sehr freundlichen Erfolg im Hoftheater und zwischen den Niesenlebkuchen und mühlradgroßen Marzipantorten, die er in sein appetitliches Märchen gebacken, stand lächelnd der Dichter und verbeugte sich vor seinem Publikum, das er so gut kennt, wie die Dichter der Kindermärchen das ihre kennen, wenn sie das Knusperhäuschen auf die Bühne bauen . . .

* * *

Aber mir kam vor, er war nicht der einzige, der zwischen Niesenlebkuchen und mühlradgroßen Marzipantorten in diesem Monat auf der Bühne stand. Ich habe ihrer mehr so stehen sehen . . .

Max Dreyer hat im „Deutschen Theater“ ein vieraktiges Schauspiel „Der Probekandidat“ aufführen lassen. Man nennt es allgemein den „größten Erfolg der Saison“. Bei der Premiere soll das Publikum gerast haben vor Wonne. Ich konnte das Stück erst bei einer späteren Aufführung sehen; auch da war das vollbesetzte Haus noch entzückt von der nützigen That, die dieses Drama zu sein schien. Nun, ich habe an dieser Stelle schon mehrfach ausgesprochen, daß ich Max Dreyer für das liebenswürdigste Talent unter den heute Modernen halte, daß ich ein sonniges Gemüt, einen leuchtenden Humor und einen guten Instinkt für das Dramatisch-Wirksame in ihm stark und glücklich vereinigt glaube, daß ich ihn für einen feinen Beobachter und einen prächtig gefunden Kerl halte, dem kein Dekadenten-Zammer etwas anhaben kann. Das alles halte ich auch heute noch aufrecht, aber — den Erfolg seines „Probekandidaten“ verstehe ich nicht. Oder ja doch, ich verstehe ihn; aber anders als die Leute, die den Beifall allein auf das Stück beziehen, auf seine Figuren, seine Handlung, seine leise Ironie und seine verschleierte Wehmut. An den Erfolg dieser Qualitäten glaub' ich nie und nimmer. Ein paar Nebenfiguren sind

gut in dem Stück; zugegeben. Die beiden Mädchengestalten darin sind schlecht und konventionell; die eine unbedeutend, unter Mittelmaß, die andere krampfhaft ibsenisch zurechtgemacht, unwahr oder doch unklar und überflüssig. Der Held selbst ein Biedermann durch und durch, nicht mehr und nicht weniger. Die Handlung dünn und durchtränkt von Fachsimpelei und Tendenz . . . Vor ein paar Monaten hat ein eifriger Gegner der Bivisektion ein Theater in Berlin gemietet, hat das Haus mit geladenen Freunden der tierfreundlichen Bewegung gefüllt und ihnen dann meuchlings ein wunderliches Stück vorspielen lassen, in dem ein Bivisektor als ein ganz niedriger, herzloser Mensch dargestellt wurde, der schließlich im eigenen Hause die furchtbaren Folgen seiner lasterhaften Wissenschaft erlebt. Die Bühne war schließlich voller Leichen, wie jede Scene voller Uebertreibungen war. Es waren keine Menschen, die handelten und starben, sondern Puppen; es war kein Drama, das gespielt wurde, sondern eine dramatisierte Protestrede; es war kein Dichter, der sprach, sondern ein Agitator. Sein Wille war sehr gut; sein Stück war sehr schlecht; und der Beifall, den der sehr gute Wille und das sehr schlechte Stück fanden, war sehr groß. Der Verfasser hatte sich sein Publikum eben ausgesucht und eingeladen; er kannte die Stelle, wo es sterblich war. Nun, Max Dreyer hat sich sein Publikum nicht „eingeladen“; aber er kannte es auch, und er wußte, wo es sterblich war. An die Vorstellung zur Bekämpfung der Bivisektion hat mich das betäubende Schicksal des Probekandidaten Fritz Heitmann erinnert, der aus dem Lehrerverband des Gymnasiums einer norddeutschen Kleinstadt entlassen wird, weil der Unvorsichtige nicht nur viel Goethe citiert, sondern auch seine Primaner in dämmernder Ferne die Zusammenhänge zwischen der organischen und der unorganischen Welt sehen läßt und sie mit dem bösen Darwin aus dem lebendigen Weltbild lehrt, in der Natur den Geist zu finden. Wie gesagt, an den Erfolg der Anti-Bivisektionskomödie hat mich der Erfolg des Probekandidaten bei dem aufgeklärten Freisinn von Berlin W. im Deutschen Theater lebhaft erinnert. Und noch an eine kleine bekannte Fabel.

Der Rabe saß bekanntlich einmal auf einem Ast und hatte einen schönen Käse im Schnabel. Da kam der Fuchs vorbei und sah den Käse, den er gar gern gehabt hätte. Und er stellte sich unter den Ast, auf dem der dumme schwarze Vogel saß, und rief hinauf: „Ist's denn wahr, lieber Rabe, du sollst ja eine so wundervolle Stimme haben, eine Stimme, die an Schönheit alle Säger des Waldes beschämt.“ Da spreizte der eitle Rabe sein glänzendes Gefieder vor Stolz, sperrte den Schnabel auf, krächzte und — ließ den Käse fallen, mit dem der Fuchs lachend von dannen trollte . . .

Wenn man dem Berliner Freisinn seinen Darwinismus lobt — und das dazu noch zu guter Stunde, kurz nach dem bekannten Mirbach-Brief, so — läßt er den Käse fallen. Und wie eine kleine Fuchs-Spekulation an die Raben-Flugheit des lieben Publikums sieht auch der Schluß des Dramas aus, wenn der ironische Weltenrichter Paul Benefeld zu dem Entlassenen sagt: „Hast du schon mal von Preußen gehört? Da hat jeder das verbriefteste Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Geh du nach Preußen!“

Ich habe Max Dreyer am Abend der Erstaufführung nicht sehen können, wie er sich immer wieder vor dem tobenden Publikum, das so notwendig gegen die Mucker demonstrieren mußte, verbeugte. Ich sah zur nämlichen Stunde den

Dichter des Schlaraffenlandes zwischen den Niesenlebkuchen und mühlradgroßen Marzipantorten, den aus Pappe gefertigten Requisiten seiner Phantasie, sich tief verneigen. Aber für mein Empfinden kann Dreher nicht viel anders dagestanden haben. Es weht mir aus seinem kühl erfornenen Tendenzstück etwas entgegen von Lebkuchen und Marzipan, von vorsichtig nach bewährtem Rezept gebackenen Leckerbissen für ein freigeistiges fin-de-siècle-Publikum im Lande Preußen, wo jeder das verbrieftete Recht hat, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern . . .

* * *

Im Lessingtheater hat Hermann Vahr, der vielgewandte Wiener, einen Versuch mit der Marzipantunft gemacht. Und wie kluge Zuckerbäcker zu ihren Konfitüren gern ein schalkhaftes oder moralisches gedrucktes Sprüchlein stecken, das die Kinder lesen mögen, während sie sich den Magen an dem Zuckerzeug verderben, so hat Hermann Vahr zu der Buchausgabe seiner „Josephine“ ein Vorwort geschrieben. Er wickelt seine dramatisierten Anekdotchen ein in eine verbüffend bunte Umhüllung von schönen Worten, und während er uns den Korben zeigt, unterjocht von seinen allzumenschlichen Leidenschaften als zitternden Sklaven seiner Sinne, als Pantoffelhelden und eifersüchtigen Gemann, spricht er hochklingende Töne von dem, was er eigentlich bezweckt, gewollt und tiefsinnig geplant hat. Vielleicht war es erst nach dem Mißerfolg des Stückes in Wien, daß es seinem schlauen Verfasser einfiel: die Komödie sei eigentlich gar nicht allein für sich zu betrachten, sondern notwendig als erster Teil einer Trilogie zu denken. Und diese Trilogie sollte nicht etwa bloß Napoleons Glück und Ende darstellen; o nein, es sollte, nach ihres geistigen Vaters eigenen Worten, „eine Trilogie des menschlichen Lebens werden, die drei Teile unseres Daseins enthaltend: wie der Mensch für sich zu leben glaubt, aber dann vom Schicksal zu seiner Bestimmung eingefangen wird, bis er sein Amt gethan, sein Geschäft verrichtet, seine Rolle ausgespielt hat und nun wieder vom Schicksal entlassen werden kann. Jeder fängt an, indem er glaubt, frei zu sein, sich selber bestimmen und sich, wie man es nennt, ausleben will. Dann wird er inne, trogend, sich wehrend, mit Schmerz, daß er nicht allein und nicht um seinetwillen da ist, sondern bloß als ein Gehilfe oder Instrument des Schicksals. Er lernt gehorchen, sich selber giebt er auf; das Werk, das er bereiten, die That, die er vollenden, der Gedanke, dem er dienen soll, werden stärker als seine Launen u. s. w.“

Sehr schön gesagt und vom Standpunkt des Fatalisten — in welcher Rolle wir Vahr zum erstenmal sehen — zweifellos nicht unrichtig. Aber man sieht „Josephine“, schüttelt den Kopf und hat sofort eine wesentlich andere Erklärung für die Entschung dieses Stückes, eine minder feridise, minder philosophische, aber eine bedeutend einfachere und natürlichere. Der große Erfolg, den Sardou mit seiner Madame Sans-Gène gewonnen, mit diesem äußerst geschickt gefälschten Stückchen Weltgeschichte und der Wiederbelebung des korssischen Parvenü, der für das unter Nießches Einfluß denkende Europa der erste Held dieses sterbenden Jahrhunderts sein und bleiben muß, dieser Erfolg, sag' ich, hat Hermann Vahr, der viel Talent hat, aber keine künstlerische Ueberzeugung, der einen koketten Spürsinn besitzt für die wirkungsvollen Moden der Zeit, aber keine künstlerischen Ideale, verführt, den Tyrannen Europas für die deutsche Bühne zu gewinnen. Und über ihn, vor dem die Großväter gezittert hatten, wollte er

die Engel lächeln lehren, wie Josephine gelächelt hatte: Comme il est drôle, Bonaparte! Sardou war klüger: er zeigte den Kaiser in seinen kleinen lächerlichen Absonderlichkeiten, aber er zeigte ihn auch in seiner brutalen selbstherrlichen Größe. Wahr entkleidet die Heldengestalt vor uns ihrer Würde und zeigt uns den Menschen, nur den Menschen, nur den jungen Napoleon, den liebeshöhnenden General Bonaparte, der auf den blutigen Schlachtfeldern von Castiglione, Arcona und Rivoli die reitenden Eilboten abfertigte nach Paris, zu „ihr“, der geliebten Arcolin, deren Name sein Herz rascher schlagen machte, deren letztes Liebeswort auf seiner Brust ruhte, deren Bild seinen siegreichen Fahnen vorauszog.

Wahrs Stück fälscht nicht eigentlich Geschichte; es ist wahrer und ehrlicher vielleicht als Sardous Komödie. Er hat den Charakter der historischen Josephine, der Vicomtesse de Beauharnais, die der General Bonaparte sechsundzwanzigjährig, leidenschaftlich und unerfahren in der Rue Chantierine zum erstenmal gesehen hatte, getreulich festgehalten und hat auch die Vorgeschichte dieser überaus seltsamen Ehe nicht angetastet. Aber gerade dadurch, daß er uns ziemlich getreu den einzigen kleinen Abschnitt aus der Geschichte eines Titanen bietet, jenen lächerlichsten Abschnitt, in dem sich der citoyen Bonaparte in blinder Liebesrajererei betrügen ließ von einer Frau, die in dieser Ehe nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, schreibt Wahr ein Stück, das mit den Memoiren malthüsener Kammerdiener eine bedenkliche Ähnlichkeit hat; mit jenen Büchern, die hervorgegangen aus der Freude und Gewohnheit, die Großen klein zu sehen, allzeit eine gefahrlose Nahe des Duzendmenschen am Genie bedeutet haben; die zweifellos der Weltgeschichte ihre kleinen, nicht zu unterschätzenden Kärnerdienste thun, die aber nun und nimmer den Wert und Rang von Kunstwerken beanspruchen dürfen.

Wer die Napoleonlitteratur kennt, wer speziell Massons graziöses, echt französisches Buch *Napoléon et les femmes* mit Vergnügen gelesen hat, der weiß, daß Wahr für sein Stück aus guten Quellen geschöpft hat, und daß er der Finder nicht der Erfinder dieser Scenen ist. Aber dieser feutzende, wimmernde, tobende Napoleon, der vier Akte füllt mit seinem brünstigen Verlangen nach einer geschminkten Frau, die ihn betrügt und sich über ihn lustig macht, ist und wird kein historisches Denkmal des Mannes, der am glühendsten geliebt und am grimmigsten gehaßt worden ist in seinem überaus wunderbaren Leben. So stellt sich das Werkchen dar als Produkt einer koketten Marzipankunst, erfunden von einem talentvollen Mann, der heimlich nach des alten Sardou Ruhm schielte und auch ein wenig — nach seinen Lantienen. Denn solch großer Erfolg eines geschickt gebauten Anekdotenstückes, dem schon der Name seines Helden die Thore der Schauspielhäuser öffnet, wird leicht der goldene Schlüssel zu jenem gelobten Lande dreß Mehl hinter Weihnachten, wo

Von Malwasser sind die Brunnen,
Kommen eim selbst ins Maul gerunnen.

* * *

Mühselos den Weg zu diesem Lande gefunden haben auf glatteren Wegen Heinrich Lee und Meyer-Förster, die im Residenz-Theater ihren Schwanz „Nusch und Reichensbach“ allabendlich belacht sehen. Die komische Situation, auf die alles darin zu arbeitet: Richard Alexander sitzt im „Elektrischen Eisbad“,

er sitzt auf der Bühne darin, er schreit, er schneidet Gesichter, er kann nicht heraus! — o Gipfel der Komik! . . . Der Dialog hat so gut wie gar keine Pointen, die Figuren sind ohne Humor nach französischem Muster geschnitten. Aber Richard Alexander sitzt im Eisbad! Mit der Zuflucht der gequältesten Menschen, der Kaltwasserheilanstalt, wird ein geschmackloser Scherz getrieben, und nur Karikaturen laufen zwecklos umeinander. Aber Richard Alexander sitzt im Eisbad! O du Schlaraffenland des Witzes, dem solche Situation genügt! . . .

* * *

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß im Schiller-Theater Roman Woeren seinen Versuch vorführen durfte, Konrad Ferdinand Meyers vortreffliche Novelle „Die Richter in“ der Bühne zu gewinnen. Der Versuch ist mißglückt. Was sich im Fimellicht der Meyerschen Erzählungskunst groß, gewaltig, unvergeßlich abhebt vom Hintergrund der Rätischen Alpen, wird zum Puppenspiel im falschen Licht der Bühne. Musikalische Leute meinen: es hätte eine gute Oper gegeben. Möglich. Aber am besten und einfachsten wär' es Novelle geblieben.

* * *

Eine neubegründete „Sezessionsbühne“, die das Erbe der langsam sterbenden „Freien Bühne“ anzutreten gedenkt, brachte in einer Matinee Frank Wedekinds Einakter: „Der Kammerfänger“. Wedekind ist ein reichbegabter satirischer Kopf, aber ohne Selbstzucht. Er lacht heimlich, was er verspottet, und macht gute Witze über die Eitelkeiten der Welt, von denen er selbst nicht frei ist. Zum Dramatiker fehlt ihm so gut wie alles; er baut nicht auf, er stellt nebeneinander; er verknüpft nicht und löst nicht, er schreibt einfach drei Feuilletons in der Form eines einzigen Einakters, drei Feuilletons, die stellenweise verteuftelt langweilig, manchmal sehr bizarr und zuweilen sehr geistreich sind.

Dem „Kammerfänger“ voraus ging ein Akt von Wilhelm von Scholz: „Der Besiegte“, ein Mysterium, das keiner verstanden hat, am wenigsten die, die es eifrig beklatschten. Die Szenen spielen hinter einem Schleierflor, wie sonst nur Ballette, die auf dem Meeresgrund gedacht sind. Ort der Handlung ist eine deutsche Burg am späten Abend. Ein besiegter Ritter wird von seinem Besieger der Burgfrau geschenkt, damit sie nach Gutdünken mit seinem Leben verfare. Aber der Unheimliche gewinnt mit seltsamen Reden und noch seltsameren Blicken ihre Gunst. Und da er das Weib besessen, verläßt er als seltsam redender Mönch das Schloß. Die Sündenin stürzt nachtwandelnd in das Schwert des Gatten, und der Mönch kehrt zurück und hält ihr ein verwunderliches Totenamt. In den Versen leuchtet hier und da eine poetische Schönheit auf. Als Ganzes betrachtet ist die Dichtung der Triumph der Verworrenheit. Bilder und Stimmungen will sie geben; aber die Bilder verbindet kein leitender Gedanke, die Stimmungen adelt kein durchgehendes Motiv. Im Grunde ist dieser moderne Mystiker, der Maeterlinck studiert hat, ohne seine schlichte Einfachheit übernehmen zu können, vielleicht ein großer Schalk, der am liebsten am Ende des Spiels aus dem Souffleurkasten hervorkröche und dem erstaunten Publikum mit listigen Augen zuzwinkerte: „Habt ihr euch jetzt da bei wirklich was vorstellen können? Ja nicht!“

* * *

Gewiß, aus der bequemen Kunst für faule Gehirnschlaraffen müssen wir mal wieder herauskommen. Die spielerischen Märchen für große Kinder mit ihren

zucker süßen Versen und ihrer leichtverdaulichen Moral müssen überwunden werden, wie die Anekdotenkomödien mit ihren echten Requisiten, wie die Tendenzdramen mit ihrer fuchssklugen Verbeugung vor S. M. unserm allergnädigsten Publikum. Aber nie und nimmer wird die Zugkraft einer Dichtungsgattung gehören, in deren Raunen und Klängen von halben Tönen und halben Worten die sieben Weisen selber keinen Sinn fänden. Oder doch jeder von den sieben einen andern Sinn.

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.



Irrenfürsorge.

In unserm nervösen Zeitalter muß eine Betrachtung, wie sie Professor Belman im Dezemberheft der „Deutschen Revue“ (Herausg. Richard Fleischer, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) über „Die Irrenfürsorge am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts“ anstellt, in weitesten Kreisen interessiren. Von einer eigentlichen Fürsorge für die Irren ist überhaupt erst in diesem Jahrhundert die Rede, sogar erst in dessen zweiter Hälfte. Verfasser erinnert sich noch aus seiner Kinderzeit, „wie die liebe Straßenjugend mit lautem Hallo den stadtbekanntem Irren durch die Straßen nachzog, sie neckte und reizte und scheu auseinanderstob, wenn das gehezte Wild seinerseits zum Angriff überging“. Wurde der Unfug zu arg, so sperrte die Polizei den armen Narren in den Turm. Derartige Narrentürme gab es vielfach in größeren Städten, „und wie die Geisteskranken dort behandelt oder richtiger mißhandelt wurden, war einfach schenßlich.“ Erst die gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert hat der Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Geistesstörung eine Krankheit sei, die man behandeln und heilen könne wie andere Krankheiten, während noch Kant ihre Beurteilung der philosophischen Fakultät zuweisen wollte, da sie mit der Medizin nichts zu thun hätte; nun erst war aus dem Irrenvogte der Irrenarzt geworden. „Gleichzeitig kam man zu der Erkenntnis, daß die Behandlung der Geisteskranken doch nicht so einfach und unter den gewöhnlichen Verhältnissen nicht durchführbar sei, und daß man hierzu besonders eingerichteter Anstalten, der Irrenanstalten bedürfe.“ Als solche wurden zunächst, so gut oder schlecht es bei den mangelnden Mitteln ging, leerstehende Klöster eingerichtet. So die ehemalige Benediktinerabtei Siegburg, die 1825 als die erste und bis 1876 einzige Irrenheilanstalt der Rheinprovinz eröffnet wurde und Platz für 200 Kranke hatte. Aufgenommen wurden nur die heilbaren. Stellte sich Unheilbarkeit heraus, so wurde der Kranke der Fürsorge der Gemeinde übergeben, die ihn einer Pflegenanstalt anvertraute oder auch ruhig laufen ließ. „Man hatte“,

führt Pelman aus, „zu lange in den Geisteskranken Befessene oder doch moralisch Schuldige gesehen, um sich mit einem Schläge von dieser Auffassung frei zu machen, und wenn diese Anschauung auch nur in der Ueberzeugung nachklang, daß es in dem Belieben des Kranken gelegen sei, seine verkehrten Neigungen im Zaume zu halten, und daß man den einzelnen Krankheitsäußerungen durch besondere bauliche und technische Einrichtungen zu Leibe gehen könne. Wenn man auch meines Wissens nirgends so weit ging, wie der geistvolle, aber etwas paradoxe Neil vorschlug, Löwen und Tiger an einem versteckten Orte des Anstaltsgartens an die Kette zu legen, um melancholische und bewegungslose Kranke durch den plötzlichen und unvermuteten Anspruch zur Bewegung und damit zur Gesundung zurückzuführen, so hatte man doch in gleicher Absicht Treträder erdacht, wo der stuporöse Kranke sich bewegen mußte, wollte er anders nicht auf die Nase fallen, Drehstühle, wo der Tobstüchtige so lange und so schnell im Kreise gedreht wurde, bis er vor lauter Drehkrankheit die Lust am Lärmen verloren hatte; und in der Numpelkammer alternder Irrenanstalten mag sich noch eins oder das andre dieser alten Heilmittel erhalten haben. Nicht nur die vielberufene Zwangsjacke, an sich ein im ganzen harmloses Instrument, sondern der viel schlimmere Zwangsstuhl und andre Beschränkungsmittel ähnlicher Art bildeten die Ausrüstung der damaligen Anstalten, und da man sie auch als Heilmittel für unentbehrlich hielt, machte man von ihnen den ausgiebigsten Gebrauch.“

Von England aus hatte sich die Ueberzeugung zu uns Bahn gebrochen, daß es auch ohne Zwangsmittel, und sogar weit besser, gehe. Der englische Arzt Conolly hatte zuerst den Versuch der Behandlung ohne Zwang gewagt, und nach einigem Widerstande verschaffte sich dieses „Non restraint-System“ auch bei uns Eingang.

Sodann suchte man nach anderen und freieren Systemen der Verpflegung, als sie sich bisher in der Beschränkung der sogenannten geschlossenen Anstalt verwirklichen ließen. Obgleich wahrhafte Paläste, sahen die ersten großen Bauten doch gar zu sehr nach Kasernen aus. Die Franzosen gingen in der Auseinanderlegung der zusammenhängenden Gebäude voran und schufen ihre „petites Maisons“, jene Pavillonanstalten, die den anheimelnden Charakter ländlicher Wohnhäuser hatten. Die Franzosen waren es auch, die zuerst den Versuch einer Kolonisation im großen machten, während uns Belgien in seinem Irren-dorfe Gheel die uralte Einrichtung einer familiären Verpflegung zeigte. Die Gebrüder Labitte hatten auf einem 400 Hektar umfassenden Gute bei Clermont eine Farm errichtet, die ausschließlich von Geisteskranken betrieben und zwar mustergiltig betrieben wurde. „Um die großen, weit ausgebreiteten Gutshöfe gruppieren sich die Ställe, die das prachtvollste Vieh, die schönsten Pferde enthielten. Wenn die Arbeitsglocke ertönte, strömten die Kranken von allen Seiten aus ihren Wohnungen, einfachen bäuerlichen Häusern, heraus an die Arbeit, und jeder wußte, was er zu thun hatte, jeder ging ungeheiß an sein Werk, und der Betrieb des großen Irrengutes unterschied sich in nichts von dem eines andern, gleich großen Gutes, als vielleicht nur darin, daß jeder seine eignen Wege ging, still und ohne Streit mit seinen Nachbarn. Die Frauen besorgten den Dienst und die Haushaltung, und auf dieser Kolonie wurden durchschnittlich 400 Kranke in voller Freiheit der Bewegung beschäftigt.“

Erst lange nach dem Kriege war es Köppe, und nach dessen Tode Paetz vergönnt, auf dem Rittergute Mitscherbiz in der Provinz Sachsen den ersten Versuch bei uns zu machen, der seither zum Vorbilde fast aller neueren Anstalten geworden ist, in denen der Kranke in erster Linie Kolonist ist.

Noch über die Kolonie hinaus geht die familiäre Verpflegung, wie sie in dem bereits genannten Dorfe Gheel in Belgien sich in so großartigem Maßstabe entwickelt hat, daß dort heute bereits in 20 zerstreut gelegenen Ortschaften und Weilern mit zusammen 12700 Einwohnern nahezu 2000 Kranke verpflegt werden. Seit 1884 ist für die wallonischen Kranken Belgiens eine zweite familiäre Verpflegung in Liernur in den Ardennen errichtet worden, wo gleichfalls über 400 Kranke bei den einzelnen Familien untergebracht sind, und die Errichtung einer dritten Kolonie im südlichen Teile des Königreichs Belgien soll in sichere Aussicht genommen sein.

„Aber auch bei uns ist die Ausdehnung dieser besonderen Art der Irrenpflege nur eine Frage der Zeit. An Anfängen fehlt es bisher keineswegs, und in Bremen, in Jüten bei Hannover und in der letzten Zeit in Berlin hat man entsprechende Versuche gemacht. Namentlich in Jüten hat die Familienpflege unter des kürzlich verstorbenen Wahrendorffs Leitung eine größere Ausdehnung gewonnen, und es sind dort an 240 männliche Kranke in einer geradezu muster-giltigen Weise in den einzelnen Familien untergebracht.“ Und der Direktor der altmärkischen Anstalt Uchtsprunge, Dr. Alt, hat seinem Pflegepersonal sogar ein eigenes Dörfchen erbaut, wo in 14 Familien 42 Kranke verpflegt werden können.

„Man könnte nun“, fährt Pelman fort, „hier mit Recht die Frage aufwerfen, weshalb die Kranken denn nicht in der eigenen Familie verpflegt werden können, wenn dies in einer fremden möglich sei?“ Und er antwortet: „weil der Kranke gerade durch die besonderen Verhältnisse in der eigenen Familie erkrankt ist.“ Denn: „Zur Entstehung einer Geistesstörung wirken stets zwei Ursachen zusammen, eine innere, in dem betreffenden Individuum selber gelegene, und eine äußere, die in den äußeren Umständen, dem milieu social, zu suchen ist. Ohne die erste, dem Menschen angeborene, oder von ihm später erworbene Anlage zu psychischen Störungen würden die Schädlichkeiten des Lebens spur- und machtlos an ihm vorübergehen; ohne die äußeren Ursachen würde die individuelle Disposition allein kaum zu einer Erkrankung führen. Die Geisteskrankheit ist vielfach der letzte Akt einer langen Tragödie, deren erste Akte in der eigenen Familie spielen. Bei dem Manne ist es die Frau, bei der Frau noch häufiger der liebende Gatte, der als die Veranlassung der Erkrankung ange-schuldigt werden muß“ . . .

„Die Psychiatrie hat uns in den letzten Jahren mit einer Anzahl von Zuständen bekannt gemacht, deren Verständnis uns bis dahin weniger aufgegangen war, Zuständen, die nicht gerade zu den Geistesstörungen im engeren Sinne gehören, ihr aber doch nahe stehen. Meist zählen sich die Kranken selbst zu den Nervenleidenden, und nervenleidend sind sie, wenn auch ihr Nervenleiden einen bedenklichen Beigeschmack von Psychose hat. Neuerdings faßt die Wissenschaft diese Art von Leidenden unter dem Namen der Neuraastheniker zusammen, und sie hat damit einen großen Topf geschaffen, in dem sich unzählige und oft recht absonderliche Menschenkinder zusammenfinden. So viel steht fest, daß auch

sie zu ihrer Heilung einer Anstaltsbehandlung bedürfen, und daß die Irrenanstalt nicht für sie paßt.“

Die zahlreichen Nervenheil- und Kuranstalten sind für gewöhnlich etwas teuer, „dem Gros der Leidenden bietet sich bis heute keine Hilfe, und doch ist das Bedürfnis da, und die Not ist groß. Das scheidende Jahrhundert giebt diese Verpflichtung dem kommenden in die Hand. Diese und noch eine andre.“

Zu der anderen rechnet Belman die Verpflichtung der Fürsorge für die Gewohnheitstrinker, in denen er nicht bloß „den Sünder, sondern auch einen Kranken sieht“. Bescheidene Anfänge mit der Errichtung von Trinkerheilstätten sind ja gemacht worden. „Solange uns aber das Gesetz keine Handhabe bietet, den Trinker auch gegen seinen Willen einer solchen Heilstätte zu übergeben und ihn dort bis zu seiner Heilung zu behalten, kann von einer ersprießlichen Wirksamkeit keine Rede sein. Wohl droht das neue Bürgerliche Gesetzbuch dem Trunksüchtigen mit der Entmündigung, und damit ist wenigstens ein Schritt zur Besserung gethan. Die Hauptsache aber, die Stätte, wo er geheilt werden soll, die ist noch zu errichten; und auch diese Aufgabe wird das neue Jahrhundert zu lösen haben.“



Frauenjournale vor hundert Jahren.

Es sind hundert Jahre her, daß in England die erste ausschließlich von Damen geleitete, und auch gleichzeitig nur für „The British Fair“ bestimmte Monatschrift „The Lady's Monthly Museum“ erschien. Das Magazin sollte nach seiner weiteren und ausführlicheren Titelüberschrift dazu dienen, „den Charakter der Frauen zu erheben, zu unterhalten, zu belehren, die Phantasie und den Verstand anzuregen“. Auch auf die Seele der Frau sollte eingewirkt werden. Im Englischen wird das Wort „Mind“ hierfür gegeben. Dieser Ausdruck hat leider so vielfache Bedeutungen, daß mit absoluter Gewißheit die Willensmeinung der Herausgeberinnen nicht erkennbar wird. Es scheint jedoch aus dem nachfolgenden Inhalt hervorzugehen, daß darunter das der englischen Sprache fehlende Wort „Gemüt“ gemeint war.

Begreiflicherweise bot die hundertjährige Feier ausgiebigen Anlaß zur Besprechung in der englischen Presse. Je nach dem Parteistandpunkt wurde die Tendenz der alten Zeitschrift gelobt oder verworfen. Da es mir räthlich erschien, ein unbefangenes Urtheil zu erlangen, so habe ich mir im British-Museum einige Nummern des betreffenden Blattes herausgesucht und aufmerksam durchgelesen.

Durch eine Art von Vorwort werden wir unterrichtet, daß das Unternehmen vornehmlich dazu dienen sollte: „die Töchter unserer Zeit weiser und besser zu machen“. Soweit alsdann aus den ersten Heften ersehen werden kann, bestand ihr Inhalt aus kurzen Geschichten mit moralischer Basis und dem Siege des Guten und Edlen. Demnächst sind Aufsätze zu erwähnen, die mit sittlichem Ernst das Thema variieren: „die Pflichten der Frauen in der höheren Gesell-

schaft," ferner Anekdoten, eine erhebliche Menge lyrischer Gedichte, eine Uebersicht der von Damen herrührenden Litteratur, und endlich biographische Skizzen leuchtender weiblicher Sterne. Das Günstigste, was die Gegner zu sagen haben, kleidet sich kurz in den Satz: „die Sache war harmlos!“ Die bittersten Feinde sind noch kürzer und rufen nur das jedem Engländer wohl verständliche Wort „Cant“ aus, zu deutsch „GesellschaftsHeuchelei“ oder „Pharisäertum“. Bezeichnend genug bleibt es, daß dieser Ausdruck sich in der geringfügigsten Unterhaltung unausgesetzt wiederholt. Mr. Fronde, einer der besten Kenner des englischen Volkscharakters, definiert ihn wie folgt: „Cant ist organisierte Heuchelei, die Kunst, Dinge als etwas erscheinen zu lassen, was sie nicht sind, eine derartig tobbringende Kunst, daß sie das Gewissen derer tötet, welche sie üben, indem sie diese aus dem Stadium der bewußten Falschheit zu dem Glauben an ihre Illusionen bringt und sie so in die elende Lage versetzt: aufrichtig unaufrichtig zu sein“.

Weiter finden wir in der genannten Zeitschrift unter dem etwas stolzen Titel „School of Arts“ regelmäßig eine Spalte reserviert für Mitteilungen über geschmackvolle Vorlagen für Stickereien, und außerdem die Angabe der sichersten Mittel gegen Sommerprossen. Für „The British Fair“ war ja das Blatt bestimmt, und schön zu sein oder zu scheinen, stand jedenfalls damals höher im Wert, als der vielleicht nicht einmal geahnte Satz moderner Kritiker: „die Kunst für die Kunst“. Der Streit aber, ob der Schein keine Wirklichkeit besitzt, ist auch heute noch nicht von den Philosophen beendet. Die praktischen Damen wußten jedoch ganz genau, daß zu allen Zeiten eine Frau so jugendlich ist, wie sie erscheint. Sie waren sicherlich der Ansicht, daß der Schein höchstens ein zweites reflektiertes Spiegelbild des ersten Scheinbildes, unserer leider nur zu häufig irrtümlichen Wahrnehmungen, bildet.

Zur Unterhaltung der Leser wurden ferner interessante Episoden aus der englischen Geschichte, so mit Vorliebe „das Leben von Lady Jane Grey“ und „Maria Stuart“ hervorgehoben. Da die hübsch kolorierten Blätter für die Modebeiträge sehr exakt ausgeführt sind, so bilden die verschiedenen Jahrgänge einen wertvollen Beitrag zu der Trachten- und Kostümkunde der betreffenden Periode. Auch diese Abschnitte sind natürlich und anspruchslos behandelt.

Der Hauptstoff des Journals setzte sich jedoch zusammen aus Beiträgen über Erziehungsweisen und über die Ehe. Sobald diese Punkte berührt werden, gestaltet sich Stil wie Sprache am schönsten und beredtesten. Um die wirkliche, d. h. persönliche Erziehung ihrer Kinder kümmert sich leider die moderne und fogenannte bessere Gesellschaft in England sehr wenig. Für den weiblichen Teil liegt sie ausschließlich in der Hand der Gouvernante. In keinem Lande der Welt hat die Gouvernante dabei eine so trostlose Stellung wie gerade in England. Von der Dienerschaft des Hauses wird sie mißachtet, und von der Herrschaft, die ihr das Teuerste, was sie besitzt, ihre Kinder, anvertraut, wird sie als ein notwendiges Uebel, als eine Null betrachtet.

Ganz im heutigen Sinne, indessen eher etwas rücksichtsloser, finden wir am Ende jeder Nummer des Magazins den „Briefkasten“. Hier werden die Einsender von Beiträgen teils ohne Umschweife getadelt, teils aber auch herzlich gelobt, mitunter allerdings stark satirisch abgefertigt. So heißt es z. B.: „Der jungen Dame, welche uns eins ihrer Erstlingswerke, einen Essay über ‚Gutmütigkeit‘ einsandte und dabei für etwaige Unvollkommenheiten im voraus um Ent-

schuldbigung hat, raten wir dringend, nicht in unverständener Weise die Arbeiten anderer zu kopieren. Siehe, Dr. Johnson's „Rambler“, Nr. 72. Falschheit und Arglist sind keine weiblichen Tugenden, und je eher Albina dergleichen Abschreiberei aufgiebt, desto besser für sie“. Der „Rambler“ und „Idler“ waren von Dr. Samuel Johnson begründete Zeitschriften. Das Wort „Rambler“, der Herumschwärmer, Herumstreicher, hat in seinen weiteren figurlichen Bedeutungen auch noch den Beigeschmack des Abschweifens, der Wanderung und event. sogar Verirrung. Eine seltsame Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß die neueste Forschung unzweifelhaft feststellte, daß Dr. Johnson sein Hauptwerk „Rasselas“, obgleich er den Inhalt als von ihm erfunden vorgab, doch in der Hauptsache abgeschrieben hat. Der Portugiese Alvarez gab bereits die erste glaubwürdige Beschreibung von Affinitäten 1520 heraus, die dann Dr. Johnson zu dem genannten Buche benutzte. Selbst Shakespeare hat abgeschrieben, und es kommt eben hierbei alles darauf an, in welchem Grade und in welcher Weise die Anlehnung stattfand. Wer will also den ersten Stein gegen Dr. Johnson erheben? Die Franzosen haben ein bezügliches und alles ebendes Sprichwort: „Qui plante des choux, imite“. —

Einem älteren, aber jedenfalls noch sehr temperamentvollen Fräulein, welches für das Damenjournal eine recht flott verfaßte Gespenstergeschichte eingekauft hatte, ging es in der Kritik fast noch schlimmer, denn ihm wird vermittels der Briefkasteneinrichtung erwidert: „Wir können nicht begreifen, daß Ihnen als gefeßter Dame solch mysteriöse Fabrikationen Vergnügen und Befriedigung gewähren. Unter allen Umständen bergen aber derartige Mitternachts- und Geistergeschichten mit ihrem geheimnisvollen Ansturm die Gefahr in sich, daß sie die Phantasie junger Mädchen auf Irrwege leiten“.

Wie man ersieht, waren die Damen-Mezensenten gegen ihr eigenes Geschlecht gerade nicht übermäßig höflich. Das scharfe Urteil über ein Thema, das so nahe die „Suggestion“ und den „Hypnotismus“ streift, für das doch Frauen im allgemeinen nicht unempfänglich sind, läßt auf Objektivität der Redaktion schließen.

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß ganze Berge von Gespenstergeschichten und Abhandlungen über Mesmer in England zu jener Zeit angehäuft wurden.

Wie die Verhältnisse vor 100 Jahre lagen, konnten die Herausgeberinnen des Journals jedenfalls auf einen großen Abonnementkreis rechnen, wenn sie das Thema der Ehe als das wesentlichste behandelten und es als den Hauptanziehungspunkt für ihr Blatt ansahen. Die moderne Frauenbewegung will von solchen Grundfragen nicht viel wissen. Obgleich die Welt alt und wieder jung wird, behaupten doch eine ganze Reihe der Verfechter und Führer in der Frauenemanzipationsfrage, daß sich die Grundbedingungen des Lebens vollständig geändert hätten, und deshalb die gesamte Bewegung ebenso berechtigt wie natürlich sei. Ein geistreicher Franzose hat sich die Erledigung des Themas leicht gemacht, indem er scherzweise schrieb: „So lange eine weniger hübsche Frau sich über eine schönere noch zu ärgern vermag, wird alles beim alten bleiben“. Soviel steht fest: die Leiterinnen des „Lady's Monthly Museum“ hatten nicht übel in der Redigierung ihres Fachblattes disponiert, denn trotz seines bescheidenen Aussehens und Duodezformats führte es ein blühendes Leben ununterbrochen bis zum Jahre 1832 fort.

Interessant ist, daß auch in dem französischen Nationalarchiv vor wenigen Wochen ein hundert Jahre altes Damenjournal entdeckt wurde, freilich nur eine einzige Nummer. Diese nur von Damen verfaßte Zeitschrift betitelte sich „L'Athéné des Dames“, und die aufgefundenen Nummer ist vom 9. Jan. 1808 datiert. Es scheint, daß das Blatt nicht allzulange florirte. Der Zweck des Unternehmens sollte in dem Bestreben liegen, für die Frauen gleiche Rechte zu erlangen. Das Blatt wurde in Paris in der Straße „Git-le-Cœur“ herausgegeben — für ein Blatt kampflustiger Damen eine böse Ironie: „hier ruht, hier schweigt das Herz“!

Erh. O. von Schleich, London.



Verdurften oder Ertrinken?

Vor diese Alternative stellt Stainier, Professor der Geologie am landwirtschaftlichen Institut von Gembloux, die Erde. Die eine Möglichkeit scheint die andere auszuschließen, und doch macht es Stainier plausibel (*Revue scientifique* 1899, S. 566 ff.), daß unser Erdball beiden Gefahren ausgesetzt ist und voraussichtlich an einer von beiden zu Grunde gehen wird. Wahrscheinlich an der des „Verdurstens“, weil dies früher eintreten wird als das Ertrinken. Stainier glaubt nämlich nachweisen zu können, daß die feste Erdrinde seit jeher große Wassermengen aufgesogen habe und dies noch fortsetze. Wenn auch heute noch die Ozeane $\frac{3}{5}$ der Erdoberfläche bedecken, bei einer Durchschnittstiefe von 4 km, so sei die vorhandene Wassermasse doch gering im Verhältnis zu dem Gesamtvolumen der Erdfugel mit ihren 12756 km Durchmesser. Unter der Einwirkung der Schwere strebe das Wasser in die tiefer gelegenen Erdschichten hinab, und nur der glühende Zustand des Erdinnern verhindere das weitere Sinken. Aber das Erdinnere erkaltet immer mehr und bildet sich gerade zu Gesteinsarten um, die ganz besonders gierig nach Wasser sind, weil sie in der Hauptsache aus Eisen, Chrom und Titan bestehen, also höchst wassergierigen Substanzen. Daß das Erdinnere metallischer Natur sei, ergibt auch die Berechnung der durchschnittlichen Dichte oder des spezifischen Gewichts der Erde, das 7—8 beträgt, also etwa die mittlere Dichte des Eisens. So würde mit der zunehmenden Erhaltung und Erhärtung des flüssigen metallischen Erdkerns schließlich alles Wasser von diesem im Maßstabe seines Festwerdens aufgesogen werden, die Masse der Ozeane sich dauernd vermindern, die befruchtenden Regengüsse würden seltener werden und die Wüsten sich immer mehr ausdehnen, bis wir endlich zum Zustande des Mars gelangten, der nur noch ungeheure, völlig unfruchtbare Hochplateaus enthält — jene rötlich erscheinenden Flächen, die bisher als Meere gedeutet worden sind —, und dessen einziges organisches Leben sich während des Mars-Sommers in nächster Umgebung der geometrisch geordneten Kanäle entwickelt, wenn das Schmelzwasser des auftauenden Polareises die Kanäle überflutet. Ein Stadium weiter, und auf dem Mars wird alle Vegetation und damit alles Leben überhaupt erloschen sein. Und die Erde geht derselben Zukunft entgegen, das Leben auf ihr

muß „verdursten“, soweit es nicht vorher schon durch die Kälte erstorben ist, die mit der zunehmenden Kontraktion des Sonnenballs unsern Planeten vielleicht noch früher tötet, als es durch das Verschwinden des Wassers geschehen kann.

Die der Gefahr des Verdurstens so diametral entgegengesetzte Katastrophe des Ertrinkens würde die Erde einer Berechnung von de Lapparent zufolge nach Verlauf von 4 Millionen Jahren „ereilen“. Dann wird das Bett der Ozeane sich so weit gehoben haben, daß eine allgemeine Ueberflutung der Kontinente eintreten muß. Die Flüsse tragen die Gebirge langsam ab und führen die Schwemm Massen in die Meeresbecken hinab. Stainier berechnet, daß z. B. die Maas so viel Erdmassen mitführt, daß in 6 Millionen Jahren ihr ganzes Bett bis zur Tiefe des Meerespiegels abgetragen sein wird. Noch zerstörender auf das umgebende Festland wirken Rhone und Mississippi. Wird dann nur noch ein einziges ungeheures Meer die Erbkugel bedecken, dann, sollte man meinen, bliebe doch noch das Leben in den zahllosen Sectieren bestehen, die den Wasserball bevölkern werden. Das ist nicht der Fall. Denn ohne vegetabilisches Leben ist eine Erneuerung des animalischen auf die Dauer ausgeschlossen: wenn die Fische die letzten Reste organischer Stoffe aufgezehrt haben werden, werden auch sie eingehen, und schließlich alles Leben überhaupt. Freilich, für die nächsten Jahrhundertaufende, schließt Stainier seine Betrachtung, haben wir noch nichts zu fürchten, weder das Verdursten, noch das Ertrinken, noch das Erfrieren.



Eine Wiederbelebung der Amphitheaterkunst.

Ueber eine eigenartige Theateraufführung berichtet im Temps Gustave Larroumet. Die südfranzösische, wenige Kilometer vom Meer in wundervoller Umgebung gelegene Stadt Béziers besitzt seit 1896 ein gewaltiges, in Stein aufgeführtes Amphitheater, in dem für gewöhnlich Stierkämpfe stattfinden. Sie hat durch diesen Ban wahrscheinlich ihre Hochachtung vor dem Gesetze ausdrücken wollen, das die Veranstaltung von Stierkämpfen verbietet. „Denn was die Achtung vor den Gesetzen betrifft, wenn sie uns unbequem werden, sind wir ein ganz unvergleichliches Volk.“ Im Jahre 1897 besichtigte nun der auch in Deutschland wohl bekannte Saint-Saëns dies Amphitheater in Begleitung eines Kunstfreundes aus Béziers. Es fiel ihm auf, daß der gewaltige Raum eine günstige Akustik besitzt, und da er gerade aus Orange von der Aufführung der Antigone mit seiner Musik kam, so faßte er den Gedanken, hier etwas Nähnliches ins Werk zu setzen, und der Kunstfreund aus Béziers, Castelbon de Beaughostes mit Namen, übernahm die Verwirklichung des Gedankens.

Um ein Stück brauchte man eigentlich nicht in Verlegenheit zu sein. Denn das Odéon, das bedeutendste Theater nach der Comédie française, führt seinen Besuchern alljährlich eine ganze Reihe griechischer Tragödien in Uebersetzung vor. Aber man wollte etwas Besonderes haben, und Saint-Saëns erklärte sich bereit,

ein neues Stück zu komponieren, zu dem der inzwischen verstorbene Louis Gallet das Libretto verfaßte. Als Gegenstand wurde Deianiras trauriges Schicksal gewählt. Herkules, von einer plötzlichen Leidenschaft zu Iole, der Tochter des Königs von Oechalia, ergriffen, wird seiner Gattin Deianira untreu. Sie sendet ihm als Festgewand zur neuen Hochzeit das in des Centauren Nessus Blut getauchte Gewand. Herkules legt es an, wird vom Wahnsinn ergriffen und stürzt sich in einen Scheiterhaufen, aus dem er als Gott hervorgeht, während Deianira sich verzweifelt das Leben nimmt.

Weniger interessant ist, was über Text und Musik dieser Oper berichtet wird, als was wir über die äußere Einrichtung und deren Wirkung erfahren. Entsprechend dem großen Raum bestand das Orchester aus 250 Mann und 120 Sängern beiderlei Geschlechts, der Chor aus 60 Tänzerinnen. Die Schauspieler waren vom Odéon. „Die Vorstellung begann um 4 Uhr, wo die Sonne schon auf dem Abstieg ist, aber noch ihren vollen Glanz bewahrt. Das Amphitheater ist gedrängt voll. Zwölftausend, andere behaupten fünfzehn- oder gar zwanzigtausend Zuschauer wimmeln brausend wie ein Bienenschwarm unter dem ‚Silberdach, das sich vom blauen Himmel senkt‘. Der zweite Blick gilt natürlich den Dekorationen, die ein Drittel des mächtigen Cirundes einnehmen, Dekorationen ohnegleichen, die allein schon die Reise nach Beziers lohnen würden. Die Theaterdekorateure verfügen in der gewöhnlichen Praxis nur über einen beschränkten Raum. Sie bedürfen zur Hervorbringung der Illusion aller Hilfsmittel der Perspektive, und die gelungensten Schöpfungen sind niemals ganz befriedigend. Hier verfügte der Dekorateur dagegen über einen solchen Raum in Breite, Höhe und Tiefe, daß er die empfindlichsten Mängel der Theaterdekorationen vermeiden und die feinigen wie ein Panorama aufstellen konnte, so daß er eine völlige und uneingeschränkte Illusion erzeugte. Keine gezwungenen Verhältnisse, noch störende Zwischenräume, sondern eine einzige gewaltige leinene Wand, zusammenhängend und ungleichmäßig wie ein natürliches Gelände, mit Gebäuden und Bäumen, die um so täuschender ausfallen, als sie in der Sonne wirkliche Schatten warfen, und wenn der Himmel sich verschleierte, mit dem wechselnden Lichte auch die Farbe wechselten. Kurz, hier liegt die erste Verwendung jener Art von Dekoration aus gemalter Leinwand und leichtem Material, wie wir sie von der Weltausstellung von 1889 kennen, im Dienste der Theaterdekorkationskunst vor. Da die Dekorationen von Beziers auf den ansteigenden Stufen des Amphitheaters angebracht waren, so erreichten sie noch eine ganz besondere perspektivische Wirkung.“ Freilich, was diese Dekorationen darstellten, verdient geradezu mit schallendem Gelächter begrüßt zu werden und setzt Zuschauer voraus, die von jeder Kenntnis der antiken Architektur durchaus unberührt sind. Die mythologische Stadt zu Herkules Zeiten wird nämlich veranschaulicht durch den Parthenon, das Erechtheion, die Propyläen und das kleine Niketempelchen der athenischen Akropolis, überragt von Lysabettus und Barnes. Im Vordergrund aber ein Palast, dessen linker „für die Männer bestimmter Flügel das Löwenthor von Mycenae reproduziert, dessen rechter Flügel das Gynäceum (?) eines Palastes derselben Zeit, nach den Entdeckungen von Schliemann.“ Jedoch wollen wir weder über diese Uebersichtskarte hellenischer Baukunst lachen, noch uns bei den Gründern aufhalten, mit denen Larroumet sie zu entschuldigen sucht. Anderes ist lehrreicher und verdient die Aufmerksamkeit. „Es genügt, daß jeder Teil des Gemäldes an sich wahr erscheint und das Gesamtbild

den treffenden Eindruck einer Civilisation und eines Landes giebt. Und das ist der Fall. Die Aufstellung und Färbung dieser Leinwand geben einen durchaus hellenischen Eindruck. Wer je Athens erhabene Gefilde geschaut hat, kann sich wieder auf den heiligen Weg von Eleusis bei Kolonae versetzt glauben, wo Athens Burg auf dem Tiefblau des Himmels erscheint, die weiße Erde, den rotbraunen Rasen und die hügelige Ebene überragend, in die von Licht gebadete Pfade ein Silbernetz zu zeichnen scheinen. Besonders die Berge des Hintergrundes, dank dem wirklichen Himmel, zu dem sie aufragen, und dank dem Lichte, das sie in wechselnden Tinten färbt — lebhaft rot im vollen Sonnenschein, dunkelblau, wenn etwa gegen sechs Uhr weiße Wolken über den Himmel ziehen — diese Berge geben die vollkommene Illusion einer natürlichen Landschaft und teilen ihre Wirklichkeit den übrigen Dekorationen mit.“ Die Vorstellung beginnt mit einem Prolog, dessen Worte freilich verloren gehen, denn die gewaltige Masse der Zuschauer, denen man auch die südlische Lebendigkeit zu gut halten muß, kann sich nicht so gleich beruhigen, und ein starker Wind trägt das Brausen der See herüber. Aber eindrucksvoll allein ist schon die Gestalt der Schauspielerin in dem wallenden griechischen Kostüme, dessen Falten der Wind bewegt. Ueberhaupt ist von hervorragender Bedeutung für die künstlerische Wirkung „die stete Beteiligung von Sonne und Wind, der Sonne, die aufleuchten läßt, des Windes, der belebt jene antiken Gewänder, die so schön in ihren fließenden Linien und so recht geschaffen sind, um die Kraft oder die Anmut des menschlichen Körpers zur vollen Geltung zu bringen, und die wir gewöhnlich nur in der unbewegten Luft und dem künstlichen Licht der Ateliers und der geschlossenen Theater sehen.“ Das leuchtet allerdings sehr ein, daß diese Mitwirkung des natürlichen Lichtes und der Luft dem Ganzen ein Leben einhauchen mußte, dessen Wirkung niemand ahnen kann, der nur geschlossene Theater kennt, voll aber ausgenützt wurde von den Griechen zur Zeit des Sophokles. Welch einen Eindruck mußte es machen, wenn Antigone ihr Gebet zu Beginn des gleichnamigen Stückes nicht an eine Theater-Sonne, sondern an das wahre, eben aus dem Meere auftauchende Tagesgestirn richtete. Alles übrige, was uns Larroumet über diese Aufführung berichtet, dient nur dazu, um zu beweisen, wie stark dieses Hereinziehen des lebendigen Naturlebens in eine künstlerische Darbietung gewirkt hat, da sie an sich nicht geeignet war, einen reinen Genuß zu bieten. Denn die Verse waren so schlecht wie die Führung der sogenannten Tragödie und die Musik ohne jede antike Färbung durchaus modern. Dennoch war der Eindruck harmonisch, wie Larroumet versichert, und konnte kaum dadurch gestört werden, daß — man lache nicht — der Schauspieler Dorival sich in den Scheiterhaufen stürzte und die Statue des Herkules Farnese daraus emporstieg.





Weibliche Aerzte — Frauenemanzipation.

Der Artikel von Fräulein Ottilie Hertrampf über obiges Thema in Heft 1, Jahrgang 1899 des „Türmers“ ist mir und gewiß vielen Männern und Frauen aus der Seele gesprochen oder wenn sie wollen geschrieben. Ich bin überzeugt, daß die überwiegende Mehrzahl der Frauen so denkt, wie Ottilie Hertrampf, daß sie aber gegenüber dem lauten Lament der „Frauenemanzipation“ nicht den Mut finden, mit ihrer Meinung hervorzutreten. Den Männern, namentlich denen der Wissenschaft, geht es ähnlich, werden sie doch, wenn sie Gegner der Gleichstellung von Mann und Frau sind und dies öffentlich bekennen, von der meist gelesenen Tagespresse mit Spott und Hohn überschüttet und gleichsam zum alten Eisen geworfen.

Niemand ist so unverständig oder ungerecht, der Frau den Weg zu dem ärztlichen Berufe — um bei diesem einen Fall zu bleiben — zu versperren, wenn die betreffende Frau die notwendigen Eigenschaften in psychischer und physischer Beziehung besitzt. Das war zu allen Zeiten und bei allen Völkern so, selbst die antike Welt kannte berühmte Ärztinnen, Dichterinnen, Priesterinnen u. s. w. Ebenso die germanische Urzeit, und bei den uncivilisiertesten Völkern nehmen bedeutende Frauen oft einen hohen Rang in der öffentlichen Meinung ein. Daraus nun aber folgern zu wollen, daß die Frau im öffentlichen Leben dieselbe Stellung einnehmen müsse, wie der Mann, ist ein Unsinn. Eine solche Konvenienz scheidet schon an der Ungleichartigkeit der physischen Beschaffenheit von Mann und Weib.

Will sich die Frau einem öffentlichen Beruf (Arzt, Rechtsanwalt, Architekt u. s. w.) widmen, so kann sie in den meisten Fällen ihre Pflichten als Gattin und Mutter nicht in vollkommener Weise erfüllen. Eines leidet unter dem anderen. Sie wird in den meisten Fällen gut thun, unverheiratet zu bleiben. Dadurch leidet aber nicht nur ihre eigene physische und psychische Gesundheit, sondern auch bei konsequenter Durchführung die Wohlfahrt des gesamten Volkes. Gesundheit und Schönheit einer Frau gelangen erst in der Mutterchaft zur höchsten Blüte, vorausgesetzt natürlich normale gesundheitliche Verhältnisse; das wahre Glück des Mannes sowohl wie des Weibes beruht in der Ehe. Vor allem das Glück des Weibes, dessen ganzer Organismus in geistiger wie körperlicher Beziehung gleichsam darauf zugeschnitten ist. Unverheiratete Frauen werden meistens an irgend einem Leiden krank, wenn es auch nur ein eingebildetes Leiden nervöser,

hysterischer Natur ist. Durch eine solche Kränklichkeit wird aber die Leistungsfähigkeit im öffentlichen Leben stark beeinträchtigt.

Man sagt wohl, gerade die Ehe ist eine ideale, in der der Mann sowie die Frau, jedes seinen Beruf hat. Denn in solchem Falle ist jeder Teil von dem anderen unabhängig, und nur die reine, selbstlose Liebe kann sie verbinden, und ihre gegenseitigen geistigen Interessen werden die „Längeweite der Ehe“ nicht aufkommen lassen. Es mag sein, daß es solche Ehen ausnahmsweise giebt. Ich habe noch keine derartige glückliche Ehe in meinem fast fünfzigjährigen Leben gesehen; kann mir auch nicht denken, daß es die Aufgabe der Ehe ist, wenn morgens der Mann z. B. seinem rechtsanwältlichen Berufe nachgeht, während die Frau auf ärztliche Praxis fährt, um dann nachmittags oder abends beide abgespannt in ihre gemeinsame Behausung zurückzukehren, wo die Kinder so lange unter fremder Aufsicht gestanden haben. Vater und Mutter sind dann viel zu abgespannt, um sich eingehend mit der Erziehung der Kinder beschäftigen zu können oder um den Abend gemeinsam „sachzuspinneln“. Vielleicht geht der Rechtsanwalt abends auch noch in einen juristischen Verein, während die Frau in den Ärzteverein geht. Das ist keine Ehe, das ist ein Kompagniegeschäft. —

Weibliche Ärzte sind sehr heilsam für solche Frauen, die sich aus Schamhaftigkeit keinem Arzt anvertrauen mögen. Aber in der Stunde der Gefahr wird diese Schamhaftigkeit schon überwunden werden — das beweist z. B. die Niederkunft einer Frau, bei der sie gern die Hilfe eines erfahrenen Arztes in Anspruch nimmt.

Sogar die Sozialdemokratie will bei aller sonstigen Gleichstellung des Mannes und der Frau die letztere aus der Fabrik wieder in das Haus zurückführen. Der Mann soll so viel verdienen, daß die Frau nicht mit zu verdienen braucht — das ist m. E. n. ein sehr richtiger Standpunkt. Wenn dieser wahnsinnige Konkurrenzkampf Aller gegen Alle immer weitere Fortschritte macht, wird es immer weniger Männern möglich, eine Ehe zu schließen — ob das im Interesse der Frauenwelt sowie der Zukunft des Volkes liegt, mögen die Frauen selbst beurteilen.

Die Frauenbewegung scheint mir auch mit der Forderung auf falscher Bahn zu sein, daß die vollständige gesetzliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne in Bezug auf das elterliche Recht über die Kinder und in vermögensrechtlicher Beziehung anzustreben sei. In manchen Fällen mag diese Gleichstellung oder die Höherstellung der Frau dem Manne gegenüber berechtigt erscheinen, dann giebt aber das Gesetz der Frau Handhaben genug, um ihr Recht zu wahren und sicherzustellen. Im allgemeinen ist die Forderung falsch. In einem geordneten Hauswesen muß ein Wille herrschen, der selbstverständlich aus dem gegenseitigen Entgegenkommen von Mann und Frau entspringen muß. In einer wahren Ehe wird eine Tyrannei nicht vorkommen — in anderen Ehen läßt sich die Frau schon eine solche gar nicht gefallen. Man muß mit der Praxis rechnen, nicht mit theoretischen Grundsätzen. Und dann die Forderung, daß die Frau ebenso wie der Mann der eigene und alleinige Herr und Nutznießer ihres Vermögens sein, daß also dem Manne kein Nutzniehungs- und Verwaltungsrecht an dem Vermögen der Frau zustehen solle! Ja, steht denn der Frau nicht auch ein Nutzniehungsrecht an dem Vermögen des Mannes zu? — Hat sie nicht Anspruch auf einen standesgemäßen Unterhalt, selbst wenn sie überhaupt kein Vermögen

besitzt? Ist das kein Nutzniehungsrecht? — Jene Forderung der Frauenbewegung zusammen mit der Forderung einer leichteren Trennung der Ehe, das vollkommene Selbstbestimmungsrecht der verheirateten Frau und die vollkommene Gleichstellung der Frau auch im öffentlichen Berufe — alle diese Forderungen nehmen der Ehe ihren hohen, sittlichen und erziehlischen Charakter, entkleiden sie der Innigkeit und des Gefühls der steten Interessengemeinschaft — sie machen die Ehe zu einem bürgerlichen Geschäft, sie erniedrigen sie zu einem gesetzlichen Konkubinats.

Wenn diese Forderungen verwirklicht würden, dann sorge man auch zu gleicher Zeit für öffentliche Erziehungsanstalten für die solchen „Ehegemeinschaften“ entsprossenen Kinder. O. Glster.



„Weibliche Aerzte — sie sind wirklich nötig.“

Unter derselben Ueberschrift — in fragender Form — findet sich im Heft 1 des II. Jahrgangs ein Artikel, „von einer Frau beantwortet“. — Echtes weibliches Empfinden und eine Logik, die bei Frauen um so mehr anerkannt zu werden verdient, spricht aus den Zeilen der Verfasserin. Fast in allen Einzelheiten stimme ich dem Gesagten zu, und dennoch — der dortigen Beantwortung der Frage: „Weibliche Aerzte, sind sie nötig?“ — muß ich leider im folgenden widersprechen.

Die freundliche Ermutigung des Türmers am Schluß des Nachsatzes: „vielleicht beteiligen sich auch andere an der Erörterung dieser Frage. Heilsam, innerlich und endgiltig gelöst werden kann sie nur von den Frauen selbst“ — giebt mir allein den Mut, die Sache von meiner Auffassung aus noch einmal in der „offenen Halle“ des Türmers zu besprechen.

Bevor ich zu der eigentlichen Frage komme, möchte ich gerne einige Zeilen vorausschicken über die Ursache, weshalb die heutige Frau überhaupt auf den Gedanken gekommen ist, Ärztin zu werden — ob aus Naturnotwendigkeit oder aus Existenzgründen.

Die Antwort ist: aus beiden Gründen. — Der erste war ausschlaggebend. In der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Ärztin überwand die Frau das Vorurteil so vieler Menschen. Aus echtem weiblichen Gefühl heraus — nämlich dem der Menschenliebe — entsprang wohl zuerst der Entschluß der Frau, selbst dafür in die Schranken zu treten.

Ich will später hierauf zurückkommen. —

Der zweite Grund, die Existenz betreffend, tritt hier sehr zurück. Dennoch bedarf auch er der kurzen Erwähnung, weil dieser Grund eng mit der Frage zusammenhängt, die die ganze große sogenannte Frauen-Emanzipation ins Leben rufen konnte.

Unsere Frauen werden heutzutage ins Leben gedrängt. Es steht statistisch fest, daß sie die Mehrzahl unsers Volkes ausmachen; es bleibt daher vielen gar-

nicht die Wahl, ob sie den eigentlichen Zweck des Lebens eines Weibes erfüllen oder für eine ernste Wissenschaft ihr Können einsetzen wollen.

Arme Mädchen, ohne besonderes Vermögen, werden — man kann fast sagen selten — Gelegenheit haben, einen eignen Hausstand zu gründen, — ganz besonders wenn sie (ich spreche hier von diesen) auf einem höheren geistigen Niveau stehen, — die es also moralisch nicht vor sich verantworten wollen, ohne seelische und geistige Harmonie, ohne Liebe, eine Ehe einzugehen.

Uns Frauen ist nicht die Schärfe des Verstandes von der Natur gegeben, wie den Männern.

Sie gab uns dafür aber eine kleine Entschädigung — etwas sehr Schönes: die Poesie eines reicheren Innenlebens, die größere Empfänglichkeit für alles Herrliche und Wahre im Leben, — was sie dem „Kopf“ versagte, das gab sie dem „Herzen“. Bei der Frau ist die Seele alles — Gemüt und Gefühl müssen allzeit, anstatt des Verstandes, den Ausschlag geben; eben aus diesem Grunde steht eine Frau, die eine „Versorgungspartie“ macht, niedriger da als ein Mann, der so handelt! Eine echte Frau würde unter der Fessel einer solchen Ehe moralisch zusammenbrechen. Will sie also nicht ihr eigenstes „Selbst“ aufgeben, so muß sie sogar eine derartige Partie ausschlagen, und niemand darf sie deswegen hochmütig oder wählerisch nennen.

Das junge Mädchen ist jetzt vor das Problem gestellt: Sieh deinem Leben einen Zweck!

Sind die Verhältnisse im Elternhaus so, daß sie sich hier unentbehrlich fühlen kann, so ist ihr Wirken und Schaffen dort ihre vornehmste, erste Aufgabe. Ist letzteres jedoch nicht der Fall, so steht einer gebildeten Frau an weiblichen Berufen fast nur noch der der Lehrerin und der der Diakonissin offen.

Fräulein Ottilie Hertrampf, die Verfasserin des genannten Artikels, weist auf den letzteren speziell hin. Daher möchte ich auch darauf besonders eingehen, und von ersterem nur noch sagen, daß er, abgesehen von seiner Ueberfüllung, eine Abhängigkeit zeitlebens bedingt, wenn nicht, was ja bei jedem Fache der Fall ist, ganz besondere Fähigkeiten vorhanden sind. Immerhin, der Gipfel wäre die vielgeplagte Vorsteherin einer höheren Töchter-Schule! —

Der Beruf einer Diakonissin! Das kann befriedigen! — Hier hat die edle, uneigennütige Menschenliebe Platz, ihr Werk zu bethätigen!

Reicht aber die Konstitution bei allen Frauen dazu aus? Es gehört eine stählerne Gesundheit dazu, psychisch sowohl als physisch. Und dann nicht zuletzt — Entsagung, Entsagung! Ach wie leicht empfehle ich das meinen Mitmenschen an! Aber bin ich mir denn bewußt, was das heißt? Verzicht auf alles, was das Leben so herrlich schmückt, was uns Menschenkinder so angenehm und lieblich hinwegträumen läßt über den traurigen Ernst desselben — — Verzicht und abermals Verzicht, und dafür, als Ersatz: — Kummer, Verzweiflung, Tod das ganze Leben lang. — Und das alles nicht aus freier Wahl, nicht aus dem Bedürfnis der Weltentsagung und Aufopferung heraus, — nein, nur weil sie nicht geheiratet hat?

Klingt es nicht nach alldem grausam, zu sagen: „die Frau verdrängt den Mann“, wenn sie, nach einer Existenz ringend, den Beruf ergreift, in dem sie weiß und fühlt, sie kann der Menschheit nützen und helfen? Welche schönen Beispiele haben wir da!

Im allgemeinen hat Fr. D. G. recht, wenn sie sagt, die Frau leiste auf dem Gebiete des Mannes nur Mittelmäßiges; auf dem der Medizin trifft dies nicht zu!

Und dann — „eine Frau, die, ohne sich etwas vorzureden (?), die Wissenschaft um der Wissenschaft willen betreibt, ist so selten, wie ein weißer Spatz“ — das glaube ich nicht! Ich glaube, daß es unter den deutschen Frauen — unter allen Frauen — Gottlob, noch solche giebt, die ihr Streben uneigennützig, — ohne sich etwas „vorzureden“, — für die Wissenschaft, eben um ihrer selbst willen, sowie um des hohen Zieles willen, einzusetzen im Stande sind!

O, es liegt mir so fern, die modernen Frauen gar verteidigen zu wollen, die sich wirklich — „emanzipieren“!

Ich komme nun zu der Beantwortung der Frage: warum ist die Ärztin eine Notwendigkeit geworden?

Fräulein Hertrampf schreibt:

„Der gewichtigste Grund, der für die Notwendigkeit weiblicher Aerzte ins Feld geführt wird, ist der, daß sehr viele Frauen vor der Untersuchung durch einen männlichen Arzt zurückschrecken. — So bleibt eben nichts übrig, als zwischen zwei Uebeln zu wählen. Ich für meinen Teil halte die Behandlung der kranken Frau durch einen männlichen Arzt, im Vergleich zu den Medizin Studierenden weiblichen Geschlechts für das kleinere Uebel, aus folgenden Gründen: Die kranke Frau setzt sich einer Verletzung ihres Schamgefühls nur ausnahmsweise und gezwungenermaßen aus, die Studierende der Medizin aber freiwillig und für die Dauer, d. h. so lange bis die Abstumpfung eingetreten ist. Welch gewaltiger Unterschied!“

Das ist gewiß richtig gedacht, aber liegt im Leben, in der Praxis, die Sache auch so? Ich glaube nicht! Aus folgenden Gründen:

Die allermeisten Frauen, insbesondere die des Mittelstandes und die aus dem Volke, besitzen nicht die geistigen Mittel, die dazu gehören, ein falsches Schamgefühl zu überwinden. Sie wählen eben nicht „das kleinere Uebel“, sie setzen sich der Untersuchung eines Arztes garnicht aus! Sie suchen ihr Leiden so lange wie möglich ganz zu ignorieren, oder sie kurieren selber mit sogenannten Hausmitteln, bis es zu spät ist. — Ich bin überzeugt, daß sie sich einer Frau zur rechten Zeit würden anvertraut haben. Es giebt im Leben hunderte von Beispielen hiervon.

Ein zweiter Grund.

Ich möchte statt alles andern ein Beispiel anführen:

Eine hochgebildete, nicht genug zu schätzende Dame erzählte mir persönlich von ihren Erfahrungen auf diesem Gebiete.

„Ein nervöses Leiden — klagte sie — hatte mich geistig und seelisch so heruntergedrückt, daß mir aller früherer Lebensmut, alle und jegliche Freude genommen war. Ich glaube, was auch hätte passieren können, ich hätte bei allem dieselbe vollkommene Apathie gezeigt. Am unglücklichsten war ich selbst in diesem Zustand — ich sah keinen Ausweg aus demselben. —

„Endlich entschloß ich mich, bei einem erprobten Nervenarzt Hilfe zu suchen; ich hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm.

„Er sagte mir u. a. — nicht in so krassen Worten — ich möge mich etwas mehr zusammennehmen.

„Die Wirkung dieses feines Rates auf mich war unbeschreiblich. Ich weiß noch heute nicht, wie ich vor Aufregung nach Hause kam, ich weiß nur, daß ich noch mehrere Tage in einer überaus schmerzlichen Erregtheit zubrachte, bis mein Zustand unhaltbar wurde.

„Meine Heilung danke ich einer Berliner Ärztin. Schon das Gefühl des Verstandenseins, das ich bei ihren ersten Worten hatte, war mir eine unendliche Wohlthat. Die überreizten, straffgespannten Nerven beruhigten sich, — ich wußte bestimmt, daß ich nun besser werden würde, weil man mich angehört und verstanden hatte.“ —

Ich brauche wohl nichts mehr hinzuzufügen. Frauen sind eben aus einem anderen Holze geschnitten, als Männer. Unser seelisches Leiden — und wie viel giebt es in unsrer heutigen Zeit — kann nur eine Frau begreifen; und nur mit ihr können wir auch rückhaltlos über Gemütsbewegungen sprechen, die unser Innerstes berühren. —

Mit dem fremden Mann können wir es nicht, — und wenn er noch so „berühmt“ ist, und seine „Diagnosen“ noch so „richtig“ sind, und er noch „so grob wie Bohnenstroh“ werden könnte — oder auch gar würde, als sichtbares, vielmehr hörbares Anzeichen seiner Berühmtheit!! —

Zum Schluß bleibt noch die Frage des Herrn Türmers, „auf die es ankommt“: Muß das weibliche Sittlichkeitsgefühl abgestumpft werden durch die stete Gewohnheit?

Nein, sage ich, das muß es nicht.

Laß uns, lieber Leser, dies alles in einem höheren Sinne betrachten: — Ist denn die Seele eine Funktion des Körpers, — oder ist der Körper die Wohnung — das Spiegelbild — unsrer göttlichen Seele?!

Und das Studium dieses Körpers zu wissenschaftlichen Zwecken sollte unästhetisch — unsittlich sein?

Etwas so Selbstverständliches, der Natur Entsprechendes?

Die Natur an sich kann nie unsittlich sein, nur unsre Gedanken, die wir hineinlegen, können es sein. Auf eine reine, keusche Auffassung kommt es an; eine wahre Frau wird diese haben.

Es wäre ja wünschenswert im Interesse der studierenden Frauen, wenn kleinere Anatomiesäle nur für Ärztinnen eingerichtet würden, wer wollte das leugnen; ich stimme darin ganz mit Frä. S. zusammen. Wenn dies aber, vielleicht wegen zu geringer Beteiligung etc., noch nicht sein kann, so wird eine Frau, die ihr Studium würdig auffaßt, und der es Ernst damit im höheren Sinne ist, ihre Seele und ihr Empfinden auch so zu wahren wissen gegen Abstumpfung des Gefühls für angeborene Sitte und Anstand. O, es giebt da eine sehr feine, aber sehr sichere Grenze, — und trotz „der Gewohnheit“ wird eine wahre Frau diese inne zu halten wissen.

Freilich — die kindliche reine Unschuld des „Nichtwissens“ geht verloren, und das ist es, was Frä. D. S. wahrscheinlich meint, — und weicher und weiblicher macht tiefes, ernstes Denken auch kein Gesicht. Wo aber das Innere, die Seele eine herbe, starke Keuschheit bewahrt und nichts von Verrohung in sittlicher Beziehung weiß, da, meine ich, wird auch das Äußere, nämlich „die feine Sitte“ und „der gute Ton“ nicht einbüßen. Der Mann aber darf zu einer

solchen Frau „emporschauen“, nach wie vor; sie geht gewiß nicht ihres sittlichen Einflusses auf ihn verlustig.

Im Gegenteil — denn es kommt seine Achtung vor ihrem edlen Willen und Streben hinzu.

Frau Irmgard Weylandt.



Zum Problem der „Seherin von Prevorst“.

Die erste Untersuchung, die Fr. Mohr über das Problem der Seherin von Prevorst im Novemberheft des „Lürmers“ anstellt, ist freudig zu begrüßen. Nichts ist wünschenswerter, als daß man Probleme, die nun einmal für die Wissenschaft unbestritten vorhanden sind, nicht, wie es leider von seiten der herrschenden Systeme so viel geschieht, einfach totschweigt. Gerade Naturforschung und Medizin haben nicht zuletzt den Verus zu einem solchen Problem, wie es die Seherin von Prevorst uns aufgiebt, gewissenhaft Stellung zu nehmen, wie denn Dr. Klein in „Gaa, Zeitschr. für Natur und Leben“ den erfreulichen Mut hatte, schon vor mehreren Jahren wieder auf dies Problem verwiesen zu haben. Fr. Mohr bekennt sich als Anhänger der zurzeit noch immer herrschenden Naturanschauungen und will damit erklären, was ihm irgend nur erklärbar ist.

So weit er damit wirklich etwas erklärt und außerdem den Dingen keine Gewalt anthut, sind wir damit einverstanden. Da er gerecht und wahrhaftig genug ist, mancherlei Merkwürdiges, was in der Nähe von Frau Hauffe und durch sie geschah, als thatsächlich und unerklärt zuzugeben, wird er mir zum Frommen strenger Wahrheit die folgenden Vorstellungen nicht verübeln dürfen. Wer der Wahrheit ganz auf den Grund gehen will, thut am besten, allgemeine Standpunkte einer Zeit und Gilde möglichst aus dem Spiele zu lassen und sich nur an die einzelnen Zeugen und ihre Glaubwürdigkeit zu halten. Ob die heutigen Wortführer der mechanisch-materialistischen Naturdeutung von Irrthümern wirklich freier sind, als ehemals die Romantiker und Pneumatologen, wie viel sie auch da und dort von der Wahrheit abgeschweift und von späteren berichtigt sein mögen? Eschenmayer war kein Theologieprofessor, wie Mohr angiebt, sondern Naturforscher und Mediziner. Kerner war ja zweifellos ein sehr phantasiebegabter Mann; ob man aber deshalb berechtigt ist, die von ihm vorgetragene Dinge und Meinungen zu verdächtigen? Die auf S. 158 von Mohr gegebene Stelle eines Briefes an Frau Schwab bezeugt doch schon den Ernst, mit dem Kerner vor seinem eignen Bewußtsein bei seinen mystischen Erfahrungen bestehen konnte. Ganz ähnlich aber hat er an D. F. Strauß in einem Briefe sich geäußert, und im Buche der „Seherin von Prevorst“ ist die folgende, höchst bezeichnende Stelle zu beherzigen: „Wie ihn die Seherin geschildert, gehe dieser Geisteszug an euch vorüber in seiner ganzen Nacktheit! Und in Wahrheit, er ist kein poetischer, er ist ein ganz trivialer Zug aus dieser Welt, von der er hinüberging in eine Welt, wo alle Maske fällt und der Geist dasteht, wie er ist und wie er hier oft nur unter einer geglätteten Larve war, also oft noch

niedriger, erbärmlicher als hier.“ Am unzweideutigsten sind Kerners Erklärungen in der Vorrede zu seinem andern, von Mohr gar nicht erwähnten Buche, das über eine zweite, ganz ebenso merkwürdige Geisterseherin handelt, betitelt „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur.“ (Stuttg. 1836.) Dort heißt es: „Mich führt nicht, wie mehrere meiner Freunde, der Glaube in dies Gebiet, ich kam in dasselbe rein nur auf dem Wege der Erforschung der Natur, fand diese Phänomene als wirklich objektive Realitäten in ihr vorhanden, und zwar ganz so, wie sie das Volk schon längst erkannte und beschrieb. Sind sie nun auch ganz gegen meine eigene Phantasie und Natur, so kann ich sie nicht anders machen; denn der Naturforscher darf kein Dichter sein.“ — —

Man lese die bemerkenswerten Bekenntnisse Kerners selbst weiter. Von keinem wird verlangt noch auch nur gewünscht, daß er sich blindlings dem Geisterglauben Kerners anschließe. Nur eine ernste Prüfung des Bezeugten kann der Wahrheit dienen, und allerdings soll man, so weit es irgend angeht, auf bekannten Naturgesetzen fußen. Wahn aber wäre die Meinung, daß alles, was mit ihnen nicht erklärt ist, unnatürlich sein würde, und es ist sogar a priori gewiß, daß es in der Natur unendlich viel giebt, das wir noch nicht verstehen, aber mehr oder minder verstehen lernen können. Es ist sogar gewiß, daß darunter genug sein wird, was auf das Geheimnis unserer geistigen mit einem Körper verbundenen Existenz Licht zu werfen im stande sein könnte. Zu „metaphysischen Thatsachen-Erklärungen“ wird man erst auf Grund gehörig durchforschter Thatsachen schreiten dürfen. Metaphysische Erklärungen aber geben alle Naturerklärer schließlich auf ihre Art; auch der Materialist ist ja mit seiner Erklärung des Welt räthsels Metaphysiker, obgleich er die Philosophie verleugnet. Wenn Mohr auf Grund seiner nicht unannehmbaren Definition des noch sehr dunklen Begriffes der Hysterie Frau Hauffe hysterisch nennt, so trifft das möglicherweise zu. Uns ist es recht, daß er diese Krankheit ganz in das Gebiet der Psyche verlegt; aber, so wenig wir willens sind, etwa bei allen Leiden dieser Art die Entfaltung geheimer, supernormaler Seelenkräfte anzunehmen, sind wir doch überzeugt, daß, wie im Irren, auch hier bei dem gestörten Gleichmaß zwischen Bewußtsein und Körper leicht supernormale Fähigkeiten, die sonst auch auf ganz andern Wege zum Vorschein kommen, entbunden werden. Die Wahrheitsliebe der Frau H. indes, über deren tiefen Ernst uns genug berichtet wird, anzutasten, soll man sich hüten. Der nicht eben hoch entwickelte geistige Standpunkt der angeblichen Geister, die Frau H. sieht, ist für Mohr schon Grund, solche Geister abzulehnen: Du Prel aber hätte nie hierauf das geantwortet, was Mohr ihn erwidern läßt; sondern er hätte erstens von der niederen Geistesstufe der meisten Menschen gesprochen, welche die Erde verlassen — man denke an alle die Wilden, die ganz Ungebildeten, die Kinder! —, die doch nicht auf einmal hochentwickelt sein können, zweitens aber hätte er die Beschränkung des Verkehrs zwischen unsrer und einer überfünftlichen Wesensbeschaffenheit betont, wie das auch der geistvolle italienische Philosoph Angelo Brafferio thut mit dem vielleicht mehr als treffenden Wort, daß dieser Verkehr etwa dem eines Blinden und eines Tauben durch eine Mauerhauer; Leipzig, Spohr.) Vor allem darf man den Fall der Frau H. nicht gesondert für sich, sondern man muß ihn im Vergleich mit einer Menge des wohlverbürgten Aehnlichen ins Licht setzen. Du Prel könnte mit seinem jüngst er-

schönem ausgezeichneten Werk „Die Magie als Naturwissenschaft“ (Sena, Costenoble, 2 Bände) jedem den Beweis geben, daß über die von Joh. Müller und Liebig einst festgehaltene und neuerlich wieder viel aufgenommene Lebenskraft, über Animalmagnetismus, auch über die Wünschelrute*) und vieles andre ohne willkürliches Phantazieren weit sicherere Unterlagen und vernünftiger Erklärungen zu Gebote stehen, als es Mohr annimmt, der ja seinerseits hinsichtlich des Tischrücken von dem ganz unzulänglichen, noch in allen Konversationslexiken prangenden Faradahschen Erklärungsversuche sich frei zu machen geneigt scheint.

München, 9. November 1899.

Dr. Walter Gormann.

*) Der Münchner Akademiker Ritter und Prof. Barrett (Dublin) haben eingehende Arbeiten über die Wünschelrute verfaßt.





Vom neuen Jahrhundert. — Aller Rätsel Lösung. —
 Soziale Schwärmer. — Der Geschäftsmann comme il
 faut. — Ein goldenes Erinnerungsblättchen. — Soziale
 Entdeckungsreisen. — Des Türmers Wunsch für das
 neue Jahrhundert.

So des Türmers erstes Tagebuch im „neuen“ Jahrhundert! Welch
 ergreifender Gedanke! Ich kann mir nicht helfen: mir will dabei
 gar nicht besonders feierlich zu Mute werden! Es ist mir, mit Ver-
 laub, auch recht gleichgiltig, ob das „neue“ Jahrhundert mit diesem oder mit
 dem nächsten Jahre beginnt. Ich möchte wetten, daß das Kulturbild des
 31. Dezember 1899 sich nur wenig von dem des 1. Januar 1900 unterscheiden
 wird, abgesehen natürlich von den unausbleiblichen Folgen der Sylvesternacht,
 die sich diesmal, zu Ehren des „neuen“ Jahrhunderts, allerdings um mehrere
 Grad nachhaltiger äußern werden. Wenn nun aber wirklich im nächsten Jahre
 besondere Ereignisse eintreten sollten, so wird daran die Jahreszahl ganz gewiß
 am unschuldigsten sein. Darüber, ob das neue Jahrhundert 1900 oder 1901
 anfängt, ist ja Gott sei Dank ein Krieg noch nicht ausgebrochen, trotz aller
 Aufregung über diese denkbar wichtigste Frage der Welt. Ich kann mich also
 nur der Mahnung unseres verehrten F. Bettes „zur Beruhigung“ ohne alle
 Gewissensbedenken anschließen. Und damit können wir wohl über die Jahr-
 hunderte hinweg zur Tagesordnung übergehen.

* * *

Sollte nicht überhaupt ein Ueberchwung an veräußerlichten Säkularideen
 und -Vorstellungen zu den Kennzeichen unserer Zeit gehören? Sehen wir sie
 uns doch einmal daraufhin an! Da ist in erster Reihe ihre bedeutsamste Er-
 scheinung: die Sozialdemokratie. Die arbeitet fast ausschließlich mit Jahr-
 hunderten. Zwar sollte der „große Kladderadatsch“ nach Herrn Bebels Zukunfts-
 kalender schon vor einigen Jahren an der „bürgerlichen Gesellschaft“ vollstreckt

werden. Aber was haben die paar Jährchen mehr oder weniger zu bedeuten? Auch Falb behält ja auf die Dauer immer recht: ist das warme oder kalte Wetter zu der vorausbestimmten Zeit nicht eingetreten — nur Geduld, es wird schon noch kommen; vielleicht eine, vielleicht zwei, vielleicht acht oder zwölf Wochen später, aber kommen muß es, sintemal Tag und Nacht, Wärme und Kälte, Nässe und Dürre auf dieser Erde immerdar wechseln.

Im Briefkasten des „Vorwärts“, des sozialdemokratischen Zentralorgans, fand ich vor einigen Wochen folgende Belehrung eines Wißbegierigen, die mich in ihrer schlichten und dennoch erschöpfenden Weisheit wahrhaft überwältigte:

„3. Sie wollen wissen, welche geistigen Bewegungen, Ereignisse bezw. Umwälzungen aus der Weltgeschichte zur Begründung und Erklärung der sozialistischen Bewegung anzuführen sind? Alle. Man muß nur richtig verstehen. Suchen Sie sich doch über die materialistische Geschichtsauffassung zu unterrichten!“

Schau, dachte ich, hier wird wahrlich ein weltgeschichtliches Problem mit den einfachsten Mitteln gelöst. Und nicht nur ein Problem, sondern auch ganz summarisch das Problem, alle Probleme der Weltgeschichte. An dem Kausalitätsgesetz läßt sich nicht rütteln. Alles, was geschehen ist, mußte geschehen, jede Erscheinung beruht auf dem Zusammenwirken unendlich vieler Faktoren. „Man muß nur richtig verstehen: dann versteht man — einfach alle.“ Und wie angenehm für jedermann und jede Ansicht ist dieses wirklich ausgezeichnete Verfahren! Wird ein Anhänger des individualistischen und kapitalistischen Systems um die „geistigen Bewegungen, Ereignisse, Umwälzungen aus der Weltgeschichte zur Begründung und Erklärung“ jenes Systems befragt, so antwortet er ohne Besinnen: „Alle. Man muß nur richtig verstehen.“ Zum Ueberfluß empfiehlt er ihm dann noch einen Leitfaden von einem Geniungs-genossen, was aber schon nicht mehr Großmut, sondern pure Verschwendung ist und die grundlegende einfache Beweisführung eigentlich nur abschwächen kann.

Wozu auch mit Kleinigkeiten sich abgeben, mit einzelnen Gründen für seine Ansichten sich begnügen, wo einem „alle“ zur Verfügung stehen? Wozu praktisch an den Bedürfnissen und Reformarbeiten des Tages und des Jahres teilnehmen, wo einem Jahrhunderte zur Verfügung stehen, die ihre Arbeit ganz von selbst verrichten? Was verschlägt's, wenn durch unsere thatkräftige Mitarbeit vielleicht Gesetze geschaffen werden könnten, die Tausenden, Hunderttausenden bessere Wohnungen und Arbeitsstätten oder sonstige, jetzt schon erreichbare Erleichterungen verschaffen? Lächerlich! Nach hundert oder zweihundert oder tausend Jahren werden alle Menschen in Palästen wohnen, alle reichlich zu leben haben und nicht länger zu arbeiten brauchen, als es ihnen Vergnügen macht und ihrer Gesundheit zuträglich ist. Alles, was jetzt zur Befundung der Zustände geschieht, kann diese glückselige Zeit nur hinauschieben, die materialistische Geschichtsentwicklung nur aufhalten. Hauptsache ist, daß alles Bestehende möglichst schnell zu Grunde geht und möglichst viele zufriedene oder noch zu

rettende Existenzen ruiniert werden. Das Weitere wird sich finden. Alle Gründe, ausgerechnet alle, sprechen dafür. Man muß sie nur richtig verstehen und sich über die materialistische Geschichtsauffassung unterrichten.

Das ist keine Satire, beileibe nicht. Das ist das A und O, die Quintessenz der spezifisch sozialdemokratischen Theorie marxistischer Objektivanz. Alles, was an der Sozialdemokratie berechtigt, gesund und lebensfähig ist, das ist keine spezifisch sozialdemokratische Weisheit, sondern als Erkenntnis Gemeingut aller wohlmeinend, selbständig und vorurteilsfrei Denkenden. Nur haben die bürgerlichen Parteien mit der Bethätigung dieser Erkenntnis nicht rechtzeitig Ernst gemacht, und so sind sie, statt zu schieben, geschoben worden. Erzwungene Wohlthaten dürfen aber nicht auf Dankbarkeit rechnen. Es ist also erklärlich, wenn auch bedauerlich, daß alles, was Regierungen und Gesellschaft für die ärmeren Klassen gethan haben und weiter zu thun bemüht sind, bei diesen nur eine kalte Aufnahme findet.

* * *

Betrachtungen, wie diese, dürfen aber nicht von der sentimental Seite angestellt werden. Es ist ebenso thöricht, über den „Undant“ der arbeitenden Klassen zu klagen und sich in der Rolle des Gefränkten abseits zu stellen, um den „Lauf der Dinge“ vom warmen Winkel aus „abzuwarten“, als etwa — den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Solcher, meist sehr wohlmeinender Heißsporne, aber nichts weniger als politisch veranlagten Köpfe, die sich in ihrem „sozialen“ Eifer bis zur Röthe der Sozialdemokratie erhitzen, haben wir schon mehr als genug. Und sie kommen vielfach aus dem christlichen Lager. Es sind Idealisten, die Welt und Menschen nicht so finden, wie sie sein sollten, dafür aber nicht die Unvollkommenheit von „Welt“ und Menschen im allgemeinen, sondern die Kreise, in denen sie diese Unvollkommenheit kennen gelernt haben, verantwortlich machen. Die bilden sich dann ein, in dem anderen Lager, das so viel Schönes verspricht, werde es anders sein. Dort würden sie diese ideale Gesinnung wiederfinden, die sie selbst beseelt. Sie irren: die Menschen da drüben sind Menschen wie andere auch, von dem gleichen Eigennutz erfüllt. Wo es sich nicht um ihre Interessen handelt, bleiben sie ebenso kalt und stumpf und träge. Aber da sie weniger zu geben haben, können sie mehr versprechen, und da die Versprechungen von anderen eingelöst werden und sie selbst die glücklichen Empfänger sein sollen, so fließen ihnen alle die schönen Versprechungen von Menschenglück und Freiheit und allem Schönen und Guten und Wahren viel leichter und feurriger von den Lippen. Gewiß, sie sind von alledem aufrichtig überzeugt, aber sie würden es zum großen, sehr großen Teile bei dieser löblichen Ueberzeugung bewenden lassen, wenn sie dafür in derselben Weise die „Kosten des Verfahrens“ bestreiten sollten, wie sie das den anderen zumuten. . .

* * *

Und wieviel Eitelkeit, Mode, Sport und — Geschäft läuft doch auch bei dem „sozialen“ Uebereifer mit unter! Selten sind freilich die Fälle, in denen das Geschäft so naiv aufrichtig in die Erscheinung tritt, wie bei jenem Münchener Verleger, in dessen Veröffentlichungen die wechselnden Ansichten des Arbeitswilligengesetzes (vulgo „Zuchthausvorlage“) sich humorvoll spiegelten. Die That dieses Mannes verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, sie ist in ihrer Art groß. Also unser Verleger — ich folge hier einem Berichte des „Vorwärts“ — ließ eines schönen Tages ein Lieferungswerk in blutroten Groschenheften von Stapel: „Der Streikbrecher. Sozialer Roman aus der Gegenwart von Oskar Binden.“ Das grelle Titelbild zeigte zwei aufrecht stehende und einen am Boden liegenden Arbeiter, sowie eine Lokomotive, und jedes einigermaßen ahnungsvolle Gemüt mußte das Bild dahin deuten, daß die beiden Aufrechten, zwei ruchlose Streikbrüder und Terroristen, beabsichtigten, den großherzigen und edelmütigen Arbeitswilligen vor die Lokomotive zu werfen.

Der Roman, im feinsten Oesterreicher-Deutsch hingezaubert, schien zu halten, was das Titelbild versprach. Er war eine Verherrlichung des patriarchalischen Regiments, der Versöhnung von Kapital und Arbeit, und man durfte mit froher Spannung erwarten, daß am Schluß, nach ungezählten Verbrechen und haarsträubenden Greueln, unter dem Segen der Gesetz gewordenen Vorlage sich in bengalischer Beleuchtung der stets arbeitswillige Streikbrecher zur Belohnung für seine gute Gesinnung mit der bildschönen, tugendhaften und herzvollen Tochter des Unternehmers vermählen würde, um, in einem letzten rosenfarbenen Ausblick, als glücklicher Vater einer neuen Generation von Arbeitswilligen zu erscheinen, die infolge der Zuchthausvorlage durch keine terroristischen Schandthaten mehr bedrängt werden.

Indessen es kam anders. Fünf Hefte dieses zeitgemäßen Romans waren erschienen, schon hob sich die herrliche Gestalt des Streikbrechers in rührender, überwältigender Seelengröße von dem Hintergrunde grauenhafter Streikunselnen immer gewaltiger ab — da versiegte plötzlich der Strom des Kunstwerks. Eine jener elenden Kleinigkeiten, wie sie so oft die stolze Pläne der Menschen jählings knicken, hatte sich dem Unternehmen entgegengestellt. Es ist bitter zu sagen, aber es muß ausgesprochen werden: Die weitere Verarbeitung der Denkschrift als Hintertreppenroman scheiterte an dem jämmerlichen Umstand, daß kein Geschäft mit der Meisterschöpfung zu machen war. Nach fünf Heften wollte niemand mehr die Zuchthausvorlage in Lieferungen lesen.

Da entschloß sich der Verleger zu einer That, die in der Geschichte für alle Zeiten als ein Vorbild menschlicher Verbesserungsfähigkeit fortleben wird. Er nahm sich einen neuen Dichter oder gab doch seinem alten einen neuen Namen, und nun erschien abermals das erste Heft eines epochemachenden Dichtwerks. Der Umschlag hatte noch dieselbe Rote und dieselbe Zeichnung, aber über den zwei stehenden, dem einen liegenden Arbeiter und der fahrenden Lokomotive stand jetzt ein gründlich bekehrter Titel: „Streikbruch!“ oder der Sieg der

Arbeit. Sozialistischer Roman aus der Gegenwart von Rolf Eichenroth. Wer jetzt einen Blick in den Roman warf, der entdeckte zwar denselben Stil, dieselben Verbrechen, dasselbe Maß von Leidenschaft, Liebe und Tugend, aber die Tendenz hatte sich in das Gegenteil gewendet, und die frühere Titelzeichnung hatte einen neuen Sinn erhalten. Die beiden aufrechten Arbeiter sind nun augenscheinlich zwei Streifbrecher und Kapitalspiigel, die den schändlichen Plan — natürlich vergeblich! — auszuführen suchen, den tapferen Arbeiterführer, der am Boden liegt, auf Geheiß des Fabrikanten vor die Lokomotive zu werfen. Nicht mehr wird in diesen umgedrehten Poesielieferungen Posadowskys Werk verkürt, sondern der Verleger und der Verfasser sind mit einem kühnen Sprung in das sozialistische Lager gesprungen, freilich in ein fabel-sozialistisches Lager, wo alle Unternehmer zum mindesten als dreifache Muttermörder, berufsmäßige Verführer und fortgesetzte Meineidsleister erscheinen, und wo die arbeitswilligen Streifbrecher schenksüchtige, von der Hölle selbst erzeugte Kreaturen sind.

* * *

Aber wir wollen dem kundigen Geschäftsmann nicht unrecht thun, indem wir ihn hier als vereinzeltes Naturspiel zur Schau stellen. Dieser Mann ist auch nur ein Exemplar seiner Gattung. Oder ist es nicht Fleisch von seinem Fleische und Geist von seinem Geiste, was uns aus einem Artikel der „Berliner Finanz- und Handels-Zeitung“ so — bekannt anmutet? Das Blatt entrüstet sich über die deutsche Sympathie für die Buren und findet dafür folgenden Ausdruck ehrlicher Selbsteinschätzung: „Alle Welt (!) hat es vom ersten Tage an satt, der lieben Buren wegen in Handel und Wandel gestört zu sein, Geld teurer werden zu sehen, weil Bauern gerade dort ihr Strohdach aufgeschlagen haben, wo die Welt, die Arbeit der Nationen ihren Puls, ihren Nerv, ihr Blut, ihr Gold hat. Man lasse uns ungeschoren mit den billigen Phrasen (!) von Recht und Bildung, wenn die Welt in ihren Grundfesten erschüttert wird, weil einige Bauern den Platz nicht einer kaufmännischen Verwaltung überlassen wollen.“ Nach einem sinnigen Vergleich zwischen der Austilgung der Indianer und den Buren schließt das Blatt: „Macht geht vor Recht in kolonialen Fragen; denn wir haben als Gesamtbevölkerung das Recht auf geschäftliche Ruhe, und es besteht absolut kein Zwang, daß die ganze gesittete Welt in Angst und Bedrängnis über die Geldmarktlage ist, weil 100 000 Buren sich seit 40 Jahren ein Heimatsrecht in Transvaal erworben haben wollen. Waren es die 100 000 Buren wert, daß infolge einer gefährdeten Geldklemme die gesamte industrielle und kaufmännische Welt zu 50 Proz. geschädigt wird und Bankrott erleidet?“

Mag die Welt zu Grunde gehen, wenn nur Geld gemacht wird!

Dies güldene Blättchen vom Baume des „alten“ Jahrhunderts ist zwar schon von anderer Seite in seiner zarten Schönheit gewürdigt worden. Aber ich wollte es doch auch als kleines Andenken in diese Tagebuchblätter pressen. Es wird ja seinen Glanz so bald nicht verlieren!

* * *

Oben war die Rede von dem „Sport“, der heute auch mit der sozialen Frage getrieben wird. Dahin gehören gewisse Entdeckungsreisen durch das „Seelenleben der Arbeiter“. Diesem nicht mehr ungewöhnlichen Sport widmet nun die Volkswirtschaftliche Beilage der „Täglichen Rundschau“ aus Anlaß eines sehr bezeichnenden neuerlichen Falles einige nüchterne aber beherzigenswerte Betrachtungen:

„Wir halten es sehr mit dem Erkennungseifer, wer sich aber einbildet, er müsse, mit dem Arbeiterkittel umgethan, einige Wochen oder Monate unter Arbeitern leben, um endlich einmal wirklich zu wissen, wie Arbeiter denken und fühlen, scheint uns ein sonderbarer Heiliger. Zuvor mußte ihm doch eine gütige Macht die Erinnerung an sein vergangenes und die Aussicht auf sein künftiges Leben auslöschen, er mußte ganz das Gesicht der Menschen haben, unter deren Mitte er vorübergehend weilt, wollte er wirklich ganz in ihrem Denken leben. So ist er wie jeder andere Sterbliche genötigt, sich ein Bild von ihrem Seelenleben zu machen, indem er sich in die andere Seele hineinversetzt. Das haben Menschen zu allen Zeiten gethan, nie waren die Stände so voneinander abgetrennt, daß nicht der Mensch in dem einen sich eine Darstellung von dem Zustand eines Menschen im anderen Stand gemacht hätte. Ob der eine den anderen begreift, hängt von dem geistigen Vermögen des Beobachters und seinem durchschauenden Blick ab. Der Arbeiterkittel thut es nicht. Entschließt sich ein Höherstehender zu einer solchen Maskerade, so ist anzunehmen, daß ihn sein absonderlich rührsames Herz leicht verführen wird, dem beobachteten Volk Gefühle, Wünsche und Vorstellungen anzudichten, die nur in seinem eigenen Gemüt entstanden sind. Beschränkt er sich aber darauf, nur erlauschte Gespräche und gesehene Dinge mitzuteilen, so wird er nichts anderes zu erzählen wissen, als was auch ohne ihn bekannt geworden ist. Wir halten es für eine Beleidigung unseres Gesellschaftszustandes, durch Forschungen dieser Art den Anschein zu erwecken, als müßten die Gebildeten zu anderen Klassen der Bevölkerung mühsam wie zu den unbekanntesten Völkern Afrikas dringen, um etwas von ihnen zu erzählen. Wie viel Leute kommen fortwährend aus dem unteren Volk in die Höhe, die das vortrefflich verstehen! Wie viel gelehrte Leute, deren Leben immer in ausgezeichneten Umständen verlief, haben das Volk vortrefflich beobachtet und wissen über seine Leiden und Freuden genügenden Bescheid! Das Beispiel Harun al Raschids ist das Beispiel eines Fürsten, das andere Sterbliche täglich und stündlich, wenn sie wollen, nachahmen können. Sie brauchen nur einfach auf die Umgebung zu achten. Einem Fürsten mag die Verkleidung zur Erforschung der Menschen anstehen, einen gebildeten Bürger macht sie lächerlich.“

* * *

So wird auch künftig unter diesen Blättern manches Krause sich finden, manches, das dem Leser gar nicht weit vom Stamme des alten Jahrhunderts gefallen scheint, trotzdem ja — auf Beschluß eines hohen Bundesrats — ein

neues begonnen hat. Ob nun aber altes oder neues Jahrhundert — wir, liebe Leser, das ist des Türmers herzlichster Wunsch, wir bleiben doch „die Alten“?



Briefe.

A. L. N., C. G./B. W. Br. Der „alte nette Herr auf dem Turme“ fühlt sich durch diese Bezeichnung sehr geehrt und läßt Sie freundlich grüßen. Von der Einsendung macht er gern Gebrauch.

W. Fl. in D. Nicht ohne poetische Gedanken und Empfindung, aber im künstlerischen Ausdruck der sicheren Herrschaft über die Form bedürftig. Dank für die lebenswürdigen Zeilen und freundlichen Gruß.

L. G. in A. (Eshl.). Ihre Anfrage ist s. Zt. so beantwortet worden, wie sie gestellt wurde. Sie fragten, ob Sie das betr. Gedicht „ungestraft, d. h. ohne belächelt zu werden, im Familientreife vorlesen“ dürften, worauf die Antwort erfolgte: „Das wird von der größeren oder geringeren Kritiklust besagten Kreises abhängen. Aber versuchen Sie's nur immerhin, den Kopf kann's ja nicht kosten.“ Darin ist doch wohl schon das Urteil enthalten, daß ich eben dem Gedichte keine größere Tragweite abgewinnen konnte, als allenfalls die, einem nachsichtig gestimmten „Familientreife“ vorgelesen zu werden. Es ist ja möglich, daß ich mich hierin irre, und es liegt mir sehr fern, irgendwelche Unschicklichkeit für meine Urteile in Anspruch zu nehmen. Aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, das Gedicht als solches — der Stoff steht außer Frage — habe auf mich einen tieferen Eindruck gemacht. Ich glaube auch nicht, daß Sie vor einem kritischen Publikum Glück damit haben würden. Dazu läßt schon die Form und Ausdrucksweise zu viel zu wünschen übrig. — Lebhaft bedauere ich, Ihnen keinen günstigen Bescheid geben zu können. An mir liegt das aber gewiß nicht. Es gehört durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, Menschen, die einem wohlwollen, und mit denen einen sonst das gleiche Streben vereint, immer wieder — sozusagen von Berufs wegen — kritisches Wasser in den Wein ihrer Dichterhoffnungen schütten zu müssen. In den meisten Fällen erreicht man dadurch auch nichts anderes, als das man die Betroffenen verstimmt und gegen sich einnimmt. Aber was hilft's?! Der Wahrheit muß doch die Ehre gegeben werden.

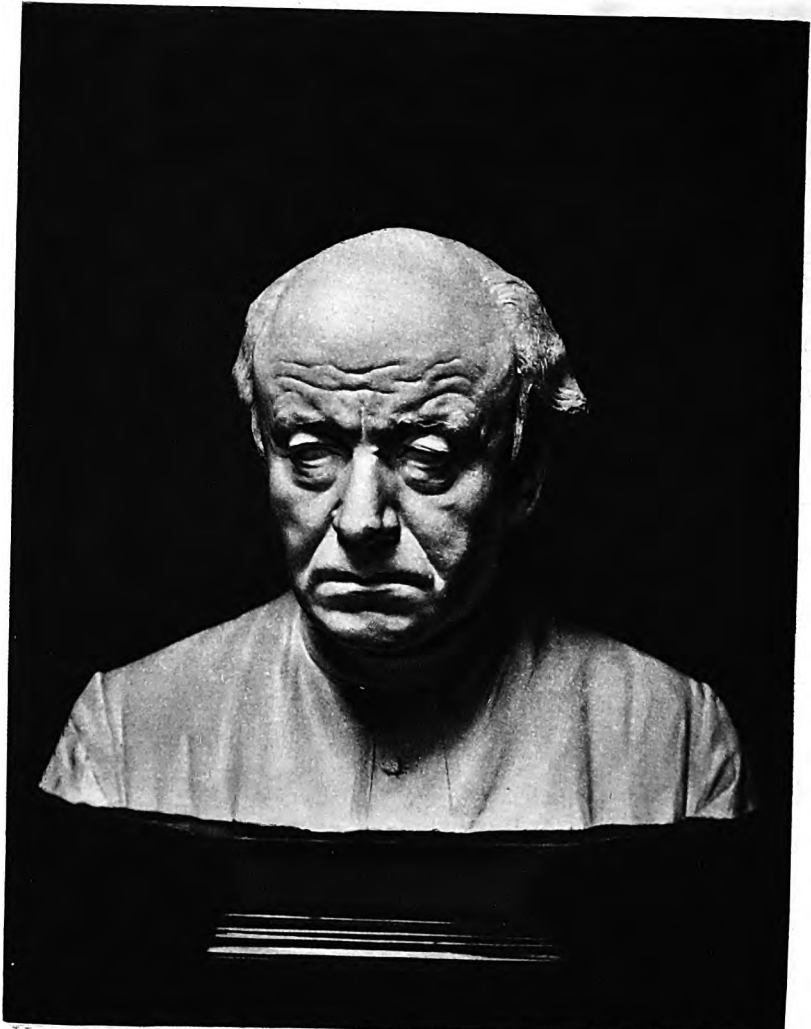
L. N. C. Leider nicht geeignet.



Zur gest. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Wiltenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1**, zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. Entscheidung über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleinere Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den „Briefen“ erfolgt und Rücksendung nicht verbürgt werden kann. Alle auf den **Verband** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart**. Man **abonniert** auf den „Türmer“ bei **jämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Wiltenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



J. Lagae sc.

Photogravure Bruckmann

GUIDO GEZELLE



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren,

Zum Schauen bestellt.“

Synkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg.

Februar 1900.

Heft 5.

Was sollen wir thun?

Von

Fritz Lienhard.



... „Ja, verehrter Freund und geistiger Genosse, wir vermögen nicht anzukämpfen gegen die allgemeine plebejische Massenpöbele, gegen den Strom der Demokratisierung, die alles und alle zerseht, die nur eins anerkennt: den Erfolg und das goldene Kalb. Und doch weiß ich nicht, ob und wie sich das Blatt der Kultur drehen sollte. Ich denke viel, vielleicht zu viel darüber nach und finde keine denkbaren Mittel und Wege. Hat etwa der Wohlstand, der Kulturseggen, wie man's nennt, England oder Amerika veredelt? Sind die Er rungenschaften der siebziger Jahre, der riesig gestiegene Wohlstand, etwa für uns segensreich geworden? Die Jagd nach dem Glücke rast auch über die deutsche Erde dahin und sie reißt den wahnsinnigen Reitern das Herz aus dem Leibe. Doch ich gerate wieder in meine düsteren Bilder, ich will lieber abbrechen“ — —

So machte kürzlich in einem Briefe ein väterlicher Freund und älterer philosophischer Zeitgenosse seinem bedrängten Herzen Luft. Dieser Mann gehört zu jenen Stillen im Lande, die von der Entwicklung unseres Zeitgeistes abseits gedrängt werden: aristokratische Naturen, deren Besinnlichkeit vom Jahrmarkt eines gegenwärtig ziemlich zersahrenen öffentlichen Lebens keine Befriedigung erhält; Idealisten, die der Naturalismus und rohe Materialismus eines systematisch verpöbelten Zeitalters bis ins Mark hinein verwundet. Ich glaube, es giebt mehr solcher Einsiedler, als wir gemeinhin in trübereu Stunden, wo wir uns selber ganz verlassen dünken, anzunehmen geneigt sind.

Es ist seltsam mit solchen Naturen: so wertvoll ihnen äußerer Erfolg und Besitz mitunter sein mag, im Grunde viel mehr ist bei ihnen der Altruismus, das Gefühl für andere, entwickelt. Oder noch besser: das Gefühl fürs Ganze. Sie sind so harmoniebedürftig und im letzten Grunde so überzeugt von der Harmonie des Schöpfungs-Alls, daß sie jede Unordnung, die ihre Augen trifft, als Beleidigung Gottes und — es ist wirklich oft tragikomisch — als persönliche Beleidigung empfinden. Ein veruntreuter Pfennig, ein gestohlener Apfel regt sie, um der ethischen Seite willen, gewaltig auf, oder giebt doch jedenfalls, zu den vielen kleinen Stößen des Tages, ihrer angesammelten Bitternis neue Nahrung. Sie sind andererseits rücksichtslos im Einsetzen ihrer Kraft, wo es sich um Förderung einer Idee handelt, die sich mit ihren Ideen deckt: diese Guten bieten oft ihre Hilfe an und vermuten Bedürfnis nach Trost, wo man sie doch weder gerufen hat noch brauchen will. Das ist die ewige Tragik des Idealisten: Cervantes, der geniale, hat ihr in seinem Don Quixote tragikomischen Ausdruck gegeben: komisch für den Durchschnittsmenschen, tragisch für den Erkennenden.

Dieser Idealismus hat von jeher gerade in germanischen Ländern geblüht; man hat ja bekanntlich die Blütezeit spanischer Kultur in ihren Rasse-Wurzeln auf die Goten-Einwanderung der Völkerwanderung zurückgeführt, auf ein Wiederausbrechen germanisch-iberischen Geistes nach siebenhundert maurischen Unterdrückungsjahren, als eine Lösung verhaltener Spannkraft nordischen Stolzes. Und so wäre auch der unsterbliche Don Quixote in seinen tiefsten Wurzeln und Würzeln, wie der kriegerische und männliche Cervantes selber, unser Stammesverwandter. Thatsächlich ist aber nun dieser Idealismus im Deutschland der letzten Jahrzehnte ganz gewaltig in die Ecke geraten. Und nicht nur zufällig, weil etwa andere und lautere Interessen alle Verinnerlichung unmöglich machten, nicht nur auf vorübergehende Zeit: nein, es wird von gewisser Seite geradezu systematisch auf diesen Idealismus und seinen besten Kern losgeschlagen. Deutschland muß erwachen, heißt es da; das philosophische und lyrische und musizierende Deutschland muß ein Herren-Deutschland der Faust und der großen Politik werden; jene Träumerei, die man den deutschen Idealismus nennt, hat uns der dreißigjährige Krieg beigebracht, jenes sogen. „deutsche Gemüt“ hat sich erst ausgewachsen infolge unserer politischen Ohnmacht; das nächste Jahrhundert mit seinem größeren Deutschland wird diese Entwicklung nach innen nicht mehr kennen!

Das sind die einen, die Nationalen oder besser die Nur-Nationalen. Dem gegenüber ist es ganz seltsam: der alte Idealismus scheint sich, mit etlichen Hautschürfungen, in ein buntes Lager hinübergelüftet zu haben: in das Lager des Kosmopolitismus. Da sind die Friedensfreunde und ihre Bewegung, da ist die ethische Gesellschaft, da ist Egidys Gruppe; dann wirkt da, von der Litteratur aus, der Kreis der meisten jüngeren, sozialistisch durchtränkten Litteraten, die von Tolstoj und Ibsen, den abstrakten Europäern, gleichmäßig angeregt sind. Das Moderne oder besser das Nur-Moderne könnte man zusammenfassend diese andere Richtung des Zeitgeistes nennen. Ihnen ist das Humanitätsprinzip das Höchste, Toleranz ist ihr Lieblingswort, das Jugendtum ist stark unter ihnen vertreten, während die Nationalen ziemlich antisemitisch angehaucht sind. Europäertum, Kosmopolitismus, Vermischung nationaler Gegensätze, Ignorierung der Rassenunterschiede, abstrakte Ethik für alle statt des konfessionell zerpaltenen und darum allein schon abzulehnenden Christentums, viel Sinn für die soziale Frage, für die sie aber auf dem Boden der heutigen Staatsordnung keinerlei Lösung wissen: — das ist es ungefähr, was diese Spielart des Zeitgeistes kennzeichnet.

Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich jetzt unsere augenblickliche Kultur, während die Gruppe des Christentums, besonders in der katholischen Form, ohne nennenswerten Einfluß besondere Wege daneben hinwandelt.

Wie wird das werden in diesem Jahrhundert?

* * *

Eine solche Fragestellung, nicht wahr, birgt zunächst einen ganz kleinen Gran von Dreistigkeit oder Naivetät in sich. Es ist damit nicht ganz, aber annähernd wie mit den auf gewisser Seite so beliebten Ausblicken über Grab und Tod ins unbekannt Land des Jenseits. Was haben uns Mythologie, Religionen und Spiritismus, von Buddha bis herab zu Swedenborg, über Länder des Als geographische Berichte gebracht! Wird aber die tiefere Seele dadurch gefördert? Nein, niemals. Wir haben von Christus besser gelernt: Christus geht grundsätzlich an solchen Ausblicken vorbei, er vermeidet alles Spekulative, um immer und überall fest und ruhig das persönliche Verhältnis des Menschenkinds zum ewigen Vater als das allein Erstrebenswerte, als das „Eins ist not“ hinzustellen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ — sagt er beruhigend ganz allgemein, aber er beschreibt diese Wohnungen nicht; „ich gehe zum Vater“, sagt er — aber er schildert den Vater nicht. Im Gleichnis vom armen Lazarus und dem reichen Mann läßt er der gequälten Seele, die ihre auf Erden schwelgenden Brüder warnen möchte, eine derartige Rückkehr geradezu verbieten: sie haben, was sie brauchen, sie haben Mosen und die Propheten. Und alle seine Wunder befriedigen nie die Schauft — wo sich solche Neugierde oder auch Hergenshärte (eine Verwandte der Neugier) vordrängte, trat er verstummend zurück —; wohl aber haben sie immer und überall sittlich-religiösen Kern: die seelische Persönlichkeit, die ganze

Persönlichkeit mit Willen, Herz und Begriffen faßt er dabei an; und als ihrer Seele beste Tugend und einzige Krone nennt er immer wieder den Glauben.

Was der Glaube (das griechische *πίστις*) für ein fest und fröhlich Ding sei, darüber weiß Luther in seiner Einleitung zum Römerbrief viel fernige Worte zu sagen. Dieses Vertrauen auf die Harmonie des Alls, dieses Kindsein gegenüber dem allwigen Vater — das ist für das Christentum die alte, lächelnd-ruhig gebotene und erst staunendes, dann seliges Lächeln weckende, kindereinfache und doch geniale Lösung. Kindereinfach — wenn Herz und Willen nur überhaupt empfangen wollen.

Und noch etwas will ich hier einfügen, was man gleichfalls nicht immer genug beherzigt: Christus hat verhältnismäßig selten gefordert und geboten. Wenn man genauer zusieht, so hat er meist festgestellt: wer das und das thut, der ist im Reiche Gottes — das ist der immer wiederkehrende, ruhig feststellende Satz. Er spricht gern in Gleichnissen; er schaut als tiefster Menschenkenner durch eine einzige Aeußerung oder Handlung ins Herz der Begegnenden. Sie sind schon selig (oder unselig), wissen's aber noch nicht, quälen sich in franken Zweifeln — und ihnen die Zweifel zu nehmen, sie gewiß zu machen, ist er aus den Himmeln zu den Kranken gekommen. Nicht die Substanz ändert er, auf Verstockte wirkt sein Magnetismus gewissermaßen nicht: er, der die große Scheidung zu bringen gekommen ist, wirkt durch seine Persönlichkeit anziehend oder abstoßend, nicht durch Lehre und Gebote an sich. Denn die letzteren, von denen sich die Pharisäer ihre guten 365 aufgespeichert hatten, gehen nur einen Teil des Menschen, nur den kleinen Verstand an: während volle Persönlichkeit unmittelbar, wie Elektrizität, auf volle Persönlichkeit wirkt, sei's nun in negativem oder positivem, in abstoßendem oder jubelnd anziehendem Sinne. Eine Erscheinung wie Christus brauchte nur über die Erde zu gehen, in ihrem Tageslauf äußerlich nicht von anderen Rabbis verschieden: sie wirkte dennoch, sie strahlte Kräfte aus, ganz von selber: denn sie war.

* * *

Nach diesem Ausflug kehren wir zu unserer Fragestellung zurück und drehen sie etwas um: Was sollen wir also thun dem Zeitgeist gegenüber? In welchem Sinne sollen wir mitarbeiten?

Nun also: es ist nichts nütze, Erwachsenen zu gebieten; reifer als die sogenannten „idealen Forderungen“, etwa des Moralisten Ibsen, ist dies schweigende Sich-Ausleben und das Vorbild. Die moralische Gruppe Ibsen-Tolstoj-ethische Gesellschaft-Egidsy, und die national ermunternde Gruppe nicht minder, spricht und fordert zu viel. Bismarck, in derselben Zeit, lebte und war. So kann man auch jener Frage gegenüber nur feststellen, was hervorragende Geister und Persönlichkeiten jetzt schon im stillen thun und gethan haben und thun werden — durch alle Zeiten hin. Wer mit unseren Augen schaut, wird von selbst so und nicht anders die Dinge sehen.

Zunächst leugne ich, daß äußeres Getöse eines industriellen und technischen

Zeitalters die Verinnerlichung hemme, daß Träumerei und Idealismus schlechthin nur in stilleren Weimarer und kleinstaatlichen Lagen möglich sind, wie das der großdeutsche Nationalismus behauptet. Amerika hat in allem Getöse den grenzenlos idealistischen Emerson ebensowenig wie etwa — beispielweise — den sinnigeren und minder bedeutenden Longfellow an ihrer Entwicklung gehemmt; Nießche, der überreizte Einsiedler, übt einen starken Einfluß auf die jüngere Generation, einen zu starken; Carlyle, der englische Philosoph, hat mehr Wirkung ausgeübt, als der freilich mit geschlossenerem System wirkende Schopenhauer vor dem Industrie-Gebröhn jemals ausübte; Richard Wagners Musik klingt in immer weiterer Schwingung; die Verehrung Bismarcks zeugt nicht von Erlahmen deutscher Begeisterungsfähigkeit — kurz, der germanische Idealismus ist kein Hemmnis für Ausbreitung des politischen Deutschlands zu Land oder zur See. Nein, wie zu Elisabeths, Philipps und Ludwigs XIV. Zeiten die Kräfte-Anspannung des Volkes auf allen Gebieten, in der Flotte wie im Shakespeareschen Theater, in Vaubans Festungsbauten wie in Bossuets Kanzelreden, gleich stark zu Tage trat, so kann — kann, sage ich — das größere Deutschland auch einen größeren Idealismus als die kleinstaatliche Gemüthlichkeit von Anno dazumal zeugen. Unser Gemüt bleibt durchaus seinem Wesen nach dasselbe: aber es dehnt sich ins Große aus und weitet sich ins unendlich Tiefe, es findet sich neue Worte und entläßt sich in neuen Kunstwerken. Nicht die Philosophie oder Religion oder Kunst schlechthin, diese drei hehnen Schwestern, sind als Beschäftigung für idyllische Zeiten abgethan: nein, sie werden aus dem Idyll eben, wie das Reich, mit herauswachsen müssen in größere Horizonte.

Geschieht das, so bricht eben eine Blütezeit an, in gewissem Sinne; geschieht es nicht, so sind alle Vereine und Satzungen — umsonst. Daß jeder an seinem Theile mit schaffe, im Gefühl für das Ganze, ist selbstverständliche Voraussetzung.

Nun liegt es aber auf der Hand, daß Verstimmungen, wie sie der eingangs citierte Brieffschreiber geäußert hat, weniger dieser als vielmehr der kosmopolitischen Gruppe gelten. Und da gehen wir, meines Erachtens, allerdings schweren chemischen Prozessen entgegen. Die Zerfetzung des Protestantismus, die Erstarrung des Katholicismus und die Judenfrage — das sind gleich drei Rätsel, mit denen wir uns noch bitter werden plagen müssen. Ist eine Ausschcheidung des Judentums möglich? Ist eine Aufsaugung möglich, ohne daß unser Volkskörper dauernde und schädliche Veränderungen erleidet? Ist eine Annäherung zwischen den Konfessionen möglich? Oder wird die eine siegen und welche? Wird die soziale Frage innerhalb der heutigen Staatsformen gelöst werden oder wird in gewaltsamem Umsturz unsere erhebende Tradition zerrissen und entweiht werden? Wird einst eine europäische Föderation, ohne Schädigung nationaler Eigenart, in der That einen gewissen weithorizontigen Kosmopolitismus herstellen? Werden sich einst Europa und Asien, weiße und gelbe Rasse, gegenüberstehen wie ehemals in kleinen Zeiten Deutschland und

Frankreich? Werden sich dann Wissenschaft und Religion herrlich versöhnt haben und als Bundesgenossen und Brüder nebeneinander hinwandeln gegen neue, gemeinsame Feinde?

Hier schauen wir in ein Jenseits von Möglichkeiten, denen wir einfach wehrlos gegenüberstehen. Die Kämpfer des Tages, immer neue und jetzt noch unübersehbare Debatten weckend, werden von Fall zu Fall in diese Fragen immer mehr hineinkommen, in deren Gewirre sie jetzt schon stehen. Und da drängt sich dem einzelnen, soweit er nicht berufsmäßig daran beteiligt ist, immer aufs neue die Tiefe und Erhabenheit jener einfachen Weltanschauung auf, in deren Mitte der Glaube, die πίστις, das Vertrauen steht. Was sollen wir thun?

Nun, ich ziehe nun die Folgen auch für uns aus jenem theologischen Ausfluge. Wer wahrhaft Konsequenzen zu ziehen weiß, aber nicht nur mit dem Kopf, der muß rund herum an diesem inelastischen Planeten ebenso wie in den Horizonten der Natur- und Weltgeschichte anerkennen, möchte ich fast sagen, an der Unendlichkeit. Ebenso im Kleingetriebe des Tages. Wenn man eine That in sich selbst und bei anderen in ihre letzten Anfänge verfolgt, diese Anfänge wieder auf ihre Anflöße und Zusammenhänge hin untersucht, weiter und weiter — so stellt sich, wie in der Betrachtung der Weltgeschichte, der Natur und des Sternenhimmels, überall heraus, daß wir eingewoben sind in ein riesenhaftes Netzwerk. Der Haltlose erschrickt nun in diesem Urwald, er strauchelt, er ärgert sich, er sieht Gewirre und Unordnung im Kleinen wie im Großen, er verhudelt sich immer mehr: in Entartung, Wahnsinn und Tod endet er, wenn er sich konsequent auslebt. Wer aber in Gott seinen Standort hat, der sieht von da aus alles in wunderbarem Gefüge, nicht alle Horizonte natürlich, aber er fühlt gewissermaßen von den sichtbaren Linien aus, nach wunderbaren Anfängen, die unsichtbaren Fortsetzungen: und er fühlt, daß sich weit draußen in der Unendlichkeit alles einen und runden wird. In diesem Anschauen und in dieser Gewißheit überkommt ihn nun eine wunderbare Stimmung der Harmonie: er schaut mit dem nun geübten Auge und dem nun getrösteten und erfreuten Herzen verklärend auch in die Wirrnisse des Tages. Und er bringt damit die Hauptsache zu allem Menschenverkehr und zur Behandlung jener Fragen von seinem göttlichen Standort mit hinunter: den guten Willen, die unbittere Freundlichkeit, das unparteiische, leidenschaftslose Bewußtsein, daß ihm das alles nicht das Ein und Alles ist, sondern allein wichtig nur sein göttlicher Heimatsort. Und so kommt statt der verärgerten Leidenschaftlichkeit, die der Gottferne, andere ansteckend, in sich herumlrägt, ein ruhiger und wohlthuernder Klang in die Debatte. Es ist Sonne im Wesen dieses Geklärteten: er holte sich das Licht vom Urquell alles Lichtes.

Das ist's, das ganz allein, was wir alle thun sollen, was und wer wir auch seien! Nichts schreiben, nichts thun, nichts handeln, bevor wir den Anschluß an Gott recht fest geschraubt haben, modern zu reden, so daß der Strom, der von uns aus in die Welt geht, eigentlich nur durch uns hin-

durch geht, seinen Kraftquell aber in Gott hat. Dies ist unser Geheimnis, dies unsere heimliche Freude. Das Was der Debatten und das Resultat der Kämpfe ist damit verglichen Nebensache, wie die ganze Erscheinungswelt an und für sich Nebensache ist: das Wie unseres Kämpfens, das Beklärte unseres irdischen Arbeitens ist allein Maßstab und Wertmesser. So werde ich kein schwärmerisch-abstrakter Kosmopolit noch auch ein Heißsporn von Nationalist sein: denn diese Fragen wird Gott lösen, ich freilich thue daran mit, besonnen und mit ganzer Kraft, aber — nicht leidenschaftlich, nicht verbittert. Mein Trost ist eben nicht mein oder meiner etwaigen Partei etwaiger Sieg, und brechen wird mich auch nicht eine Niederlage: „wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, so sind wir doch nur unnütze Knechte gewesen“ — nicht in entmutigendem oder lähmendem Sinne ist uns dies Wort gesagt, sondern zur Befähigung, zur Hinüberleitung in die Erhabenheit der über allen Kämpfen ragenden Gotteshöhe.

Diese Grundwahrheit aller Wahrheiten dem Gemüt zu künden, wäre eigentlich der Dichter vor allen Dingen berufen, neben dem Priester und Philosophen. „Die wahren Sänger“, sagt Emerson, „sind immer um ihre feste und fröhliche Gemütsstimmung berühmt geworden.“ Ja, sofern und weil sie sich eins wissen mit der „Weltseele“, wie der Amerikaner seinen Gottesbegriff formuliert; und nur dann. Auch das aber ist ein Zeichen der Zeit, daß wir solche Sänger nicht haben, wenigstens nicht den wirren Durchschnitt überhörend und die Aufgeregten im Thal beruhigend. Und auch das ist ein Wunsch der Zeit, daß uns solche Sänger in diesem Jahrhundert kommen mögen. „Ein noch königlicherer Zug“, schreibt Emerson an der angeführten Stelle (im Essay über Shakespeare), „gehört dem Dichter recht eigentlich an. Ich meine seine Fröhlichkeit, ohne die ein Mensch kein Dichter sein kann . . . Schönheit, den Geist der Bönne und Heiterkeit, gießt er über das Weltall aus.“ Ja, nur ist Schönheit — wie das auch Emerson thut — tief zu fassen, das Gute und Große mit inbegriffen, das Vollkommene, das Ideal: die vollste Entfaltung menschlicher Seelenkraft.

Was also sollen wir thun? Gar nichts Besonderes, wir sollen nur etwas sein. Sollen? Auch das ist, wie ich schon sagte, unfruchtbare Rede. Wir werden etwas sein und sind etwas Starres und Schönes ganz von selber, falls Wachstumskraft in uns ist. Und in bescheidenen Grenzen können wir alle uns zu Edelblumen entfalten, ja, der Poet kann es weithin vor der Oeffentlichkeit, denn in ihm selber und in Gott hat er seine Mittel; und mit ihm genießend — wie einst Dante durch Himmel und Hölle und Paradies zog mitten in den schwersten Wirren seines irdischen Vaterlandes — können auch wir uns einen Pfad bauen zu Gott, einen Lichtpfad können wir hinaufblühen lassen zu Gott, wie eine Lilie zur Sonne drängt. Alles andere mag uns dann von selbst zufallen oder mag selbst unserem redlichsten Mühen ver sagt bleiben: — Gott wird das richten, es ist ja nicht unsere Sache.





Die Halben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



IV.

Froben strich sich mit der Hand über die Stirn, wie um all diese Bilder der Vergangenheit auszulöschen. Weshalb er sich nur immer wieder in ihr Nebelreich verlocken ließ? Ruhloses Träumen von vergangenen Zeiten! Was hatte er noch mit der Vergangenheit zu schaffen? Fort mit dem, was sich unabänderlich vollzogen hat — vorwärts, vorwärts!

Er nahm wieder die Feder in die Hand, aber es wollte mit dem Arbeiten heute nichts mehr werden. Unwillkürlich mußte er durchs Fenster blicken und dem Spiel des Windes mit dem dünnen Laube zuschauen.

So war es ihm nicht unangenehm, daß er durch Hochen an seine Thüre in der Arbeit, die doch nicht von statten gehen wollte, unterbrochen wurde. Seine alte Haushälterin erschien in der Thüröffnung.

„Herr Berg wünscht Herrn Doktor Froben zu sprechen.“

„Berg?“

Der Besuch schien ihm willkommen zu sein, denn er erhob sich schnell, um dem Angemeldeten entgegenzugehen. Der aber war inzwischen schon ziemlich geräuschvoll eingetreten und rief Froben mit tiefer Bassstimme ein joviales „Prosit, alter Junge!“ entgegen.

Die beiden schüttelten sich herzlich die Hände.

Man mußte an das Äußere des Ankömmlings schon gewohnt sein, um ihm mit unbefangener Freundlichkeit entgegenzukommen. Denn er hatte auf den ersten Blick etwas entschieden Abstoßendes. Stand

schon der große Kopf mit der dichten braunen Mähne in keinem rechten Verhältnis zu dem zierlich-kleinen und zarten Körper, so war man sich beim Anblicke des Gesichts zunächst zweifelhaft, ob es mehr einen komischen oder unheimlichen Eindruck mache. Der übermäßig breite Mund mit den dicken wulstigen Lippen konnte für sich betrachtet komisch wirken; was aber diesem Antlitz etwas Wilbes und Unheimliches verlieh, waren die Blatternarben, von denen es völlig zerrissen war, und außerdem vielleicht ein halbes Duzend tiefer Schmissen. Faßte man dagegen nur seinen oberen Teil ins Auge, die breite, mächtige Stirn, den klassisch regelmäßigen Nasenansatz und die klaren, großen, scharf blickenden blauen Augen, so konnte einen wohl ein Bedauern überkommen, daß die Natur gleichsam in einer satirischen Laune sich über ihr eigenes wohlbegonnenes Werk lustig gemacht hätte.

„Na, mein Sohn, den schönen Berg hat man wohl schon ganz vergessen, seitdem man die Besserung der sündigen Welt in die Hand genommen hat und nur noch mit Geheimräten und Ministern verkehrt?“

Froben lächelte gutmütig. „Immer der Alte. Aber willst du nicht Platz nehmen?“

„Gern, wenn dieser heilige Sessel durch meinen subalternen Kadaver nicht entweiht wird.“

Damit ließ er sich auf einen Stuhl neben dem Schreibtische nieder und streckte nachlässig die Beine vor sich hin. Froben nahm seinen vorigen Platz wieder ein.

„Ja, die Geheimräte! Und die Geheimratsstöchter — gelt?“ Berg blinzelte schalkhaft mit den Augen.

Froben errötete leicht.

„Ich verstehe dich nicht recht.“

„Ach was, wirklich nicht? Laß gut sein, alter Sohn, man weiß doch, was man weiß.“

„Nun, und was weiß man denn?“

„Was alle Welt weiß. Daß ein gewisser Max Froben und eine gewisse Geheimratsstochter — Aber ich bitte dich, alter Freund, vor mir brauchst du doch wirklich nicht den Undurchdringlichen zu spielen.“

Der andere erwiderte sehr ernst:

„Worauf du hinaus willst, verstehe ich nachgerade. Ich kann dich aber versichern, daß an der ganzen Geschichte nichts Wahres ist. Wenigstens ist es nie zu einer — ich meine zwischen Fräulein von Cornow und mir ist nie ein Wort gefallen, das solches Gerede rechtfertigen könnte.“

„So, also doch noch nicht. Um so besser, um so besser,“ fiel der andre lebhaft ein.

„Aber lieber Berg, heute bist du doch der Unverständliche. Was soll das ‚Um so besser‘?“

„Sachte, eines nach dem andern. Also du bist noch in keiner Weise gebunden?“

„Gebunden? Lächerlich! Aber gewiß nicht. Wie kommst du überhaupt auf den merkwürdigen Einfall?“

„Ja, sieh mal, wenn man auch bloß ein so armseliges subalternes Geschöpf ist wie ich, ein kleiner Beamter, richtiger Kanzleischreiber im Ministerium, man schnappt doch so manchen Brosamen von den Tischen der Großen auf. Du ahnungsloses Gemüt scheinst also wirklich nicht zu wissen, daß man dich und Fräulein von Cornow sozusagen schon als Brautleute betrachtet.“

„Was? Wer wagt das zu behaupten?“ Froben sprang erregt vom Stuhle auf, eine jähe Röthe ergoß sich über sein Gesicht. „Un-erhörter Klatsch!“

Berg zog ihn an der Hand sanft auf den Stuhl zurück. „Aber sei doch nicht gleich so wild, altes Haus. Ueberlege dir die Dinge ruhig und gerecht, und frage dich dann selbst, ob das Urtheil der Leute wirklich so ganz unerhört ist. Man sieht euch beide öfter im Theater, bei Uhl, auf Spazierfahrten in der geheimräthlichen Equipage — immer natürlich in Gegenwart des Vaters oder Bruders, aber doch immer en petit comité, quasi im Familienkreise. Man weiß auch, daß du im Hause des Geheimrats aus- und eingehst, und was mehr ist, daß Fräulein von Cornow, die sonst gar nicht so ist, dir sehr freundliche Blicke zuwirft, sehr freundliche. Glaubst du denn, das Haus des Geheimrats liege außerhalb der Welt, sei nicht vielmehr ein Glashaus, in das hundert neugierige Blicke hineinspähen? Alle die jungen Leute aus den Bureaus und wer sonst noch alles mit ihm in Beziehung steht. — Glaube mir, lieber Sohn, Berlin ist in dieser Beziehung ein Dorf, ein Dorf sage ich dir! Wer sich hier irgendwie durch Namen, Stand, Rang, Reichthum oder sonst was von der allergrauesten Masse abhebt, über dessen Leben und Treiben wird gewissenhaft Buch geführt. Und da wunderst du dich, wenn die Leute deine nahen Beziehungen zu dem edlen Geschlechte derer von Cornow auf ihre Weise auslegen.“

Froben wurde sehr nachdenklich. Der Freund hatte nicht so unrecht. Seit seiner Rückkehr in die Großstadt war er allerdings in regen Verkehr zu dem Cornowschen Hause getreten. Aber war das bei seinen

geschäftlichen Beziehungen zum Geheimrat am Ende nicht ganz selbstverständlich? Daß er bei Geheimrats wiederholt den Abend verbracht, mit ihnen auch ein paarmal zusammen in der Loge des Opernhauses gefessen, an dem einen oder anderen Sonntag wohl auch eine Spazierfahrt in den Grunewald mit den Geschwistern unternommen hatte, das war ja alles richtig. Aber wie hätte er das ausschlagen können, wo er stets so freundlich dazu eingeladen worden war, besonders von Klara — von Fräulein von Cornow. Besonders von Fräulein von Cornow — hier machten seine Gedanken Halt. Das war's ja eben, was der Freund gesagt hatte. Hatte er selbst etwa nicht empfunden, was fremden Leuten schon aufgefallen war: daß Fräulein von Cornow sehr freundlich zu ihm war, viel freundlicher, als es sonst in ihrer Art gegen die junge Herrenwelt lag? Er hatte es wohl empfunden, mit einer tiefen Freude empfunden, das mußte er sich jetzt gestehn. Aber im Drange der ihn ganz beherrschenden Arbeit hatte er sich selbst keine klare Rechenhaft darüber abgelegt und sich an dem angenehmen Bewußtsein genügen lassen; die Stunden, die er in Klaras Gesellschaft verbracht, sorglos genossen, ohne andere Wünsche, als daß diese Stunden sich möglichst lange ausdehnen, daß sie möglichst bald wiederkehren möchten. Der Glückentwöhnte hatte sich an der schönen Gegenwart gesättigt; was die Zukunft bringen könnte, das würde sie schon von selbst bringen; weshalb sollte er ihren Schleier vorzeitig lüften? Er hatte in jenem zukunftscheuen Leichtsinne, der nur geprüften, schweren, tiefen Naturen eigen ist, zum Augenblicke gesagt: Verweile doch, du bist so schön. War es nicht so? fragte er sich jetzt. Und er mußte sich selbst gestehen: Ja, es war so.

Und er schwieg und sah vor sich hin, an dem Freunde vorüber.

„Nun, siehst du wohl,“ sagte der lächelnd, „jetzt kommt dir wohl selbst die Sache nicht mehr so unwahrscheinlich vor. Aber“, fuhr er fort, indem seine Züge einen ernstern Ausdruck annahmen, „du glaubst doch nicht etwa, daß ich gekommen bin, dir bloßen Klatz zu erzählen? Nein, lieber Freund, ich habe eine sehr ernste Absicht dabei und will dir jetzt auch sagen, was ich mit meinem ‚Um so besser‘ meinte. Um es kurz zu machen: Lieber alter Max — hier wurde seine Stimme weich und bittend, und in seinen großen klaren Augen lag es wie ein feuchter Glanz der Behmut, des Mitleids — ich kann dir nur raten, kann dich nur bitten —: Laß ab! Verzichte auf Fräulein von Cornow und zieh' dich möglichst unauffällig, aber auch möglichst bald von dem ganzen geheimräthlichen Kreise zurück.“

Froben sah ihm mit sprachloser Bewunderung ins Gesicht, schüttelte den Kopf und zuckte mit den Achseln.

„Weißt du, Berg, ich verstehe dich heute wirklich nicht. Was willst du denn mit dem ganzen Gerede von mir und Fräulein von Cornow? Angenommen, ich hätte die Absichten, die du mir zuschreibst, glaubst du, ich würde auf deinen bloßen väterlichen Rat hin solche Absichten aufgeben? Und warum denn das alles? Um Himmels willen warum? — Sollte — solltest du am Ende — selbst —?“ Er sah dem Freunde mißtrauisch in die Augen. — „Aber das ist ja doch gar nicht möglich.“

„Was ist nicht möglich?“

Berg begriff zuerst nicht. Dann blickte es wie lustiges Verständnis in seinen Augen auf, und er brach in schallendes Gelächter aus.

„Ach so, ja, wie konnte ich das nur vergessen! Ganz recht ja: ich habe selbst Absichten auf Fräulein von Cornow. Na, das mußt du doch zugeben: einen schöneren Mann kann sie sich auch gar nicht wünschen, und der Geheimrat wird es sich zur Ehre rechnen.“

Berg sagte das mit einem grimmen Hohn, einer grausamen Ironie gegen sich selbst. Dann fuhr er mit einem leisen, bitteren Lächeln fort:

„Weißt du, Max, es ist nicht schön, daran erinnert zu werden, daß man von der Natur geschändet, von den Menschen zertreten —“

„Aber ich bitte dich, Hermann, davon kann doch gar keine Rede sein. Verzeih', wenn ich da eben einen recht thörichten Gedanken äußerte. Er blickte mir auch nur eine Sekunde lang durch den Kopf. Bei deinen geheimnisvollen Reden kann man ja auf die sonderbarsten Einfälle geraten. — Also du meinst, ich soll mich von Klara — von dem Geheimrat gänzlich zurückziehen? Aber Mensch, weißt du denn gar nicht, daß dies ganz unmöglich ist, daß ich mit der von ihm begründeten Gesellschaft ‚Neuland‘ auf das innigste verwachsen bin, jetzt eben erst ein Organ für die Gesellschaft ins Leben gerufen habe, dessen verantwortlicher Leiter ich bin?“

„Auch das, alter Freund,“ erwiderte der andere in dem weichen Tone teilnehmender Trauer, „auch das alles wirst du aufgeben müssen.“

„Na, nun wird's mir aber doch zu bunt!“

Froben sprang abermals vom Stuhl auf und stand nun dem Freunde fast herausfordernd gegenüber. „Jetzt muß ich dich aber ernstlich bitten, endlich deutlich zu werden. Was soll das alles? Warum soll ich alles aufgeben?“

Berg war ruhig sitzen geblieben, als habe er diesen Ausbruch erwartet. Er sagte langsam und nachdrücklich:

„Weil du müssen wirst, armer Junge. Weil man kein Mittel scheuen wird, dich dazu zu zwingen, was du jetzt noch freiwillig kannst. Weil man nötigenfalls deinen Namen zerfleischen, deine gesellschaftliche Stellung ruinieren wird, um dich aus dem Wege zu räumen. Weil man eben dabei ist, gewisse alte Geschichten aus deiner Vergangenheit auszugraben, um sie dir als Dynamitbomben unter die Füße zu werfen. Mit einem Wort: weil man dich unmöglich machen wird. — So, da wär's heraus. Leicht war's nicht.“ Berg holte tief Atem, wie nach einer schweren Arbeit. „Daß es mich nicht entgelten, lieber Max!“

Der hatte ihm mit starren Blicken zugehört. Er war um einen Ton bleicher geworden. Jetzt zuckte er wie unter einem körperlichen Schmerz zusammen und griff sich mit der Hand an die Stirn.

„Das also ist es, das! Die Vergangenheit! Freilich, freilich, wie konnte ich nur hoffen! Ja, einmal mußte es wohl kommen. Die alte begrabene Geschichte! Du kannst doch nur die Sache — —“

„Ja.“

„Und weshalb glaubst du, daß — ?“

„Ich glaube nicht, ich weiß. Man hat schon seit langem Nachforschungen angestellt, an Pontius und Pilatus geschrieben, dein ganzes Leben, ich glaube, von der Geburt an, durch und durch gewühlt. Nun sind auch die Akten aus K. eingetroffen, ein ganzer Stoß. — Aber um Himmels willen, Max, laß dir nichts merken, sonst geht es mir an den Kragen. Du weißt ja, Amtsgeheimnis 2c.“

„Aber wer kann denn ein Interesse daran haben? Ich habe doch niemand etwas zu leide gethan, was ihn zu solch bodenloser Niedertracht treiben könnte.“

„Du liebe Einfalt! Als ob das nötig wäre! Du stehst eben wahrscheinlich jemand im Wege, und der hat das Interesse. Solltest du selbst nicht ahnen, wer der jemand ist? Dann kann auch ich dir keine weitere Auskunft geben, obwohl ich so meine bestimmten Vermutungen habe. Bis etwas von oben zu mir armem Schreiberlein gelangt, ist es durch so viel Hände gewandert, daß es den Geruch seines Ursprungs ganz verloren hat.“

Froben durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer. Vermutungen hatte auch er. Aber was kam es schließlich darauf an? Hier handelte es sich nicht um eine Person, mit der man kämpfen,

die man allenfalls niederzwingen konnte, sondern um ein blutloses Gespenst, um die Vergangenheit, die aus ihrem Grabe gestiegen war, sich mitten in seinen Weg stellte und ihre knöchernen Arme drohend und abwehrend gegen ihn ausstreckte.

„Ich begreife ja,“ fuhr Berg fort, „daß dich der Entschluß, hart vor dem Ziele deiner Wünsche umzukehren, bitter, sehr bitter ankommen muß. Aber du wirst mir wohl jetzt recht geben, daß er gefaßt werden muß, dieser Entschluß.“

Froben unterbrach seine Wanderung.

„Muß?“ fragte er, indem er vor Berg stehen blieb. Er lächelte verächtlich. „Also auch du, Berg, hältst diese alte Geschichte für so furchtbar belastend, für so verbrecherisch, so unsühnbar, daß ein halbes Leben voll Leid, Sorge, Arbeit und Demütigung aller Art nicht hinreicht, diesen ‚Makel‘ abzuwaschen?“

„Ich —?“ Berg lachte laut auf. „Kostbarer Einfall! Ich als Tugendprediger! Bei meinen Antecedentien! Ich pfeife auf die ganze Geschichte. In meinen Augen bist und bleibst du der, als welchen ich dich immer gekannt und geschätzt habe. Daß du einmal — na, sagen wir, dich verplempert hast, das — war am Ende auch nur menschlich. Du armer Kerl hast ja auch schwer genug dafür büßen müssen. Aber was hilft das alles? Mein Urteil ist hier leider sehr gleichgiltig.“

„Die andern aber, meinst du, die haben ein Recht, mich zu verurteilen? Die stehen so hoch und erhaben da, daß sie mich als räudiges Schaf aus ihrer Mitte ausstoßen müssen, daß ich in ihren Augen nicht wert sein kann, an einer reinen und großen Sache mitzuarbeiten, weil sie durch mich — geschändet würde?“

„Keine und große Sache? Giebt's denn so was heutzutage?“

Berg sagte das halblaut vor sich hin, indem er die Augenbrauen spöttisch in die Höhe zog.

„Lieber Freund,“ fuhr er dann gelassen fort, „du faßt die Sache doch wohl am verkehrten Ende an. Ob die Leute ein Recht haben, über dich abzuurteilen, das ist ja wiederum ganz nebensächlich. Genug, daß sie es thun würden. Verstehe wohl: der Einzelne für sich betrachtet ist ja gar kein Unmensch; der Einzelne für sich allein ließe schon mit sich reden, weil er ganz genau weiß, was er selbst auf dem Kerbholz hat. Der Einzelne ist in der Regel ein ganz friedfertiges Lämmchen. Aber die vielen Lämmer zusammen, siehst du, — das ist das Wunderbare bei der Sache — die vielen zusammen sind ein Rudel blutdürstiger Wölfe, die jeden zerreißen, auf dessen Fell ein paar

Flecken — zu sehen sind. Man nennt das Sitte. Auch öffentliche Moral ist ein sehr wohlklingender Ausdruck dafür.“

„Das wäre doch aber ganz gewöhnliche Heuchelei!“

„Heuchelei? Meinetwegen. Du könntest auch sagen: Feigheit. Oder noch besser: Halbheit. Denn sieh mal, es ist im Grunde viel weniger bewußte Bosheit, bewußte Gemeinheit dabei als Hilflosigkeit, Schwäche, Zerkahrenheit. Hat dich die Meute übel zerbissen, und du stellst dich mit deinen blutenden Wunden der Reihe nach vor jeden Einzelnen hin, beklagst dich bei ihm für die erlittene Unbill, so wird dich der Einzelne von Herzen bemitleiden, und wenn er nicht ein kompletter Lump oder Narr ist, und es sich nicht gerade um ein Kapitalverbrechen handelt, so wird der besagte Herr Einzelne zu dir sprechen: ‚Ja, lieber Freund, ich hätte ja gewiß nichts gegen Sie, ich weiß ja, wir sind alle Menschen, allzumal Sünder, ich gewiß nicht ausgenommen; denn ich muß ja zugeben, daß ich auch nicht immer auf dem engen Pfade der Tugend gewandelt bin. Und wenn ich mir Ihren Fall recht überlege, so sind Sie noch lange nicht der Schlimmste. Aber‘ — wird er dann fortfahren und sich den Kopf kratzen, — ‚was soll man thun?! Die ändern, die ändern! Mit den Wölfen muß man heulen und gelegentlich wohl auch zubeißen, damit man selber nicht gebissen wird.‘ Das ist eben die öffentliche Moral. Und, lieber Max, das muß doch wahr sein: eine öffentliche Moral müssen wir doch haben. Denn was bliebe uns noch, wenn wir nicht wenigstens die öffentliche Moral hätten? Allenfalls das Strafgesetzbuch, was ja in unverletztem Zustande für die meisten auch ein ganz gutes Ruhekitzen abgibt. Also: Schlafe patent, koche mit Gas, heule mit den Wölfen. Da hat ein kategorischer Imperativ genau so viel moralischen Wert wie der andere.“

„Du scheinst ja heute recht scherzhaft aufgelegt,“ warf Froben unmutig ein, ohne seine wieder aufgenommene Wanderung durch das Zimmer zu unterbrechen.

„Was willst du! Es ist so. Verstehe mich aber auch recht. Ich spreche nicht von der Moral als solcher, sondern von unserer öffentlichen Moral. Es hat Zeiten gegeben, deren öffentliche Moral sich mit der privaten völlig deckte. Das waren Zeiten, die eine positive, bestimmte Weltanschauung hatten; solche Zeiten waren das griechische Altertum oder auch das deutsche sogenannte Mittelalter. Wenn z. B. die Nürnberger den Bäcker, der ein zu kleines Brot geliefert hatte, an den Pranger stellten, oder das ehebrecherische Weib mit einem eisernen Zierat schmückten, oder wenn man damals gar Hexen öffentlich ver-

brannte, so entsprach das wirklich den sittlichen Ueberzeugungen jener Zeit. Das mag nach unsern Begriffen roh, grausam, barbarisch gewesen sein, aber es war doch wenigstens ehrlich. Denn der Betrug und der Ehebruch galten damals wirklich als Verbrechen, und an Heyen, die mit dem Teufel Umgang pflogen, glaubte man wirklich. Heute? Du lieber Himmel! Der heißt ein schlechter Kaufmann, der seine Kunden nicht zu übervorteilen sucht, und für das Weib, das auf verbotenen Wegen wandelt, gilt dasselbe: Laß dich nicht erwischen, dann ist alles schön und gut. Nun ja, wer ungeschickt genug ist, sich in den Maschen des Strafgesetzbuches zu verstricken, den läßt man achselzuckend darin zappeln. Und wer gar das Unglück hat, daß ihm der Paragraph in Form einer ‚entehrenden‘ Strafe von außen auf den Leib gebrannt wird, der —“

Berg brach plötzlich ab. Froben war stehen geblieben.

„Fahre nur fort, der —?“

„Ach was, mit Moral, mit dem, was wir darunter verstehen, hat das ja alles nichts zu thun. Aber so ist es: je weniger echtes, wahrhaftiges Gefühl für das Gute und Böse, um so größer die sittliche Entrüstung, um so lauter die Rufe nach neuen und immer wieder neuen weltverbessernden Gesetzen. Was heute als öffentliche Moral gilt, das ist doch im großen Ganzen ein ausgepustetes Ei, Schale ohne Kern. Kern kann eben nur eine einheitliche feste Weltanschauung sein, und — wie viele haben die heute? Wo aber der Kern fehlt, klammert man sich krampfhaft an die Schale: die öffentliche Meinung, das Hergebrachte, die Sitte, das, was in den betreffenden Kreisen als gut oder böse, erlaubt oder unerlaubt gilt. ‚Gilt‘, verstehst du, nicht ‚ist‘. Denn wer weiß denn heute noch in so und so vielen Fällen so ganz genau, was gut oder böse, was sittlich erlaubt oder nicht erlaubt ist? Hand aufs Herz, weißt du es immer? Hast du es immer gewußt?“

Froben schwieg. „In manchem“, jagte er dann nachdenklich, „magst du wohl recht haben. Es besteht wohl in vielen Fällen eine Kluft zwischen unserer hergebrachten Moral und der, die in uns lebt. Diesen Konflikt hat wohl jeder denkende Mensch von einiger Erfahrung einmal an sich erlebt. Aber im ganzen malst du doch viel zu schwarz. Leben wir nicht gerade jetzt in einer Zeit der sittlichen Selbstbesinnung, der sozialen Erneuerung, ja des religiösen Aufschwungs? Denke doch nur an die vielen Stimmen, die sich jetzt allerorten zu Gunsten der Elenden und Schwachen erheben. Liegt darin nicht eine Rückkehr

zu der Grundlage unserer Weltanschauung, zum Christentum? Betrachte z. B. doch nur die rapide Entwicklung unserer Neuland-Gesellschaft. Es sind noch keine drei Monate seit ihrer Begründung ins Land gegangen, und schon verfügen wir nicht nur über ein ganz beträchtliches Kapital, wir finden auch überall moralische Unterstützung, überall offene Thüren: Es ist, wie wenn ein Frühling durchs Land ginge und das alte trogige Eis der Selbstsucht endlich, endlich zu schmelzen begönne. Nein, nein, lieber Hermann, ich habe gewiß genug durchgemacht, um gegen allen überflüssigen Optimismus gewappnet zu sein. Aber das sehe ich doch: hier sind neue Kräfte am Werke, ein neues Land zu bebauen, unser Neuland —"

„Ach, euer Neuland! Da sind wir ja wieder an dem bewußten Punkte angelangt. Lieber Junge, hältst du denn immer noch daran fest?“

Berg sagte das in dem teilnehmenden, resignierten Tone, in dem man zu einem Kranken spricht, dem man eine eigen sinnige Wahnvorstellung oder einen unmöglichen Lieblingswunsch ausreden will. Froben aber schien durch diese Worte plötzlich aus einem schönen Traume gerissen zu werden. Das eben noch in freudiger Begeisterung erhobene Haupt sank jählings auf die Brust herab, eine tiefe Falte erschien auf seiner Stirn. Er starrte finster zur Erde. Dann ließ er sich auf seinen Stuhl niedergleiten, stützte das Haupt mit der Linken auf den Tisch und sah dumpf brütend ins Leere. Er schwieg. Aber aus diesem Schweigen, aus diesen fest geschlossenen Lippen, den charaktervollen Linien und den düster lohenden Augen sprach ein trogiger, leidenschaftlicher Wille.

Der andere betrachtete ihn mit prüfenden Blicken.

„Thu, was du nicht lassen kannst. Meine Pflicht als Freund habe ich erfüllt. Aber wenn es sich nur um euer Neuland handelt und etwa doch nicht um eine ernste Liebesangelegenheit — in solchen Dingen ist ja alles Zureden bekanntermaßen vergeblich — dann brauchst du dir die Sache wirklich nicht so zu Herzen zu nehmen. Versorgt bist du ja glücklicherweise, für deine materielle Zukunft braucht dir also nicht bange zu sein. Na, und weiter hat's ja auch keinen Zweck. Warum willst du dir also unnützerweise die Meute —“

„Wie? Was hat weiter keinen Zweck?“ unterbrach ihn Froben lebhaft, indem er ihm in unwilliger Ueberraschung das Gesicht zuwandte.

„Nun, ich meine ja nur. Du brauchst mich nicht gleich so durchbohrend anzusehen. Glaube mir, alter Freund: viel kommt auf keinen Fall dabei heraus.“

„Wobei heraus? Du meinst doch nicht etwa —“

„Gewiß meine ich. Es kommt nichts Gescheites heraus bei eurem Neuland. — Nun, nun, laß mich doch erst ausreden. Ich weiß, was du mir alles einwenden wirst. Und es läßt sich ja auch vorläufig ganz schön an, euer Neuland. Ihr habt eine Druckerei und eine Presse begründet, habt Grund und Boden, allerdings in etwas weiter Entfernung angekauft, die ihr nach deinen Theorien zu einer großartigen Arbeiterkolonie machen wollt. Ihr wollt diese Theorien womöglich im ganzen Reiche durchführen, die Presse, die Parlamente, die Regierungen im Sturm mit euch fortreißen, daneben wollt ihr den Mittelstand heben, — du lieber Gott, der ist ja schon so hoch gehoben, daß er kaum noch zu sehen ist, — bahnbrechende hygienische und sonstige Reformen einführen, die Monarchie stützen, die Religion wieder ins Volk tragen — nun sag mal ehrlich: ist das nicht etwas viel auf einmal?“

„Daß die Ziele etwas weit gesteckt sind, gebe ich zu. Und gegen die Verquickung unseres Programms mit allerlei fachwissenschaftlichen Fragen, die eigentlich gar nicht vor unser Forum gehören, — ich denke hier z. B. an die medizinischen Reformversuche des Herrn Ginzius oder die neue Düngmethode von Dörffel — habe auch ich schon entschieden Stellung genommen. Ja, ich will dir noch einen Schritt weiter entgegenkommen: selbst das Betonen gewisser politischer Tendenzen will mir nicht recht passen, weil wir dadurch leicht in die alten ausgefahrenen Geleise gedrängt werden können. Du siehst also, daß ich die Dinge durchaus nicht so unkritisch betrachte, wie du vielleicht annimmst. Aber das alles sind doch sozusagen nur Kinderkrankheiten, wie sie jedes neue Unternehmen durchmachen muß, und ich habe Gott sei Dank Einfluß genug, um allen diesen Steckenpferden einen Kiegel vorzuschieben.“

„Kinderkrankheiten? Na, na, wenn nur diese Kinderkrankheiten am Ende nicht der normale Zustand eurer ganzen Neulandsgesellschaft sind. Du nanntest da eben die Herren Dörffel und Ginzius. Glaubst du, daß einer dieser rühmlichst bekannten Biedermänner auch nur einen Pfennig hergegeben hätte, wenn er euer Agitationsinstitut nicht vor seine höchst private Geschäftsquipage zu spannen gedächte? Und nun willst du der Sache noch die politische Spitze abbrechen! Aber lieber, guter Max, hast du dir denn auch klar gemacht, was das eigentlich bedeutet? Das würde nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als den Untergang eures ganzen schönen Neulandes! Denn wo bliebe

dann der Segen von oben, auf den doch alle eure angehenden Hoflieferanten, Kommerzienräte, Ritter pp. brünstiglich warten? Und nun gar die Beamten, die Hofkavaliere u. s. w. in euren Reihen! — Sieh dir doch bloß mal die Nase deines teuren Geheimrats, meines hohen Chefs an: macht sie dir nicht auch den aufregenden Eindruck, als sei sie beständig auf der Jagd nach einem neuen Ordensstern oder gar einem Ministerportefeuille, die sie irgendwo in der Luft —“

„Herr Geheimer Regierungsrat von Cornow,“ meldete in diesem Augenblicke mit hastiger Wichtigkeit Frobens Haushälterin, indem sie ihm gleichzeitig eine Karte überreichte. Die Freunde hatten ihr mehrmaliges Klopfen im Eifer des Gesprächs überhört. Sie tauschten einen überraschten, bedeutungsvollen Blick miteinander aus und erhoben sich gleichzeitig.

„Das muß er doch entschieden gewittert haben, daß wir gerade von ihm sprachen,“ meinte Berg halblaut. „Na, bei dem Niechapparat! Nein, diese Ehre, diese Ehre! Du scheinst wirklich in hohem Ansehen zu stehen. Aber für mich ist es nun wohl Zeit —“

„Aber warum denn? So bleibe doch noch etwas.“

Froben schob den Freund, der sich zum Aufbruche anschickte, auf seinen Platz zurück und eilte dem Geheimrat entgegen, der sich soeben im Vorzimmer mit umständlicher Langsamkeit seines Ueberziehers und eines Paares sehr hoher Gummischuhe entledigte. Letzteres Geschäft, bei dem er sich mit beiden Händen an die Kleiderhaken klammerte, nahm eine geraume Weile in Anspruch. „Verfl— Dinger,“ murmelte er ärgerlich. Endlich konnte er Froben, der ihn bewillkommnete, die freigewordene Hand zur Begrüßung reichen.

„Wohnen ja in sehr noblein Hause, lieber Doktor.“

„Aber bitte, Herr Geheimrat, wollen Sie nicht näher treten.“

Herr von Cornow betrat das Arbeitszimmer, das gleichzeitig als Empfangsalon eingerichtet war, blieb aber hinter der Schwelle eine Minute lang stehen, indem er mit prüfenden Blicken die Räumlichkeit und ihre Ausstattung musterte. Seine wohlgefälligen Mienen verrieten, daß das Ergebnis der Prüfung ein günstiges war. Er wohnte doch wirklich sehr anständig, dieser Doktor Froben, gar nicht wie andere Litteraten, von denen man ihm gesagt hatte, daß sie meist in schrecklich unsauberer Höhlen hausten, zu denen man erst durch allerlei abschauliche Höfe und Hintertreppen gelangen könne. „Aufgang nur für Herrschaften“, „Bitte die Füße zu reinigen“. Schon das machte einen recht gewinnenden Eindruck. Und nun der hohe, weite Raum mit den

elegant-soliden Möbeln, den schweren Portieren und dem dicken, weichen Smyrnateppich — sehr nobel in der That, für einen Litteraten alles Mögliche. Und was Vornehmes hatte dieser Froben auch in seinem Wesen. Schien er doch durch den Besuch gar nicht besonders überrascht, als ob es so etwas Selbstverständliches wäre, daß ein königlich preussischer Geheimer Rat einen Litteraten in seiner Wohnung besucht. Aber am Ende war er gar nicht Litterat? Der Geheimrat sann einen Augenblick darüber nach, welcher anständigen bürgerlichen Sphäre er den Inhaber dieser schönen Wohnung wohl zuzählen könne, da doch Litterat kein rechter, ordentlicher Beruf sei. Schade, schade, daß er nicht Offizier oder wenigstens königlicher Beamter von einigem Range ist. Na, auf alle Fälle ist er doch Doktor.

Berg, der rechts von dem Eingange stand, hatte er bisher wohl nicht bemerkt.

„Darf ich die Herren miteinander bekannt machen?“ sagte jetzt Froben, indem er mit einer Handbewegung auf Berg hinwies. „Herr Geheimrat von Cornow, mein Freund — aber die Herren kennen sich ja wohl schon.“

„Habe bereits die hohe Ehre. Gehorsamster Diener, Herr Geheimrat.“ Damit machte Berg eine so unheimlich tiefe Verbeugung, daß Froben ihn bestreudet ansah.

Herr von Cornow nickte ein wenig mit dem Kopfe. Gleich darauf aber machte die Nase einen merklichen Ruck nach oben, die wohlgefälligen Mienen verdüsterten sich. Es paßte ihm durchaus nicht, daß er hier seinem Untergebenen vorgestellt werden sollte.

„Herr — Herr — Bergmann, nicht wahr?“ fragte er nachlässig von oben herab.

„Berg, Herr Geheimrat, nur Berg, Herr Geheimrat, ganz bescheiden Berg, Herr Geheimrat, wenn Herr Geheimrat gütigst gestatten.“

Froben bat Herrn von Cornow, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Dieser folgte der Einladung, indem er die Schöße seines Gehrockts vorsichtig emporhob, wobei die runderlichen Formen eines sehr umfangreichen Körperteils zum Vorschein gelangten. Froben setzte sich neben Herrn von Cornow.

Berg war stehen geblieben und machte Miene, sich zu entfernen.

„Bitte, Herrmann, nimm doch noch einen Augenblick Platz.“

„Wenn Herr Geheimrat gestatten. Aber wirklich nur einen Augenblick.“

Berg ließ sich auf dem Fauteuil Froben gegenüber nieder, nicht ohne abermalige sehr tiefe Verbeugung vor Herrn von Cornow.

„Ja so, hm, lieber Doktor,“ begann dieser zu Froben gewandt, ohne weiter von Berg Notiz zu nehmen, „Sie werden durch meinen Besuch vielleicht sehr überrascht sein.“

„O, doch nicht so sehr, Herr Geheimrat,“ erwiderte Froben lächelnd, „aber es ist mir eine Freude und Ehre. Darf ich Ihnen vielleicht eine Zigarre anbieten?“ Er reichte ihm einen mit Rauchwerk gefüllten Becher hin.

Herr von Cornow warf einen etwas mißtrauischen Blick in den Inhalt, langte dann aber eine Zigarre heraus. Froben reichte ihm Messer und Feuer. Herr von Cornow that ein paar Züge: die Zigarre war gut, ausgezeichnet sogar. Muß entschieden Mittel haben, dieser Doktor. Herr von Cornow befestigte sich in der Ueberzeugung, daß Froben, wenn schon Litterat, so doch sicher kein „gewöhnlicher“ Litterat sei.

„Sünde dir doch auch eine an, Hermann.“

Aber Berg wies den Zigarrenbecher mit einer entrüstet abwehrenden Miene und Geste zurück, als sei es eine ganz ungeheuerliche Zumutung, daß er es wagen sollte, in Gegenwart seines hohen Chefs zu rauchen.

„Ich komme, verehrter Herr Doktor,“ begann Herr von Cornow wieder, „ich komme, hm“ — er stockte. Es war ihm offenbar peinlich, mit dem Zwecke seines Besuches in Gegenwart Bergs herauszurücken. Er warf ihm einen Blick zu, der deutlich sagte: Du siehst doch, daß du hier überflüssig bist.

Aber diesmal schien Berg den Geheimrat nicht zu bemerken, als ob er sich an dessen Verlegenheit weiden wollte.

„Ja so, ganz recht, Sie haben doch unsere morgen stattfindende Sitzung nicht vergessen?“

„Der mir anvertraute Vortrag ist bis auf einige unwesentliche Ausführungen fertig. Ich werde ihn jedenfalls noch im Laufe des Nachmittags vollenden.“

„Schön, sehr schön. Dann — dann wollte ich noch — ja, dann wollte ich noch —“ er stockte wieder, aber der Blick, mit dem er sich jetzt zu seinem Untergebenen wandte, war so berechtigt, daß dieser sich erhob.

„Gestatten die Herren, daß ich mich empfehle. Gehorsamer Diener, Herr Geheimrat“ — tiefe Verbeugung — „ganz gehorsamer Diener, Herr Geheimrat“ — abermalige, noch tiefere Verbeugung. Vor der

Thüre, zu der ihn Froben geleitete, wandte sich Berg um und verneigte sich, fast bis zur Erde, nochmals vor Herrn von Cornow. „Empfehle mich nochmals, vielmals ganz gehorsamst, Herr Geheimrat.“ Seine Mienen trugen dabei einen feierlichen Ernst zur Schau. Aber aus seinen Augen, aus alle den Narben seines blatterzerrissenen Gesichts flackerte es wie heimlicher Hohn, und der ohnehin schon übermäßig breite Mund schien sich noch mehr in die Breite verzogen zu haben.

Den Geheimrat überkam ein peinliches Gefühl. Dieser Grad von Ehrerbietung und Devotion mußte selbst ihm, dem darin doch sehr Verwöhnten, auffallen. Dieser subalterne Mensch machte sich doch nicht etwa über ihn lustig? Aber das war ja doch eigentlich ganz ausgeschlossen. Immerhin —: ein unangenehmer Mensch!

„Wissen Sie, Doktor,“ bemerkte er, als Froben, der sich inzwischen im Flur von dem Freunde verabschiedet hatte, zurückgekommen war, „wissen Sie, dieser Herr — wie heißt er doch gleich? — dieser Herr Bergmann —“

„Berg, Herr Geheimrat.“

„Oder auch Berg. Also dieser Herr Berg —“

Froben blickte ihn ruhig fragend an.

„Sie kennen ihn schon lange?“

„Er ist mir ein lieber, treuer Freund. Der älteste, den ich habe, und vielleicht auch — Wir sind schon von der Universität her befreundet.“

„So so, also studiert hat er auch. Freilich, hat ja auch Schmiss.“

„Er hat einer schlagenden Verbindung angehört und war seinerzeit einer der gefürchtetsten Schläger, trotz seiner scheinbar schwächlichen Konstitution.“

„Was Sie sagen. Also fast Corpsstudent. Das ändert ja — Aber wie kommt es denn, daß er so gar keine Karriere gemacht hat? Er muß doch schon nahe an den Vierzig sein.“

„Mein Freund Berg hat leider sein Studium aus Mangel an Mitteln aufgeben müssen, zumal er schon als Student durch den Tod seines Vaters genötigt wurde, für seine Mutter und eine jüngere Schwester, damals noch ein Kind, sorgen zu müssen. Da hat er dann den ersten besten Broterwerb ergriffen und war schließlich froh, als es ihm gelungen war, im Ministerium einen kleinen Posten zu bekommen.“

„Dienstlich hat er sich aber niemals ausgezeichnet. Ich wenigstens habe von ihm kaum mehr gehört als seinen Namen.“

„Vielleicht weil er in seiner subalternen Stellung keine Gelegenheit hatte, sich hervorzuthun. Und zu höheren Posten ist er wohl mangels bestandener Examina nicht qualifiziert. Er ist ein sehr begabter Mensch, dem es nur an dem rechten Wirkungskreise fehlt.“

„So so, hm, ja. — Um nun auf etwas anderes zu kommen — können Sie über den heutigen Abend disponieren, Herr Doktor?“

„Wenn es sich um eine notwendige Arbeit handelt, stehe ich jederzeit zur Verfügung. Sollte noch etwas für die Sitzung morgen von mir gewünscht werden?“

„Das wohl weniger — das eigentlich nicht. Aber zu besprechen wird ja vielleicht noch manches sein. — Ich möchte Sie nämlich bitten,“ — Herr von Cornow räusperte sich mehrmals, fuhr dann aber wie in heroischem Entschlusse schnell fort — „heute abend unjer Gast zu sein. Meine Tochter meint, Sie hätten sich schon seit elf Tagen —“

Hier hielt Herr von Cornow erschreckt inne. Warum war ihm nur diese Reminiszenz aus den Worten der Tochter entschlüpft? Würde der Doktor nicht am Ende erraten, daß er, der Vater, im direkten Auftrage seiner Tochter komme, die ihm keine Ruhe gelassen, bis er sich endlich mit der Einladung zu Froben verfügt hatte? Ueberhaupt, er machte sich schon allerlei Gedanken und mußte nachgerade auf alles Mögliche gefaßt sein. Aber was war da zu thun? Gegen diesen Willen war nicht anzukämpfen. Ihr endgiltig etwas abzuschlagen, war unmöglich, schlechterdings unmöglich. Ach, es war manchmal wirklich nicht leicht, Vater einer solchen Tochter zu sein!

Froben antwortete nicht sogleich. Er sah mit gerunzelter Stirn gedankenvoll vor sich nieder und schien um einen Entschluß zu ringen. Elf Tage, — ja, so lange mochte es wohl her sein. Warum hatte er sich in der geheimrätlichen Familie, mit der er doch sonst wöchentlich mindestens einmal zusammenzukommen pflegte, so lange nicht sehnen lassen? Warum? Er prüfte sich selbst. Hatte er nicht vielleicht einer Entscheidung aus dem Wege gehen, sie mindestens, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, aufschieben wollen? Und hatte er nicht unbewußt empfunden, daß die Dinge zu einer solchen Entscheidung drängten? Sie aber hatte die Tage gezählt, und nun kam der Vater zu ihm!

Eine von dem Geheimrat recht peinlich empfundene Pause trat ein.

Er nimmt sich wahrhaftig noch Zeit mit der Antwort! Ich werde ihn wohl noch kniefällig anflehen müssen, mir die hohe Ehre zu geben,

dachte er. Aber was half's? Unverrichteter Sache durfte er nicht nach Hause kommen. Das würde ja eine schöne Scene geben! Er fügte also seiner Einladung etwas kleinlaut hinzu:

„Wir werden ganz unter uns sein, nur eine Nichte vom Lande, Herr von Selling und vielleicht auch Direktor Wespe werden noch zugegen sein.“

Jetzt erhob Froben den Kopf. Die Falten auf seiner Stirn waren geschwunden, seine Augen blickten klar und fest.

Er verneigte sich verbindlich.

„Meinen besten Dank, Herr Geheimrat. Ich werde mir die Ehre geben. Entschuldigen Sie nur, bitte, mein unhöfliches Zögern, ich wußte aber nicht gleich, ob es mir möglich sein würde.“

Herr von Cornow seufzte erleichtert, wenn auch etwas resigniert auf. Seine Mission war also glücklich erfüllt. Jetzt konnte er wenigstens ruhig nach Hause fahren.

Er legte den Rest seiner Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich zum Abschied. —

Als Froben seinen Besuch hinausgeleitet hatte und in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, blieb er einen Augenblick sinnend vor dem Fenster stehn. Draußen hatte sich der Wind gelegt, das welke Laub lag ruhig am Boden, und die klare Herbstsonne schien leuchtend darauf. Und auch Froben blickte klar, heiter und kühn. Er umfaßte mit festem Griff die Lehne seines Schreibstuhls und pfiß leise das Bruchstück eines Liedchens vor sich hin, das ihm aus irgend einer Operette haften geblieben war:

„. . . Drum, Schicksal, schlag' nur zu! Wir wollen sehn, wer stärker ist: ich oder du!“

(Fortsetzung folgt.)





Guido Gezelle.

Don
Pol de Mont.



Am 28. Dezember ist der größte flämische Lyriker dieses Jahrhunderts, siebenzig Jahre alt, in seiner Geburtsstadt Brügge gestorben.

Wenn ich die Gründe untersuchen will, aus denen ein Dichter wie Guido Gezelle in fast vierzig Jahren seiner Wirksamkeit, außerhalb seiner engeren Heimat beinahe völlig unbekannt geblieben ist, während doch viel kleinere Talente von weit geringerer Tiefe und Vielseitigkeit in demselben Zeitraum nicht nur zu warmer Anerkennung gelangten, sondern sogar zu größter Popularität, dann ist es mir fast unmöglich, dafür andere Ursachen aufzufinden als diese zwei, die zwar die abscheuliche Indifferenz der Kritik keineswegs rechtfertigen, wohl aber etwas verständlicher machen: nämlich das übertriebene Lob allzu eifriger Freunde und eine gewisse Nachlässigkeit des Dichters selbst. Die heftige Parteigängerschaft westflandrischer Partikularisten hat ihrem Meister wahrlich keinen Dienst erwiesen, indem sie alles, was ihm aus der Feder floß, bis auf das geringste Kleinlein, als lauter Offenbarungen eines gottbegnadeten Genius gepriesen.

Andererseits hat der Dichter selbst sich bei der Herausgabe seiner Werke vielleicht nicht wählerisch genug gezeigt: alles hat er gesammelt, Fertiges und Unfertiges, Reifes und Grünes, Hübsches und Häßliches, von den simpeln Gelegenheitsgedichtlein bis zu den edelsten, erhabensten Äußerungen seiner Muse.

Wahrhaftig, die Kritik hatte nur allzu leichtes Spiel, wenn sie in Gezelles Sammlungen nach Vorwänden zum Belehren und Bendörgeln suchen wollte. Sie that es denn auch reichlich, wiewohl es ehrlicher wäre, einen Dichter nicht nach seinen schwächsten, sondern nur nach seinen besten Leistungen zu beurteilen. Ich hege persönlich die tiefste Ehrfurcht vor Künstlern, die, wie z. B. Platen, Baudelaire, Flaubert, Leconte de Lisle, mit seltener Selbstkritik begabt, alles und alles verworfen haben, auf das nicht das „nonnumque prematur in annum“ des Horaz gepaßt hätte, und dadurch ihren Arbeiten den Stempel künstlerischer Vollreife, von Klassizität aufzudrücken

wußten. Eines aber fällt bei ihnen dafür aus, was ich an einem Tyrifer wie Gezelle nicht missen möchte: die Möglichkeit, hinter dem Künstler den Menschen zu finden, den Menschen in seinen Schwächen und seiner Größe. Dort der Eindruck gleichsam einer zufällig aus dem Boden gegrabenen Skulptur eines vollkommenen, aber völlig unbekanntem Meisters, hier das Gefühl, ein Kunstwerk vor sich zu haben, das nicht allein von einem echten Dichter von Gottes Gnaden stammt, sondern auch von einem vollstättigen Menschen, der sich mir ohne Berechnung, ohne Hinterhalt giebt, den ich als Persönlichkeit lieben kann, wie ich ihn als Künstler verehere. Gezelle ist wie ein Baum, den man nicht nach einigen welken Blättern-oder abgestorbenen Ästen in seiner Krone beurteilen darf, sondern nach der schönen Harmonie seines ganzen Wesens, als einen lebendigen Organismus, der dauernd gewachsen ist, ob er neben den köstlichsten auch immer wieder ein paar taube Blüten trug.

*
*
*

Es giebt noch einen anderen Grund, weshalb Gezelle so lange weiteren Kreisen unbekannt geblieben ist: das ist die Zeitströmung, in welcher er sich zu entwickeln hatte.

Seine ersten beiden Sammlungen erschienen 1858. Zehn Jahre vorher hatte sich der Einfluß des alt-niederländischen Volksliedes geltend gemacht; Dr. Ferdinand Snelaert in Gent hatte 1848 die Sammlung *Romanzen, Balladen, Liebes- und andere Lieder* herausgegeben, die J. F. Willems im Laufe eines langen Lebens gesammelt hatte. 1852 besorgte der verdienstvolle Mann eine weitere, mit einer Anzahl moderner Texte bereicherte Auswahl alter und neuer Liedchen; und die einige Jahre früher erfolgte Herausgabe eines im Volksstone bearbeiteten Textes von „Reinecke Fuchs“ hatte gleichfalls den Weg zu einer volkstümlicheren, frischeren Dichtungsgattung gewiesen, als es der französische Romantizismus war, der bisher die vlämische Kunst beherrscht hatte. Das Germanische kam in dem Jahrzehnt von 1845—55 in den südniederländischen Poeten zum Durchbruch. Mit ihm eine größere Einfachheit und Natürlichkeit in der Diktion, ein Aufgeben der bisherigen Schwülstigkeit, Gespreiztheit und Gesuchtheit, ein Streben nach dem echten Volkston und zugleich ein Greifen nach einfacheren Stoffen; man begann die Gegenstände der Poesie in der eigenen, allernächsten Umgebung zu suchen und sie mit ungekünsteltem Wirklichkeitsinn zu gestalten. Der Umschwung war fast ohne Uebergang. Van Beers' „De Blinde“, der 1854 entstand, konnte man sich noch in jedem Jahrhundert, im siebzehnten wie im neunzehnten, und in jedem andern Lande auch, als dem unsrigen, vorstellen; des Dichters „De Bestedeling“, 1858 vollendet, war nur noch in unseren vlämischen Gauen und nur in unserem Jahrhundert zu denken. War das noch nicht volle Realität, so begann sich ihrer doch bald die Epik zu bemächtigen. Skizzen, Novellen, ja ganze Romane aus dem flandrischen Alltagsleben entstanden. Episch und realistisch wurden gleichbedeutende Begriffe, von 1855 an bis lange nach 70. „Wenn wir bedenken,“

sagt Koojse, „daß der lebendigste Teil unserer Sprache die Sprache des häuslichen Herdes und der kleinbürgerlichen Kreise ist, daß unser Volksleben in den südlichen Niederlanden nur noch bei den geringeren Leuten Farbe hat, und daß also auch unsere Litteratur nur auf den kleinen Bürgermann Einfluß ausüben kann, dann ist nichts natürlicher und selbstverständlicher als die Annahme, daß eine Poesie, welche die Wirklichkeit liebt und die einfachen, ungekünstelten Gefühle der Geringen zum Ausgangspunkte hat, in jeder Hinsicht am tiefsten Wurzel fassen muß und zugleich am eigenartigsten sein kann.“

Wenn nun in einer Zeit eines solchen bürgerlichen Realismus ein Dichter auftritt, für den diese so allgemein gesuchte und ersehnte Wirklichkeit einfach gar nicht besteht, der sie wenigstens nur insofern verspürt, als sie sich in seiner eigenen Seele abspiegelt, ein Sänger, dessen einziger Ausgangspunkt das eigene Ich ist, der alles, was er hört und sieht, unveränderlich zurückführt auf sein eigenes, innerliches Erleben, also ein Lyriker par excellence, dann kann es gewiß nicht verwunderlich sein, wenn ein solcher Künstler unverstanden bleibt im eigenen Lande, unter seinem eigenen Volke Jahre um Jahre wie ein lebendiger Anachronismus dasteht, daß auf ihn das Ovidische Wort zutrifft: *Barbarus hic ego sum quia non intelligor illis*. Mit Gezelle war das der Fall.

* * *

Gezelle ist hauptsächlich Lyriker. Lyrisch empfunden sind auch die meisten seiner beschreibenden Gedichte, von denen einzelne, besonders in seiner letzten Sammlung *Tijdkrans* („Zeitkrans“), nicht allein zum Vortrefflichsten gehören, was er geschrieben hat, sondern in den Niederlanden überhaupt geschrieben wurde. Als die zwei vornehmsten Kennzeichen seiner Kunst zeigt sich, daß sie in allererster Linie religiös, und zwar christlich religiös ist, und zugleich naturalistisch. Naturalistisch im Sinne eines Verlaine. Sowohl, in diesem römisch-katholischen Priester, der von ganzer Seele Priester war aus wahren, innerstem Beruf, steckte von der heiligen Theresia und dem heiligen Bonaventura ebensoviel wie von dem anscheinend gar unheiligen Verlaine. Eine naive, natürliche Mystik klingt in seinen Versen an, und jener stille Glaube, jenes innige Gottvertrauen der vlaamischen Landleute, deren Sohn er ist, lebt in seinen Dichtungen, nicht die starre Gottesfurcht des gelehrten Theologen, die heilige Wut des asketischen Eiferers, das glühende, hinreißende Predigerwort eines Apostels.

In den Gedichten seiner ersten Periode steht er noch unter dem Einflusse der jungen „dichterischen Sprache“. Aber auch hier schon finden wir neben viel anempfundener Rhetorik auf jeder Seite eigene, selbstgefundene Bilder, Verse von schönem, vollem Klang ohne allen rhetorischen Schwall, wie in den Gedichten „De Belltommel“ oder „Zwiegespräch zwischen dem Engel und der betäubten Seele“ und auch in der höchstens etwas zu langen Ode „An eine Lerche in der Luft“, die vielleicht ebenso schön ist wie Schellens „Skylark“. Zu dem Schönsten aus der Periode 1856—1862 gehört das Gedicht „O Rauschen

in dem schlanken Lied!“, wovon wohl einige Strophen in nahezu wörtlicher Uebersetzung hier stehen dürfen:

O Rauschen in dem schlanken Lied!
 Verständ' ich doch dein trübes Lied, —
 Wenn jach! der Wind vorüberfeg
 Und klagend deine Halme regt!
 Du neigst dich demutvoll hernieder,
 Stehst auf, neigst dich voll Demut wieder
 Und singst dazu das trübe Lied,
 Das ich so lieb', du schlankes Lied.

O Rauschen in dem schlanken Rohr!
 Wie oft am einsam stillen Moor
 Bin ich gefessen Stund' um Stund'
 Allein mit dir in weiter Mund',
 Und schaute, wie die Wellen gingen,
 Und horchte auf dein leises Klängen
 Und lauschte deinem lieben Lied,
 Das du mir sangst, du rauschend Lied.

O Rauschen in dem schlanken Lied!
 Wie mancher, der dich wogen sieht
 Und hört die süße Melodei
 Und lauscht doch nicht und geht vorbei.
 Vorbei, weil just das Herz ihn jagte,
 Vorbei, weil ihn der Goldklang plagte;
 Und unverstanden blieb dein Lied,
 O du mein liebes, rauschendes Lied!

In seinen späteren Sammlungen, in den „Gedichten, Gesängen und Gebeten“ und kürzlich wieder im „Zeitkrauz“ finde ich weniger Spuren der oben geschilderten Einflüsse. Melodischere, schlicht rührendere Liedstrophen als in den citierten hat er freilich auch nur selten gefunden, vielleicht nur noch ein einziges Mal in den vier ersten Strophen des Liedes „Wenn ihr lauschet auf das Korn“, das in einer dritten Sammlung aus dem Jahre 1893 steht und die Stimmung eines auf- und niedertrogenden Kornfeldes wiedergibt. Ein einziges Mal vernimmt man mitten in diesen stillen, meist religiösen Poesten etwas wie den grellen Schrei eines körperlich und seelisch leidenden Menschen; und ich glaube nicht, daß ein Verlaine schmerzlichere Klageöne gefunden hat als diese:

Ach! So elend sein!
 Und kein Sonnenschein
 Will in das Haus mir strahlen!
 Mit Schmerzen muß ich zahlen
 Den leisesten Atemzug,
 Schmerzen, die niemand trug,

Die ich bei jedem Berühren
 Wieder und wieder muß spüren —
 Weh mir, diese Pein!
 Ach und ach und ach und ach! Und
 Doch so elend sein!

Lieber wäre ich tot,
 Als so die Todesnot
 Tausendfältig erleiden,
 Immer wieder verschleiden,
 Ohne doch frei zu sein,
 Ach, von dieser Pein!
 — Mag's nicht länger mehr tragen,
 Länger mich plagen und nagen
 An diesem täglichen Brot!
 Ach und ach und ach und ach! Und
 Lieber wäre ich tot!

Der römisch-katholische Priester mag es mir nicht verargen, wenn ich diese und einige andere Dichtungen aus der oben erwähnten Sammlung mit den besten lyrischen Stoßseuffzern Verlaines vergleiche: Dieser von vielen Katholiken verkannte Franzose ist meiner Ansicht nach gerade ein eminent christlicher Dichter. Man sehe darauf hin nur seine Sammlungen „Sagesse“, „Amour“, „Bonheur“ durch; es sei z. B. an den wundervollen Sonettenkranz in „Sagesse“ erinnert: „Mon Dieu m'a dit: Mon fils, il faut m'aimer“, oder „O mon Dieu, vous m'avez blessé d'Amour“.

Nun könnte man glauben, daß Gezelles Geniüs in den letzten Jahren nur noch religiöse Gedichte gezeitigt habe. Keineswegs. Immer wieder findet er sich zur Natur hin, der er sich so nahe verwandt fühlte, der schlichten Natur des westvlämischen Feldes, wo die liebe, stille Mandel stiebt und die fröhliche Leie zwischen hellgrünen Ufern sich windet. Er besingt die ewig wechselnden Jahreszeiten, das Sprossen der ersten Blätter und das Sterben der letzten Feldblume; er schildert das eigenartige Leben und Treiben der vlämischen Bauern; und was immer ihn umgiebt und Eindruck macht auf sein empfängliches Gemüt, es sind ebensoviele Offenbarungen Gottes, dessen Lob der Mensch singt wie der Bach und die Blume, die Nachtigall und der bleiche Mondstrahl, des Windes säuselnde Stimme und des Donners gewaltige Sprache. Wenn er das glänzende blaue Himmelszelt betrachtet, so kommt ihm die Empfindung, als habe die Hand eines großen Künstlers es geschaffen und Sonne, Mond und Sterne daran und die grüne Erde darunter und darauf die fleißigen Menschen; die Lerche wird ihm zum Ebenbild seiner Seele, die sich aufzuschwingen sehnt nach des Himmels Herrlichkeiten. Das „Wesen, Wirken und Gebot vom guten, großen Gott“ merkt er im munteren Treiben der Hühner und Enten auf dem Bauernhof wie im leisen Wogen des reisenden Kornfeldes, von dem er singt:

Wie schön, wenn's rauscht im goldnen Korn!
 Die Halme schwingen hin und her,
 Da raunt's und rieselt's im Aehrenmeer
 Leis wie ein Wiegenlied.

Wie schön, wenn aus dem Samenforn
 Das erste grüne Zweiglein bricht,
 Zum glänzend hellen Morgenlicht
 Der Erdennacht entflieht!

Namentlich in den „Gedichten, Gesängen und Gebeten“ finden sich Perlen der Poesie. Ich nenne nur das Gedicht „An die Sonne“. Es ist der zarte Seufzer eines Blümchens, das sich allabendlich sanft dahinsterben fühlt, sobald es dunkel wird, und immer wieder zu Lust und Duft und Farbe erwacht, wenn die Sonne es bescheint, ein Gedichtchen von fast seidenweicher Zartheit.

Sonne, wenn im grünen Laube
 Mir die Wasserperlen glühn,
 Sieh mein blühend Herz und glaube,
 Daß es nur für dich mag blühn.
 Die du thronend bist gesessen
 Auf dem Thron von Morgengold,
 Wollest meiner nicht vergessen,
 Sei dem armen Blümlein hold.

Die du aufwärts kimmst auf steilen
 Himmelspfaden, nimmermüd,
 Meinen Blick sich zu dir eilen,
 Wenn dein erster Strahl erglüh't.
 Harr' ich dein beim Morgenschimmer,
 Harr' ich noch, wenn Abend kam,
 Harre dein und lieb' dich immer,
 Du, mein Himmelsbräutigam!

Schau dir nach, so lang ein Blinken
 Noch aus Westen zu mir bringt;
 Alle meine Blättlein sinken,
 Wenn dein letzter Strahl versinkt,
 Hängen trauervoll hernieder,
 Weinen, weil dein Licht verglomm.
 Sonne, Sonne, lehre wieder,
 Goldne Sonne, komm, o komm!

Ein anderes hübsches Gedicht ist das von den Weiden, jenen melancholischen Bäumen, die ihr graugrünes Laub weit hinüberbeugen über die still dahinfließende Mandel. Ueberhaupt hegt unser Dichter eine rührende Liebe zu den Bäumen, die er in ihren wechselnden Gestalten malt, je nach Witterung und Jahreszeit, in ihrem stillen Werden zur Lenz- und Sommerzeit, in der

königlichen Pracht, in die sie der Herbst alljährlich hüllt, in dem marfigen Troß, mit dem sie sich wehren gegen Wintersturm und Wetterbraus.

Ihr trefflichen Weiden, dort standet ihr einst
 Und schütteltet euer Kleid im Morgen.
 Und da ihr es schütteltet, rauschte es auf
 Von Silber und Gold und von flatternden, singenden Vögeln,
 Und auf der Pfade grünliches Dunkel
 Malte die Sonne viel glitzernde Flecke
 Von leuchtendem Weiß und schimmerndem Blau und glühendem Purpur,
 Voll Sternen und Funken und prahlenden Steinen;
 Die fielen hinunter und funkelten weiter im Wasser,
 Daran ihr einst standet, ihr herrlichen Weiden,
 Voll hehrer Pracht in dem glänzenden Morgen,
 Den Arm um den Hals und den Hals in dem Arm,
 Aufeinander gelehnt wie zwei Freunde,
 Ein Kirchengewölbe, erbaut auf den Wassern.

Das Bildchen, voll Monescher Farbenpracht, ist bezeichnend für Gezelle, dessen Pinsel männliche Kraft mit weiblicher, fast kindlicher Zartheit vereint, namentlich dort, wo er von den Blumen spricht oder diese selbst sprechen läßt, wie in dem

Wie stille ist's! Kein Lüftchen weht,
 Das Wasser, das voll Blumen steht,
 Liegt da, ein Antlitz, furchenlos,
 Darauf ein Schweigen still und groß.
 Herauf blaut, eine ferne Welt,
 Halb grün verlösch't, das Himmelszelt;
 Und tief zum Grunde senkt hinab
 Die Sonne manchen goldenen Stab . . .

— — — — —
 Wie ehrbar, edel, schön und fein
 Kann doch ein einzig Blümlein sein,
 Das aus des Schöpfers Künstlerhand,
 Als wär's auf einen Wink, erstand.

Aber nicht bloß, wenn er Eindrücke der Natur wiedergiebt, sondern auch wo er ausspricht, was ihn als Menschen oder selbst als Priester bewegt, hat er oft diese zarten, weichen Töne, die wie der Atem eines Kindermundes sind in ihrer innigen Schlichtheit; so besonders in den „Gedichten, Gefängen und Gebeten“. Da hat er wie jeder echte Künstler seine eigene Sprache, seinen eigenen Rhythmus geschaffen, die jeden Eindruck, jede Gefühlnuance wiedergeben, in originellen, ursprünglichen Bildern. So, wenn er den Sonnenaufgang schildert:

In äußerster Ferne die Welt ist belagert,
 Und Kriegesgluten entbrannten im Osten.

Rot glitzern in Wolken die feindlichen Schilde,
 Doch sichtbar ist weder der riesige Führer,
 Noch sichtbar der Mannen tapfere Schar.
 Da faßt seine Hand an die Brustwehr, es glitzert,
 Es glüht, und die Balken, die düstern, zerbrechen,
 Zerbersten unter dem machtvollen Griff.
 Er kommt, er kommt! Mit strahlendem Finger
 Erfast er uns, und es flüchten die Wolken,
 Sie stieben von dannen —: da ist er, da ist er!
 Es brennt von den Schilden flammend der Ofen,
 Er strahlt von den Lanzen, den glänzend erhobnen,
 Er leuchtet in überströmendem Licht!

* * *

Wie der Mensch Gezelle war? Eine schlichte, aber imponierende Erscheinung. Sein großes, fast zu großes, kugelrundes Haupt war eines der schönsten, sympathischsten, die ich sah; das Haupt eines christlichen Sokrates, der echte Kopf eines Weisen! Gutmütig das runde Kinn, zwischen den Augen, gerade über der Nase, eine tiefe Linie; um den Mund, um die Lippen ein Zittern wie von einem nur zu gewohnten Schmerz, die Stirn groß und mächtig, außergewöhnlich hoch und breit, voll edler Ruhe. Einfachheit, Adel und inniges Wohlwollen prägten sich zugleich in seiner Erscheinung aus.

Guido Gezelle wurde am 1. Mai 1830 in Brügge geboren. Er studierte am kleinen Seminar zu Koeselare. 1854 erhielt er die Priesterweihe und war dann eine Zeitlang Lehrer an verschiedenen bischöflichen Anstalten in Westflandern, so auch in jenem Stift, in dem er selbst einmal Schüler war, und in welchem später, unter seiner Leitung, sich verschiedene jugendliche Talente entwickelten, u. a. die Dichter Dr. Eugen van Dieje, Karel Callebert, Karel de Gheldere van Hondswalle und Dr. Hugo Verriest. Der Liebenswürdigkeit des Bruders dieses letzteren, des Prof. Dr. Gustav Verriest, verdanken wir das Bild, das dieses Heft schmückt, eine photographische Aufnahme der Büste des Dahingeshiedenen, eines in des Professors Besitze befindlichen Meisterwerkes von Julius Lagae, das, „von innigster Ähnlichkeit, das ganze Wesen des großen, treuen, guten Menschen wiedergiebt“. Zuletzt war Gezelle Direktor eines Frauenklosters in seiner Vaterstadt Brügge und seit 1886 Mitglied der flämischen Akademie, die in ihm eine ihrer edelsten Zierden sah.





Schwöret niemals!

von

Francisque Sarcey.



Wir waren damals noch jung und der älteste unter uns noch nicht dreißig Jahre. Wir hatten eine kleine Gesellschaft gebildet, deren einziger Zweck Unterhaltung und Gelächter war. Damit ist auch schon gesagt, daß Politik bei uns nicht getrieben wurde. Die Mehrzahl von uns gehörte dem Richterstande an. Einige waren Schüler der Akademie der Künste; andere waren Helden der Feder; alle aber gute Kerle und fröhliche Gesellen.

Bougival war der Ort unserer wöchentlichen Zusammenkunft. Manche von uns gingen auch an Wochentagen hin; der Sonntag aber war unser Festtag, und jedes Mitglied, das ohne stichhaltigen Grund fern blieb, wurde zu einer Strafe verurteilt. Die ganze Mannschaft war an Bord.

Das war keine bloße Metapher: wir besaßen ein Boot, das wir auf gemeinsame Kosten von unseren eigenen Sparpfennigen gekauft hatten. Da wir alle zusammen nicht reich waren, mußte unsere Wahl sich auf eine große Plette beschränken, eine Art schwerfälliges Fischerboot, das sich mit Rudern und mit Segeln regieren ließ oder vielmehr regieren lassen sollte. Thatsache ist, daß drei Paar starker Arme alle erdenkliche Mühe hatten, es in Bewegung zu setzen, und daß der Wind schon als Sturm blasen mußte, um es vorwärts zu treiben, wenn es seine Segel entfaltet hatte.

Es hatte lange Verhandlungen gekostet, bis wir für dieses monumentale Gebäude einen Namen fanden; da jedoch die Mehrzahl unserer Gesellschaft aus künftigen Advokaten und Richtern bestand, wurde das Boot von ihnen das „Palais“ getauft, und die alten Wölfe der Seine, die in jenen fernen Zeiten um 1858 oder 1859 den Strom zwischen Asnières und Bougival befuhren, müssen sich noch erinnern, mit welchem Glanze dieser glorreiche Name in weißen Riesenbuchstaben an dem Vordertheil unseres Schiffes erstrahlte.

Ah! wir hatten eben auch unseren Augenblick der Berühmtheit. Niemals seitdem die Seine auf ihrem Rücken Schiffe trägt, niemals seit Schiffergedenken hatte man ein so umfangreiches, so wohleingerichtetes Fahrzeug gesehen,

so majestätisch in seiner Bewegung, mit einer so vollkommenen Verachtung aller eiteln Eleganz!

Des Morgens frühstückten wir bei Mutter Fournaise. Ich weiß nicht, ob das Häuschen der Mutter Fournaise sich jetzt noch in den Wellen der Seine spiegelt. Die Preußen sind dort vorbeimarschirt, und seit jenen Tagen des Grauens und der Verzweiflung bin ich nicht wieder dorthin gekommen. Ich fühle, es wäre mir schmerzlich gewesen, den Ort, der mit so köstlichen Bildern in meiner Erinnerung lebt, zerstört, verwandelt wiederzusehen. Es war ein kleines Haus, die Schenke der Mutter Fournaise, und, wie man zu sagen pflegt, aus Rot und Speichel erbaut. Aber die Mutter Fournaise erinnert mich an die Mutter Grégoire in dem Liede:

„Wir haben dort gespielt, wir haben getrunken
Bei der Mutter Grégoire! . .“

Ah ja, getrunken und gelacht haben wir dort. Bei dem Häuschen war ein ziemlich großer Garten, der in kleine Lauben geteilt war, welche sich gegen den Fluß hin öffneten und als Speisezimmer dienten. Die größte der Lauben war uns reserviert, denn unsere Gewohnheit, jeden Sonntag bar und ohne viel auf die Rechnung zu sehn, unsere Zechen zu zahlen, hatte uns in dem Gasthaus eine gewisse Ausnahmestellung verschafft.

Die Mutter Fournaise besaß, um ihrer Restauration eine zahlreiche Kundschaft zu sichern, zwei mächtige Anziehungspunkte: erstens ihre Tochter . . . und sodann ein Weinschen, das wir das Gefüß der Mutter Fournaise nannten. Ich weiß nicht, ob „Gefüß“ ein grammatikalisch reiner Ausdruck ist und ob es sich in dem Wörterbuch von Littré vorfindet. Doch gleichviel, man versteht schon, was es heißt.

Es ließ sich besser verstehen als trinken. Nein, liebe Kinder, wer nie noch mit einem Tropfen jungen Argenteuils regaliert worden ist, kann sich unmöglich das Gefüß der Mutter Fournaise vorstellen: ein bitter schmeckender Kirschbranntwein, der in der Kehle wie ein Reibeisen kratzte; übrigens sehr erfrischend und mit dem unbestreitbaren Verdienst, kein Wasser zu enthalten.

Wir mischten auch nie einen Tropfen hinein. Es war ein Axiom unserer Gesellschaft, daß nur die Bösen Wasser trinken, und wir hatten geschworen, niemals Wasser zu trinken.

Mutter Fournaise besaß in ihrem Keller nur Champagner und besagten Wein prima Qualität. Dieser Wein besaß das volle Recht, sich prima Qualität zu nennen, da es keinen anderen gab. Champagner aber! bei dem bloßen Aussprechen dieses Wortes hätten wir ja vor Scham erröten müssen! Wir behaupteten, gleich den Zigeunern von Murger, daß die erste Pflicht eines Weines darin bestehe, rot zu sein.

So erneuerten wir eines herrlichen Herbstmorgens wieder unseren ordnungsgemäßen Schwur; ja, wir gelobten noch einmal, nie einen Tropfen Wasser trinken

zu wollen, und begaben uns hierauf zu unserem Fahrzeug, das unbeweglich, am Ufer festgefettet, unser harrete.

Wir sprangen hinein und wollten eben unsere Anker lichten, als einer von uns, die Augen mit der Hand beschattend, ausrief:

„Halt! Alfred!“

Es war Alfred und war es doch auch nicht. Wir hatten ihn Sonntags nie anders gesehen, als in langem, weißem Kittel, das rote Barett auf dem Kopfe. Und nun kam er in geradezu blendendem Aufzug daher: feingefaltetes Hemd, offenes Gilet, harmonischer Gehrock, perlgraue Beinkleider, ein Stöckchen in der Hand, den Zwider auf der Nase. Wir stießen einen Schrei der Ueberraschung aus.

Er antwortete uns von weitem schon mit einem guten und fröhlichen Ohe! und auf seinem Gesicht glänzte ein breites Lächeln. Er erzählte, daß er für den Nachmittag und zum Diner bei dem Präsidenten der Advokatenkammer auf dessen Landsitz Chaton eingeladen sei.

„Vorwärts denn! Eine kleine Spazierfahrt!“

„Unmöglich! Der Präsident erwartet mich!“

„So komm doch! Wir setzen dich an die Spitze des Schiffes! Du wirst uns Ehre machen! Du wirst der einzige gutgekleidete Mann des Palais sein.“

„Nein, unmöglich,“ sagte er schwankend, „heute nicht.“

Doch während er noch zögerte, hatten vier unter uns auf ein Zeichen des Kapitäns jenes Kriegsmanöver vollbracht, welches unter dem Namen Drehbewegung bekannt ist. Mit leisen Schritten hatten sie sich hinter ihn geschlichen, ihn unter die Arme gefaßt und, ihn wie eine Feder aufhebend, unter dröhnendem Gelächter von Hand zu Hand auf den Boden des Schiffes geworfen.

An jenem Tage fand auf der Seine ein großes Wettfahren statt, denn es wurde ein Volksfest gefeiert. Wir wohnten ihm bei, selbstverständlich ohne daran teilzunehmen, obgleich die Schiffer uns, zum Spott natürlich, dazu auforderten; unsere Würde erlaubte uns jedoch nicht, uns unter diese kindischen Spiele zu mischen. Wir brauchten, um uns an Ort und Stelle zu erhalten, nur hie und da einen Ruderschlag zu machen. Es war dies keine eben sehr ermüdende Arbeit; trotzdem kam ein Augenblick, da wir unisono erklärten, Durst zu haben, und man beschloß, am anderen Ufer auszustiegen.

Man landete; wir schiffen den Wohlgekleideten aus, und zwei Glieder unserer Gesellschaft schritten wie Gendarmen an seiner Seite, um ihn festzuhalten, wenn er Lust bekommen sollte, zu entweichen. Doch er dachte kaum daran. Von Zeit zu Zeit zog er seine Uhr heraus: „Ich habe noch Zeit,“ murmelte er.

Man betrat die Herberge und bestellte, nach altehrwürdigem, feierlichem Brauch, einen „Bischof“. Der „Bischof“ — dies zur Kenntnisaahme für Unwissende — wird in einer großen Salatschüssel bereitet. Ihr fragt mich vielleicht, warum in einer Salatschüssel und nicht in einer Suppenschüssel. Weil das dann eben kein „Bischof“ wäre. So verlangt es die Strenge des alten Brauches. Auf den Grund der Salatschüssel häuft man eine beträchtliche Quantität Zucker,

den man in ein wenig Wasser zergehen läßt, über diese Mischung gießt man zwei bis drei Flaschen Weißwein; das schüttelt man durcheinander und serviert es. Das ist der „Bischof“. Kostet ihn und dann urteilt.

Der Zucker lag schon auf seinem Platz, und derjenige, dem die Bereitung des „Bischof“ anvertraut war, stand eben im Begriff, das Wasser darüber zu gießen, als ein Gewissenskrupel ihm den Arm hemmte . . . Wasser! . . . Es war Wasser! . . .

„Und unser Schwur, Unglücklicher!“

Der Wohlgekleidete gab zu bedenken, daß das Wasser im Bischof nicht als Wasser gelten konnte; man trank es nicht um seiner selbst willen; man duldete es nur wegen seines Zweckes, den Zucker zu schmelzen, eine Aufgabe, welche der Weißwein allein nie zu Stande bringen würde.

Diese Erklärungen empörten unsere Nebligkeit. Das Frühstück hatte uns in wilde Stimmung versetzt. Es ist nicht zu verwundern, daß er, der den eiligen Freuden des Sichschmüdens eine Zeit gewidmet hatte, die wir zu eifrigem Trunke benützt hatten, auf allen möglichen Umwegen uns den Pfad des Verbrechens zu öffnen suchte. Leerer Magen macht das Gewissen weit. Möchte der Bischof zu Grunde gehn, wenn nur das Gelübde gehalten wurde!

„Aber der Zucker wird nie schmelzen,“ bemerkte der Wohlgekleidete.

„Er wird schmelzen, oder er soll es büßen!“ riefen wir im Chor.

Und gemeinsam, auf die Gefahr hin, die Salatschüssel zu zerbrechen, stießen wir mit Hilfe der Löffel auf den Zucker los, der unter unseren Stößen zerbröckelte. Es that uns weh; doch die Tugend, die oft ihren Lohn erst im Himmel findet, wurde diesmal um die Salatschüssel her belohnt. Er war vortrefflich, dieser Bischof, und in dem Maße, als die Salatschüssel sich leerte, gefielen wir uns darin, sie neu zu füllen, um unsere heldenmütige That länger zu genießen.

War es ein Trugbild unserer durch die Erlebnisse des Tages ein wenig überreizten Sinne? War es, daß die stärker gewordene Brise uns zu immer schnellerer Bewegung trieb? Uns war, als flögen wir über die Wasserfläche dahin. Niemals noch hatte das Palais ein so tolles Tempo erlebt!

Die Einwohner drängten sich am Ufer und betrachteten uns mit sichtbarem Staunen. Rosinante mochte, als sie zu galoppieren begann, keine allgemeinere Verwunderung erregt haben. Wir kannten uns nicht mehr; wir schäumten über, wir waren toll. In diesem Moment näherte sich unser Schiff mit hohem, aufrechtem Mast der Brücke von Chaton, deren Bögen bekanntlich sehr niedrig sind. Der Wohlgekleidete, der einzige, der noch ein wenig Kaltblütigkeit sich bewahrt hatte, sah die Gefahr.

„Himmeldonnerwetter! Freunde,“ rief er, „wir werden umkippen; der Hauptmast kommt nicht durch.“

„Er kommt durch!“ schrie der Kapitän.

„Ich sage dir, er kommt nicht durch.“

„An Bord gilt nur Ein Wille, der des Kapitäns. Er kommt durch.“

Der Wohlgekleidete warf einen verzweifelten Blick auf sein funkelnagelneues Gilet. Ohne Zweifel schöpfte er aus der Betrachtung seines Gilets neue Energie, denn er stürzte sich auf den Steuermann und suchte ihm das Steuer zu entwinden.

„Matrosen!“ schrie mit Donnerstimme der Kapitän, „ergreift diesen Rasenden, der die Arbeit stört.“

Wir barsteten vor Lachen. Wir ergriffen den Empörer bei den Armen und, ihm Hände und Beine haltend, hinderten wir ihn, sich zu rühren. Er wehrte sich wie der Teufel.

„Zu dumm!“ wiederholte er. „Man erwartet mich bei dem Präsidenten. Der wird sich nicht wenig wundern.“

Und unser Boot segelte geradeaus auf die Brücke los, wie ein scheues Pferd, das gegen eine Mauer anrennt. Wir hielten uns aufrecht, auf die Katastrophe gefaßt. Der Wohlgekleidete lehnte in unseren Armen. Plötzlich fühlten wir einen furchtbaren Stoß, dem ein langdauerndes Getrach folgte. Der hohe Mast zerfiel an der Wölbung der Brücke, unter welcher das Boot durchzugleiten versuchte. Ein neuer Stoß, das Fahrzeug kippte um und warf uns ins Wasser.

Ein greller Schrei, dann alles still! Wir zappelten am Grunde des Wassers; bald tauchten einige Köpfe auf; dann alle, einer nach dem andern; diejenigen, die sich in die Segel verwickelt hatten, schälte man heraus. Von allen Seiten strömten die Jollen herbei; man zählte sich; ebensoviele getötet wie verwundet, kein Toter.

Unmöglich könnt ihr euch aber einen Begriff machen von dem jammervollen Zustand und dem erbarmungswürdigen Gesicht unseres Freundes, des Wohlgekleideten, als er aus den Tiefen der Seine emportauchte und von wohlwollenden Rettern auf ihr Boot gehoben wurde. Sein Hemd mit den blendenden Fältchen hatte sich geöffnet, denn die Knöpfe waren der Gewalt des Stoßes gewichen. Das Wasser hatte sich darin angeammelt und es zu zwei mächtigen Säcken aufgebauscht, denen es nun mit unheilvollem Geplätscher entströmte. Aus seinen kotbespritzten Beinkleidern flossen zwei schmutzige Ströme.

„Und der Präsident erwartet mich!“ wiederholte er mit komischer Verzweiflung.

Nichts war leichter, als uns umzukleiden; doch eine verheerliche Arbeit war es, ihm die Stiefel und Kleider auszuziehen. Anstatt ihm einen Ueberrock zu leihen, hüllten wir ihn zu unserem hellen Jubel in die Garderobe des Vaters Journaise, die ihm zweimal zu groß war. Wir kleideten ihn von Kopf zu Fuß an, und bei jedem Toilettestück, das er schmerzlich seufzend anzog, versicherten wir ihm:

„Aber du siehst ja vortrefflich aus. Der Präsident wird entzückt sein, dich zu sehn.“

Als seine Toilette beendet war, brachten wir ihm einen Spiegel.

„Nein, absolut unmöglich . . .“ murmelte er.

Und in der That, es war unmöglich. Das Gelächter begann von neuem, und jeder erzählte seine Erlebnisse und auf welche Weise das Abenteuer auf ihn gewirkt hatte.

„Meiner Treu!“ sagte einer von uns, „ich habe einen tüchtigen Schluß gemacht.“

Bei diesem Wort stockte er, wie von einer plötzlichen Idee niedergeschmettert.

„Nun, was ist denn?“ riefen wir; „was ist daran Erstaunliches? Wir doch auch!“

„Unglückliche! es war ja Wasser!“

Ja, es war Wasser!



Bei Elendslaagte.

Von

Ronrad Scipio.



Ulverrauch und müde Sonne ob dem Feld von Elendslaagte,
Wo der Britte mit dem Buren Waffenglück vergeblich lagte.

Bäche Blutes, Jammerlaute. Träg verrinnen schwüle Stunden.
Die entzweit durch wildes Hassen, einen sich in Todeswunden.

Mühsam wandt entlang den Reihen Sterbender ein junger Britte,
Dem des sichern Schützen Kugel splitternd brach des Armes Mitte.

Wehdurchbebt ein tiefer Seufzer. Seitwärts, halb auf Stein gebettet,
Krampft empor ein greifer Streiter, nahem Tode schon verkettet.

Ewigkeitberührte Züge, doch im Auge banges Sorgen,
Spähend über weite Wahlstatt einem nach, der nicht geborgen.

Blutend quält der junge Britte sich hinan zum alten Buren:
„Mit dem trübem Sehnsuchtsblicke folgst du, Vater, wessen Spuren?“

„Nicht vor dunkeln Weg ich zittre, meinem Lose still ergeben.
Mir zur Seite focht der Knabe, Sonnstrahl meinem ersten Leben.“

Dreizehnjährig, hellen Auges unter lichter Locken Fülle,
Wie des Frühlings Hoffnungsblüte noch in keuscher Knospenhülle.

Also schritt er zukunftstahnend frei aus unsers Hofes Thoren:
 Sie nur blieb zurück in Thränen, die den Einz'gen mir geboren.

Früh vertraut mit treuer Büchse, achtsam wie auf Jägerwegen,
 Zog zu meiner Linken freudig er dem Landesfeind entgegen.

Tapfer schoß er, ruhig zielend, meiner Weisung kindlich trauend,
 Bald zum wohlerprobten Führer, bald zum fernen Feinde schauend.

Unser ward der Tag. Es wichen schon allmählich eure Reihen,
 Seltner schon Geschütze dröhnten, weithin hob sich Siegeschreien.

Und es jauchzte froh der Knabe: Vater, nach dem Sieg, dem neuen,
 Ziehn in Frieden bald wir heimwärts, mag sich Mütterlein schon freuen!"

Verstend schlugen ein Granaten wettergleich in unsre Scharen;
 Weit verstreut im Blute liegen, die noch erst vereinet waren.

Fremdling, gerne will ich sterben, weiß ich meinen Sohn gerettet,
 Dem das rauhe Schmerzenslager keine Mutterhand hier glättet.

Bei der Mutterliebe, die sich ferne härmt nach deiner Nähe:
 Suche meinen wunden Knaben, daß noch einmal ich ihn sehe!"

Langsam dringt der Sohn des Hochlands matt und schwankend durch Gesträuche.
 Sterbeseufzer. Todesqualen. Gliederzucken. Angstgeheule.

Dort am Abhang liegt der Knabe, mitten durch das Herz getroffen,
 Kindlich Lächeln noch im Antlitz; auf den Zügen freudig Hoffen.

Spärlich aus der engen Wunde quillt der Strom des jungen Lebens,
 Von den unentstellten Mienen spricht der Mut des reinen Strebens.

Mit dem Toten hat der Jüngling seine Schulter schwer belastet,
 Schleppt sich kraftlos auf den Knieen dorthin, wo der Vater rastet.

Legt ihn still in seine Arme, die ihn fest und eng umschlingen:
 Nochten früher so das Knäblein wohl zur Abendruhe bringen.

Noch ein letzter Kuß mit Mühe auf die Stirn gehaucht, die bleiche —
 Arm in Arme ruht des Vaters Leiche mit des Sohnes Leiche.





Rahel und der Berliner Salon um 1800.

Von

Otto Verdrow.



Das Charakteristische der schöngeistigen Zirkel Berlins im Ausgang des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts besteht darin, daß sie durchweg jüdischen Ursprungs waren und um jüdische Häuser sich gruppierten — eine Erscheinung, deren Ursachen aufzudecken ich mir hier versagen muß. Es ist auffällig, einer wie großen Zahl von hervorragend intelligenten und gebildeten Frauen — es seien nur Rahel Levin, Henriette Herz, Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, Sara und Mariane Meyer genannt — man in diesen jüdischen Salons begegnet, wohingegen die Männer fast sämtlich einen geistig untergeordneten Rang einnehmen. Das lag hauptsächlich daran, daß diese, fast durchweg Kaufleute, zum großen Teil weder Muße noch Geistesruhe fanden, um sich in das philosophische Studium, das Mendelssohn, der große Reformator ihres Stammes, ihnen erschlossen hatte, zu versenken, ganz abgesehen davon, daß es vielen an der nötigen wissenschaftlichen Vorbildung mangelte. Die Frauen und jungen Mädchen dagegen, denen es an Zeit nicht fehlte, gaben sich mit dem Feuer, mit dem lebhaften Naturen ihnen bis dahin Unbekanntes ergreifen, der schönen Litteratur hin und machten erstaunliche Fortschritte. Ueber die Art und den Umfang dieser selbstthätig erworbenen Bildung, über den eigentümlichen Geist, den sie erzeugte, sind wir durch der Henriette Herz „Erinnerungen“ eingehend unterrichtet. „Er (der Geist) war einerseits aus der Litteratur der neueren Völker hervorgegangen“, erzählt sie, „aber die Saat war auf einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen. Hier fehlte jede Vermittelung durch eine Tradition, durch eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende, mit dem Geist und dem Wissen der Zeit Schritt haltende Bildung; aber auch jedes aus einem solchen Bildungsgange erwachsene Vorurteil. — Einer solchen Natur dieses Geistes und dem Bewußtsein derselben in seinen Trägerinnen ist die Ueppigkeit, der Uebermut, ein sich Hinaussetzen über hergebrachte Formen zuzuschreiben; aber er war unleugbar sehr originell, sehr kräftig, sehr pikant, sehr anregend, und oft bei erstaunenswerter Beweg-

lichkeit von großer Tiefe. Die höchste Blüte dieses Geistes offenbarte sich etwas später in Rahel Levin. Sie war etwa sechs Jahre jünger als ich und die meisten meiner Freundinnen, aber die Wärme ihres Geistes und Herzens im Verein mit dem Unglück hatten sie früh gereift . . .“

Henriette Herz (1764—1847) stiftete in den letzten achtziger Jahren mit ihrer Schwester Brenna und Karl de la Roche einen geheimen Tugendbund, in den später, nach angemessener Prüfungszeit, Wilhelm von Humboldt, Karoline von Dacheröden, seine spätere Gattin, Karoline von Deulwitz, Schillers spätere Schwägerin, und andre Bevorzugte aufgenommen wurden. Der Zweck des Bundes war nach Humboldts Worten „Beglückung durch Liebe“. — „Weil der Grad des Glücks wahrer Liebe immer im genauesten Verhältnis zu dem Grade der moralischen Vollkommenheit steht, so ist moralische Bildung das, wonach jeder Verbündete am eifrigsten strebt. Die Verbündeten haben alle Schranken des bloß konventionellen Wohlstandes untereinander aufgehoben. Sie genießen jede Freude, die nicht mit dem Verlust höherer Freuden erkauft wird.“ — Die Bundesmitglieder nannten sich „du“, schrieben einander lange, vertrauliche Briefe, zuweilen in fremder Sprache oder mit griechischen und hebräischen Lettern — einige diplomatische Vorichtsmaßregeln waren schon in Rücksicht auf Henriettens Gatten geboten —, Briefe, in denen sie einander ihre moralische Entwicklung auseinandersetzen, von ihren tiefsten Empfindungen Rechenschaft gaben, ihre „gegenseitige Ergänzung“ untersuchten. Natürlich mußte dieses sentimentale Schwelgen in Gefühlen, die beständige Selbstbetrachtung, das unaufhörliche Schielen in den Spiegel zur Unwahrheit, zur Pose führen. Ja, in einer Welt, wo die Mitteilung der intimsten Empfindungen etwa dieselbe Billigkeit hatte, wie der eifrig betriebene Austausch von Ringen und Schattenriffen, wo sich verheiratete wie ledige Männer und Frauen durcheinander küßten und an das „liebevallende“ Herz drückten, mußte sich ohne Frage auch das gesunde sittliche Empfinden verwirren. — Dieses unwahre, frivole Spiel mit Gedanken und Gefühlen ist charakteristisch für die Berliner Genialitätsepöche überhaupt. Das brennende psychologische Interesse, das der Zeit eigen war, der Drang, den wahren, menschlichsten Kern des Menschen aufzuschließen, erzeugte die seltsamsten Uebertreibungen und Verzerrungen. Die zahllosen Briefwechsel und Tagebücher, die dieses schreibselige Zeitalter hervorbrachte, wimmeln von Selbstbekenntnissen „schöner Seelen“, Bekenntnissen, denen man gar zu oft das Gemachte, Gefärbte, auf jeden Fall interessant sein Sollende anmerkt. Wir haben den Eindruck eines raffiniert-feinen geistigen Maskenspiels, in welchem die Beteiligten schließlich nicht mehr wußten, wer die Betrogenen und wer die Betrüger waren.

Rahel mochte von diesem Treiben nichts wissen. Als Henriette sie aufforderte, dem „Tugendbunde“ beizutreten, lehnte sie ab. Wohl war es auch ihr ein starkes Bedürfnis, ihr reiches Seelenleben zu beobachten; und als eine Verjüngung an ihrer eigenen Natur wäre es ihr erschienen, wenn sie ihren

Gefühlen verwehrt hätte, sich voll zu entwickeln und auszuleben. Ganz unmöglich aber war ihr jede Konstruktion eigenen Gefühlslebens, weil Verstellung und Lüge ihr fremd waren. Auch sie liebte es, wie jener Kreis, ihre reichen Seelenstimmungen, ihres Gemütszustand mündlich oder schriftlich andern mitzuteilen; nie jedoch, um jemandem zu imponieren oder um ihrer Eitelkeit Genüge zu thun, sondern aus einfachem elementaren Naturdrange. Und sie wußte sehr genau, daß es eine Grenze geistiger Mittelbarkeit giebt, daß es oft nicht heilsam ist, den Schleier zu lüften, der das tiefinnerste, heilige Leben der Seele bedeckt. Sie hat das in einem schönen Wort ausgesprochen: „Es giebt ein Farbenspiel in unsrer Brust, das so zart ist, daß, sobald wir es aussprechen, es zur Lüge wird. Ich sehe die Worte, wenn sie sich aus meinem Herzen gearbeitet haben, wie in der Luft vor mir schweben, und sie bilden eine Lüge; ich suche andere, die Zeit geht vorüber; und auch sie wären nicht besser geworden. Diese Scheu hält mich oft ab, zu sprechen. — Eine Empfindung ist schön, solange sie nicht zur Geschichte wird [sie meint: solange sie unausgesprochen als keusche Empfindung lebt]; mit dem Leben selbst ist es so!“ (1806).

So trat in eine vielfach von Hypergenialität und falscher Sentimentalität angefränkelte Gesellschaft Rahel mit ihrer frischen Natürlichkeit, ihrem klaren Kopf und warmen Herzen; dem überspannten, oft bis zur Verlogenheit verzerrten Fühlen und Denken der Zeitgenossen stellte sie ihre unbeirrbare Wahrhaftigkeit, der in diesen Kreisen üblichen laxen Moral ihr gesundes sittliches Empfinden entgegen. Es waren also wesentlich ethische Eigenschaften, die ihr das Uebergewicht über ihre Umgebung verliehen. Neben ihrer strengen Wahrheitsliebe und der Tapferkeit ihrer Gesinnung war es vornehmlich die wunderbare Geschlossenheit und Einheitslichkeit ihrer Natur, die ihr, in Verbindung mit einem erstaunlich feinen Instinkt für die geistige Witterung der Zeit, den geradezu prophetischen Tiefblick verlieh, der in das innerste Wesen der Menschen, Dinge, Verhältnisse eindrang. Das gab ihr Macht über die geistvollsten und gebildetsten Leute; das rückte sie in die Nähe der großen Dichter und Denker. Der schwedisch-deutsche Dichter Carl G. von Brinckmann, einer ihrer treuesten Verehrer, berichtet über sie: „Auch das machte ihren gesellschaftlichen Kreis so behaglich, so bequem, so unbefangen und lebensfroh, daß sie jedes Mitglied desselben noch mehr geltend zu machen suchte, als worauf es selbst hätte Ansprüche machen können; daß sie alles, was sie etwa mißbilligte, mit Schonung über sah — außer an ihren intimen Freunden, denen sie auch den schärfsten Tadel nicht vorenthielt, — und mit seltenem Zartgefühl das Gespräch von jedem Streitpunkte ablenkte, der auch nur eine augenblickliche Verstimmung hätte verursachen können . . . So nur konnte es ihr gelingen, ihr, dem anspruchlosen Bürgermädchen ohne glänzende Verbindungen, ohne den allgiltigen Freibrief der Schönheit und ohne bedeutendes Vermögen, allmählich einen zahlreichen Gesellschaftskreis um sich zu versammeln, der, ohne allen Vergleich, der anziehendste und geistreichste war in ganz Berlin. Einen Kreis, in welchen aufgenommen

zu werden königliche Prinzen, fremde Gesandte, Künstler, Gelehrte oder Geschäftsmänner jedes Ranges, Gräfinnen und Schauspielerinnen sich gleich eifrig bemühten; und wo jeder von ihnen nicht mehr Wert, aber auch nie weniger hatte, als er selbst durch seine gebildete Persönlichkeit geltend zu machen vermochte.“

Zu den frühesten Besuchern des Rahel'schen Salons gehörte Wilhelm von Humboldt. „Ich habe sie viel gekannt“, schrieb er nach Rahel's Tode an seine Freundin Charlotte Diede,^{*)} „von der Zeit an, wo sie noch ein sehr junges Mädchen war, ein paar Jahre, ehe ich auf die Universität nach Göttingen ging. So oft ich seitdem in Berlin war, habe ich sie viel und regelmäßig gesehen. [In einem Briefe an David Veit nennt er sie sogar ‚die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin, ich wüßte sonst niemand.‘] Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war sie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht gesehen hätten. Man suchte sie gern auf, nicht bloß, weil sie von sehr liebenswürdigem Charakter war, sondern weil man fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne etwas gehört zu haben und mit hinweg zu nehmen, das Stoff zu weiterm ernsten, oft tiefen Nachdenken gab oder das Gefühl lebendig anregte.“ — Nach dem Erscheinen von Barnhagens *Rahelbuch* schrieb er (5. Sept. 1833): „Meine Tochter liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig aber ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem, so wie in diesem, kein Buchstabe ein toter ist.“

Es läßt sich kaum eine bessere Bürgschaft für Rahel's inneren Wert, für die Selbständigkeit und Kühnheit ihres Geistes denken, als der lebenslängliche vertraute Umgang mit diesem Manne, der nicht allein durch wissenschaftliche Leistungen, sondern vor allem auch durch die Stärke seines Charakters und die Vornehmheit seiner Gesinnung den größten seiner Zeitgenossen würdig an die Seite tritt. Ein Mensch von dieser Totalität des Wesens, dessen Natur die seltsamsten Widersprüche aufwies, mußte Rahel in höchstem Grade anziehend erscheinen. Ihm konnte sie alles sagen, was Kopf und Herz beschäftigte; mit ihm, den Friedrich Genz einen „furchtbaren Dialektiker“, einen „Wegstein des Verstandes“ nannte, mochte sie, die Meisterin im schlagfertigen, witzigen Dialog, disputieren nach Herzenslust. Es mögen erstaunliche und ergötzliche Redetourniere gewesen sein, welche die beiden in Rahel's „Dachflübchen“ ausfochten! Sie kannte sehr wohl Humboldt's aus freier Geistesüberlegenheit flammende Neigung, durch Sophismen und Paradoxien übermütig seine Hörer

*) In seinen bekannten „Briefen an eine Freundin“.

— und Lefer — zu verwirren und zu verspotten. Wurde er deshalb — und wegen einer Art von cynischer Gemütskälte, die er gelegentlich zur Schau trug, — getadelt, so nahm sie den Freund stets in Schutz. Stritt man darüber, ob er ein gutes Herz habe, so sagte sie: „Er ist soweit voraus in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei; das liegt fern unter ihm.“ Seine „scherzende Verhöhnung“ der Menschen erklärte sie als einen Ausfluß seiner Langeweile. Doch gab es Zeiten, wo das Uebermaß seiner Sophistereien auch ihre Geduld erschöpfte. Dann sagte sie wohl unmutig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Bügel haben.“ — Wie mutig und mit welchem Erfolge sie auch einem Humboldt gegenüber die Unabhängigkeit des Urteils wahrte, beweisen u. a. ihre interessanten Reflexionen über die Humboldt'sche Rezension des seiner Zeit berühmten Romans „Woldemar“ von Fr. H. Jacobi, aus denen auch ihre frühe reife Einsicht in die Natur des epischen Kunstwerks erhellt.

Uebrigens fühlte sie sehr wohl, daß Humboldt, wie aufrichtig er sie auch verehrte, doch vornehmlich den muntern Geist, den reichen Witz an ihr schätzte, daß sein Blick an der Oberfläche ihres Wesens haften blieb. Das kränkte sie, die Proben seiner scharfen Menschenkenntnis hatte, und sie las ihm in einer Epistel aus dem Jahre 1809 folgendermaßen den Text: „Ewig wird es in Ihrer Menschenkunde und -jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen so übergehen konnten . . . Weil ein kräftigeres Gemüt sich tiefer zurückzog, unter den Prahlern nicht prahlen wollte und weltlich sich zeigte, ging der Naturforscher vorüber? Weil schönere, erlernte Aussprüche mir nicht zu Gebote standen und ich sie zur Hälfte verschmähte, entging Ihnen auch mein unbefangener, eindringender Geist? Und die herbe jugendliche Schale scheuchte auch den Kundigen vorbei? — Welch Studium hätten wir miteinander vollbringen, welche Welten von Leben entdecken können: welche Rechenchaft hätten Sie von mir einholen können! Schämen Sie sich, Sie fleißiger, schlechter Forscher! —“

Rahels Verkehr mit Wilhelms Bruder Alexander von Humboldt gehört einer weit späteren Zeit an.

Unter ihren Vertrauten jener ersten Periode treffen wir außer David Veit und C. G. von Brinckmann, der sie in sehr schönen Distichen besungen hat, einen jungen märkischen Edelmann, Namens Wilhelm von Burgsdorff, den Typus des geistig-gefälligen Lebensvirtuosen. Einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, hatte er weder zum Staats- noch zum Kriegsdienst Neigung. Die Vorzüge der Geburt und des Standes achtete er gering. Er hatte Universitätsstudien gemacht und fremde Länder bereist. So besaß er ausgebreitete Kenntnisse und liebte die Kunst, vor allem die Poesie; er war einer der ersten, die in Ludwig Tieck's Jugendwerken seine künftige Bedeutung erkannten.

Rahels Bekanntschaft mit Burgsdorff ist wichtig, weil sie ganz unter dem Zeichen Goethes steht. „Sagen Sie Burgsdorff“, schrieb sie an Brindmann 1795, bevor er ihr den neuen Freund noch zugeführt hatte, „wir kennen uns schon: Goethe wäre der Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heißen kann und will“ . . . Im Sommer des folgenden Jahres war Rahel dann mit Burgsdorff in Tepliz, dem damaligen berühmten Modebade der großen Welt, zusammen, und er las ihr Tasso und Iphigenie vor. Auf diese gemeinsame Goethelektüre bezieht sich ein Ausspruch Burgsdorffs, in dem er die Freundin, im Hinblick auf ihre innerliche Vereinigung unter ihren nächsten Angehörigen, sehr treffend dem Tasso verglich. (David Weit nannte Rahel „das Mädchen, das Aureliens Geist mit Philinens munterer Laune verbindet“.) Burgsdorff selbst wurde von seinen Freunden dem Lothario im „Meister“ verglichen. Und wahrlich, es ist, als sei in ihm eine Figur aus dem Rahmen des Romans ins Leben getreten. Wenn Wilhelm (im 2. Kap. des 3. Buches der „Lehrjahre“) ausruft: „Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten . . . Wer kann den Wert und Unwert irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war!“ — so paßt diese Betrachtung genau auf Burgsdorffs Lage.

Die häufige Beziehung auf Goethe läßt die hohe Bedeutung des Dichters für diesen Kreis, insbesondere für Rahel, ahnen. In der That: Rahels Goethe-Liebe ist der Brennpunkt ihres ganzen geistig-gemüthlichen Lebens und Strebens. Als sie, unverstanden in der Tiefe ihres Wesens, von banger, zitternder Sehnsucht erfüllt, einer verwandten Seele sich mitzuteilen, eben die Schwelle des Jungfrauenalters betreten hatte, war ihr das Glück geworden, Goethe kennen zu lernen. Mit unsagbarer Wonnie hatte sie sich in seine Werke vertieft, hingerissen, überwältigt von dem Zauber ewiger Jugend und Schönheit! — Ihr ist, als seien diese Schriften für sie allein geschrieben —: was sie lange dunkel gahnt und gefühlt, hier findet sie es mit Worten verkündigt, die ihr die Seele durchschauern; hier wird ihr Bestätigung und Befräftigung dessen, was sie so oft im Gegensatz zur Welt gedacht und ausgesprochen. Diese Gedichte, Romane und Dramen geben ihr Bürgschaft, daß sie mit ihrem heiligsten Streben auf dem rechten Wege war, bieten ihr süßen Trost für so manchen bitteren Schmerz, den sie, der Welt verborgen, in der Einsamkeit ihres Stübchens ausweinen mußte. — So ward Goethe ihr Dichter; er „durchströmte sie wie Herzensblut“. So oft sie von ihm spricht, geht es wie eine Erhebung durch ihr Wesen, und weisevoll klingen ihre Worte. „Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar. Mit seinem Reichthum machte

ich Compagnie; er war ewig mein einziger, gewisester Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht unter Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich weiß, welche Hölle er kannte! — kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war!“ —

Unter den vornehmen Kavalieren aus den Kreisen des Hofes, der Diplomatie und des Militärs bildet natürlich die Persönlichkeit des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen die alles überragende Erscheinung. Er ist es, der in einer Epoche des Weltbürgertums dem Salon ein gewisses patriotisches Gepräge aufdrückte. Schon der Umstand, daß er ein Neffe Friedrichs II. war, brachte ihn Rahels Herzen nahe. Sie erkannte, daß in ihm der Helbengeist des großen Königs fortlebte; sie wußte, daß in seinem stürmischen, bisweilen wüsten Leben ein tiefer Schmerz sich austobte, der edle Schmerz des Vaterlandsfreundes, der durch Zeit und Umstände zur Unthätigkeit verdammt war. Fanny Lewald hat in ihrem Roman „Prinz Louis Ferdinand“, der historischen Wahrheit durchaus widersprechend, Rahel als eine Geliebte des Prinzen dargestellt. Ihre Gefühle für diesen Mann haben niemals die Grenze der Freundschaft überschritten. In einem wichtigen Briefe an den Dichter Fouqué hat Rahel ihr inneres Verhältnis zum Prinzen sehr wahr und schön folgendermaßen dargestellt: „Er war die feinste Seele, von beinah' niemand gekannt, wenn auch viel geliebt; und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen! Denn alles schrieb der Vielverworrerne der vertrauten Freundin, oft auf einem Bogen, einer Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind! Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. Man kann Fürsten die Wahrheit sagen . . . Mir machte er es möglich, sie ihm jedesmal, wie ich sie ein sah, zu zeigen' . . . Mein Verhältnis zu ihm war sonderbar: beinah' ganz unpersönlich. Von uns zu einander war nicht die Rede. Doch muß' er mir alles sagen: komponierte er, soll' ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch . . . Einmal schrieb ich ihm nach Schritte [seinem Familiengut] einen Brief, worin ich ihm sagte: „Wenn ich Ihnen die Wahrheit nicht sagen soll, so hab' ich Ihnen gleich gar nichts zu sagen; dies ist unser einzig Verhältnis.“

Sie war seine Beichtigerin. Zu ihr, in ihr stilles Dachstübchen flüchtete der preussische Prinz, wenn Schmerz und Verzweiflung über die Liebeswirren, in die seine Leidenschaft ihn verstrickt, ihn überwältigten, wenn der Ekel vor seinem verdorbenen, verpuschten Leben seine Seele erfaßte; und bei ihr fand er, wie bei einer treuen Schwester, in ruhigen, vernünftigen Gesprächen Trost und Halt. Er hat das in anerkennenden Worten mehrfach

bestätigt. „Gegen alle“, schrieb er ihr einmal, „die in diesem sonderbaren Verhältnis [er meint seine Doppelliebe zu Henriette Fromm und der schönen Pauline Wiesel] verwickelt waren, teilnehmend, gut und gerecht, ohne Falschheit, stets den Schmerz lindernd, alles zum Besten lehrend, haben Sie unstreitig eine für Ihr Herz und Ihre Vernunft befriedigendere Rolle gespielt, als diejenigen, deren Leidenschaften bloß hierin im Spiele waren.“ Ein anderes Wort von ihm lautet: „Ich liebe Weiber, ich finde etwas Sanftes in ihrer Gesellschaft. Die Freundschaft der Levi [so nannte er Rahel gewöhnlich] hat einen Charakter, der viel süßer ist als alles übrige. Das ist's, was ich lebhaft fühle, und auch der entfernteste Gedanke an Liebe, an Besitz ist nicht in meinem Herzen.“ —

Sie kannte auch des Prinzen vaterländische Gesinnung; hundertmal hatte er ihr gesagt: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch' Unglück haben, sterbe ich.“ — „Dieser Gedanke“, sagt Rahel, „war das Refsort seines ganzen Lebens; und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe erlaubte er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte und nun alles übrige nicht der Mühe wert hielt.“ — Als dann endlich im Sept. 1806 das preussische Heer ins Feld rückte, war es wiederum Rahel, der der Prinz in einem letzten Briefe (vom 11. Sept. aus Leipzig) gewissermaßen sein patriotisches Vermächtnis mitteilte. Er erzählt, wie er mit den Generalen Rühle und Blücher in ernstester Stunde einen Todesbund geschlossen habe. „Ein Wort gaben wir uns, ein feierliches, männliches Wort — : bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! Es soll so gewiß sein! . . .“ Und er hielt Wort: kaum einen Monat später lag er bei Saalfeld auf blutiger Walfstatt. Zeitlebens hat Rahel des Freundes' mit Trauer und herzlichster Freundschaft gedacht.

Indem wir uns weiter in Rahels Salon umsehen, bleibt unser Blick über die aristokratischen Gestalten der Grafen Döbna, Bernstorff, Tilly und des originellen Majors von Guaktieri flüchtig hinwegleitend, an den feinen, geistvollen Zügen des Fürsten de Ligne haften. 1735 als Abkömmling eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Niederlande in Brüssel geboren, war er früh berufen, eine glänzende Rolle in der großen Welt zu spielen. Im Besitz der höchsten militärischen Ehren — er hatte sich u. a. im siebenjährigen Kriege als österreichischer Offizier rühmlich hervorgethan —, nahm er nicht nur in Oesterreich eine maßgebende Stellung ein; auch Friedrich der Große schätzte ihn seinem Verdienst gemäß, und an den Höfen zu Versailles und Moskau wurde er mit seltener Auszeichnung behandelt. Daß dieser Mann, dessen Gespräch, wie Frau von Staël sagt, die größten Genien und die erlauchtesten Herrscher Europas als die edelste Erholung suchten, sogleich beim ersten Zusammentreffen mit Rahel — es war 1795 in Teplitz, und der Fürst

zählte gerade 60 Jahre — ganz von ihr eingenommen wurde, erscheint, wenn man den Altersunterschied, den Abstand des gesellschaftlichen und geistigen Milieus, in dem sie sich bewegten, in Betracht zieht, wunderbar genug. Brindmann bemerkt, selbst Goethes Anerkennung und Wertschätzung Rahels — sie hatte den verehrten Dichter in demselben Jahre in Karlsbad kennen gelernt — sei leichter zu erwarten gewesen.

Einer der sonderbarsten Menschen des Rahel'schen Kreises, eine wahrhaft problematische Natur, war Friedrich Genz. Aus engen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, an eine untergeordnete Beamtenstellung — er war preußischer Kriegsrat — gebunden, erschien dieser Mann in noch jugendlichem Alter plötzlich wie ein strahlendes Meteor am politischen Himmel, lange Zeit die europäische Welt blendend, entzündend oder erschreckend. Es war noch nicht dagewesen, daß ein subalterner Staatsbeamter sich allein kraft seines Talentes zu fürstengleichem Ansehen und europäischer Wirksamkeit aufschwang. — Und welche eine erstaunliche Protenez-Natur offenbart sich in den verschiedenen Perioden seines wechselvollen Lebens! In der Jugend ein begeisterter Anhänger der großen französischen Revolution; bald darauf ein Verfechter englischer Verfassungsgrundsätze, die er — fest genug! — in einem offenen Sendschreiben dem Könige Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung zur Beachtung empfahl; seit 1800 eine der energischsten und wirksamsten Kräfte im Dienste der Bekämpfung Napoleons: leidenschaftlichen Haß gegen den Imperator und echt patriotische Gesinnung atmen die zahlreichen Schriften und Manifeste, die er im Auftrage Oesterreichs und Preußens verfaßt hat; nach der Niederwerfung Napoleons endlich ein Verteidiger der strengsten absolutistischen Prinzipien, eine der festesten Säulen der Metternich'schen Reaktionspolitik! — Und allezeit bereit, sich seine Dienste — sei es, von wem es sei — in klingender Münze ausgiebig lohnen zu lassen.

Das alles läßt auf keine hervorragende Gesinnungstüchtigkeit schließen. In der That: Ueberzeugungstreue war nicht seine starke Seite. Er war auch sonst mit großen Charakterfehlern behaftet, die er selbst alle sehr gut kannte und nie beschönigte: Leichtsinni, schrankenlose Sinnlichkeit, Feigheit, Eitelkeit — der ganze Mensch sei von diesem Krebschaden angegriffen, pflegte er selbst zu sagen.

Rahel kannte ihn in seinen Schwächen, wie kaum ein anderer Mensch; denn ihr gab er sich mit allen seinen Fehlern, weil er auf die Großmut und Güte ihres Freundesherzens baute. Und er irrte sich nicht in ihr: so viel sie an ihm zu tadeln hatte, so oft er — ein wahres enfant terrible der Gesellschaft — sie durch Unarten und Vernachlässigung kränkte, sie ließ ihn nie ganz fallen, ja, sie empfand ihr ganzes Leben lang eine besondere Vorliebe für ihn. Was ihn ihr stets von neuem anziehend machte, war seine ganz kindliche Naivität, sein im Grunde weiches, allen Eindrücken offenes Herz, die frische Unbefangenheit seines Empfindens, „die ungetrübte, blumenreine Wahrhaftig-

keit, die ewig Naivetät gebiert, zum Lächeln und zum Leben.“ So stammt denn aus ihrer Feder wohl die schönste und verständnisvollste Grabchrift, die Genz gesetzt wurde. Unmittelbar unter dem Eindruck seines Todes schrieb sie (am 15. Juni 1832) dem jungen Ranke: „Sie können nicht wissen, daß ich meinen entschwundenen Freund nur dann, nur deshalb liebte, wenn er recht etwas Kindisches sagte oder that . . . Seine Persidien — er übte sie reichlich gegen mich — sind anders, als der andern ihre: er glitt wie in einem Glücksschlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war, und niemand darf sich ihm vergleichen; auf diesem Wege sah er weder rechts noch links. Hatte er Schmerz, litt er Widerspruch, dann war er nicht mehr auf dieser Bahn; und dann verlangte er Hilfe und Trost, die er nie gab. Keiner aber darf dies wagen und doch liebenswürdig und liebenswert sein. Ungestraft ließ ich's, solange er lebte, nicht hingehn. Nun aber, beim Facit, bleibt mir nur reine, lebendige Liebe. Dies sei sein Epitaph. Viele Menschen muß man Stück vor Stück loben, und sie gehen nicht in unser Herz mit Liebe ein; andere, wenige kann man viel tadeln, aber sie öffnen immer unser Herz, bewegen es zur Liebe. Das that Genz für mich, und nie wird er bei mir sterben.“

Rahel hat sich um die Verfeinerung und Vergeistigung des Berliner Gesellschaftslebens ein unbestreitbares Verdienst erworben. Ihr Vorbild war die feine Lebensart des französischen Salons, die sie während ihres Aufenthalts in Paris und zu Hause durch vielfachen Umgang mit geistvollen Franzosen kennen gelernt hatte. Ohne ausländisches Wesen blind zu vergöttern, — hatte sie sich doch in Paris ihrer deutschen Herkunft gerührt —, wünschte sie ihren Landsleuten etwas von der gesellschaftlichen Sicherheit, Unbesangtheit und Grazie der Fremden. Vor allem vermischte sie den freien, leichten, gefälligen Konversations-ton, den die Franzosen lange vor uns besaßen. In einem Briefe aus dem Jahre 1816 sprach sie sich hierüber folgendermaßen aus: „Wir, die Deutschen, haben noch keine Sprache, die so durch alle Geselligkeitsröhren getrieben wäre, wie es die französische ist, in der man sich dem Geringsten im Faubourg verständlich machen kann. Es liegt aber eine solche in unserer bereitet da; man braucht sie nur fertig zu machen, nur die Wortstücke dazu auszusuchen — auch ich kann dergleichen, weil das Tagesleben, wie bei den Franzosen, mein Kunststoff ist. — Es gab aber in unserm Lande keine Gelegenheit zum Sprechen, als die Kanzel. Alle übrigen Gedanken müssen ohne Ton, Gebärde, unpersönlich, aus dem Geist an den Geist wirken. Also langsam, künstlich. [Sie meint: durch Bücher und Zeitungen.] Es werden Verhältnisse uns auch eine Lebensgefelligkeit in Worten schaffen. Ich weiß es. O, lebt' ich nur lang genug! Ganz plan und klar und deutlich muß geredet werden.“

So schuf sie eine Gesellschaftsprache, die alles Gemachte, Steife, Con-ventionelle abstreifte, ganz individuell war und die volle Frische und Natürlichkeit des Lebens atmete. „Ihre Sprache“, so wird sie von Karl Hillebrand charakterisiert, „war nie pedantisch, noch auch im Grunde nachlässig,

nie rhetorisch noch un schön . . . Rahel erzählt, urteilt, giebt ihre Empfindung wieder, als säße sie allein mit dem teilnehmenden, gebildeten, intelligenten Freunde, oder auch mit mehreren, die sie anregen, ohne ein Auditorium zu machen. Dieser konversationelle Stil, an dem unsere Litteratur so arm ist, ist freilich nicht überall am Plage; wo er's aber ist, da hat er einen einzigen Reiz: denn er atmet Leben und erweckt Leben."

Was sie wollte, hat sie erreicht. In ihrem Salon lernten die schwerfälligen Deutschen, die wohl gelehrte Vorträge halten, aber nicht plaudern konnten, die Kunst, auf leichte gefällige Weise, und doch ohne Ziererei, ihrem Denken und Empfinden Ausdruck zu leihen. Und da die meisten Besucher entweder der Litteratur angehörten oder doch ihr Pflege angedeihen ließen, so drang dieser freie, geistreiche und doch herzliche und natürliche Ton des Rahel'schen Hauses in die verschiedensten und weitesten Kreise. Der lebhafteste Briefwechsel, den Rahel mit ihren Freunden unterhielt, trug gleichfalls dazu bei, das seine gesellige Element ihres Salons weit über die Grenzen Berlins hinaus zu verbreiten.

„Mir ist's immer, als müßte ich die honneurs machen von dem, was ich liebe und vergöttere“, äußerte sich Rahel einmal gegen L. Tieck. „Und — sehen Sie den ganzen Abgrund meiner Seele! — dies ist, weil ich von niemand glaube, daß er es so durchdringt, auffaßt von jeder Seite, liebt, vergöttert, und tausendmal von vorne an, wie ich. So kann es der, der es wirklich gemacht hat, nicht lieben und bewundern und deuten und schätzen“ . . .

Unter den Schriftstellern, die Rahel ihrer Gemeinde mit ewig frischer Begeisterung anpries, steht, wie schon gesagt, Goethe obenan. Der Goethe'schen Poesie in Berlin zur Anerkennung und zum Siege verholsten zu haben, ist eins der wichtigsten Verdienste ihres Salons. Es bedurfte einer langjährigen systematischen Arbeit und Anstrengung verschiedener Personen und Kreise, um den zähen und schroffen Widerstand gegen Goethes Dichtung, der besonders in der älteren, noch durch Lessings und Mendelssohns Schule gegangenen, an den Ideen der Aufklärungsepoch ge sättigten Generation lebte, allmählich zu überwinden. Welchen Anteil an diesem geistigen Prozeß beispielsweise die Romantiker und einige der Rahel nahestehenden Frauen hatten, findet man in Ludwig Geigers wertvollem kulturhistorischen Werke „Berlin 1688—1840“*) ausführlich nachgewiesen. Hier kann nur von Rahels Mitwirkung die Rede sein. — Von dem feinsten Verständnis für den Dichter beseelt, wahrhaft von seinem Geist durchdrungen, von einer Liebe zu ihm erfüllt, die in ihrer echt deutschen Innigkeit an Schmerz grenzte, mußte sie wohl hervorragend berufen sein, Goethes Genius in der Gesellschaft zu repräsentieren. Wenn sie von ihm sprach, wenn sie, immer den tiefsten Kern erfassend, seine Werke — unter denen sie Wilhelm Meister und Tasso am höchsten schätzte — auslegte; ja,

*) Berlin, Gebr. Pactel. 1892—95. 2. Band.

wenn sie auch nur in gehobener Stimmung ein kurzes, dem gegenwärtigen Moment entsprechendes Wort citierte, so fühlte ein jeder, daß ihre Worte ein Vibrieren der feinsten Saiten ihrer Seele, der Ausdruck heiliger Ueberzeugung waren. Darum wandten sich auch Freunde und Bekannte mit Vorliebe an sie um Aufklärung, wenn ihnen bei der Lektüre Goethes dunkle, schwierige Stellen aufstießen. Weil diese Schriften ganz in ihren innersten Besitz übergegangen waren, so wußte sie jedem das ihm Passende aus ihrem Schatz zu spenden. Als ihr eine junge Freundin nach schwerem Verlust den leidenschaftlichen Schmerz ihrer Seele anvertraut hatte, tröstete Rahel sie wie folgt: „Hören Sie auf Goethe — mit Thränen schreibe ich den Namen dieses Vermittlers in Erinnerung großer Drangsale —, der im Meister deutlich sagt, daß die Jugend zu viel Kräfte zu haben glaubt und sie aus Willkür dem verlorenen Gute nachwirft. Lesen Sie es nach, liebe Tochter, wie man die Bibel im Unglück liest: wo Meister Marianen verliert, im ersten Bande*) steht es. Es ist eine Götterstelle, ein Wolkenpruch über diesen Drang der Jugend.“

Wie eine starke innere Ueberzeugung fast immer eine zwingende Macht ausübt, so mußten Rahels Freunde mehr oder weniger Goethe-Enthusiasten werden. Nur in diesem Sinne kann man — wie Geiger es thut — sagen, sie habe ihrem Kreise Goethe „aufgezwungen“. Gerade ihre tiefe Ehrfurcht vor seiner Größe verschloß ihr oft den Mund, wo andere in laut preisender Bewunderung schwelgten. „Wie keusch, wie unentweicht, wie durch ein ganzes unseliges Leben durch bewahrt, könnte ich ihm die Adoration in meinem Herzen zeigen“, schrieb sie an Barnhagen. „Durch alles, was ich je ausdrückte, geht sie hindurch, jedes aufgeschriebene Wort beinahe enthält sie. Und auch er [Goethe] nur wird es mir anrechnen können, wie schwer es ist, solche liebende Bewunderung schweigend ein ganzes Leben hindurch in sich zu verhehlen. Wie beschämt schwieg ich vor zwei Jahren, als Bettina mir einmal als von dem Gegenstand ihrer größten Leidenschaft feurig und schön in dem von Herbstsonne glänzenden, stillen Monbijou von ihm sprach! Ich that, als kennt' ich ihn gar nicht. So ging's mir oft.“ —

Wenn wir uns die Personen ihres Salons vergegenwärtigen, so erblicken wir Rahel inmitten eines gesellschaftlichen Milieus, das in sittlicher Beziehung unserm modernen Empfinden nicht im besten Lichte erscheint. Wir sehen sie vertrauten Umgang mit Männern pflegen, die zum Theil, wie Genz, Guattieri, Tilly, ausgesprochene und stadtbekannte Libertiner waren, zum Theil, wie Prinz Louis, W. von Humboldt, die Brüder Schlegel, im Verkehr mit dem andern Geschlecht höchst freien Anschauungen huldigten; wir finden sie befreundet mit Frauen, deren Leben sich nicht rein hielt von sittlichen Verirrungen, ja, deren eine — Pauline Wiesel — jedes feineren sittlichen Empfindens bar erscheint. Da drängt sich die Frage auf: wie verhielt sich Rahel zu dem Treiben dieser „aus den Fugen geworfenen Genialitätsepoche“?

**) Lehrjahre, II. Buch, erstes Kapitel.

Man darf diese Menschen nicht ohne weiteres mit dem heute gültigen sittlichen Maßstab messen. Es ist die Epoche eines durch Rousseau, Goethe, Pestalozzi heraufgeführten, einseitigen und schroffen Individualismus, in welcher das Konventionelle, die sozialen Einrichtungen nur insofern und soweit respektiert wurden, als sie nicht den tieferen Bedürfnissen und Neigungen des Individuums den Weg vertraten. Sobald das geschah, hielt man sich berechtigt, überlieferte Sagen mit Wort und Schrift zu bekämpfen, sich durch jede That über sie hinwegzusetzen. Das galt nicht zum wenigsten für das Verhältnis der Geschlechter. — Rahel, mit ihrer hohen Wertschätzung der Persönlichkeit ganz ein Kind ihrer Zeit, stand auf dem Boden dieser Anschauungen. „Der Mensch soll seinem innersten Herzen leben“: das war ihre Maxime, die auch ihre Stellung zur Frage des Verhältnisses der Geschlechter bestimmt. Nicht pries sie die Mißachtung der Vorurteile an sich schon als eine große und schöne That, sondern sie schaute ohne Voreingenommenheit immer direkt die Menschen und die Dinge selber an. Sah sie einen großen, genialen, oder auch nur einen wahren Menschen seiner eigensten Natur folgen, wohl gar Stand und Rang opfern, um innerlich unwahren Verhältnissen zu entinnen und echter Neigung sich hinzugeben, so war sie stets zu milder Rechtfertigung bereit. Ja, sie konnte einen ganz unsittlichen Wandel übersehen, wenn nur die Person, die ihn führte, ihr in irgend einer Hinsicht natürlich, echt und lebenswürdig erschien. Hier ist der Punkt, wo ihre Toleranz oft in Schwäche ausartet und den Schein sittlicher Gleichgiltigkeit annimmt. Daß ihr aber der sittliche Maßstab keineswegs fehlte, beweist am besten ihre eigene Haltung in diesen Dingen, die über jeden Mangel erhaben ist. Es war undenkbar, daß etwas Schlechthin Gemeines in ihrer Nähe aufkam. Ihr eignete jene natürliche Sicherheit, die einer edlen Frau unbedingte Herrschaft auch über die wildesten Männer verleiht.

Ihr, die als die ethische Aufgabe des Lebens bezeichnete, „treu, wahr, redlich zu sein, immer auf das Sein und nicht nur auf den Schein auszugehen“ —: ihr mußte in einem Verhältnis, wie die Ehe, die Lilge unerträglich dünken! Sie konnte sich nicht entschließen, die konventionelle Ehe an sich als eine geheiligte Einrichtung zu betrachten. Sie protestiert in einem ziemlich revolutionären Wort gegen diese „große, alte, schadhafte Mauer des verjährten Vorurteils“ folgendermaßen: „Kann eine Neigung ohne Anreiz existieren? Gibt es etwa eine gerichtliche äußere Garantie für geschlossene oder bekannte Freundschaften? Ist nur der Hausstand heilig? Ist es nur Kindererziehung oder deren Behandlung? Haben die Kinder irgend eine Garantie? Können nicht gerade Eltern die bis zum Tod martern, physisch oder moralisch? Ist intimes Zusammenleben, ohne Zauber und Entzücken, nicht unanständiger, als Ekstase irgend einer Art? Ist Aufrichtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltsam gefordert werden kann? — Ist ein Zustand, wo die Wahrheit, die Grazie, die Unschuld nicht möglich sind, nicht dadurch allein verwerflich? — Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt! Der Erde gleich sei dies Umwerfen ge-

macht! und alles wird auf ihr erblühen, was leben soll. Ein: Vegetation!“ — „Einer schlechten Ehe würd' ich mich nie fügen!“ ruft sie ein andermal aus. „Denn wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verlegt, behält mich nur als eine Gefangene, und das müßt' ich sagen, weil ich's wüßte, und da nicht lügen könnte, wo nichts als Wahrheit schön sein kann.“

Eine gute, echte Ehe erscheint Rahel nur denkbar auf dem Fundament edler, tiefer Herzensneigung. An die Stelle der bedingungslosen Unterordnung des Weibes unter den Willen des Mannes soll freie „Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene“ treten. Dann wird „Wahrheit, Grazie, Unschuld“ möglich sein; dann wird das Weib als gleichberechtigte Gefährtin neben dem Gatten stehen, unbehindert nicht nur in der Gestaltung ihres äußeren Lebens, sondern frei vor allem in ihrem innersten Fühlen und Denken, unbeengt und unbeschnitten in dem natürlichen Wachstum ihrer Seele. Hieran, an die innersten Bedürfnisse und Forderungen des Geistes und Gemüths, denkt sie vorzüglich, wenn sie freie Bahn für das Weib in der Ehe fordert, wenn sie ausruft: „Freiheit, Freiheit! besonders in einem geschlossenen Zustand wie die Ehe!“ Oder wenn sie über ihren Gatten Barnhagen an Pauline Wiesel (1815) schreibt: „Ich bin völlig frei bei ihm, sonst hätte ich ihn nicht heiraten können. Er denkt über Ehe wie ich. Ich bin ganz wahr mit ihm, in allem. Und davon liebt er mich.“ — Doch selbst dann, wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, hält sie es immer noch in jedem Falle für ein Wagnis, die Ehe einzugehen, weil ihrem fanatischen Freiheitsstreben auch die beste, vernünftigste der Ehen als eine unnatürliche Fessel der individuellen Selbständigkeit und Unabhängigkeit — immer im edelsten Sinne genommen — erscheint. So ist vielleicht das folgende Wort zu verstehen, das sie als verheiratete Frau niederschrieb: „Die nun einmal verheiratet sind, mögen verheiratet bleiben. Von mir aber bekommt nie ein Kind die Einwilligung zum Heiraten. Das sag' ich in der glücklichen Ehe. Nein, das ist nichts, wenn nicht beide so denken wie ich. Aber dies versteht niemand, außer — ein künftiger Gehegger.“





Zwei Guckkastenbildchen.

von

Karl Bechstein.



Kinderphilosophie.



In der Wohnstube sitzt der Großvater am Fenster und auf seinen Knien Fritz, sein Stolz und seine Freude. Er liebt das Entelchen, wie nur ein Großvater dazu im Stande ist, abgöttisch und thut alles, was die kleine Ungebuld von ihm verlangt.

„Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der ließt sie auf, der trägt sie nauf, und der kleine Kerl ist sie alle auf“, so hat es der Großvater schon dreimal vorgemacht und fängt immer wieder von vorn an, als Frißchen spricht: „Großpapa, noch einmal!“

Diesmal geht es etwas anders: „Das ist der Daumen, das ist ein Pflaumenbaum draußen im Garten, da hängen viele schöne, blaue Pflaumen dran.“

Den zweiten Finger der linken Hand nehmend, fragt er Frißchen: „Wer ist denn das?“

Friß lacht, er weiß es lange schon, und strahlend vor Freude ruft er: „Das ist der Papa.“

Dann kommen die andern Finger an die Reihe, das sind Otto und Paul, die lesen auf und tragen nauf, und der letzte, der kleine Kerl, ist Frißchen selbst.

Das weiß er auch sehr gut, aber der Großvater muß es ihm immer wieder sagen, der Schelm thut, als habe er es vergessen.

Heute nun, als die Erzählung wieder bis zu dem Punkt, der gleichzeitig ihr Ende bildet, gekommen ist, ist Fritz nicht ganz damit einverstanden, und nachdem er eine Weile überlegt hat, spricht er: „Ist das wahr, Großpapa?“

„Was denn?“ fragt dieser.

„Ist der Kleine die Pflaumen alle?“

Wenn es ihm auch immer sehr gut gefallen hat, an sich hat er es noch nicht erlebt, deshalb bezweifelt er wohl die Geschichte.

Aber der Großpapa sagt ihm: „Ja es ist wahr.“

Fritz sieht ihn verwundert an. Daß die andern gar nichts kriegen sollen, will ihm noch nicht in den Kopf.

„Aber, der die Pflaumen aufliest“, sagt er, „kann doch welche essen, und der sie aufträgt auch?“ Und dabei nimmt er den Großvater bei der Hand und sieht ihn so schlau an, daß der gar nicht weiß, was er antworten soll.

Ein Kind kann ja so vieles fragen, was ein Großvater nicht zu beantworten weiß.

Unser Großvater denkt aber: was er einmal gesagt, dabei müsse er bleiben, und wiederholt, um den fragenden Quälgeist loszuwerden: „Nein, die dürfen keine essen.“

Und Fritz? Ist der nun zufrieden?

Noch lange nicht, er weiß es ja besser, viel besser als der Großvater:

„Aber die Mama giebt ihnen welche“, so findet das Kind noch eine ungewohnte Lösung, und der Großvater drückt es an sich, herzt und küßt es, und Thränen der Rührung treten ihm in die Augen.

Das ist Philosophie der Kleinen.

Es ist nur ein harmloses Kinderversprechen, was der Großvater erzählt, aber die ganze große Welt, so überreich an Selbstsucht und so bettelarm an Liebe spiegelt es wieder.

Große Leute finnen und denken auch über das Problem nach und schreiben Bücher darüber und halten schöne Reden, aber keiner der Philosophen findet die einfache Lösung des Kindes.

Die Armen, die da im Leben schütteln und auflesen und auftragen und immer und immer dasselbe thun, sie haben keine Mutter.



Der Eiferer.

„Wir loben, preisen, anbeten dich“, so begann eben die spärlich versammelte Kirchengemeinde den zweiten Vers des Hauptliedes, als knarrend die Thüre zur Empore geöffnet wurde und sich leise eine Gestalt hindurchschob.

Ein Mann von vielleicht vierzig Jahren war es, von kleiner Figur, mit glattem, feinraisiertem Gesicht.

Einige Schritte ging er auf den Behen vorwärts, dann blieb er stehen, faltete die Hände und sprach, das Kinn auf die Hutkrempe herabgebeugt, sein stilles Gebet oder that wenigstens so, wie es ja andere Leute auch thun.

Nach beendigter Andacht schritt er dann mit einem Gesicht, erfüllt von dem heiligsten Ernst, über den nur seine Muskeln verfügen konnten, in die Stände der Kanzel gegenüber.

Das Lied ward aufgesucht, seine schöne Stimme verstärkte den Gesang der Gemeinde, und nun erhob er sein Haupt und erlaubte sich, einen Blick über die Mitandächtigen streifen zu lassen.

Doch welche Verwandlung in ihm!

Wie versteinert waren seine Züge plötzlich, weg wie durch einen Windzug war alle Frömmigkeit aus ihnen, gerechte Entrüstung, gepaart mit einem verzweifelt boshaften Hohn, machte sich darauf Plaß.

Und die Ursache davon?

Ein Blick in ein ganz harmloses Gesicht, das Gesicht eines Mannes wenige Plätze weiter, das gar nichts Aufregendes, vielmehr das Gepräge eines heiteren Wesens trug.

Aber unser frommer Christ sah tiefer, und was ihn so entrüstete, war, daß er sofort durchschaute, was jenen heute veranlaßt hatte, zur Kirche zu gehen.

Die Stelle der Waisenhauskassenverwaltung war neu zu besetzen, sie gewährte ein schönes Nebeneinkommen, der Oberpfarrer, der heute predigte, gab dabei den Ausschlag, und jener Mensch hatte sich um die Stelle beworben, das war so sicher, wie zwei mal zwei vier ist.

Also der Grund, der ihn zum Gotteshaus trieb, war nicht etwa das Bedürfnis nach Erbauung, wie die Leute glauben sollten, sondern Egoismus, elender Egoismus.

Ist so etwas christlich? Ist das nicht eine Schande?

Warum wählte er auch den Plaß gerade dem Geistlichen gegenüber? Nur, um gesehen zu werden.

Die Leute sind gar berechnend, sogar das Heiligste ziehen sie in den Kreis ihrer Berechnung.

Er kam gar nicht mehr zum Singen, so empört war er. Sah man den Menschen denn sonst in der Kirche? Jahr und Tag hat er keinen Fuß hineingesetzt.

Ja, wenn die Kirche eine Kneipe wäre! Wenn man darin Karten spielen könnte! Kneipen wird es wohl keine in der Stadt geben, die er nicht in- und auswendig kennt, wo er nicht die erste Geige spielt.

Das sollten die Herren nur wissen, denen gegenüber er sich jetzt so gottgefällig zeigt. Man müßte eigentlich dafür sorgen!

Jetzt betritt der Geistliche die Kanzel. Seht nur, wie er sich da aufrichtet. Jesuit du!

Er stellt sich auch noch in die Sonne; man dünkte doch, sie müßte ihn blenden. Andere rücken weg, aber um jeden Preis will er gesehen werden.

Bleibt er nicht auch ganz allein stehen, während sich alle Leute setzen?

Und das gottgefällige Gesicht, das er aufsteckt, es ist ordentlich lächerlich.

Ob so ein Mensch überhaupt im Stande ist, einer Predigt zu folgen?
Der behält doch kein Wort davon; für höhere Gedanken ist er ja gar nicht fähig.

Wer weiß, an was er denkt, während er hier so heilig thut.

Ich seh's aber schon kommen, er kriegt die Stelle. Die Art macht alles möglich.

Da wird einflußreichen Leuten das Haus eingelaufen, da werden schöne Worte gemacht und tiefe Verbeugungen und vielleicht auch noch mehr.

Man weiß ja, wie heutzutage alles zugeht.

Ein ehrlicher, gerader Mensch kann da gar nicht mehr mit.

So dachte unser Eiferer und konnte die Gedanken nicht wieder los werden; einer jagte den andern, aber im Kreise herum, sie kehrten immer wieder, immer stärker, und darüber hielt der Geistliche eine lange Predigt und jagte Amen, die Orgel begann zu spielen und ward wieder still, ohne daß der Gedantentreibelauf in seinem Kopfe an ein Ende gekommen wäre.

So oft er jenen ansah, und das mußte er immer wieder thun, schwoh ihm die Galle auch aufs neue und preßte tiefste Verachtung auf seine Züge.

Und was war der Grund all dieser Aufregung? Woher durchschaute er jenen so tief bis ins Innerste?

Es war sein eigenes Ich, was er in ihm sah; er selbst hatte sich um die Stelle beworben.



Stilles Träumen.

von

Kurt Holm.



Stilles Träumen spinnt mich ein —
Tausend blasse Bilder gleiten
Mir vorüber, wie aus weiten
Fernen eines goldnen Sternes feiner Schein.

Wie das bunte Leben lacht! —
Leise dämmern die verlorenen Stunden
In mir auf, und was ich längst verwunden
Wähnte, hat zu neuen Flammen sich entfacht.

Meine Stirne press' ich an das Glas,
Durch die Fenster zu den Lichterstreifen . . .
Einer Dampfmaschine schrilles Pfeifen
Sellt: Vorbei! — Mein Auge ist von Thränen naß!





Hermann von Lingg's Selbstbiographie.

Unter dem Titel „Zeitgenössische Selbstbiographien“ hat die Verlagsbuchhandlung Schuster & Löffler in Berlin die Herausgabe einer Serie autobiographischer Werke veranstaltet, an die, nach den bisher erschienenen Bänden zu urteilen, Erwartungen geknüpft werden können.

Altmeister Hermann von Lingg, der eben seinen 80. Geburtstag feiern durfte, eröffnet den Reigen mit einer Selbstbiographie, die er „Meine Lebensreise“*) betitelt.

Unter den die Eigenart Lingg's von Anfang an bestimmenden Faktoren sind zweifellos die bäuerlich-allgäuische Abstammung, die Bodensee-Landschaft und die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als wesentlich hervorzuheben. Erkennen wir im Dichter der „Völkerwanderung“ den Sprößling aus knorrigem, bodenwurzelndem Allgäuer Bauerngeschlecht, so finden wir in seiner Lyrik neben den Zügen der italienischen diejenige der Bodensee-Landschaft, die gewissermaßen ihrem Charakter nach ein Vorgarten Italiens genannt werden kann, und in seiner Mystik, die sich in Ahnungen und im Glauben an die Vorbedeutung der Träume, in ästhetischer Beziehung aber durch den Stil ausprägt, die Wirkungen des katholischen Geistes angedeutet.

Eines der ersten Bücher, die der Knabe las, war der Don Quixote. Eine übereifrige Tante nahm ihm das verpönte Buch weg und warf es in den Ofen. Der Vater aber kaufte eine neue Ausgabe, — und in der Dachstammer wurde heimlich weitergelesen.

Von Büchern, die sonst etwa auf den lebhaften Knaben eingewirkt haben mögen, sind Schillers Dramen und Gustav Schwab's Gedichte zu nennen. Später ist der Jüngling durch Matthiäson, Höfth, Salis, Jean Paul, Horaz, Homer und Tasso mehr oder weniger gefesselt worden.

Nach Absolvierung des heimischen Gymnasiums bezog der Dichter die Universität München als Student der Medizin und sprang trotz entgegengefügter elterlicher Mahnungen in die Suevia ein. In den ersten Semestern trieb er

*) Gr. 8°. 190 Seiten. Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck nach einem Original von Fr. v. Lenbach. Brosch. 5 Mk. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, 1899.

sich mehr in den Rezipien und auf dem Fechtboden umher, als daß er Kollegia besuchte. Später wurde er aber ein recht fleißiger Student, wenn er auch niemals die rechte Liebe zum selbstgewählten Studium gehabt hat. Außer den medizinischen Vorlesungen hörte er noch u. a. Görres und Schubert. Daß die Kunstsammlungen und das Hoftheater fleißig besucht wurden, versteht sich.

Trotz aller Ablenkungen durch anderweitige Interessen, die den Dichter immer mehr und mehr in Beschlag nehmen sollten, machte er doch seine Examina und promovierte endlich auf Grund einer hegelianisch angehauchten Dissertation: „Ueber den Zusammenhang einer Geschichte der Medizin und einer Geschichte der Krankheiten“. Eine launig geschilderte italienische Reise mit zwei Kommilitonen war der Promotion schon vorangegangen. Hier mag noch bemerkt sein, daß offenbar auch die italienische Landschaft stark auf den Dichter eingewirkt hat, und zwar ist es nicht nur die Landschaft als solche gewesen, die ihn ergriff und beeinflusste, sondern mehr noch die Landschaft in Beziehung zu den Völkern und ihren Geschicken. Der Grundzug der dichterischen Anlage Linggs ist ein historisch-epischer.

Wichtiger für uns als die Geschichte des Medizinstudiums Linggs ist die Entwicklung seines dichterischen Talents. Schon als Schüler hatte er Gedichte, meist landschaftlichen Charakters, geschrieben. In München machten sich wolkengleich dramatische Entwürfe bemerkbar. Berthold Schwarz und Catilina beschäftigten den Dichter, wobei, was den letzteren betrifft, die Sallust-Lektüre noch nachgewirkt haben mag. Vom „Catilina“ entstanden einzelne Scenen und Monologe.

Im Jahre 1840 bestand schon ein „ansehnliches Päckchen Gedichte“, nur der Verleger fehlte noch. Im Jahre 1841 starb der Vater. Damit trat an Lingg die Notwendigkeit des Broterwerbs heran, und er wurde Militärarzt, nachdem er das biennium practicum absolviert und das Staatsexamen gemacht hatte. Seine Anstellung als Militär-Unterarzt II. Klasse bei der Kommandantschaft Augsburg erfolgte anfangs August 1846.

Dieser Zeitpunkt im Leben Linggs ist deswegen hauptsächlich bedeutend, weil er die ersten bewußten Anfänge der „Völkerwanderung“ bezeichnet. In jener Zeit erschienen auch die ersten Gedichte Linggs im Stuttgarter Morgenblatt.

Die ersten unbewußten Zusammenfassungen zur „Völkerwanderung“ datieren vielleicht schon aus der Lindau-Keimter Zeit. Später waren die Eindrücke der ersten italienischen Reise bestimmend. An Quellen sind Gibbon, Jordanes, Saulus Diakonus und Augustinus zu nennen. Das Landschaftliche der „Völkerwanderung“, dieses hervorragendsten Werkes Linggs, ist vielfach direkt auf Reiseindrücke zurückzuführen. Die Schilderung des Sturmes, der die Vandalenflotte mit den aus Rom geraubten Schätzen überfällt, hat beispielsweise ihr Urbild im nächtlichen Unwetter, das der Dichter an Bord des Mongibello auf dem Mittelländischen Meer zu überstehen hatte. Es ist gewiß kein Zufall, daß wir dem Dichter der „Völkerwanderung“ so oft auf Reisen begegnen!

Die militärärztliche Karriere fand aus Gesundheitsrückichten bald ihren Abschluß, und der Dichtergeist begann mächtig seine Flügel zu regen. Unter dem wohlwollenden Einfluß Geibels vollzogen sich die Wandlungen, die Lingg zu seinen späteren Erfolgen befähigen sollten. Durch Vermittlung Geibels erschienen die Gedichte bei Cotta und fanden eine sehr günstige Aufnahme. König

Maximilian II. gewährte dem Dichter eine huldvolle Audienz und bald darauf ein Jahresgehalt; letzteres auf Initiative von Geibel, Thiersch, Liebig, Kaulbach und Bettendorfer.

Die Mittwelt hat Hermann Lingg den reichen Kranz der Liebe und Ehre geboten, wovon die Feier seines 70. und jetzt auch seines 80. Geburtstages glänzendes Zeugnis abgelegt hat, und das *tempus vitae tempus pugnae* hat sich in das Leben mancher zeitgenössischer Dichter tiefer und bitterer eingerüstet als in das seinige.

In Bezug auf die von Lingg versuchte vollkommene Ehrenrettung seines Freundes Alfred Meißner, die seinem Herzen alle Ehre macht, muß der historischen Wahrheit wegen doch festgestellt werden, daß die Beziehungen Meißners zu Hedrich nicht völlig befriedigend aufgeklärt sind. Dagegen erscheinen die Ausfälle Linggs auf Wilbrandt unmotiviert. St.



Neue Romane.

Wilhelm v. Polenz: Thekla Lüdekind. Die Geschichte eines Herzens. (Berlin, Fontane. 2 Bände.)

Fr. Spielhagen: Opfer. Roman. (Leipzig, L. Staackmann.)

Adolf Wilbrandt: Erika. — Das Kind. Erzählungen. (Stuttgart, Cotta.)

Ernst Wichert: Minister a. D. Roman. (Dresden und Leipzig, Reifner.)

In iraktes, doch nie veraltendes Lied, zu dem die dichtende Menschheit in allen Epochen ihrer Entwicklung eine neue Melodie gefunden hat, erzählt von dem Erdenwallen jener heroischen Menschenkinder, die die Rechte ihres warmblütigen Herzens verfochten im heißen Ringen mit den rohen Verstandesgewalten des sie umgebenden Lebens. Die Stammutter der langen Reihe dichterischer Gestalten, die diesem Kampf ihr Dasein verdanken, ist Antigone. An sie wollte Wilhelm von Polenz erinnern, als er seinem neuen Roman das berühmte Wort, das schönste, das je von Frauenmund gekommen, als Motto auf den Weg gab: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

In unserer modernen Zeit ist die menschliche „Gesellschaft“ zwar längst davon abgekommen, die ihr unbequemen besseren Elemente einzumauern, doch der Leidensweg solcher Märtyrer ist dadurch nicht erleichtert, höchstens verlängert worden. Die Heldin des Polenzschen Romanes, Thekla Lüdekind, ist eine dieser Naturen, denen das Schicksal die verhängnisvolle Gabe eines lebhaft fühlenden Herzens in die Wiege legte, und die ihr Lebensweg in eine Umgebung führt, in der der tiefe Gehalt ihres seelischen Lebens unverstanden und ungewürdigt, ihr heißes Begehren nach Liebe unerfüllt bleibt. Inmitten der tausendfachen kleinen und großen Enttäuschungen jedoch, durch die „das Leben sie erzieht“, von dem frühen Tode ihres geistesverwandten Vaters und der unwürdigen zweiten Heirat

der Mutter bis zu der schwersten Prüfung, der unglücklichen Ehe mit einem ihr wesensfremden Manne, gelingt es ihr, den innersten Kern ihres Selbst lauter und rein zu erhalten. Mit gereifter Erkenntnis widmet sie den Rest ihres Lebens einzig der Erziehung ihres Sohnes.

Es wäre ein vergebliches Unterfangen, hier nur annähernd dem Reichtum an feister psychologischer Kunst gerecht werden zu wollen, der in den beiden Bänden der *Thekla Lüdckind* aufgespeichert ist. Der Verfasser hat uns ja längst daran gewöhnt, daß wir bei ihm in dieser Beziehung das Höchste erwarten dürfen. Wunderbar zu sehen, wie vor diesem männlichen Geist die geheimsten Regungen einer Frauenseele entschleiert liegen, und noch wunderbarer, wie er sie auszusprechen vermag mit einer überlegenen Ruhe und Klarheit, die allen Ereignissen in dieser „Geschichte eines Herzens“ fast den Stempel geschmackvoller Naturvorgänge verleiht. — „Die Geschichte eines Herzens!“ Mutet uns dieser Nebentitel nicht an wie ein Klang aus dem 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Selbstbekenntnisse, Tagebücher und Memoiren? Er kann für symbolisch gelten, wenn von dem Charakter unseres Romans die Rede sein soll. Nicht nur äußerlich ist das Band, das dieses jüngste Kind der Polenzschen Muse mit dem Roman alten Stiles verknüpft. In noch höherem Grade als die früheren Werke des Autors zeigt die *Thekla Lüdckind* das geschichtliche Resultat der ganzen modernen Bewegung in unserer Litteratur, indem sie beweist, was an jenen Bestrebungen von Dauer und was nur vorübergehende Mode war. Wer noch immer der Meinung sein kann, daß die detaillierte Schilderung des Milieu eine unerläßliche Vorbedingung für die Glaubwürdigkeit eines Kunstwerkes sei, den kann der Polenzsche Roman belehren, mit wie wenig man hierin auskommen kann, sobald nur die wirkliche Hauptbedingung erfüllt ist: die innere Wahrheit in der Charakteristik der handelnden Personen. Andererseits beweist diese selbe Schöpfung, daß ebensowenig das naturwissenschaftliche Experimentieren mit pathologischen Ausnahmerscheinungen, wie noch so getreue Momentaufnahmen aus dem täglichen Leben zu künstlerischen Endzielen führen. Kunstwerke von unvergänglicher Dauer haben sich jedenfalls stets in gehöriger Entfernung von beiden gehalten.

Von Wilhelm von Polenz zu Friedrich Spielhagen ist ein weiter Schritt. — Beide begegnen sich diesmal auf verwandtem Gebiet. Der neue Held Spielhagens ist ein junger, vornehmer Aristokrat, in dem trotz der Herz und Geist lähmenden Atmosphäre, in der er durch seine Geburt täglich zu atmen gezwungen ist, das Gefühl für die leidende Kreatur nicht erstorben ist. Der Anblick des sozialen Elends, in das er durch ein dem ersten Anschein nach flüchtiges Straßenerlebnis verstrickt wird, im Bunde mit der heißen Liebe zu einer Tochter des Proletariats, machen ihn zum überzeugten Sozialisten. Er arbeitet mit aller Kraft, um die Fesseln seiner hohen Geburt abzustreifen und sich eine neue thatkräftige Existenz auf selbstgegründeter Basis zu erkämpfen. Allein er muß erfahren, daß ihn mit jenen Kreisen, denen er entsagt, tausend unsichtbare Bände verknüpfen: der Sprößling einer verfeinerten Kultur, dessen sensiblen Nerven alles Unästhetische ein Grauel ist, kann auf die Dauer nicht in der Umgebung von Menschen und Dingen leben, die ihn auf Schritt und Tritt föhlen lassen, daß er nicht zu ihnen gehört. Ein Miß ist in sein ganzes Wesen gekommen, den er selbst nur unbewußt föhlt, seine Geliebte aber mit klarem Blick erkennt. Um ihn zu retten, durchschneidet das heroische Mädchen das Band, das sie an ihn

feffekt. Doch vergeblich: der Verlust der Geliebten läßt ihn nur deutlicher empfinden, daß er den Halt in seinem Innern verloren. „Zum Volke gehöre ich nicht — das verbieten mir die verwöhnten Nerven; zu den Aristokraten nicht — das geht gegen mein besseres Gewissen!“ An diesem Konflikt muß er zu Grunde gehen. — Man erwartet, daß der „braune Gewehrfaß“, der schon mehrmals im Anfang des Romans gespukt, nun in Aktion treten werde, doch leider hat der Autor, dem ein Selbstmord für seinen ritterlichen Helden zu wenig „schön“, dies Motiv vielleicht auch zu abgebraucht erschien, ein tödliches Duell bevorzugt. Zwar ist dieses aufs gewissenhafteste vorbereitet und in engste Beziehung mit den letzten Ereignissen gesetzt, dennoch bleibt das Motiv ein rein äußerliches; ein künstlerischer „Notausgang“. Es liegt hier ein ähnlicher Fall vor wie in *Mau-passants* wundervollem „*Fort comme la mort*“, wo wir dreihundert Seiten lang mit unnachahmlicher Kunst zu Zeugen eines unheilbaren Liebeskonflikts gemacht werden, bis plötzlich ein erbarmungsvoller Omnibus den Helden überfährt und ihn und den Autor aus dem Dilemma erlöst. Hier ist nicht einmal von irgendwelcher Motivierung die Rede. Gewiß fragt im gewöhnlichen Leben das Schicksal nicht danach, ob wir unsere seelischen Leiden zu Ende gekämpft haben oder nicht, sondern setzt ihnen sehr oft mit roher Faust ein gewalttames Ende — der Lebenswahrheit bleibt also der Dichter, der so verfährt, nichts schuldig, desto mehr aber den künstlerischen Gesetzen, die nun einmal trotz der Versicherung und des Beispiels der größten modernen Meister andere sind als die, welche die Vorgänge des realen äußeren Lebens beherrschen.

Der Schluß des Spielhagenschen Romanes ist überhaupt die schwächste Partie des ganzen Werkes. Nirgends machen sich die unlauteren, romanhaften Elemente, ohne die es nun einmal bei Spielhagen nicht abgeht, so stark bemerkbar wie hier. Dafür feiert in den übrigen Teilen die Darstellungskunst des Autors die glänzendsten Triumphe. Bewundernswert ist die Exposition. Meisterhaft der Aufbau der Handlung, die sich in steter dramatischer Steigerung entwickelt. Verblüffend die Fülle scharf beobachteter und brillant gezeichneter Physiognomien von Vertretern der verschiedensten Klassen. Nimmt man dazu die warme, von ehrlichem, edelstem Enthusiasmus durchströmte Vortragsweise, so kann man nur staunen über die Jugendfrische und unverminderte Gestaltungskraft des greisen Autors, dem noch, nachdem er jüngst die Schwelle der Siebziger überschritten, ein solcher Wurf gelang.

Ueber die zwei letzten Arbeiten kann ich mich kurz fassen. Beide haben wenig mit Kunst zu thun. Harmlos ist sowohl der Ernst der ersten, wie der Scherz der zweiten *Wilbrandtschen* Erzählung. Ansätze zu tieferer Charakteristik werden zwar hier und da gemacht, doch es bleibt bei den Ansätzen. Mit der feinstinnigen vornehmen *Novelle* Grimms hat *Wilbrandts* „*Kind*“ nur den Titel gemein.

Schlimmer steht es um *Ernst Wicherts* „*Minister a. D.*“ Auf Seite 9 wird der Leser zunächst in die gehörige Spannung versetzt; man läßt ihn ahnen, daß es mit dem a. D. auf dem Titel des Umschlags noch etwas Besonderes auf sich haben müsse. Irgend ein Geheimnis muß dahinterstecken, daß der einst allmächtige Freiherr von *Ittenborn* so plötzlich entlassen wurde, noch dazu ohne selbst über den Grund dieser Maßregel unterrichtet zu werden. Da das Rätsel natürlich erst auf Seite 330 enthüllt werden kann, und der Leser inzwischen wach erhalten werden muß, so wird er immer wieder von zehn zu zehn Seiten durch zarte

Andeutungen an das große Fragezeichen erinnert, dessen Lösung ihm noch bevorsteht. Das Ganze läuft natürlich auf ein kleines Mißverständnis hinaus, das dann bei einem Besuch, den die Mutter des regierenden Landesherrn der Frau des Ministers abstatet, zu allgemeiner Zufriedenheit aufgeklärt wird. Nichts hätte die ehrenwerte Dame abgehalten, diese Visite schon früher zu machen, aber wo wären dann die 23 Bogen geblieben! In der Zwischenzeit wird selbstverständlich für genügende Unterhaltung gesorgt. Da giebt es amüsante Spaziergänge und Diners in hochherrschaftlichen Wohnräumen und Gärten, Brieftauben mit zarten Liebesbotschaften, deren Absender und Adressaten man nicht kennt, schöne Namen wie Nüttger von Blanden, reizende kleine „Erebnisse“ der Ministertöchter Armgard und Irmgard mit einem Dr. Jung, der die merkwürdige Eigenschaft hat, eine Brieftasche mit zwei Klappen zu besitzen, jede mit einer anderen Sorte Visitenkarten gefüllt; auf den einen steht nur „Dr. Hans Jung, Journalist“, während die andern eine siebenzackige Krone zeigen und die Aufschrift „Dr. Hans Freiherr von Jungenheim, Leutnant der Reserve“. Welch entzückender Einfall und welch weise Vorsicht des um das Glück seines „Helden“ väterlich besorgten Autors! Denn mit dieser zweiten Karte in der Tasche darf auch der Journalist es wagen, seine Augen zu dem holden Töchterchen des adelstolzen Herrn Ministers zu erheben. Ja, es giebt sogar noch ernstere Konflikte in diesem Roman! Der seiner unfreiwilligen Muße längst überdrüssige Minister geht ins Lager der politischen Opposition über. Man höre und staune: ein Wagherrlicher Held opponiert gegen die Regierung! Er will sogar eine Rede halten! Zum Glück freilich wird er auf der Tribüne, noch ehe er beginnt, vor lauter Aufregung halb ohnmächtig und muß aus dem Saal geleitet werden. Er wäre unsterblich blamiert; jedoch der bereits rühmlich erwähnte freiherrliche Journalist, der ihn zu dem rebellischen Schritt verleitet, springt für ihn ein und hält eine schwungvolle Rede auf — Kaiser und Reich. Alles ist aufs höchste begeistert; am meisten natürlich der Leser, dem ein Alp vom Herzen genommen ist. Patriotismus kommt ja immer erwünscht, auch wenn ihm zuliebe alle Logik über den Haufen gerannt wird. Diese Proben mögen genügen. Dem zerfahrenen Inhalt entspricht jedoch der Stil keineswegs; hier kann sogar von einer gewissen Einheitlichkeit die Rede sein: alle Personen, ob Bäckfisch oder Matrone, Kammerjungfer oder Herzogin, Jägerbursche oder Minister, alle reden ein und dieselbe Sprache: Papierdeutsch.

Dr. G. J.



Deutscher Adel um 1900.

Essen. Deutscher Adel um 1900. Roman von Georg Freiherr von Ompteda. 2 Bände. Berlin, S. Fontane & Cie.

Ola ist der Vater des bürgerlichen Dynastienromans. Bei ihm steht jedoch von vornherein eine Theorie bombenfest, und die Sprößlinge der erwählten Musterfamilie werden in die Schranken gepreßt, die diese Theorie rechts und links neben den Geschehnissen aufrichtet. Man möchte sagen, er baut amphitheatralisch mit guter Bühnenvirkung auf. Anders Ompteda, der in seinem

letzten Romane „Gygen“ es ebenfalls versucht hat, einen ganzen Stand in einer Familie und ihrem inneren Zusammenhang zum Helden der Erzählung zu machen — im Gegensatz zu seinem „Schwester von Geyer“, in dem der gleiche Stand, vom Einzeltypus sich ausbreitend, gesehen und betrachtet wird.

Wenn Dmpteda seinem Roman den Untertitel „Deutscher Adel“ giebt und nicht „Der deutsche Adel um 1900“, so drückt er dadurch klar aus, daß er nur einen Teil unseres Adels schildern will, und deshalb sind alle Einwendungen wie die: so sehe es durchaus nicht „überall“ in Adelskreisen aus, oder ähnliche, nichtig. Im allgemeinen fällt die genaue Kenntnis der Verhältnisse, die bei der Herkunft des Verfassers selbstverständlich ist, günstig ins Gewicht. Eine Geschichte deutschen Adels, und sei die Skala noch so klein, kann erschöpfend eben nur ein Mitglied des Standes schreiben, das sich noch voller Geltung innerhalb der Rasse erfreut. Ein „aus der Rasse Gefallener“, ein Deflassierter, wird auch bei vollster Beherrschung der Neugierlichkeiten niemals aus dem Geiste der Rasse heraus schildern können. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß Dmpteda schön färbt und Schwächen mildert. Im Gegenteil: sein Buch ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben, und der herben Wirklichkeit ist so sehr, auch auf Kosten der künstlerischen Ausgestaltung, Rechnung getragen worden, daß man mit einem gewissen Bedauern manchen ragenden Charakter dem Allzumenschlichen zum Opfer fallen sieht. Z. B. das Haupt der Familie Gygen, den alten Minister, der nach jahrzehntelangem innigen Zusammenhalten mit seinem Hause im Alter kindisch wird und sich, obwohl ein reicher, kinderloser Witwer, um Alles in der Welt willen nicht von seinem Mammon trennen kann. Und selbst seinem weitausblickenden Testamente haftet bei aller Weisheit der entschiedene Wunsch an, nicht alles herzugeben. Der Charakter des Ministers ist in den Grundtönen anders angelegt, als er sich schließlich entwickelt. Wenn Excellenz Gygen zu seinem verschuldeten Nefen sagt: „Ich will dich arrangieren, aber du mußt mir dein Wort geben, nie wieder Schulden zu machen“ — und der Nefte antwortet: „Das kann ich nicht,“ so müßte diese Offenheit dem alten Herrn eigentlich imponieren; sein graber Sinn müßte Freude daran empfinden, daß dem verlotterten Nefen wenigstens das Anstandsgefühl der Ehrlichkeit geblieben ist, obwohl dieser sich durch eine Lüge leicht hätte retten können. Daß der Minister anders denkt, kann nur auf seine beginnende Greisenhaftigkeit geschoben werden. Vom Standpunkt der Wirklichkeits-schilderung wäre gegen den brüchig werdenden Charakter des Ministers also nichts zu sagen. Der alte Mann ist schrullenhaft geworden. Aber sein Tod sühnt uns mit allen seinen Schrullen wieder aus. Da ringt sich im Chronisten Dmpteda auch wieder der Dichter durch.

Noch einmal muß ich Zola zum Vergleiche heranziehen. Das, was uns den großen französischen Sittenschilderer bei aller Anerkennung häufig so unsympathisch macht: die starke Betonung des Sinnlichen, wird bei Dmpteda zur Unterlassungssünde. Seine Menschen führen überhaupt kein Liebesleben. Mühl, korrekt oder leichtsinnig, im besten Falle mit einer gewissen milden Ghezärtlichkeit — wie bei dem sympathischen Majorszweige — leben alle diese Leute dahin. Selbst Leutnant Christel, der seinen Leichtsinns durch ewige Verbannung nach Amerika sühnt oder wenigstens büßt, wird in seinem Verhältnis zu einer kleinen Choristin so farblos geschildert, daß man kaum an seine Jugend glaubt. Die zweite bête noire des Geschlechts, Camilla Gygen, geht in Karlsbad mit einem

verheirateten österreichischen Leutnant durch, ohne daß wir erfahren, wie in dem jungen Dinge so plötzlich die sehnenenden Wünsche aufkeimen konnten, die sie Standesgefühl und Ueberlegung vergessen ließen. In der gräßlich Eysenschen Ehe erscheint nach langen Jahren ein Töchterchen, und es bleibt ganz unklar, welche seelischen Gründe dies „elegant und gefellig“ nebeneinander lebende Paar wieder inniger zusammengeführt haben. Und was empfindet Gella von Eysen, da sie nach der ersten herben Enttäuschung einen Ungeliebten heiratet? — Romane werden ja nicht für Backfische geschrieben, und da die Liebe und der Hunger nun einmal die Welt regieren, darf man billigerweise den einen der beiden großen treibenden Faktoren im Menschenleben nicht mit dem Bäckpapier des Nichtwissens bedecken.

Das ist es, was ich an Dmptedas neuem Romane auszufegen habe. Auch noch ein wenig mehr Geschlossenheit hätte ich gewünscht; zuweilen drängt sich das nicht unbedingt notwendige Episodische zu stark hervor. Trotz dieser Aussetzungen stehe ich aber nicht an, „Eysen“ den besten Romanen der letzten dreißig Jahre zur Seite zu stellen. Es ist ein großer Wurf, ist das Werk eines Dichters, über dessen reife und gefestete Lebensanschauung man sich von Herzen freuen kann. Es ist auch ein unterhaltendes Buch; ich habe selten eine Erzählung gelesen, die ich mit ähnlicher Spannung verfolgt hätte — und dabei ist „Eysen“ in keiner Weise auf Effekt und Ueberraschung gestellt. Die Objektivität des Verfassers und sein liebenswürdiges Schilderungstalent geben fast allen Teilen des Romans eine Art Gleichgewicht des Interesses — einerlei, ob es sich um Szenen aus dem Landjunkertum, aus dem Duodezfürstenleben oder dem Großstadtgetriebe handelt. Und deshalb möchte ich den Roman wärmstens empfehlen, auch denen, deren Kreise er schildert, denen im besonderen, weil Dmpteda so wahrhaftig ist. Weil er nicht auf reaktionärem Boden steht, wie weiland Sternberg und Strauß-Torney in ihren seinerzeit vielgelesenen Erzählungen, und weil er sich auch nicht verbissen und verbittert giebt, wie Wolzogen in seinen Adelsgeschichten. Weil „Eysen“ kein Zerrbild ist, sondern ein Spiegelbild — ein Adelsspiegel.

Fedor von Bobeltik.



Shakespeare in Italien.

Seit Jahrzehnten zerbricht man sich in den Kreisen der Shakespeareforscher den Kopf darüber, ob der Dichter in Italien war. Eine Anzahl richtiger Angaben in seinen Dramen, deren Herkunft kaum anders zu erklären war als durch die eigene Anschauung, sprach dafür; und er selbst verzeichnet eine einjährige Reise in seinen Sonetten. Andererseits aber macht er Verona und Mailand zu Küstenstädten (in den „Beiden Veronesern“) und verlegt Mailand später an einen schiffbaren Fluß (im „Sturm“): das sprach dagegen.

Jetzt ist die Frage entschieden durch das 1899 bei Ackermann in München erschienene Buch „Venetianische Skizzen zu Shakespeare“ von Theodor Elze, der Frucht eines dreißigjährigen Aufenthaltes in Norditalien, welches allein für Shakespeares etwaige Reise in Betracht kommt. Dieses Buch stellt fest, daß Shakespeare eine ganz genaue Kenntnis der Lokalität von Venedig, dem

Der Fürmer. 1899/1900. I.

33

Brenta-Thal und Padua hatte; daß er italienische Sitten und Gebräuche bis in geringfügige Einzelheiten hinein kannte; daß er eine klare Vorstellung von dem öffentlichen und häuslichen Leben der Italiener hat; daß er einen berühmten paduensischen Juristen seiner Zeit und Rechtskonsulenten der Republik Venedig, Dr. Discalcio, in seinem „Kaufmann von Venedig“ als Dr. Bellario einführt; daß er die Vorgesichte zu seinem „Othello“ einer interessanten, am Ende des 16. Jahrhunderts sich abspielenden Familiengeschichte entlehnt — Dinge, die er in ihrer Gesamtheit weder einem Reisebuche noch den Erzählungen Reisender entnehmen konnte. Es kommt hinzu seine Kenntnis des Italienischen, die sich in den Reden der „Bekanntesten Widerspenstigen“ und in der Sicherheit zeigt, mit der er nicht nur italienische Namen verwendet, sondern charakterisierende Namen, wie Nerissa, Biondello u. a., selbständig bildet, und die auffallend italienische Färbung, die er den Charakteren und der Handlung seines „Romco“ zu geben verstanden hat.

Shakespeare war also zweifellos in Italien, und zwar muß der Aufenthalt in die ersten Neunziger des 16. Jahrhunderts verlegt werden. Das Versetzen in den „Beiden Veronesern“ hat er also vor seiner Reise gemacht; und der Fehler im „Sturm“, einem seiner letzten Dramen, kann sehr wohl ein lapsus memoriae sein.

—r.



Chirurgische Operation und ärztliche Behandlung. Eine strafrechtliche Studie von Dr. Karl Stoß, ord. österreichischem Professor der Rechte an der Universität Wien. Verlag von Otto Liebmann. 2 Mt. 60 Bfg. Berlin 1898.

Das Buch ist juristisch völlig überzeugend geschrieben, enttäuscht aber sonst etwas. Man erwartet vor allem, die Grenze festgestellt zu sehen, wo die Ausübung des ärztlichen Berufes in eine strafbare Thätigkeit übergeht. Statt dessen wird mit größter Gründlichkeit die Doktorfrage behandelt: „Begehrt der Arzt, der in Ausübung seines Berufes ordnungsgemäß eine Operation vornimmt, eine Körperverletzung im strafrechtlichen Sinn, die nur aus bestimmten Gründen straffrei bleibt?“ Der Verfasser sagt: „Nein. Denn wenn der Arzt auch den Körper verletzt, so ist das keine Körperverletzung im Sinne des Strafgesetzbuches, sondern ein im Interesse der Körpergesundheit vorgenommener Akt der Behandlung.“ Sehr schön. Jeder Mensch mit gesundem Menschenverstand, und dazu rechne ich auch die meisten (? D. S.) Juristen, wird dem zustimmen. Aber eine „Doktorfrage“ bleibt die Sache deshalb, weil die gerichtliche Praxis der gesamten Kulturwelt das, was Dr. Stoß theoretisch begründet, thatsächlich ausübt. Ob dabei eine andere theoretische Begründung benötigt wird, ist wirklich nur für Professoren des Strafrechts von hervorragender Bedeutung. Dem großen Publikum ist es mit Recht völlig gleichgültig, ob der Arzt, der in Erfüllung seiner Berufspflicht ein Bein amputiert, deshalb straflos bleibt, weil er damit eine „straffreie Körperverletzung“ oder überhaupt keine Körperverletzung begangen hat. Die Hauptsache ist ihm, daß er straffrei bleibt. Und an dieser Straffreiheit hat selbstverständlich noch kein Gericht zu rütteln gewagt. Interessant wird die Sache erst da, wo man zweifelhaft wird, ob noch eine rechtmäßige Ausübung des Berufes oder eine ärztliche Willkür vorliegt. Gerade dies Grenzgebiet aber wird nur gestreift. Darum kann die juristisch wertvolle Schrift nur Fachreisen empfohlen werden.





Das neunzehnte Jahrhundert und die evangelische Kirche.

Nenn es Schiller oder einem seiner Zeitgenossen vergönnt wäre, wieder einmal unsere Erde zu besuchen und wir seinen Beobachtungen über das geistige Leben an der Schwelle des 20. Jahrhunderts lauschen dürften, so würden wir wahrscheinlich einen Ausruf der Verwunderung vernehmen über die Bedeutung, welche religiöse Erörterungen und Fragen im geistigen Leben der Gegenwart haben, wie über das Verlangen nach Religion, das immer weitere Kreise ergreift. Kaum an einem andern Punkte tritt die scharfe Wendung, welche die Entwicklung des Geisteslebens im 19. Jahrhundert kennzeichnet, so klar und anschaulich zu Tage, wie auf diesem Gebiete.

Um's Jahr 1800 war ein Tiefpunkt im religiösen und kirchlichen Leben Deutschlands. Selbst die einzige bleibende Errungenschaft jenes Zeitalters auf religiösem Gebiete, die vielgepriesene Toleranz, war nicht verständnisvolles Eingehen auf die Ueberzeugungen des andern und daraus entspringende Achtung, sondern kalte Gleichgiltigkeit gegenüber allen Fragen des inneren Lebens. Besser als Chodowiecki, der in einem seiner Stiche die Toleranz als eine leuchtende Gestalt darstellte, von der nach allen Seiten strahlende Helle ausgeht, traf der Wandstücker Bote das Wesen jener Duldsamkeit, wenn er von den „Eiszapfen am Dache des Toleranztempels“ redete. Unendlich fremd mutet uns das kirchliche Leben jener Zeit an, der beste Beweis, wie entgegengesetzt heute unsere Stellung ist. Kaum noch wie Entweihung des Heiligen, sondern mehr wie ein Gipfel der Geschmacklosigkeit erscheint es uns, wenn ein Prediger bei dem Evangelium von der Stillung des Sturmes auf dem Meere über den Nutzen eines gesunden Schlafes zu seinen schlafenden Zuhörern redete, oder ein anderer das Abendmahl reichte mit den Worten: „Genießen Sie dies Brot! Der Geist der Andacht ruhe auf Ihnen mit seinem vollen Segen! Genießen Sie ein wenig Wein! Tugendkraft liegt nicht in diesem Wein! Sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott!“ — Die alten Kirchenlieder erschienen jenem Geschlechte überholt und veraltet, und die Periode der Gesangbuch-„Verbesserung“ begann. Paul Gerhard war augenscheinlich ein ganz ungebildeter Mann gewesen. „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städte' und Felder, es schläft

die halbe Welt“, mußte es doch selbstverständlich heißen, da immer nur die eine Hälfte der Erdoberfläche in Dunkel gehüllt ist. Und viel erbaulicher als die alten Kreuz- und Trostgesänge der Gemeinde war augenscheinlich der Vers:

Ich glaub' an Ewigkeit,
Die ich, je mehr ich forsche —
Mich überzeugen Gründe —
In meinem Innern finde.

Das sind natürlich krasse Beispiele, aber sie kennzeichnen den Geist der Zeit. Aufklärung und Vernunft waren die Stichworte der Menge, und als vernünftig galt, was der hausbackene „gesunde Menschenverstand“ der Herren Nicolai, Mendelssohn, Zeller begreifen konnte. Das war freilich oft eine eigenartige Vernunft. Auch ein Robespierre gebärdete sich als ihr Priester, und seine Guillotine war ihm ein „vernunftgemäßes“ Werkzeug, um Meinungsverschiedenheiten auszugleichen.

Es liegt auf der Hand, wie sehr unsere Zeit in ihrem tiefsten Empfinden jener Epoche entgegengesetzt ist. Damals galt auch auf dem Gebiete der Religion das verstandesmäßige Erkennen als das einzige Organ, und die Wortführer prunkten mit Beweisen für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, als ob sie es mit mathematischen Rechenexempeln zu thun hätten. Heute wird, gerade entgegengesetzt, die Bedeutung des verstandesmäßigen Erkennens auf dem Gebiete der Religion für nichts geachtet und damit vielleicht unterschätzt. Wenn die Leser dieser Zeiten sich selbst nach dem Organ ihres religiösen Lebens fragen, so werden wohl alle eher die Religion für eine Sache des Gemüts oder der praktischen Bethätigung erklären. Zu tief ist das Goethesche: „und sehe, daß wir nichts wissen können“ modernen Menschen in die Seele geschrieben, als daß sie noch glauben sollten, mit Hilfe des Denkens, der Vernunft allein zur Harmonie der Seele zu kommen. Nicht in der Welt des Kopfes, sondern in der des Herzens sucht der Mensch von 1900 das Glück, denn nicht klar und durchsichtig, wie vor jenen Aufklärern, liegt die Welt vor ihm, sondern trotz aller Häufung des Erkennens im vergangenen Jahrhundert voll dunkler und unergründlicher Geheimnisse, zwischen denen wir wandeln.

* * *

Kleine Einzelbilder kennzeichnen oft am besten die Veränderung der Dinge. Der Leserkreis dieses Blattes hat Interesse für literarische Erscheinungen, so sei an einem Beispiel kurz darauf hingewiesen, wie das kirchliche und religiöse Leben sich um 1800 und um 1900 in der Litteratur abspiegelt.

Zu den Büchern, die auf den jungen Goethe besonders nachhaltigen Eindruck gemacht haben, gehört Goldsmiths Landprediger von Wakefield, zumal die Bekanntschaft mit diesem Buche zusammenfiel mit der Seseuheimer Idylle. Die Nechlichkeit der beiden Pfarrhäuser beschäftigte oft seine lebhafteste Phantasie und vermehrte den Reiz seiner ländlichen Ausflüge. Bei der Schilderung jener Zeit in Wahrheit und Dichtung spricht Goethe eingehend und warm von der poetischen Bedeutung des Pfarrhauses. „Ein protestantischer Landpfarrer ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. Er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied seiner Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben: die Menschen ins Leben zu

führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen und zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen.“ Goethe selbst hat in Hermann und Dorothea in dieser Weise den Pfarrer als den verständigen und vertrauten Berater und Hausfreund geschildert.

Das eigentliche Urbild des rationalistischen Pfarrers um die vorige Jahrhundertwende hat allerdings nicht Goethe, sondern Bofß in seiner Luise geschaffen. Der redliche Pfarrer von Grünau, „hausväterlich prangend im Schlafrock“, der in geschwägigem Behagen zwischen Blumen und Hühnern seine Tage hinbringt, ist zu dem litterarischen Typus des Pfarrers vor hundert Jahren geworden. In dieser Gestalt hielt der evangelische Geistliche damals seinen Einzug in die Litteratur, so lebt er noch heute hie und da in den Gedanken der Menschen. Aber wohl auch nur in den Gedanken. Schlafrock und lange Pfeife mit ihrer bequemen Behaglichkeit haben bis in die entlegensten Dörfer hinein vor dem Hasten und Drängen des modernen Lebens weichen müssen, und die Not der Zeit stellt immer neue Anforderungen an das geistliche Amt. Die politischen, sozialen und religiösen Kämpfe der Gegenwart werfen ihre Wellen bis ins stille Pfarrhaus, so sehr man versucht hat, es gegen ihren Ansturm abzdämmen. Der Pfarrer ist auch heute wieder eine beliebte Figur in der Litteratur geworden, aber nicht mehr in der Idylle, sondern im sozialen Roman und im bewegten Drama wird ihm eine Rolle zuerteilt. Ich wünschte wohl, ein kundiger Mann, der in der Litteratur bewandert ist und gleichzeitig Verständnis für den Geist des Pfarrhauses besitzt, schilderte einmal zusammenhängend, welche Wandlungen die Darstellung des evangelischen Pfarrers in der Litteratur im Laufe des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat, von dem Vicar of Wakefield und dem redlichen Pfarrer von Grünau an bis zu dem theologischen Charakterbilde Robert Elsmere und dem national-sozialen Lorenzen in Fontanes Stecklin, von all den andern Pfarrern zu schweigen, die in Ibsens, Halbes und anderer Leute Dramen auf den Bühnen herumlaufen. Das wäre auch ein Stück Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts und vielleicht kein ganz uninteressantes.

* * *

Auch über unsere Kirchen würden sich die Leute von 1800 wundern, wie wir uns über ihre Gotteshäuser entsetzen. Ja, sie waren öde und kahl nach unserm Begriffen, jene „Tempel der Vernunft“. Wie oft hat damals „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantastie beleidigt“. Sie sahen so frisch und fröhlich in die Welt hinein, alle die pausbacigen Engel an den Schnitzaltären und Emporen; sie schauten alle so fromm und ernst von den Wänden herab und redeten von längst vergangenen Zeiten, die ungekünstelten, einfachen Bilder; stimmungsvoll leuchtete die Sonne durch farbige Fenster in die Kirchen hinein und erhöhte die bunte Pracht der bemalten Wände zur Freude eines farbenfrohen Geschlechts, da sagten alle die verständigen, aufgeklärten Leute, solch ein Firlefanz schade sich nicht für ein Gotteshaus, in dem müsse alles so nüchtern und klar aussehen wie in ihren Köpfen, und dämmrige Räume seien nur mythischer Unfug. Darum ließen sie den Glaser kommen und anstatt der farbigen Fenster überall weißes, helles Glas einsetzen, und dem Glaser folgte auf dem Fuße der Maler mit einem großen Topfe voll weißer Eünche. Schwipp,

schwapp hatten die Engel ihre gesunden roten Wangen verloren, freibeweis leuchteten alle Wände und Decken, die „Bernunft“ hatte ihren Einzug in die Kirche gehalten. Gewiß war auch in solchem Vorgehen ein tieferer Sinn. Es sollte eine ernste Predigt sein über den Text: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten; aber der andere Text war darüber vergessen: Betet den Herrn an im heiligen Schmuck, und der Herzenswunsch des Psalmisten, der sich sehnte, zu „schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“, fand nur taube Ohren.

Das ist heute ja ganz anders geworden. Kunst und Farbe haben wieder ihren Einzug ins Gotteshaus gehalten; die letztere, will mich bedünken, hier und da fast zu reichlich. Inniger knüpft die Kirche wieder ihren Bund mit ihrer ältesten Lieblingsfreundin, der Musik, und auch in den Darstellungen der bildenden Künste pulsiert wieder lebhafter als sonst christlicher Geist. Am häuslichen Herd scheint großes Verlangen nach christlicher Kunst zu sein, wenigstens schießen die Bilderbibeln wie Pilze aus der Erde, ohne freilich Meister Schnorr von Carolsfeld zu erreichen. Auch der jüngst wiederbelebte Zweig der Kunst, der vor allen Fühlung mit dem gebildeten Hause halten muß, die Prägung von Medaillen, findet, wie es scheint, eine lohnende Aufgabe darin, der christlichen Stimmung unserer Familienfeste künstlerischen Ausdruck zu geben. Das preussische Kultusministerium hat einen Wettbewerb für Tauf- und Trau-Medaillen ausgeschrieben, und der Pariser Künstler Vernon bietet in seiner Traumedaille, die ein von Christus gesegnetes junges Paar behandelt, eine überaus anmutige Darstellung der gläubig frohen Hoffnung jungen Liebesglückes. (Eine in der Prägung außerordentlich hübsche, aber in der Auffassung streng konfessionelle Firmungsmedaille desselben Künstlers dürfte katholische Leser des Blattes interessieren.)

Welch eine Wandlung, die sich in dem Verhältnis von Kirche und Kunst in diesen hundert Jahren vollzogen hat. Damals einfache, nüchterne Strenge, heute vielgestaltige, reiche Mannigfaltigkeit; hier hat das Gemüt einen vollständigen Sieg über die einseitige Herrschaft des Verstandes im religiösen Leben errungen.

* * *

Der große Umschwung im geistigen Leben ist natürlich nicht plötzlich vor sich gegangen. Die Neubelebung christlichen und kirchlichen Sinnes hängt enge mit der gesamten Geschichte unsers Vaterlandes zusammen. Dreimal hat Gott an die harten Herzen geschlagen, um den hohlen Dünkel zu brechen und Glauben zu wecken. Die Jahre 1806—1815, 1848, 1870/71 sind wie für die Entwicklung unsers Volkes, so auch für das Leben der evangelischen Kirche bedeutsam.

Der gewaltige, elementare Ausbruch der Volksseele in den Befreiungskriegen hallte nach in der schwärmerischen Periode der Romantik, die durchaus religiöse Färbung hat. Das Volk, dessen frommer Sinn in den schweren Zeiten des Drucks in gläubigem Wagen übermenschliche Kraft entwickelt hatte, mochte nicht mehr auf der dürren Weide des Nationalismus hungern. Starke pietistische Erregungen erschütterten weite Kreise, zum Teil mit aufregender Stärke in konvulsischen Massen-Erweckungen. Auch nach einer anderen Seite erfolgte der Rückschlag. Der Nationalismus hatte trotz allen Redens von Menschenfreundlichkeit im Grunde wenig gearbeitet, er war faul. Mit köstlicher Ironie läßt M. Claudius einen rationalistischen Prediger an seinen Amtsbruder schreiben: „Von den

leeren Ceremonien sage ich nichts. Ich mache keine mehr. Ich mache fast nichts mehr.“ Der Pietismus dagegen brachte offene Augen für das weite Feld christlicher Liebesthätigkeit mit, und als das Jahr 1848 in den Stürmen der Revolution die tiefgehenden Schäden des Volkslebens offenbarte, sammelte Wicherns feuriger Heroldsruf auf dem Wittenberger Kirchentage die Scharen der Arbeiter auf diesem Gebiete.

Zunächst blieben diese religiösen Strömungen zwar noch in weiteren Kreisen unbeachtet; die herrschende Naturwissenschaft glaubte alle Rätsel der Welt und des Lebens ohne Gott lösen zu können, und der gebildete und ungebildete Pöbel betete nach, was die Propheten von Kraft und Stoff ihm predigten. Da kam das Jahr 1870/71 mit seiner glühenden nationalen Begeisterung, die geradezu religiöse Kraft und Inbrunst erreichte. Und als die Siege errungen waren und Deutschland geeint dastand, sah das deutsche Volk mit Erstaunen, daß die Männer, die es in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein geführt hatten, Kaiser Wilhelm, Bismarck, Roon betende Christen waren, jeder in seiner eigenen Weise, aber alle drei himmelweit entfernt von dem Materialismus der sogenannten Gebildeten, alle drei einig in dem Bekenntnis, daß ihr frommes Gottvertrauen die Quelle ihrer unerschütterlichen Kraft sei. Das machte doch tiefen Eindruck. Wohl kam noch einmal ein wilder Rückschlag beim „Hexentanz ums goldene Kalb“ in der Gründerperiode, ein Taumel, aus dem erst der große Börsensturz und die Schüsse der Mitternachtsauf den greisen Kaiser die Gemüter aufschreckten. Seitdem jedoch hat, freilich in stetem harten Kampfe mit dem materialistischen Zeitgeist, aber nicht unwesentlich unterstützt durch die soziale Spannung der letzten Jahrzehnte, die christliche Bewegung in unserm Volke langsam, aber stetig an Kraft gewonnen, und heute sieht es fast aus, als ob jener französische Staatsmann recht hatte, der einem Freunde riet: „Lassen Sie Ihren Sohn Theologie studieren, dies Jahrhundert wird in religiösen Erörterungen schließen.“

* * *

Wer das Leben der evangelischen Kirche verstehen will, darf nicht an der theologischen Wissenschaft vorübergehen, denn in ihren Arbeiten und Kämpfen treten besonders in unserm Jahrhundert eine große Zahl der Strömungen und Gegensätze zu Tage, die das Leben unsrer evangelischen Kirche zu einer so reichen, aber auch verwickelten Erscheinung machen.

An der Schwelle des Jahrhunderts steht Schleiermacher, der 1799 mit seinen Reden über die Religion wie mit einem Posaunenstoß die Schläfer erweckte. Mit glühender Beredsamkeit pflegte er danach als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin patriotischen und religiösen Geist unter dem Drucke der napoleonischen Fremdherrschaft, und später bekämpfte er als Professor an der neugegründeten Universität Berlin zuerst den rationalistischen Irsglauben, als ob der Verstand das eigentliche Organ der Religion sei; er erklärte für ihren Mittelpunkt das Gefühl der Abhängigkeit von Gott.

Schleiermacher ist unverkennbar der Vater unsrer neueren Theologie, wenn auch ihr Hauptkampf auf anderen Gebieten als den bisher angedeuteten ausgefochten wurde. Der neuerwachte geschichtliche Sinn machte sich an die Bücher der Bibel. In David Friedrich Strauß verband er sich mit wildem Behagen an ägender Kritik. So zerpfückte der Tübinger Gelehrte die vier Evangelien, bis nichts davon übrig blieb, und die ganze heilige Geschichte sich in Mythen

und Märchen auflöste. Was des Deutschen Gelehrsamkeit ausgegrübelt, brachte des Franzosen Renan gleichender Esprit in schillernde Form, und das Leben Jesu wurde aus der schlichten biblischen Erzählung zu einer sentimental galiläischen Dorfgeschichte, deren Abschluß das traurige Ende eines überspannten Phantasten bildete. Das Buch hatte einen ungeheuren litterarischen Erfolg, es drang in alle Schichten des Volkes ein, und jubelnd riefen nun die Feinde des positiven Christentums: Seht da, alles ist Fälschung und Märchen!

Das waren verhängnisvolle Jahre für die evangelische Kirche Deutschlands. Die in ihren heiligsten Gefühlen getränkten Frommen schoben die Schuld für diese Bücher der Theologie im ganzen zu, und es kam zu dem schroffen Bruch zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlicher Praxis, unter dem wir heute noch leiden; es wurde geschieden, was Gott selbst zusammengefügt hatte, da er uns Luther und Melancthon, den Mann der Kirche und den Lehrer der Wissenschaft, an den Anfang der Entwicklung unserer evangelischen Kirche als unzertrennliches Freundespaar stellte.

Unfänglich verhängnisvoll ist dieser Bruch für die ganze folgende Entwicklung gewesen, nicht zum mindesten durch das tiefe Mißtrauen, das dadurch in weitesten Kreisen gegen die Urkunden des Christentums, besonders im Neuen Testament, erweckt ist. Renan und Strauß gehören noch immer zum eisernen Bestandteil der sozialdemokratischen Agitatoren, deren „Wissenschaft“ hier, wie auch auf andern Gebieten, allmählich recht veraltet ist. Denn in der Theologie sind jene „Ergebnisse“ längst überwunden. Es ist geradezu erstaunlich, welche Rechtschwentung, um mich einmal so auszudrücken, die wissenschaftliche Theologie in ihren Hauptvertretern, besonders in den letzten Jahrzehnten, gemacht hat. Harnack, einer der bedeutendsten unter den neueren Theologen, hat es unumwunden ausgesprochen, daß die „Kritik“ auf der ganzen Linie in einem gewissen Rückzug begriffen sei, und ein anderer Theologe faßt seine Forschungen dahin zusammen: „Man hat erkannt, daß die Tradition der Kirche über das Neue Testament jedenfalls nicht den Charakter tendenziöser Fälschung trägt, daß sie im großen und ganzen zuverlässig ist, und daß man schon recht starke Gründe haben muß, wenn man sie hier und da ablehnen will.“

Die leicht bewegliche Wissenschaft hat sich selbst korrigiert, wie lange aber wird es dauern, bis das Mißtrauen aus den Herzen geschwunden ist, das ihre voreilig in das Volk geschleuderten angeblichen Ergebnisse nur allzureichlich ausgefät haben?

* * *

Welchen Namen wird wohl das 19. Jahrhundert in der Kirchengeschichte führen? Wird es die Zeit des neu erwachenden christlichen Lebens heißen? Oder wird ihm die scharfe Scheidung der Konfessionen, zumal in Deutschland, sein Gepräge geben? Ist es die gewaltige theologische Arbeit, die in ihm, übrigens einem der fleißigsten Jahrhunderte, verrichtet ist, oder die Auseinandersetzung mit dem Materialismus, die es vor andern auszeichnet? Ich glaube, sein Name wird noch anders lauten: Jahrhundert der Mission, der inneren sowohl wie der Heidenmission. In unserer evangelischen Kirche kann man beide fast als Kinder des 19. Jahrhunderts ansehen, freilich als Kinder, die ihre Kinderschuhe sehr schnell ausgetreten haben. Wenn man bedenkt, — um nur ein Gebiet der inneren Mission herauszugreifen — daß Fliedner (geb.

21. Januar 1800) 1836 die erste Diakonisse auszubilden, und daß heute allein in Deutschland 51 Mutterhäuser 10 500 Diakonissen auf den verschiedenen Arbeitsfeldern beschäftigen, so wird man eine Ahnung von der Bedeutung der inneren Mission für unsere Kirche bekommen. Wir können uns kirchliches Leben ohne sie überhaupt nicht mehr denken.

Weit weniger Verständnis ist in Deutschland vorläufig noch für äußere Mission vorhanden. In England erkannte man sehr frühe mit weitem Blick die Bedeutung der Mission auch nach ihrer nationalen und kulturellen Seite und trat sehr nachdrücklich für sie ein. In Deutschland war dagegen Jahrzehnte hindurch die Heidenmission fast nur Herzensangelegenheit der „Stillen im Lande“. Kleine Leute, litauische Bauern und Fabrikarbeiter im Wuppertal, waren ihre Hauptträger, nicht zum Ruhm für unsere oberen Stände. Erst mit dem Wachsen des deutschen Handels und mit der Kolonialpolitik des Reiches ist eine erhöhte Wertschätzung der Mission verbunden gewesen.

Ueber die Ergebnisse der Heidenmission ist schwer genau zu urteilen. Nach einer mir vorliegenden Statistik ist in Ostasien von 1790 bis 1890 die Zahl der evangelischen Heidenchristen von 30 000 auf 900 000 gestiegen. Im ganzen giebt es heute etwa 4 Millionen evangelischer Heidenchristen, davon nur 315 000 auf deutschen Missionsstationen.

Diese trockenen Zahlen, die ich den Lesern aber doch nicht vorenthalten wollte, sollen beweisen, daß ich guten Grund hatte, das 19. Jahrhundert als das der Mission zu bezeichnen. Eine Möglichkeit gäbe es freilich, um ihm diesen Namen streitig zu machen, wenn nämlich das Interesse an der Mission so wächst, daß im herausziehenden Jahrhundert ein entscheidender Schritt gethan würde, um den noch nicht christlichen zwei Dritteln der Menschen die Segnungen unseres Glaubens zu bringen. Ein großes Ziel wäre es und des Schweißes der Edlen wert, dahin zu streben, daß ums Jahr 2000 das Christentum wirklich die Weltreligion wäre.

Christ. Rogge.



René Descartes.

Zum 250. Jahrestag seines Todes.

Der Philosoph, dessen 250. Todestag am 11. Februar 1900 wiederkehrt, René Descartes, ist unzweifelhaft einer der großen Geister, deren Lebensarbeit der neuzeitlichen Kultur ihre Kraft und Richtung gegeben hat. Wenn einer, dann verdient Descartes der Kopernikus der Philosophie genannt zu werden. Der Frauenburger Domherr überwand das Vorurteil der naiven, aber Übergewaltigen Befangenheit, daß unser Standpunkt auf Erden von absoluter Sicherheit und ruhender Festigkeit sei. Die That des Kopernikus war die Befreiung des astronomischen Denkens vom sinnlichen Eindruck: Nicht die Sinnesempfindung darf über den Charakter des Standpunktes entscheiden, sondern nur der

vergleichende Gedanke. Nicht die ruhende Masse, nicht die feste Substanz ist die Grundlage der Welt, sondern die lebendige Kraft. Der Himmel ist keine abschließende Wand, welche unsern Blick und die Welt in undurchdringlichen Schranken gefangen hält, sondern der offene Weltraum, der den forschenden Geist in die Unendlichkeit führt.

Die Durchbrechung der harten und engen Grenzen, in welchen das aristotelisch-ptolemäische Lehrsystem die Welt gefangen hielt, brachte eine Umwälzung in der ganzen Weltanschauung hervor. Die offene Welt wuchs ins Unendliche und schien des Schöpfers nicht mehr zu bedürfen. Weltvergötterung war ohnedies die Neigung der Renaissance und des in ihr neu erwachten antiken Geistes. Die kopernikanische Idee machte Giordano Bruno, den Dominikanermönch, zum Pantheisten: als solcher wurde er am 17. Februar 1600 zu Rom verbrannt. Ein zweites Jubiläum dieses Monats, das Jubiläum eines stürmischen Sturmsgeistes, des „Märtyrers der modernen Wissenschaft“, wie ihn Windelband nennt (Geschichte der neuen Philosophie, 1899, I, 69). — Auch der Kardinal Nikolaus von Kues, Bischof von Brigen, hatte mit dem Anlauf des kopernikanischen Gedankens die Folgerung auf die räumliche und zeitliche Unendlichkeit der Welt vollzogen.

Das Verdienst, den kopernikanischen Weltgedanken durch Beweise begründet zu haben, macht Galilei unsterblich. Descartes, sein Zeitgenosse, hat ein ebenbürtiges Verdienst: er hat den kopernikanischen Weltgedanken philosophisch durchgeführt und der ungeheuren Größe der Außenwelt gegenüber die Ueberlegenheit des denkenden und sich selbst bestimmenden Geistes nachgewiesen, und zugleich gezeigt, daß der überweltliche und persönliche Gott der unentbehrliche Erklärungsgrund der Erkenntnis und der Wirklichkeit sei.

Am 31. März 1596 wurde René Descartes du Perron zu La Haye als der Sproß eines adeligen Geschlechts der Touraine geboren. Seine Erziehung erhielt der schwächliche Knabe in der von Heinrich IV. gegründeten und den Jesuiten übergebenen Adelsakademie La Flèche in Anjou. Als er im August 1612 die Anstalt verließ, trug er die Ueberzeugung mit sich hinaus, daß Heraklit recht habe: *πολυαδὴν νόον οὐ διδάσκει*. Vielwissen sei keine Erkenntnis, keine Befriedigung des Wahrheitsbedürfnisses. Erkenntnis ist nicht durch bereitwillige Hinnahme und Aneignung überlieferter Lehren und Beweise zu gewinnen; auch nicht durch unfruchtbare Dialektik. — Er verließ die hervorragende Bildungsanstalt mit der Ueberzeugung, daß er nichts wisse, obgleich, ja weil er viel wisse, aber ohne Einsicht und Fruchtbarkeit.

Der folgende Lebensabschnitt ist dem Buch der Welt gewidmet. Aus der ungestörten Stille der Beobachtung will der junge Philosoph erfahren, was in der Welt ist: das sucht er in Paris, in den militärischen Stellungen, in die er zu Breda 1617 für die Niederlande, 1619—1621 in Deutschland unter Tilly eintrat. Ueberallhin trug er die brennende Frage mit sich, ob nicht jenes klare und gründliche Denken, wie es die Mathematik allein bethätigt, mit seiner Einsicht und Fruchtbarkeit für die Erkenntnis überhaupt verwerthet werden könne. Denn Erkennen könne man nur durch Denken; Denken aber heißt klare und deutliche Vorstellungen bilden, die Einsicht geben oder vermitteln. Die Grundsätze durch Intuition, das übrige durch Beweisgründe, die aus dem Selbstgewissen abgeleitet sind. — Welches ist nun dieses Selbstgewisse? Wie gewinnen wir für die Erkenntnis der Wahrheit den festen Standpunkt, von dem aus Wahrheit und Ein-

bildung in den Meinungen, in den Ueberlieferungen, in den Autoritäten, in den Eindrücken und sogar in den Sinnesempfindungen unterschieden werden kann? Alle diese stehen unter sich vielfach im Widerspruch, sogar die Autoritäten, welche sich in den verschiedenen Religionen auf göttliche Vollmacht berufen. Also sei all das kein wirkliches Wissen, sondern zunächst eine dem Menschen aufgebürdete Last, sei sie leicht oder schwer. Wir müssen also an allem zweifeln, um uns vor Selbsttäuschung zu hüten. Der Zweifel ist der einzige Weg zur sichern Wahrheit, weil niemand prüft, wenn er nicht zweifelt.

Der Zweifel ist aber auch der sichere und unzweifelhafte Standpunkt, der bei jeder Fragestellung unerschüttert bleibt: denn wenn ich zweifle, so ist es damit einleuchtend, daß ich existiere. Kann es denn eine offenbarere Gewißheit für eine Thatsache geben, als deren Thätigkeit? Alles wird klar und einsichtig, indem man das Thatsächliche auf eine Thätigkeit zurückführt. (Darin liegt das Kausalgesetz.) Das ist der Sinn des archimedischen Standpunktes, den Descartes in dem Selbstbewußtsein fand: *Cogito ergo sum*. Nicht die Außenwelt, sondern die Innerlichkeit ist das Erstgegebene; nicht die Masse der Thatsächlichkeit, sondern die sich selbst umfassende Thätigkeit; nicht das ruhende Sein, sondern der Gedanke; nicht die Substanz, sondern die Ursache; nicht der Stoff, sondern der Geist; nicht die Masse, sondern die That. Also ist auch der durch die Idee des Copernikus ins Unendliche erweiterten Welt gegenüber die Ueberlegenheit des denkenden Geistes in dem archimedischen Punkt der Selbstgewißheit dargethan.

Die Thätigkeit ergiebt sich demnach als die Form der Innenwelt; die Gegenständlichkeit als die der Außenwelt.

In dem Prinzip der Selbstgewißheit fand der Philosoph indes noch unendlich mehr. Selbstgewiß ist uns die Unsicherheit, Unvollkommenheit, Mangelhaftigkeit unseres Erkenntniszustandes; das wäre nicht möglich, außer im Lichte der klar und sicher vorhandenen Idee einer geistigen Vollkommenheit, der Idee Gottes. Die Erkenntnis unserer thatfächlichen Unvollkommenheit (hinsichtlich der Wahrheit) ist eine Vollkommenheit, aber nur möglich, weil diese Idee, die unendlich mehr ist als wir unvollkommene Geister, von dem vollkommenen Geiste uns eingepägt ist. — Descartes irrte, indem er den Schlußcharakter dieses Gedankenganges nicht erkannte, sondern eine angeborene Gottesidee annahm. Allein das betrifft nur die Form. Wie das Wahrheitsbedürfnis die Triebkraft seines Denkens war, so erkannte er von seinem erkenntnistheoretischen Prinzip aus Gott als die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, als das vollkommene Erkennen und Wollen. Seine Gottesidee war eminent sittlich.

Das Wahrheitsinteresse war der innerste Lebensgedanke des Philosophen; in ihm stieß ihm Wissenschaft und Religion, Philosophie und Leben zusammen. Daher galt ihm der Tag, der ihn, den 23jährigen Denker, während der Winterquartiere in Neuburg a. D. den archimedischen Ausgangspunkt der erkenntnistheoretischen Gedankenarbeit finden ließ, als besonders deuthwürdig: es war der 10. November 1619 (oder 11. November 1620). Er hatte ein Gelübde nach Loreto gemacht, falls ihm die Begründung der Philosophie gelänge; er löste es durch die Wallfahrt dorthin auf seiner Reise nach Italien 1623—1625. Die Entdeckung erschütterte sein ganzes Wesen und erfüllte ihn mit höchster Begeisterung. In der Erregung des Wachens und Träumens sah er außerordentliche Lichter und Laute und las das Wort des Aufonius: *Quod vitae sectabor iter?*

Der Wahrheitsberuf erfüllte ihn so, daß er seiner Neigung zur Zurückgezogenheit zuwider in der Welt herumreiste, um das Buch der Welt lesen zu lernen, und sich nach Erfüllung dieses Zweckes in die Einsamkeit zurückzog, um dem Spruche zu leben: *Bene qui latuit bene vixit*. Darum wollte er auch ehelos bleiben; allein die Liebe führte ihn doch im Winter 1634/35 in Amsterdam auf kurze Zeit in einen stillen Ehebund, dessen einmalige Vaterfreude ihm den Antrieb zur Veröffentlichung seiner Methodenlehre gab.

Die Veröffentlichung des kirchlichen Verwerfungsurteils von 1633 über Galilei, wornach dessen Lehre von der Bewegung der Erde als häretisch erklärt wurde, hatte nämlich Descartes bestimmt, von der Veröffentlichung seiner Werke abzusehen, zumal sie auf dem kopernikanischen System aufgebaut waren: „Wenn dies falsch ist, so sind es auch die Grundlagen meiner Philosophie; denn beide tragen sich gegenseitig.“ Die Furcht, in Konflikt zu kommen und dadurch in seiner Denkarbeit gestört zu werden, veranlaßte ihn, „mit dem Munde die Bewegung der Erde zu leugnen und in der Sache das System des Kopernikus festzuhalten“.

Als die höchste Aufgabe des *Willeus* galt für Descartes der Kampf gegen die stete Gefahr der Selbsttäuschung, der Kampf um die Wahrhaftigkeit gegen sich selber. Gleichwohl ist Descartes dieser Gefahr in wichtigen Punkten nicht entgangen. Indem er die Geometrie als das Ideal der vollkommenen Erkenntnis ansah, verkannte er die eigenartige Bestimmtheit und Bedeutung der besondern Sinnesempfindungen und verlegte das Wesen der Körperlichkeit nur in die Ausdehnung. Der psychische Charakter der Sinnesempfindungen schien ihm gleichbedeutend mit Undeutlichkeit. So gelang es ihm bezüglich der Sinnesempfindung nicht, die Idee des Duns Scotus zur Vollendung zu führen, daß die Erkenntnis kein kraftloses Widerspiegeln sei, sondern eine thatkräftige Nachbildung ursprünglicher Art.

Descartes wurde auch in anderer Hinsicht der Erfahrung nicht gerecht: er über sah, daß sie das Element sei, welches zur Intuition der Grundsätze und den deduktiv gewonnenen Folgesätzen hinzukommen müsse, um das Denken — im Gegensatz zur scholastischen Dialektik — fruchtbar zu machen. Die synthetische Erkenntnis ist die Verbindung von innerer Einsicht und thatsächlicher Erfahrung.

Körper und Geist werden infolge dieser Einseitigkeit zu scharffen Gegensätzen: denn das Ausgedehnte, worin er das Wesen der Körperlichkeit fand, und das innerliche Denken, worin der Geist besteht, sind reine Gegensätze. Daß sie doch aufeinander wirken und im Menschen sogar vereinigt sind, mußte da als Rätsel erscheinen. Die Art und Weise, wie Gott die Wechselwirkung von Körper und Geist vermittelt, wurde durch den Occasionalismus und die prästabilirte Harmonie erklärt, und brachte so die Notwendigkeit des Systems, an den *Deus ex machina* zu appellieren, in peinlicher Weise zur Offenbarung. Die Körperlichkeit ist die Erkennbarkeit und Fähigkeit, das Denken anzuregen: dadurch ist sie rein objektive Geistigkeit und in gewissem Sinn mit dem Geiste verwandt, etwa so, wie die Wahrheit mit dem Gedanken.

Mit seiner *Metaphysik* (*Meditationes*) trat Descartes 1641 in die Öffentlichkeit; 1644 folgten die *Principia philosophiae*. Damit war der Friede stiller Gedankenarbeit vorüber. Es begann der Kampf gegen Descartes mit ehrlichen und unehrlichen Waffen, sobald man den Eindruck der neuen Philosophie in den gelehrten Kreisen bemerkte. Die sorgfältige Vorsicht, mit der Descartes die Rücksicht auf die römischen Kirchenbehörden gewahrt hatte, ließ ihn zunächst von dort

ungefört; erst am 20. November 1663 wurden seine Schriften von der päpstlichen Indexkongregation verboten (nochmals 1722). Im Leben hatte er hingegen die Angriffe des niederländischen Protestantismus zu erfahren. Unglaube, Atheismus, Gotteslästerung, anthropologische Irrlehren, Pelagianismus, Sittenlosigkeit wurden als die Folgen der neuen Philosophie genannt; der Protestantismus werde durch den „verkappten Jesuiten“ Descartes in Holland bedroht.

Die fortgesetzten Angriffe zu Utrecht und Leyden führten schließlich zur förmlichen Verurteilung der cartesianischen Philosophie seitens der reformierten Kirche auf der Synode von Dordrecht 1656, sowie durch die Delfter Beschlüsse 1657. Den Philosophen selbst nötigte die Geschäftigkeit des Kampfes, die aufgeregten Niederlande zu verlassen.


Sowohl der Verkehr mit der Pfalzgräfin und Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, die in Holland als Verbannte lebten, wie die Fragen der jungen Königin Christine von Schweden veranlaßten Descartes zur Abfassung der psychologisch-ethischen Schriften über die Leidenschaften, die Liebe, das höchste Gut. Das letztere, soweit es auf Erden erreichbar sei, fand er in dem großmütigen Gebrauch des Willens; der Wille sei allein in unserer Macht. Diese Darlegungen erregten den Wunsch der Königin, unter der Leitung von Descartes in seine Philosophie eingeführt zu werden. Nach dem Abschluß des westfälischen Friedens erging ihre Einladung, und Descartes folgte, wenn auch vor dem nordischen Klima gewarnt, im Oktober 1649 dem Rufe nach Stockholm. Fröh um 5 Uhr war der tägliche Unterricht; die Königin plante die Errichtung einer Akademie und die Ernennung des Philosophen zum Reichsrat. Die ungewöhnliche Kälte, die aufreibende Arbeit, die Ueberanstrengung in der Krankenpflege seines Freundes, des Botschafters Chanut, warfen Descartes am 2. Februar aufs Krankenlager. Am 11. Februar 1650 erlag Descartes dem heftigen Fieber — tiefbetrauert von der Königin, von seiner Nation, von der Welt der Denker.

Zwar wurden die irdischen Ueberreste des großen Denkers später (am 1. Mai 1666) nach Frankreich zurückgebracht; aber die unterdes erfolgte kirchliche Zensurierung verzögerte die Beisetzung in St. Genoveva bis zum 25. Juni 1667. Seine Lehren wurden infolge dieser Zensurierung auf den tgl. Anstalten verboten und erfuhren zunächst eine heftige Verfolgung seitens der Jesuiten, zumal der augustinische Jansenismus sich an den geistesverwandten spiritualistischen Cartesianismus angeschlossen. Die Ideen des philosophischen Kopernikus eroberten sich indessen doch die Zukunft. Unvergänglich bleibt seine Errungenschaft des selbstgewissen Ausgangspunktes aller Erkenntnis; unvergänglich seine Forderung, daß alles, was in die Erkenntnis Eingang fordert, in gewissenhafter Prüfung seinen Anspruch auf Annahme rechtfertigen müsse; unvergänglich bleibt sein Lebensgedanke, daß die Wissenschaft ebenso ein Kultus der Wahrheit wie der Wahrhaftigkeit sein solle! — Allerdings ist sein eigenes System und Leben auch ein Beweis, daß der Erfüllung dieses Ideals große Schwierigkeiten im Wege stehen, deren verhängnisvolle Wirkung nicht bloß die Schuld der mit ihnen ringenden und durch sie gehemmten Denker ist.

Dr. Herman Schell.



John Ruskin.

 In seinem Heim Brantwood am Coniston-Seeufer starb John Ruskin an „der Influenza“, meldete der Draht am 19. Januar 1900. Die Tatsache, daß dieser große Kulturwächter Englands dahingegangen, läßt uns noch einen Augenblick innehalten, ehe wir im alltäglichen Telegrammstil des Berufs- und Erwerbslebens weiterreiten.

Sein persönliches Wirken war seit langem abgeschlossen, seine Mission, an die er glaubte, erfüllt. Er lebte in stiller Zurückgezogenheit und gänzlicher Teilnahmslosigkeit an allen Tagesfragen wie ein Abgeschiedener auf seinem einsamen Landstutz am Lake Coniston, mit der freien Aussicht auf die bewaldeten Hügel und den Spiegel des Sees, einfach, fast altpuritanisch seine letzten Tage dahin. Wenn man von einem derartigen Menschen sagen darf, daß er „zu lange gelebt“ habe, so gilt das in gewissen Grenzen auch für Ruskin. Denn seinen Tod empfinden wir heute nicht so sehr als eine erschütternde Botschaft, die eine plötzliche, manussfüllbare Lücke reißt, als vielmehr wie ein äußeres Zeichen, daß auch er nun nicht mehr auf Erden wandelt, sondern abberufen wurde, nachdem er sein Lebenswerk beizeiten vollbracht hatte.

Ruskin war eine Persönlichkeit, die in gewissem Sinne unzeitgemäß erscheinen könnte, wenn sie nicht, trotz ihres Idealismus, eine starke unmittelbare Wirkung auf seine Mitlebenden ausgeübt hätte dadurch, daß er in einen offenen Gegensatz zur herrschenden Lebensauffassung Englands in einem Augenblick trat, als sie reif war, umzuschlagen. Ich meine das Manchesterium. Es hatte sehr viel geleistet, hatte eine mächtige Thatkraft entfesselt und Bedingungen geschaffen, in denen sich jeder individuelle Wille ungeberdig recken und strecken konnte. Da kam Ruskin und warf der ganzen raub- und staublustigen Krämerkultur seines Landes den Fehbehandelschuh hin. Er that es mit einer unerhörten Leidenschaft und Inbrunst, die weder Furcht noch Rücksicht kannte. Man horchte auf: das war ein neuer Ton! Natürlich wurde er anfangs ausgepiffen und „niedergeleitet-artikelt“. Aber es half nichts. Man hörte schließlich doch zu, wie der kleine feurige Mann sein neues Evangelium verkündigte. Es bedeutete ein Innehalten, ein aufhorchendes Besinnen. Ruskin hatte etwas von einem Savonarola. Seine Bußpredigten lockten jung und alt herbei. In Oxford konnte der Raum seine Zuhörer nicht alle fassen. Von dem ersten Tage an bis zum letzten kämpfte er für seinen Glauben, und der machte ihn stark. Nicht durch unwiderlegbare Logik und Dialektik hat er überredet, sondern durch seine felsenfeste Ueberzeugung riß er seine Hörer und Anhänger hin, und durch reinste Gesinnung und ein lauterer, ehrenvolles Leben hat er sie überzeugt und gehalten. Wer heute seine Werke liest, die das Kunstgebiet überschreiten und sozial-ethische oder national-ökonomische Fragen behandeln (Fors clavigera), der wird oft den Kopf schütteln und denken: „ein guter Mensch, aber ein schlechter Prophet“. Was unwiderstehlich anzieht an diesen Schriften, das ist und bleibt die Seele dieses Menschen, die wohl hin und wieder „falsches“ prophezeien, aber niemals an sich selber zum Verräter werden konnte.

Selten hat es einen Aesthetiker gegeben, der so ethisch fühlte, selten einen Moralisten, der in religiös-kirchlichen Dingen so frei und tolerant denken und

reden konnte, wie Ruskin. Man lese seine Abhandlungen über „Kunst und Moral“ und „Kunst und Religion“ (aus den „Lectures on Art“). Er dachte klar und fühlte zugleich mit dem feinen Instinkt des Künstlers die verbindende Brücke zwischen dem Guten und dem Schönen. Mit ethischer Willenskraft durchtränkt, bewahrte ihn sein Schönheitsginst vor starrer Asketik: „Der falsche Puritanismus der Schönheit besteht, im Gegensatz zum echten, in der Verachtung des Schönen und in der Furcht und Scheu vor der Macht der Schönheit.“ „Die Liebe zur Schönheit ist jeder gesunden menschlichen Natur angeboren, und obwohl sie neben manchen Lebensäußerungen bestehen kann, die lasterhaft und verderblich sind, ist sie selber dennoch gut — der Feind des niedern Geizes, Neides, der Kleinlichen Welt Sorgen und namentlich der Grausamkeit und Gewalttätigkeit. Die Menschen, in denen dieses Schönheitsgefühl am stärksten war, waren stets milde, mitfühlend und gerecht und die frühesten Entdecker und Verkünder von Dingen, die zum Glücke der Menschheit beitragen.“

„Wie in der Liebe, so beginnt auch in der Leidenschaft für Schönheit die Erhöhung und Veredlung mit dem Eintritt der Einbildungskraft, welche sie erregt und zugleich beherrscht. Denn die Leidenschaften zu unterdrücken, was oft irrtümlich als unsere Pflicht ihnen gegenüber angesehen wird, fällt einer selbstzufriedenen Kälte gar nicht so schwer. Aber sie zu erregen, richtig zu wecken, und für das Gute thatkräftig auszurufen, ist das Werk unselbstfüchtiger Einbildungskraft.“

„Alles, was wir thun und werden und leisten können, hängt ab von der Herrschaft der zwei künstlerischen Instinkte, der Ordnung und Güte, dieser großen Vorstellungskraft, welche uns das Erbteil der Vergangenheit, die Erkenntnis der Gegenwart und die Bereitschaft der Zukunft giebt.“

„Leben ohne irgend welche geistige oder körperliche Thätigkeit ist Schuld. Thätigkeit ohne eine Spur von Kunst ist Brutalität. Für die Worte ‚gut‘ und ‚böse‘, auf Mensch und Natur angewendet, kann man annähernd die Worte Schöpfer und Zerstörer einsetzen. Die Schaffenden ringen Zoll um Zoll dem Chaos die Ordnung ab; mit ihrer Hilfe werden alle Dinge erhalten und erweitert. Ihre Thätigkeit ist Kunst und ihre Spur ist Schönheit . . .

Weit entfernt davon, unmoralisch zu sein, giebt es in Wahrheit wenig außer Kunst, was moralisch ist.“ —

Ich habe hier keine Lebensbeschreibung und keine kritische Analyse Ruskins geben wollen. Auch die Aufzählung der einzelnen Schriften würde ihn nicht dem Leser geistig näher bringen, indem er in seinen Titeln eher den Inhalt seiner Bücher zu verschleiern, als zu verraten suchte. Er liebte es, besonders in späteren Jahren, seine Bücher mit Aufschriften zu versehen, die etwas Räthselhaftes, Religiöses, Mystisches an sich haben, etwa wie die alten Tempelschriften der ägyptischen Hierodulen. Ueber sein Werk „Fors clavigera“ schreibt er im ersten Kapitel eine zwei Druckseiten lange Erläuterung des Titels, der nicht weniger als neun Bedeutungen haben kann!

Es sind bis meines Wissens zur Stunde ins Deutsche übertragen worden zwei Abhandlungen oder „Gedankenauszüge“ über „Wie wir arbeiten und wirtschaften sollen“ und „Wege zur Kunst“ (2 Bände), übersetzt von Jakob Feis, im Verlag von J. H. Ed. Feis in Straßburg. Eine gute biographische Einleitung ist dieser Uebersetzung beigegeben. Eine deutsche Ueber-

setzung seiner sämtlichen Werke soll gegenwärtig (in Berlin) in Angriff genommen sein, wie ich aus buchhändlerischer Quelle erfahre. Es kämen da wohl in erster Linie für Kunstfreunde und Liebhaber die „Lectures on Art“ (in Oxford 1871 gehalten) und die „Seven Lamps of Architecture“ in Betracht, sowie die „Stones of Venice“, letztere beiden Bände als Niederschlag seiner italienischen Studienreisen in jüngeren Jahren, eine Art „kritischer Bauphilosophie“. Daß er als Kunstschriftsteller und Kritiker in Bezug auf Malerei der Prophet und Vorkämpfer der englischen Präraphaeliten war, ist bekannt.

Zur übrigen kann über seine Schriften im einzelnen jeder „Sortiments-Katalog“ die beste Auskunft geben. Auch auf ausführliche Abhandlungen und biographische Daten dürfen wir wohl demnächst hoffen. Für Ruskins Gedanken ist unsere derzeitige Entwicklung in Deutschland sehr aufnahmefähig geworden.

Sein Glaubensbekenntnis aber, soweit es aus dem Zusammenhang gelöst in kurzen Worten gegeben werden kann, ist wesentlich in den oben angeführten Sätzen enthalten.

Wilhelm Schölermann.



Alibeg Kaschkaschi.

(Von den Berliner Bühnen.)

Das Interesse für Afrika, die Afrikaner und alles Afrikanische — ein Interesse, das der für Englands Stolz und Kraft gleich demüthigende Boerenkrieg wieder lustiger entfacht hat — spielte mir jüngst aufs neue ein Buch in die Hände, das ich vor drei Jahren, kurz nach seinem Erscheinen, schon mit Begehren und Anteilnahme durchblättert hatte. Es ist eine Sammlung von „Geschichten und Liedern der Afrikaner“*). A. Seidel, der als Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft reiches Material sammeln konnte, hat Prosa und Poesie dieses Werkchens ausgewählt und im „Verein der Bücherfreunde“ das lehrreiche Buch erscheinen lassen.

Allen, die das Buch nicht kennen, möcht' ich es hiermit auf das herzlichste empfohlen haben. Mir erscheint es, wenn ich darin blättere, immer wie ein niedererschlagendes Mittel gegen den bösen Europa-Roller. Denn einen „Europa-Roller“ giebt es so gewiß, wie es einen Tropen-Roller giebt. Der Europa-Roller aber besteht juist darin, daß gute, brave Leute, die niemals die Nasen hinausgestreckt haben über die Grenzen des lieben Vaterlandes, Männerchen, für die der schöne Bodensee bereits als das abschließende Weltmeer gilt, und denen Helgoland als eine überseeische Kolonie von stolzer Bedeutung erscheint, von dem trügerischen Dünkel besessen sind, die Lebensflugheit und Menschenkenntnis sei ein unantastbares Monopol Mitteleuropas. Das geht so weit, daß sich diese im

*) Verein der Bücherfreunde. Berlin.

Näherwert der kommunalen oder patriotischen Aufgaben oft durchaus nicht unbrauchbaren Mitbürger einbilden, wie das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Lokomotive, die Seife und die Taschenuhr, so sei auch die Philosophie des täglichen Lebens eine Erfindung unseres alten Kontinents, und die Esu oder Duallas möchten vielleicht über die Lebensgewohnheiten einiger wilden Tiere besser und erschöpfender unterrichtet sein, den einzig wahren Einblick in die Seele des Menschen, die bald dem Wasser, bald dem Wind gleicht, hätten doch allemal die Europäer. Das ist, was ich den Europa-Koller nennen möchte, dem gerade der Eingeborne und der niemals von der heimischen Scholle Glätte am leichtesten unterliegt. Denn das vielcitierte horazische „coelum non animam mutant, qui trans mare currunt“ ist nicht ganz richtig. Wer offenen Augs in die Welt fährt, gewinnt auch seiner Empfindungswelt neue Länder.

Diesen „Europa-Koller“ zu heilen oder doch wenigstens seine schroffsten Begleitererscheinungen ein wenig zu mildern, scheinen mir solche Bücher wie die Seidelsche Sammlung von Geschichten und Bildern der Afrikaner ganz besonders geeignet. Denn sie lehren uns, daß unter einer anderen Sonne, die scheinbar andere Laster ausbrütet und andere Tugenden verlangt, die Menschen in ihrem Denken und Empfinden nicht so himmelweit verschieden sind von uns bildungsstolzen Europäern, die wir den kriegerischen Massenmord durch Geschütze und den friedlichen Massenmord durch den Alkohol zugleich mit dem Kreuz und dem Evangelium in jenen dunklen Erdteil getragen haben.

Wie aber die Körper dort im Süden unter der sengenden Sonne weniger verhüllt, ja oft ganz nackt einhergehn unter ihresgleichen, so geht auch in diesen Geschichten, Anekdoten, Liedern, Parabeln und Sprüchen, die von dort drüben seltsam an unser Ohr klingen, die Moral weniger verhüllt von Kunst und Gleichnis. Ja oft geht sie ganz nackt und schämt sich nicht ihrer Nacktheit; ganz wie die ersten Menschen im Paradies. In dem guten, knappen Vorwort, das der Herausgeber seiner Sammlung vorausgeschickt, weist er nicht mit Unrecht auf den Spinozistischen *conatus sui ipsius conservandi* hin, den schönen, schlauen Selbsterhaltungstrieb, der im Grunde dort wie hier der Ausgangspunkt aller Seelenregungen ist, aller Bethätigungen der Kraft und des Denkens im Guten wie im Bösen, in der Liebe wie im Haß. Diesen Selbsterhaltungstrieb als innersten Wesenskern alles Lebens und aller Verherrlichung des Lebens in der Dichtung enthüllt die schlichte Poesie dieser Naturvölker naiver, rücksichtsloser, als unsere Poeten das wagen. Und deshalb lieb' ich diese Poesien so sehr. Zuweilen aber find' ich auch unter ihren Geschichten eines, das in schalkhafter Verkleidung die Narrheit der Menschen geißelt dort drüben im schwarzen Erdteil, die Narrheit der tunisischen Beduinen, der Berber, der Suaheli, der Somali oder der Nama-Gottentotten. Und wenn ich dann mit lächelndem Behagen dem Schalk seine Vermummung nehme, dann find' ich, daß die Narrheit der tunisischen Beduinen, der Berber und Somali im Grunde auch die Narrheit meiner lieben Landsleute ist, die am Rheinstrom den Wein keltern, oder im Badischen Naps bauen, oder in einer Villa in Wannsee friedlich die Hände in den Schoß legen. Und dann schläft das Nestchen des bösen Europa-Kollers, das mir noch manchmal beschwerlich fällt, ganz sanft und sachte ein bei der wohlthuedenden Lektüre . . .

Eine der hübschesten Geschichten aber, die ich fast auswendig kenne, so gut gefällt sie mir, ist eine Erzählung, die unter den Suaheli an der deutsch-ostafrika-

nischen Küste, nach den Berlen seiner Litteratur zu urtheilen dem fähigsten Volke der Bantueger-Familie, schon Generationen erfreut und belehrt hat. Es ist die Geschichte von dem närrischen Mibeg Kaschkaschi, die hier stehen soll, um im Anschluß an ein Märchen der wilden Suaheli ein wenig über das hochzivilisierte mitteleuropäische Theater zu plaudern.

Dies aber ist die Geschichte von Mibeg Kaschkaschi, wie sie westlich vom Tanganjika-See erzählt wird:

Es war einmal ein Mann in Kairo, der hieß Mibeg Kaschkaschi. Und er war ein wenig verrückt, und er pflegte in der Stadt Kairo herumzugehen. Und die Kinder in der Stadt gingen hinter ihn her und spotteten über ihn und schrieten: Mibeg Kaschkaschi, Mibeg Kaschkaschi; immer in derselben Weise; wenn er ging und wenn er kam, tiefen ihm die Kinder von Kairo alle Tage nach.

Und an einem Tage von den Tagen wurde es dem Mibeg zu viel, daß ihm die Kinder nachliefen und schrieten, und er bückte sich und nahm einen großen Stein in seine Hand und warf den Stein in den Haufen der Kinder hinein. Und der Stein traf ein Kind an den Kopf und schlug ihm ein großes Loch hinein, und das Kind schrie sehr, und da kam sein Vater und sah, daß sein Kind schwer verletzt war.

Und er fragte: „Wer hat dich so geschlagen?“ Und der Junge sagte: „Mibeg Kaschkaschi hat mich so geschlagen.“ Als der Vater die Worte seines Kindes hörte, wurde er darüber sehr böse und faßte den Mibeg und schleppte ihn vor den Richter und sagte dem Richter:

„Dieser Mibeg hat meinem Sohne mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf geschlagen, und ich habe ihn vor das Gericht gebracht; und du wirst schon mit ihm fertig werden.“

Und der Richter fragte den Mibeg:

„Warum hast du den Jungen ohne Grund so geschlagen?“

Und Mibeg antwortete und sagte zu dem Richter: „Nämlich, o Richter, Gottes Segen über den Propheten.“

Und der Richter sagte: „Gott segne ihn und Friede über ihn.“

Da sagte Mibeg zum zweiten Male: „O Richter, Gottes Segen über den Propheten.“

Der Richter sagte: „Der Segen Gottes sei mit ihm und sein Friede.“

Da sagte Mibeg zum dritten Male: „O Richter, Gottes Segen über den Propheten.“

Und der Richter antwortete: „Tausendfacher Segen sei über ihm.“

Da sagte Mibeg zum vierten Male: „O Richter, Gottes Segen über den Propheten.“

Und der Richter wurde des Geschreies von Mibeg satt, wie Mibeg zu ihm sagte: Gottes Segen über den Propheten. Endlich wurde der Richter der Sache überdrüssig und sagte: „Ich habe dein Geschrei satt.“

Da antwortete Mibeg und sagte: „O Richter, du hast es satt, dem Propheten Segen zu wünschen, wie soll ich es dann nicht satt werden, wenn mir alle Tage nachgeschrien wird, wenn ich auf der Straße gehe; du bist schon von dem einen Male böse geworden, und ich muß es alle Tage leiden.“

Da erkannte der Richter, daß Mibeg keine Schuld hatte, und sagte zu

ihm: „Ich danke schön, gehe nur nach Hause, Alibeg.“ Und der Vater mußte seinen Jungen heilen lassen.

Das ist die Geschichte von Alibeg Kaschkaschi.

* * *

Am Alibeg Kaschkaschi und sein gutes Wort vor dem Richter hab' ich denken müssen, als ich jüngst im Kgl. Schauspielhaus „Otto Langmanns Witwe“ von Adolf L'Arronge gesehen hatte. Zu Anfang der siebziger Jahre hat der gute L'Arronge schon gesagt: „Gottes Segen über den Propheten!“ Und heute, nach dreißig Jahren, nach einem Menschenalter voller Stürme und Siege und Schiffbrüche, da die alten Götter untergegangen sind und neue Götter und Götterchen rings auf den Märkten ausgeschrien werden, steht der alte Adolf L'Arronge immer noch mit derselben biedern Miene da und ruft mit demselben Brustton der Ueberzeugung: „Gottes Segen über den Propheten!“ Mit fünfunddreißig Jahren hat der kluge und begabte Mann „Mein Leopold“ geschrieben, das ihn rasch berühmt gemacht; mit neununddreißig „Hasemanns Töchter“, mit vierzig den „Doktor Klaus“. Und heute mit zweiundsechzig dichtete er ganz in demselben Stil, fast ängstlich sich selber kopierend und seine Art, die bedeutende Begebenheit von „Otto Langmanns Witwe“. Sie hätte vor der Geschichte von Hasemanns Töchtern geboren werden können — niemand hätte sich gewundert. Aber heute? In Trümmern liegt die Epigonenichtung; die alte Berliner Posse ist tot, und der greise Helmerding hat sie nicht lange überlebt; das Küchstück ist erledigt, und die Jambentragödie ist verfeimt. Aber L'Arronge steht noch aufrecht und ruft in eine fremde, lächelnde Welt wie vor dreißig Jahren: „Gottes Segen über den Propheten!“

Aber — wie in der lehrreichen Geschichte von dem armen Narren, der durch die kinderreichen Straßen von Kairo ging — was man dreißig Jahre lang immer wieder hört, das langweilt allmählich auch die Geduldrigen, und wäre es die ewige Wahrheit selbst und ein frommer Wunsch für den großen Flüchtling von Mekka. Und was ist Wahrheit? Was vor dreißig Jahren schon als ein kühnes Wahrheitswort galt, wenn es aus der falschen Beleuchtung der Lampen kam, das ist heute eine traurige, matte Phrase geworden. Und was einst als blühendes Leben galt, das sind heute nur noch geschminkte Puppen, galvanisierte Leichen geworden. L'Arronge hat sich einst ein schönes Verdienst erworben um die Bühnenkunst; das soll ihm unvergessen sein. Der talentierte Biedermann fehlte dem Drama; da kam er. „Mein Leopold“ bedeutete einen muntern Schritt vorwärts auf guten Wegen, und das deutsche Theater der siebziger Jahre dankt dem Dichter L'Arronge ebensoviel, wie das „Deutsche Theater“ in Berlin dem Direktor L'Arronge später zu danken hatte. Er hat als Bühnenleiter ein feines Gefühl bewiesen für das Kommende, das Starke, das Lebensfähige. Aber als Poet selbst tapfer fortzuschreiten mit der Zeit, das hat er nicht erreicht. Der Biedermann war stärker, als der Dichter. Für sein Arbeitszimmer hat er sich in den siebziger Jahren seine Figuren, sein Milieu geschaffen; und wenn er heute wieder an die liebgewonnene Arbeit geht und Menschen formt — es werden die Guten wie die Bösen Gefinnungsgenossen seines „Leopold“, Kinder aus der Zeit, da Hasemanns Töchter jung waren und ein Parkett jauchzte, wenn die plötzlich häuslich gewordene Naive zu Papa Hasemanns Entsetzen gestoßenen Zucker anstatt Salz in die ersten bescheidenen Werte ihrer Kochkunst mischte. Und ob er jetzt

ein paar andere Zuthätchen und Anspielungen auf Personen und Ereignisse unserer Tage in seine behäbige, moralfatte Spießbürgerkomödie mischt, ob er vom Grafen Hochberg und vom Bazar Wertheim sprechen läßt, ob er vornehm „Schauspiel“ nennt, was er früher bescheidener und schlichter „Volksstück“ nannte; ob er heute im Hoftheater zu Worte kommt und nicht wie einst auf mutigen Privatbühnen sein Glück versucht — gleichviel, er ist in jedem Wort, in jeder Bewegung derselbe geblieben. Er denkt dasselbe, er fühlt dasselbe, er sagt dasselbe. Gottes Segen über den Propheten!

Es ist die alte „gute Gesinnung“, von der das Stück trieft. Und all die schönen, moralischen Regeln, die wir als Buben schon mit emfigen Fingern auf die schwarzen Schiefertafeln gekritzelt, erfreuen uns wieder: Armut schändet nicht und Reichtum macht nicht glücklich; Jugend vergeht, Tugend besteht; ein gutes Gewissen ist das beste Ruhelissen . . . Und alle diese ewig neuen Wahrheiten, bewiesen an Figuren, die so gewiß geistiges Eigentum des Dichters sind, als er schon vor dreißig Jahren dieselben Deutschen in andern Kleidern ebenso handeln, reden, scherzen und weinen ließ. Und über den Stuben und Stübchen, die er damals ebenso fürsorglich als bühnenkundig für seine Deutschen und seine Thesen baute, lag derselbe muffige Spießbürgerhumor. Und wie die guten Drehorgelspieler, die jeden Mittwoch oder jeden Samstag wiederkommen und dieselbe Walze herunterspielen — immer an derselben Stelle der falsche Ton, immer an derselben Stelle das falsche Tempo — so kommt auch L'Arronge alle paar Jahre wieder mit seinem „neuen“ alten Stück voll guter Gesinnung und bewährter Späßchen — immer an derselben Stelle der falsche Ton, immer an derselben Stelle das falsche Tempo. Und alle, die die alten Walzen kennen, warten schon ängstlich auf die alten Fehler in dem süßlichen Lied. Heinrich Seidel hat ein hübsches, nur zu oft recitiertes Gedicht gemacht von der „Musik der armen Leute“. Nun ja, er hat recht; die alten Walzen erfreuen in den Höfen und Hinterhäusern; erfreuen die Kinder, die nichts Besseres kennen, und die alten Deutschen, die sich lächelnd erinnern. Aber wer will's den wirklich musikalischen Menschen verübeln, wenn sie entsetzt die Fenster schließen aus Angst vor dem so oft gehörten falschen Ton und dem falschen Tempo, vor den Scherzchen und süßen Sentenzen, die sich wiederholen, wie der Segen des Alibeg Kaschkaschi?

* * *

Wenn das „Neue Theater“ sich einmal zu der Selbsterkenntnis durchgerungen haben sollte, daß es nach der Richtung, der sein Geschmack und Erfolg bis heute huldigt, jedes andere schmückende Beiwort eher verdient, als gerade das Epitheton „neu“, dann könnte es dahin gelangen, nach einem Patron zu suchen, dessen Namen es fortan ehrenvoll tragen wird. So wie das Lessing-Theater den Dichter des Nathau im schmückenden Schilde führt und die Blumenthalschen „Schwänke in Fortsetzungen“ auf dem Repertoire; so wie das redlich sich bemüßigende Schiller-Theater den pathetischeren der Weimarer Dioskuren zu seinem Schutzpatron ernannte und zuweilen auch in sauber vorbereiteten Vorstellungen seines Geistes einen Hauch verspürt; so wird sich vielleicht auch mal in einer Stunde reuiger Einkehr das „Neue Theater“ den Namen und Helben suchen, der sein wahres Programm bedeutet. Dann aber sei es bei Zeiten hingewiesen auf meinen Freund Alibeg Kaschkaschi, den unsterblichen Weisen von Kairo, den nur der Unverstand der Euaheli mitleidig einen Narren schelten

konnte. Denn wie jener vor dem ärgerlichen Richter, so stammelt das „Neue Theater“ nun einem gutmütigen Publikum, das sich in dem reichvergoldeten Häuschen harmlos ergögen will, immer wieder dasselbe Sprüchlein: Gottes Segen über den Propheten.

Die Propheten des „Neuen Theaters“ ähneln sich sehr untereinander. Mit wenigen Ausnahmen könnten alle Stücke, die Frau Ruscha Duzge, eine Schauspielerin von großem Geschmack, eine Direktorin von weit geringerem Geschmack, bis heute der Stadt Berlin und dem deutschen Vaterlande geschenkt hat, von ein und demselben fleißigen Schreibkundigen verfaßt sein. Die alte, wenig bewährte Institution eines festangestellten Hausdichters würde sich hier vielleicht verlohnen. Eine Reihe von hübschen, fleidsamen Uniformen ist da; das Gartenlauben-Deutsch ist nicht schwer zu erlernen; die Sentimentalität liegt in der Luft; die Fabel ist gleichgiltig. Der Schützling Alibeg Kaschkaschis hätte eine leichte Arbeit und, unterstützt von einer guten Regie — und die Regie am Schiffbauerdamm ist stets anzuerkennen — hätte er bald eine neue Handlungskombination für den Leutnant des Herrn Kuhnert und das edle Gänschen, das Fräulein Tagliansky zu spielen gewohnt ist, gefunden.

Die letzte Novität hieß: „Gegen den Strom“. Der Titel klingt wie ein Majestätsverbrechen gegen die Tradition des vergoldeten Hauses. Der Vorhang teilt sich, und man ist beruhigt. Ein Leutnant — Herr Kuhnert; ein edles Gänschen — Fräulein Tagliansky. Es ist alles in Ordnung; und das vergoldete Haus wird von keines Mißvergünstigen scharfem Bischen entweicht. Paul Langenscheidt, der Verfasser, ausgehend von der durchaus zutreffenden Voraussetzung, daß ein preußischer Offizier die Tochter des struppelosen Wucherers, der dabei ist, ihm die Krawatte zu machen, nicht heiraten kann, zieht die logische Konsequenz: entweder der Offizier muß auf das Mädchen verzichten oder auf des Königs Kock. Der Leutnant Freiherr von Kronegg ist ein Ehrenmann mit Idealen. Er zieht den Kock aus und geht mutig mit der Geliebten über das große Wasser, um sich in ernster, redlicher Arbeit ein neues Leben zu gründen. Vermutlich werden die beiden dort ein sehr glückliches Paar; sie passen besser zusammen, als sie vielleicht nach Amerika passen, und sie reden dasselbe traurige Papierdeutsch, für dessen grauenvolle Unnatur und ödes Pathos man in der unmittelbaren Nähe des deutschen Reichstags längst kein Ohr mehr hat. Es war dem wohlmeinenden Dichter offenbar darum zu thun, einen wahrhaft vornehm denkenden Menschen in diesem Kronegg zu schaffen. Dabei ist ihm allerdings das böse Malheur passiert, daß er diesen tadellosen Cavalier für seine eigene vornehme Geminnung eine unleidliche Reklame machen läßt. Dieser deutsche Jüngling prökt mit seinem Anstand und Edelmut, und das muß gerade den Anschein erwecken, als ob die Ausübung der Tugend doch nichts so ganz Selbstverständliches für ihn wäre. Denn wie ein wahrhaft gebildeter Mensch beim Schreiben nicht ausdrücklich darauf hinweisen wird, daß er orthographisch schreiben kann; wie ein Musiker nicht rühmend hervorheben wird, daß er „fogar“ die Tonleitern alle fehlerfrei zu spielen vermag; wie ein Guterzogener den Fisch nicht mit dem Messer essen und seinem Nachbar nicht die Käserinden auf den Teller legen wird, so wird ein Vornehmdenkender das Vornehme schweigend thun, weil es ihm natürlich erscheint.

Aber ein paar Scenen hat das Stück, die nicht talentlos sind. Und das

sind die Scenen, in denen der Verfasser sich selbst und die andern nicht tragisch nimmt. Um die Hauptfiguren, die Puppen geblieben sind, Köpfe von jener edlen Schönheit, die in den Schaufenstern der Friseurläden das Entzücken der zugereisten Landbevölkerung bilden, gruppieren sich ein paar salopper friffrirte Nebenfiguren; die in starken, berben Strichen nicht übel gezeichnet sind und einen warmen menschlichen Ton bringen in die schmerzhaft Unnatur. Vielleicht schreibt Herr Paul Langenscheidt noch einmal ein ganz hübsches Lustspiel, über das vernünftige Leute im Theater lachen können, ohne sich beim Nachhausegehen ärgern zu müssen, daß sie gelacht haben.

* * *

Mit zwei Lustspielen hat uns das Lessingtheater kurz nacheinander auf-
gewartet: mit Richard Skowronnek's „Zugendhof“ und mit des Eng-
länders Pinero „Lord Quey“. Skowronnek hat nach seinem ersten schönen
Erfolg („Im Forsthaufe“), den er wohl treubewahrten Jugendeindrücken ver-
dankte, sich bald dem gefälligen Unterhaltungslustspiel zugewandt. Es giebt noch
immer kritische Leute, die nach seinem hübschen Talent mit Keulen schlagen und
ihm nicht verzeihen wollen, daß er nicht bei seinem „ernsten Aufgaben“ geblieben
ist. In Wahrheit scheint mir jene erste „ernste Aufgabe“ mit Recht nur eine
Episode in seinem Leben. Im Kern seiner Natur sitzt die Fröhlichkeit, nicht
die raffiniert wigelnde Fröhlichkeit, das Kind der Börse und des Salons, son-
dern jener berbere Humor, der immer etwas Erd- und Waldgeruch mit sich bringt.
Jener Humor, der nicht von den fichernden Pärchen in den lauschigen Chambres
séparées gelernt hat, der vielmehr nach dem lustigen, berben Lachen vom Jagd-
frühstück durch den Hochwald klingt. Blumenthal hat Wig und ein Notizbuch;
Skowronnek hat Humor und — auch ein Notizbuch. Blumenthal's Lustigkeit
ist der Frohsinn der Börse, und fünfzig Prozent der Wize seiner Stücke sind
wirklich in Berlin W oder in Fühl oder in Ostende gemauschelt worden, ehe sie
mit Vorsicht in seinen Schwänken à jour gefakt wurden. Skowronnek's Lustig-
keit ist der Frohsinn der Jagddiners und „Liebesmahle“; und fünfzig Prozent
der Wize seiner Stücke sind mit schärferer Pointe, sagen wir: mit einer „Pointe
für Junggesellen“ im Jecherkeise zu später Stunde heimisch gewesen, ehe sie,
etwas salonfähiger zugestutzt, in die Skowronnek'schen Lustspiele sprangen. Dem
deutschen Empfinden wird der Skowronnek'sche Humor immer als der behaglichere,
echtere erscheinen, der weniger Brillantfeuerwerk zur Unterhaltung verpufft, aber
ein bißchen Wärme verbreitet.

Es ist ein harmlos lustiges Stück, was er uns im „Zugendhof“ bietet;
nicht neu in der Empfindung — Minna von Barnhelm und der Leutnant Keiff
von Keiffingen, ein recht ungleiches Paar an Alter und Wert, haben redlich
mitgearbeitet; auch nichts weniger als aufregend oder spannend in der Entwick-
lung. Aber es ist amüsan und enthält ein paar sehr wirksame Figuren von
wohlthuender Frische, die nicht konstruiert, sondern mit Glück gefunden sind.

Der alte Baron Hollenbeck hat so ziemlich abgewirtschaftet. Ketten kann
ihn nur, daß sein Sohn Malte, ein flotter Kavallerieleutnant, aus einem Prozeß
um die Herrschaft Wiefingsbeck im Mecklenburgischen als Sieger hervorgeht.
Diese Hoffnung schlägt leider fehl, und, von einer alten, frömmelnden Tante be-
raten, zieht die junge hübsche Anna-Maria auf den Hof ein, der bald unter der
gestrengen Aufsicht der wachsam Tante sich den Namen „der Zugendhof“ er-

wirbt. Mit der „Tugend“ ist's leider nicht weit her. Die Bediensteten machen nur äußerlich den neuen langweiligen Sport mit. Im Herzen ist die Sehnsucht nach dem alten, fröhlicheren Leben nicht umzubringen. Besonders aber der alte Baron Joachim, der einen „Ehrensold“ von der gutmütigen Schlossherrin bezieht, ist den Mäßigkeitsbestrebungen abgeneigt, und auch Senz, der alte Diener, ist nicht kleinzukriegen. Malte aber hat, um nicht von der Gnade der Cousine leben zu müssen, kurz entschlossen den Dragonerrock ausgezogen und ist zur Infanterie gegangen. Bei einer Nachtdienstübung kommt er mit seinem Zug als Einquartierung auf den Hof, und nun finden sich beim Mondschein im Park die beiden jungen Leutchen, die sich so stolz gemieden . . .

Das alles ist nicht neu. Und mancher Scherz, der die Scenen schmückt, ist es auch nicht. Aber mich dünkt, wenn Mibeg Kaskafski sich vor dem Richter des längeren über seine Philosophie der Notwehr ausgelassen hätte, er hätte auch einen Unterschied gemacht zwischen dem, was in sympathischer Frische wieder an unser Ohr klingt, und dem, das wiederkommt genau wie vor dreißig Jahren, mit demselben falschen Ton und demselben Fehler im Tempo . . .

* * *

Der „Lord Duer“ des Engländers Pinero wird uns nicht lange erfreuen. Die Zeit ist ungünstig für englische Lords, die sich deutsche Sympathien erobern wollen. Von vier Akten drei von tödlicher Langweile, ohne Scherz, ohne Frohsinn, ohne Liebenswürdigkeit. Von vier Akten nur ein einziger, der dritte, mit munteren Zügen und nicht ohne Geschick gebaut. Daß man in London ein paar hundert Mal diesen öden Unsinn geben konnte, diese traurige, verstimrende Mischung von Burleske und Detektivgeschichte, beweist nichts für Pinero; aber es beweist viel gegen den Londoner Geschmack. Aber man ist gewohnt, aus dem seltsamen Vaterlande Shakespeares nur noch Charleys Tante und noch greller geschmückte Zirkusclowns über den Kanal kommen zu sehen. Den Humor der Manège importieren wir willig von England, wie wir die Pikanterie aus Paris, die Mystik aus Norwegen importieren.

Vielleicht lernen wir ein Einziges aus dem salzlosen Lustspiel des Engländers: daß man in England der Pflege der Hand so viel Zeit und Sorgfalt widmet, wie der Deutsche dem Biertrinken und Kannegießern. Lord Byron, der so stolz auf seine schönen Hände war, würde vielleicht aus diesem einen Grunde dem Kollegen Pinero viel verzeihen: Zwei ganze lange Akte spielen im hochmodernen Salon einer Manicure, und die tiefsten, herrlichsten Worte des Stückes gelten — der Nagelpflege. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß der moderne Mensch tatsächlich den einzigen Körperteilen, die ihm nackt zu zeigen die prüde Sitte erlaubt, besondere Sorgfalt zuwenden sollte, und halte es für kein müßiges Unternehmen, auch gelegentlich in Werken der schönen Künste das Publikum zu solcher Pflege zu erziehen. Aber mit Wig und guter Laune muß das geschehen, nicht durch ein recht kümmerlich überseztes, schlechtes englisches Lustspiel, dessen bleierne Langweile fast körperlich schmerzhaft wirkt.

* * *

Am 12. Januar hat das „Berliner Theater“ seine Jahrhundertfeier begangen. Das war kein übereilter Schritt. Man hat aber nachgerade so viele Jahrhundertfeiern über sich ergehen lassen, daß man abgestumpft ist gegen die Verherrlichung des gütigen Säkulums, das uns alle geboren hat, und sich mit

ungeteilter Liebe dem Säkulum zuwendet, dem der Rest unseres Lebens und unserer Kraft gehört. Man gab fünf Festspiele: „Weimar“ von Ernst Wichert, „Vorwärts“ von Joseph Lauff, „Sturmglöcken“ von Georg Engel, „Wörth“ von Georg von Dmpteda und „Arbeit“ von Ludwig Jacobowski. Sie haben alle wohl nur Festspielwert. Die beste Theatermacher weist das Engelsche Stückchen auf, das mit mehr Bühnenkenntnis als historischem Gefühl das „tolle Jahr“ behandelt. Am meisten Stimmung haben die kriegerischen Werke von Lauff und Dmpteda; das erste läßt den alten Blücher im Geist der Volksdichtung vor uns donnern, wettern und siegen; das zweite zeichnet mit den feineren Pinselstrichen eines warmherzigen Dichters ein paar prächtige Kriegsszenen aus dem August des Jahres 1870. Wichert und Jacobowski sind langweilig; der eine verzichtet auf jedes Spürchen von Handlung und schwelgt im Pathos; der andere erinnert mühsam eine unmögliche Handlung und berauscht sich lyrisch-didaktisch im Edelmuth. Es wäre nichts verloren gewesen, wenn man dem überlangen Abend Anfang und Ende gekürzt hätte. Aber Herr Axel DeImar — von ihm stammt der Gedanke dieses ungemein sinnigen Einatter-Abends — wollte unbedingt fünf Akte haben, und so konstatierten wir beinahe vier Stunden lang in deutscher Geduld, daß im letzten Jahrhundert, oder im „deutschen Jahrhundert“, wie Herr DeImar sagt, unendlich viel geredet, geschossen und „Hurra“ gerufen wurde. Wer mehr als ein Jahrhundert miterleben könnte, würde uns vermutlich seufzend erzählen, daß das in allen Jahrhunderten so ziemlich dieselbe Sache ist. Ja, ein Vielhundertjähriger würde den lärmenden Jahrhundertfeiern vielleicht, sein Alter vorschüßend, behutsam aus dem Wege gehn, um nicht hitzig zu werden, wie Alibeg Kaschkaschi, der sich ärgerte über die Buben von Kairo, die nicht müde wurden, immer dasselbe zu rufen, immer dasselbe . . .

* * *

Ueber zwei Schwänke hätte ich noch zu berichten. „Flottenmanöver“ von Kraatz und Stobiz er ist vielleicht reuolos ganz zu verschweigen, aber sicherlich nicht leicht zu besprechen; denn acht Werke wären anzuziehen, aus denen seine Qualitäten geschöpft sind: sieben ältere Lustspiele, die Scherze und Situationen lassen mußten, und ein besonders oberflächlicher Leitartikel zur Flottenfrage. Der Schwank war von den spekulativen Autoren wohl ursprünglich für das königliche Schauspielhaus bestimmt; dann, als dem Schauspielhaus die Sache zu plump war, hatte man vielleicht daran gedacht, Frau Brasch-Grevenberg den Seelabetten spielen zu lassen; und schließlich erschien der Schwank ohne Frau Brasch-Grevenberg unter der Direktion Lindau im Berliner Theater. Kraatz kann, an französische Muster sich anlehnd, wirklich witzig sein; so sei ihm verziehen, daß er die peinliche Geschmacklosigkeit besaß, den Patriotismus als billigen Vorspann für eine sehr durchsichtige Schwankspekulation zu gebrauchen und allerlei mühsam gesammelte Phrasen über die deutsche Flotte nach der wappengeschmückten Loge links im ersten Rang zu werfen. Aber die Loge blieb leer.

Der „Vielgeprüfte“ von Wilhelm Meyer-Förster ist in Wien durchgefallen. Es war sogar, was man so sagt, ein „böser Durchfall“. In Berlin ist er beinahe durchgefallen. Also ein „guter Durchfall“. Der Wiener Durchfall ist zu begreifen, denn es sind durchaus preussische Zustände, die da geschildert, gegeißelt, belächelt werden. An der Donau versteht man vielleicht die Sorgen und Nengste eines jungen Vaters und Schwiegersohnes

nicht so ganz, der bereits einmal das Affesorexamen „ins Unreine gemacht hat“, wie man bei uns sagt, oder auf bürgerlich-deutsch: durchgefallen ist, und der nun, von der ganzen Familie ermahnt, bewacht, bedroht, getröstet, geängstigt zum zweiten mal nach Berlin fährt, um zum zweiten mal zu „rasseln“. Es ist nicht zu verkennen, daß Meyer-Förster in einigen Scenen ein hübsches, bewegliches Lustspieltalent bewiesen hat; daß er redlich bemüht war, dem Lustspiel eine neue Figur, einen neuen Typus zu gewinnen und sich in ein paar satirisch gehaltenen Figuren über den zopfigen Mandarinen-Hochmut deutscher Gelehrsamkeit lustig zu machen, die an keine Tüchtigkeit glauben will ohne hochnotpeinliches Examen und ohne lateinisches Diplom. Aber just für das Theater, in dem er erschien — das „Deutsche Theater“ — kam er zu harmlos. Es fehlten die vergifteten Pfeile, die, von Haß und Schadenfreude geschwelligt, ins Fleisch des Feindes surren; es fehlten die messerscharfen Bosheiten, durch die der wahrlich nicht übermäßig bedeutende „Probekandidat“ jüngst noch spontane Beifallstürme der Mißvergünstigten entfesselt hat. Meyer-Försters Spott bleibt zu gutmütig nach der Meinung dieses Publikums, zu zahm und wohlgezogen für das heikle Thema, das er behandelt. Aber das undankbare Parkett überfiehet dabei, daß in Idee und Anlage und manch hübschem Wort dieses Lustspiels etwas Keckes, Antiphiliströses enthalten ist, das, wenn auch zahmer und gemäßigter, an die glücklicheren Arbeiten Otto Erich Hartlebens erinnert, und das schon wert ist, daß man's in das neue Jahrhundert aufmerksam mit hinübernimmt.

Und dann noch eins: Meyer-Förster hat vor sechs Jahren mit dem ganz andersartigen Drama „Krimhild“ begonnen, einer starken Talentprobe, die selbst in ihren Fehlern interessieren dürfte. Heute legt er alle schweren Accente, alle düstern Farben beiseite und versucht sich in lustig schillernder Satire. Wieder nicht mit vollem Glück, aber für den Näherzusehenden auch zweifellos wiederum nicht talentlos. Er sucht noch seinen Stoff, tastet noch nach seinem Stil; aber wer weiß, vielleicht findet er beides. In seinem Lachen, wie in seinem Zorn steckt ein Stückchen Eigenart. Jedenfalls wird ihn ein Mißerfolg nicht nutzlos machen; denn ein erster Erfolg hat ihn nicht dazu veranlaßt, sich selber nachzuahmen. Und wenn ich sein neuestes Lustspiel auch nicht retten will, es macht mir Freude, wie es den mürrischen Alibeg Kaschlaschi erfreut hätte, einem Menschen zu begegnen, der nicht immer dasselbe sagt. Wir haben ihrer genug, die wissen, was auf die Masse wirkt, und die immer wieder ihr altes Sprichlein murmeln: „Gottes Segen über den Propheten!“ **Rudolf Presber.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Die Sonnenblume.

Eine neue Feldfrucht soll unserer Landwirtschaft zugeführt werden in der allbekanntesten Sonnenblume (*Helianthus annuus* L.). „Während sie bislang“, so

schreibt die „Neue Zeit“ darüber, „in den Bauerngärten ihr bescheidenes Dasein fristete und höchstens den Eisenbahnwärter auf einsamer Strecke ergötzte — ein Bahnwärterhäuschen ist ohne ein paar Sonnenblumen kaum denkbar —, konnte man diesen Sommer auf dem Gute Seehof in der Mark 12 Morgen mit Sonnenblumen bestanden in Augenschein nehmen. An 86 000 Pflanzen erfreuten hier durch ihre weithin leuchtenden großen gelben Blumenscheiben das Auge des Beschauers. Zwei unternehmungslustige Militärs a. D. hatten das Versuchsfeld, um ein solches handelte es sich hier zunächst, bestellt und durften mit ihrem Erfolg zufrieden sein. Die Herren beabsichtigen, eine Gesellschaft zu gründen, um die Ausbeutung der Sonnenblumen rationell in die Hand nehmen zu können. Ohne Zweifel ist diesem Kulturversuch eine gewisse volkswirtschaftliche Bedeutung nicht abzuspreehen. Von der Sonnenblume ist nämlich so ziemlich alles, was diese Pflanze hervorbringt, zu verwerten. Die großen Blätter werden grün oder eingelegt versüßert. Aus der Rinde läßt sich ein gutes Papier herstellen. Das in großer Menge vorhandene Mark besitzt im Wasser äußerst große Tragfähigkeit, da das spezifische Gewicht nur 0,028 beträgt. Es ist also weitaus leichter als Kork (fast achtmal so leicht). Aus den Wurzeln und dem Blumentelche kann Pottasche fabriziert werden. Die reichlich erzeugten Samen liefern ein gutes Öl, und — auf daß nichts umkomme, läßt sich aus den Preßrückständen endlich noch ein sehr nahrhafter Futtermuchen herstellen.“

Hinzukommt, daß die Sonnenblume äußerst anspruchslos ist und selbst auf unfruchtbarem Sandboden ohne sonderliche Pflege gedeiht. Da wäre es eigentlich zu verwundern, daß man nicht schon längst auf den Gedanken gekommen ist, diese so überaus dankbare Pflanze zu nutzen. Nun, so ganz neu ist die Idee ihrer Kultivierung auch keineswegs. Abgesehen davon, daß sie in einzelnen Gegenden Rußlands in größerem Maßstabe schon seit 60 Jahren zum Zwecke der Ölgewinnung aus Samen angebaut wird, so daß ihre Kultur Rußland jährlich 10 Millionen Rubel einbringt, — auch sonst noch wird sie hier und da als Ölpflanze verwendet, so in Holland, in Ungarn, im südlichen Frankreich, in Indien und in ihrem Ursprungslande Nordamerika — ist eine ihrer Arten schon vor einem Vierteljahrtausend gerade bei uns in Deutschland viel gebaut worden. Das ist *Helianthus tuberosus*, die Erdartischoke oder Topinambur, auch Erdbirne oder Erdapfel genannt, und wie die letzteren Namen schon andeuten, nichts Geringeres als der Vorläufer der Kartoffel, von der sie erst im 18. Jahrhundert langsam verdrängt wurde. Auch die Topinambur stammt aus Nordamerika, wo sie bereits von den Indianern kultiviert wurde, kam 1617 nach England und nach dem Dreißigjährigen Kriege nach Deutschland. Ihre Kultur ist der der Kartoffel ungemein ähnlich, nur noch leichter und billiger, zumal die Knollen unbeschadet ihrer Güte den Winter über in der Erde bleiben und je nach Bedarf herausgenommen werden können. Der Geschmack ist etwas weichlicher, süßlicher als der der Kartoffel, mehr artischokenähnlich. Trotzdem würde die Topinambur den neuen Erdäpfeln nicht so gründlich gewichen sein, wenn sie besser in die Fruchtfolge paßte und nicht erst zwei Nachfrüchte erforderte, ehe man an die Neusaat gehen kann. Uebrigens pflanzt man sie ab und zu noch in Oberbaden, im Elsaß und auch in Mitteldeutschland.

Es wäre also nur ein Zurückgehen auf eine alte Kultur, wenn man auf Grund der Seehofer Versuche aufs neue mit dem Anbau der Sonnenblume im

großen Maßstabe vorgehe. Vielleicht, daß die der Landwirtschaft neu gewonnene Sonnenblumenkultur einmal Erjaß zu bieten im stande ist für den zurückgehenden Zuckerrübenbau. Vorausgesetzt, daß nicht ein einziger vernichtender Hagelschlag beizeiten zeigt, daß die Grenzen ihrer Nutzung doch recht enge gezogen sind.

Als die Sonnenblume vor mehr als 300 Jahren in Europa bekannt wurde, da machte sie viel Aufsehens, nicht bloß durch ihre Stattlichkeit, sondern mehr noch durch eine sehr merkwürdige und damals in so hohem Maße noch an keiner andern Pflanze beobachtete Eigenschaft, nach der sie auch ihren Namen erhielt: den Heliotropismus. Das ist die Eigenschaft, Blätter und Blüten stets der Sonne zuzuneigen. Später hat man freilich in den jogen. Kompaßpflanzen noch viel lichtempfindlichere Gewächse kennen gelernt, deren Blätter unter allen Umständen das Bestreben haben, sich in der Meridianebene auszubreiten, so daß ihre Ränder nach Norden und Süden, ihre Breitseiten nach Osten und Westen gekehrt sind, damit möglichst nur die Kanten, nicht aber die Blattflächen von den Sonnenstrahlen getroffen werden; die in der Entstehung begriffenen Blätter drehen sich allemal so lange, bis sie die Senkrechtstellung zur Sonne erreicht haben. Blätter, die auf der Ost- und Westseite des Stengels wachsen, brauchen sich also nur mit den Spigen steil emporzurichten, während die Blätter an der Süd- und Nordseite des Stengels sich in der Achse im rechten Winkel drehen müssen, bis die Flächen der Sonne abgekehrt sind. Eine häufige nordamerikanische Präriepflanze, die Silphie, *Silphium laciniatum*, hat diese Eigenschaft so ausgeprägt, daß sich nach ihr die Jäger in den Himmelsrichtungen orientieren, wie schon 1842 General Alford berichtete, ohne daß man ihm recht Glauben schenken wollte. Seitdem freilich hat man noch eine ganze Anzahl anderer Pflanzen — immer wieder sind es Kompositen — als Kompaßpflanzen erkannt, auch eine bei uns einheimische Art, den wilden Lattich, *Lactuca scariola*.

5.



Die Maffia.

Ein Prozeß, der augenblicklich in Mailand sich abwickelt, aber wegen der darin zu Tage tretenden unerhörten Zustände, Korruptionen, mittelalterlichen Anschauungen weit über die Grenzen des italienischen Königreichs die civilisierten Staaten mit Staunen und Schauern erfüllt, hat den italienischen Professor M. Angelo Vaccaro veranlaßt, über die sizilianische Maffia einen eingehenden und von verschiedenen Gesichtspunkten aus äußerst bemerkenswerten Essay in dem Dezemberheft der *Rivista d' Italia* zu veröffentlichen.

Der Herr Professor ist in diesem Fall kompetent, er ist Sizilianer von Geburt und kennt aus eigener Anschauung die dortigen Zustände, gegen deren Nachtheile er keineswegs blind ist.

„Was ist die Maffia überhaupt?“ fragt der Verfasser. „Darauf gehen die Meinungen merkwürdig oft auseinander. Gemeinhin wird angenommen, daß die Maffia eine Art von Sekte, eine Gemeinschaft ist. Das aber ist ein Irrthum.

„Ich möchte mich zur Klarstellung des Begriffes *Maffia* eines Vergleiches bedienen. Inmitten unserer Gesellschaft lebt eine große Klasse von Menschen, die glaubt, daß gewisse Beleidigungen nicht durch das Gericht, sondern nur durch ihren eigenen Ehrenkodex sühnbar sind.

„Würde man diese Leute in den Begriff einer Sekte, einer Gemeinschaft unterbringen? Zweifellos: nein.

„Nun giebt es in Sizilien sehr viele, die da glauben, daß jeder, der fühlt, daß er *cristiano* — ein Christenmensch — sei, sich in allen Lebenslagen und unter allen Umständen von jedermann Achtung und sein Recht verschaffen könne, ohne bei den Gesezen oder bestehenden Behörden Zuflucht zu suchen.

„Wer so denkt und danach handelt, ist ein *Maffioso*, wie der ein *Gentleman* ist, der bei Beleidigungen statt den Gesezesparagrafen den Ehrenkodex anruft. Und so könnte man mit Zug und Recht die *Maffia* als das Kavaliertum des niederen Volkes, und das Kavaliertum als eine Art höherer *Maffia* bezeichnen.

„Die *Maffia* ist nicht organisiert. Es giebt hier weder Rangstufen, noch Anführer. Wie es aber unter den Kavaliern auch solche giebt, die sich durch vielfache Duelle mit glücklichem Ausgang, durch besonderen Mut und genaue Kenntnis und Beobachtung aller Regeln des ritterlichen Ehrenkodex einen besonderen Ruf und eine gewisse Autorität erworben haben, so genießen unter den *Maffiosen* auch solche eine allgemeine Achtung und werden gefürchtet und geehrt, die möglichst viele gut gezielte Messerstiche ausgeteilt und sich der verdienten Strafe mit Schlaueit zu entziehen verstanden haben.

„Wie bei dem *Gentleman*, bedarf es bei dem *Maffiosen* keiner besonderen Einweihung oder Aufnahme, man erkennt ihn an seiner Art sich zu geben, an seiner Handlungsweise.“

Aber welches sind die erkennbaren Merkmale des *Maffiosen*? In der Phantasie vieler stellt sich der *Maffioso* als eine Art Raufbold dar, der mit schiefer Mütze und lauter Sprache ein herausforderndes Wesen zur Schau trägt. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Der echte *Maffioso* tritt fast immer demütig und bescheiden auf, hat beim Sprechen und Zuhören etwas Unterwürfiges, läßt scheinbar alles über sich ergehen. Beleidigt man ihn in Anwesenheit einer größeren Menge, so reagiert er nicht darauf, aber später tötet er.

Die *Maffiosen* haben einen eigenen Jargon, der aber sehr wortarm und fast im Aussterben begriffen ist. Mehr als durch Worte verständigen sie sich untereinander durch Gesten und Zeichen.

Noch mehr als aus der Art ihres Benehmens erkennt man die *Maffiosen* aus ihren Handlungen.

„Wie der *Gentleman* die guten Regeln des Anstands und des Ehrenkodex befolgt, so hält sich der *Maffioso* *l'omu d'onuri* struppellos an den Kodex der *omertà* (die Verschwiegenheit den Gerichten gegenüber). — Es ist dies kein geschriebener Kodex, aber er lebt in dem Bewußtsein eines jeden *Maffiosen*, er enthält keine bestimmten Vorschriften und befindet sich noch im Zustand primitiver Gewohnheit, aber wie alle auf Gewohnheit beruhenden Sitten, ist er tyrannisch im höchsten Grade. Wollte man einen *Maffiosen* nach einem seiner Gesezesparagrafen fragen, so wüßte er aller Wahrscheinlichkeit nach keine Antwort darauf zu geben. Und doch ist es eine unerschütterlich feststehende That-

sache, daß im gegebenen Augenblick jeder Maffiose in derselben Weise handeln würde, und in dieser Uebereinstimmung der Handlungsweise, in der der Geist der Maffia wurzelt, liegt das moralische Band, das die Maffiosen untereinander verknüpft.“

Der Verfasser versucht in der Folge an einzelnen Beispielen den Beweis für das oben Gesagte anzutreten. Diese Einzelheiten sind für uns weniger von Interesse und wir dürfen sie mit gutem Gewissen übergehen, um uns an das Wesentliche zu halten.

„Das Recht, den Beleidiger zu strafen,“ fährt Professor Vaccaro fort, „behält der Maffiose ausschließlich sich selbst vor. Das Gericht ist für ihn nur ein Eindringling, und sein Kodex der omertà gebietet ihm, es zu hintergehen. Wird er als Zeuge vorgeladen, so wird er stets aussagen, daß er nichts gesehen hat und von nichts weiß, und nur wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, wird er unmöglich zu Verbergendes zugestehen.“

Zum Beleg dafür, wie weit die Maffiosen in dieser Beziehung auf ihrem Ehrenstandpunkt verharrten, erzählt der Verfasser eine kleine Begebenheit, die sich im Kreise der Maffiosen zugetragen:

„Ein gewisser Tizio wurde von einem Manne Namens Caio in Gegenwart verschiedener Personen, unter denen sich auch ein gewisser Sempronio befand, tödtlich verwundet. Dem an das Sterbebett gerufenen Richter erklärte der Verwundete, daß er seinen Angreifer nicht kenne; bevor er starb, vertraute er jedoch einem seiner Brüder an, daß Caio der Mörder sei. Der Bruder wahrte dem Gericht gegenüber, welches auf verschiedene Weise hin den Sempronio als mutmaßlichen Mörder verhaften ließ, das Schweigen. Obwohl dieser Sempronio genau wußte, wie die Dinge sich verhielten, zeigte er doch den wahren Schuldigen nicht an, sondern beschränkte sich darauf, ihn als Entlastungszeugen vorzuschlagen. Nichtsdestoweniger wurde er als mutmaßlicher Mörder des Tizio vor das Geschworenengericht gestellt. Am Tage vor der Verhandlung wurde Caio von dem Bruder des Ermordeten getödtet, und erst auf diese Weise kam die Unschuld des Sempronio an den Tag, der, obwohl er zwei Jahre lang im Gefängnis geschnitten hatte, doch niemals, um seine Unschuld zu beweisen, den wahren Schuldigen genannt hatte. Man könnte die Geschichte für ein Märchen halten, wenn sie nicht den Akten eines Prozesses, der sich vor einer Reihe von Jahren in Girgenti abspielte, entnommen wäre.“

Das Leben des Maffiosen ist kein beneidenswertes. Nicht nur, daß jede Kränkung schwer gerächt, daß die geringfügigste Kleinigkeit von ihm mit Messerstichen und Totschlag bestraft werden muß, damit man ihn nicht für einen Feigling oder Schwächling halte. Er lebt auch in einem beständigen Kampfe mit den Gerichten: ist er der Angreifer, so läuft er Gefahr, eingekerkert zu werden, weil er der Schuldige ist; ist er der Angegriffene, weil ihm bekanntlich der Kodex der omertà (Verschwiegenheit) verbietet, Anzeigen oder Aussagen vor Gericht zu machen, die den Schuldigen ins Gefängnis bringen könnten; und ist er keines von beiden, sondern nur zufälliger Zeuge eines Verbrechens gewesen, so winkt ihm gleichermäße die Kerkermauern, weil er falsches Zeugnis ablegen muß. Ein unerträgliches Hölleleben, das er führt. Und dennoch hält der Maffiose zähe an dieser Art Leben fest, denn ihm fehlt das Vertrauen in die Geseze und die Gerechtigkeit. Er hat eine instinktive Abneigung gegen die Behörden und die

gesetzgebenden Gewalten; er lebt der Ueberzeugung, daß sie nicht dazu da sind, um über seinem Wohl zu wachen, sondern um ihn zu unterdrücken und zu hintergehen.

Welches ist nun wohl die Ursache dieser seltsamen Gesinnung? Den Grund hierfür aufdecken, heißt den ersten Ursprung der Maffia aufdecken, ihren wahren Geist verstehen und dadurch den Weg finden, auf welchem sie am wirksamsten zu bekämpfen ist.

Der Verfasser giebt nun eine gedrängte Uebersicht der sizilianischen Geschichte. Er weist nach, wie schon in den entlegensten Zeiten die schöne Insel sowohl wegen ihrer geographischen Lage, wie wegen ihrer Fruchtbarkeit und paradiesischen Schönheit ein Gegenstand der Begierde für alle das Mittelmeer beherrschenden Völkerstämme gewesen ist. Phönizier, Karthager, Griechen, Römer, Vandalen, Goten, Byzantiner, Araber, Normannen brausten gleich verhängnisvollen Stürmen über die herrliche Insel und versuchten sie sich durch blutiges Gemetzel, Gewalt und Tyrannei zu unterwerfen. Aber kaum ein anderes Volk der Erde hat sich mit demselben zähen Widerstand, dem kühnen und unbefiegbaren Mut seinen Unterdrückern widersetzt, wie das sizilianische. Den Normannen, die sie gegen die Araber zu Hilfe gerufen hatten, unterwarfen sie sich in freier Wahl und machten sie zu ihren Herrschern. Und Sizilien hatte so fast ein halbes Säculum vor England ein Parlament, an welcher freien Institution es in schweren Kämpfen und unter heroischen Anstrengungen durch sieben Jahrhunderte festhielt. . . . Nach Karl von Anjou, dem die Sizilianer mit der Vesper geantwortet hatten, respektierten alle folgenden Herrscher die Konstitution in Sizilien, bis der perfide Bourbonne Ferdinand I. nach langem, wüthendem Kampfe im Jahre 1815 das Parlament auflöste, um es nicht wieder einzuberufen. Damit wurde das Ende der bourbonischen Herrschaft in den Herzen der Sizilianer beschlossen, und um das verhaßte Joch abzuschütteln, kam es zu vielfachen Aufständen, und erst 1860 schienen günstigere Erfolge in Aussicht zu stehen.

Diese kurze geschichtliche Uebersicht überzeugt uns einerseits, daß der sizilianische Volkscharakter durch die endlosen, wilden Kämpfe nur noch unbezähmbarer werden mußte, und andererseits, daß durch dieses jahrhundertelange Erdulden der Fremdherrschaft, deren einziger Zweck die Ausplünderung und Unterdrückung des Volkes war, sich der Bevölkerung ein instinktives Mißtrauen und eine tiefe Verachtung gegen die Gesetze und die gesetzgebenden Behörden bemächtigen mußte. Das sind aber, will uns scheinen, die fundamentalen Gesinnungen, die wir bei der Maffia beobachten konnten. „Aber unsere Untersuchung würde unvollkommen sein,“ fährt der Verfasser fort, „wenn wir nicht noch auf näherliegende Ursachen eingehen wollten, die bestimmenden Einfluß auf das Entstehen des sozialen Phänomens, Maffia genannt, ausgeübt haben. Als das sizilianische Volk der bourbonischen Herrschaft den Fehdehandschuh ins Gesicht geschleudert hatte, verfehlte diese nicht, ihn aufzunehmen, aber statt in offenen Kampf gegen die Sizilianer einzutreten, versuchte sie das Volk durch eine hassenswerte und verdammungswürdige Regierungsmethode zu knechten und zu demüthigen.

„Sizilien wurde ohne Strafen gelassen, ohne Schulen, ohne militärische Ausbildung, in absoluter Willkür eines unwissenden und feilen Beamtentums und einer bestechlichen und unbarmherzigen Polizei, die ganz nach Willkür in Ketten legte und foltern ließ, die Verschwörungen schuf, um ihre Macht besser be-

thätigen zu können, und den guten Bürgern durch ihre Verfolgungen das Leben unterträglich machte, während sie die Uebelthäter frei schalten und walten ließ.

„Die Zustände, die auf der Insel Platz griffen, spotteten jeder Beschreibung. Und daß es die niederen Klassen waren, die unter diesem Regime am meisten zu leiden hatten, liegt auf der Hand.

„Nun lehrt uns die Geschichte ein für allemal, daß, wo die Rechte bestimmter sozialer Klassen von der öffentlichen Gewalt vernachlässigt oder mit Füßen getreten werden, wo die Gesetze und die Gerichte nicht mehr den für das bürgerliche Leben unumgänglich notwendigen Schutz verleihen, sich außerhalb des Gesetzes Sondervereinigungen bilden, die das Leben und die Interessen der Enterbten besser zu schützen trachten. Die heilige Behme, die Jacquerie und viele andere Sekten, die zu jeder Zeit und überall entstanden, sind der Ausdruck dieses sozialen Uebelstandes.

„Und in der That bildeten sich während der Mißregierung der Bourbonen in Sizilien einige Sondergemeinschaften zum Zwecke der gemeinsamen Verteidigung aller derer, die daran teilnahmen. Als diese Verbrüderungen immer mehr an Ausdehnung gewannen und der darin herrschende Geist sich konsolidierte und sich zu dem Kodex der omertà verdichtete, der ganz spontan von allen befolgt wurde, waren eine weitere Organisation und besondere Anführer nicht mehr notwendig. Die Maffia wurde zu einer stillschweigenden Verbrüderung, die ohne Unterschied alle diejenigen miteinander verband, welche nicht auf den Schutz und die Fürsorge der Staatsgesetze zählen konnten oder wollten.

„Das ist der Ursprung und der wahre Charakter der Maffia, den sie bei den Bauern und Schwefelarbeitern Siziliens, also den beiden ärmsten und bedrücktesten Volksklassen, bis heute bewahrt hat.

„Aber die Maffia, die ursprünglich eine Institution war, die dem Schutze diente, mußte sich schließlich, dank der Regierung und anderer günstiger Umstände, in eine lästige, verhaßte und allgemein gefürchtete Einrichtung verwandeln.

„Jeder Maffiose, der sich durch Mut und List, durch gelungene Vendetta ausgezeichnet hatte, gelangte nicht nur bei seinesgleichen zu hohem Ansehen, die bei allen Gelegenheiten seinen Rat und Beistand forderten, sondern auch die anderen sozialen Klassen versuchten sich seinen Einfluß und seine Machtstellung bei Ausführung ihrer Pläne, sei es zu Wahl- oder anderen Zwecken, nutzbar zu machen, selbst die Regierung verschmähte nicht, die Macht ihres Einflusses anzuerkennen. Da es ihr an den nötigen Kräften fehlte, um die Sicherheit auf dem Lande aufrecht zu erhalten, nahm sie ihre Zuflucht zu den Maffiosen, zog einige ihrer besten Mitglieder ein und machte sie zu Anführern der sogenannten Waffentruppen (*compagnie d'armi*), deren Geschichte mit der Geschichte des Verbrechertums und der Straßenräuberei auf Sizilien aufs engste verknüpft ist. So sahen die Maffiosen eine glänzende Karriere sich ihnen öffnen, die sie nur anfeuern konnte, auf dem begonnenen Wege zu verharren, und die ihnen zahllose Anhänger in die Arme trieb. Die Maffia wurde eine echt soziale Institution, dank der schwachen und anarchischen Regierung der Bourbonen.

„Dieser beklagenswerte Zustand dieser Dinge hätte sich nun, sollte man denken, nach 1860 auflösen müssen, wie der Nebel vor der Sonne. Leider war das nicht der Fall.

„Sizilien hätte von den schweren Uebeln, die das eben erst geschwundene

feudale System und die unheilvolle bourbonische Regierung ihm als Erbe hinterlassen hatten, mit größter Sorgfalt allmählich saniert werden müssen. Es bedurfte einer starken und gesunden Regierung, die es verstanden hätte, den Bürgern das verlorene Vertrauen in die öffentlichen Machthaber und die Gerichte wiederzugeben. Die guten Absichten waren wohl vorhanden, aber die Ausführung entsprach nicht den Erwartungen. Die Mafia, in ihren äußeren Manifestationen unterdrückt und in ihren Handlungen beschränkt, da ihr der Boden, auf dem sie gewurzelt, entzogen war, fristete dennoch ihr Leben weiter und versuchte, sich dem neuen Regime anzupassen. Namentlich hat sich ihr durch die Einführung des repräsentativen Wahlsystems auf der Insel ein neues und weites Betätigungsfeld eröffnet, und die Parteien scheuen sich keineswegs, vorzugsweise durch die Unterstützung der Mafia ihre Kandidaturen durchzusetzen. . . .

„Das sizilianische Volk“, schließt der Verfasser, „ist von der Natur mit ausgezeichneten intellektuellen und sittlichen Gaben ausgestattet worden, und unter günstigen Umständen hätten diese Gaben die Insel ruhmreich und glücklich machen müssen. Wenn man bedenkt, daß das sizilianische Volk sich zur Zeit der Griechen auf einer ungewöhnlich hohen Stufe der Macht und der Civilisation befand, und daß es auch unter der Fremdherrschaft der Araber und der Suevoen weiter blühte und gedieh, so ist es wahrhaft betrübend, daß man es heute fast als eine Nation von Halbbarbaren ansieht, und wahrlich nicht durch eigene Schuld.“

„Und selbst in der Mafia, die eine ihrer schmerzlichsten Wunden ist, wird der, welcher gewohnt ist, die innerste Natur der sozialen Phänomene zu erforschen, im Grunde Eigenschaften entdecken, die nichts weniger als verächtlich sind. Denn die eigentliche Wesenheit der Mafia ergiebt eine Mischung von Berwegenheit, Mut, dem Gefühl persönlicher Würde, einem falschen Ehrgefühl und einem unbefriedigten Durst nach Gerechtigkeit.“

„Erzieht diese Empfindungen, leitet sie in die richtigen Wege, und nicht mehr die beklagenswerten Verbrechen, sondern edle bürgerliche Tugenden werden die Früchte solcher Erziehung sein. Waren es nicht Söhne des Volks, die Kanoniere der sizilianischen Batterie, die sich an dem unheilvollen Tag von Abua mit Ruhm bedeckten? Flohen sie etwa? Verließen sie ihre Offiziere? Ergaben sie sich? Nein, sie starben, aber wurden nicht besiegt.“

„Also, erziehen wir dieses sizilianische Volk,“ ruft der Verfasser mit Pathos aus, „zeigen wir ihm einmal, daß es weder ausgenüßt, noch geknechtet, sondern gerecht regiert werden soll, und ich bin sicher, daß es uns neue Helden und neue Märtyrer liefern wird!“

G. Gagliardi.



Heines Ideale.

Das ist der Titel eines Essays der Quarterly Review, der sich auf die bekannte Campese Ausgabe Heines in 22 Bänden (1861) und das Buch seines Neffen, des Barons Ludwig von Embden, „Heinrichs Familienleben“ (Hamburg, 1892) stützt.

Der Artikel, der zum 100jährigen Geburtstage des Dichters aktuelle Bedeutung gewann, geht von der Position aus, daß Heine ebenso sehr nach seinem Tode wie zu seinen Lebzeiten Unrecht geschehen ist von seiten der großen Masse der inkompetenten Kritiker, die unter dem unbestimmt schillernden Gewande seiner bizarren Einfälle, seiner Ironie, seines Hohnes, seiner Schmähsucht, seines Cynismus den idealen Kern in des Dichters Natur nicht habe erkennen können. Der ungenannte Verfasser will Heines sittliche und geistige Persönlichkeit betrachten, freilich nur, soweit sie sich in seinen „ernsthaften Prosa=Schriften“ offenbart.

Heines vornehmstes Ideal ist die „Emanzipation“ der gesamten Welt und besonders Europas von den Fesseln des Privilegiums und der Aristokratie. Aber nicht allgemeine Gleichheit verlangt er im Sinne der französischen Revolution, welche jene Gleichheit auf gewalttätig mechanische Weise, durch schleunige Rößung der höchst gewachsenen Pflanzen herbeizuführen suchte, sondern Freiheit des Individuums und Brüderlichkeit der Nationen. So erklärt sich sein Mangel an Deutsch-Patriotismus; Nationalgefühl ist ihm sinnlos gegenüber dem sich sichtbarlich herausbildenden Zustande der katholizität der europäischen Civilisation, die nur noch Parteien, aber keine Nationen kenne. Die politische Emanzipation ist ihm nicht die Republik; im Gegenteil, er schätzt die Monarchie, nur sollen die Herrscher nicht absolutistisch, nicht von Adel und Geistlichkeit abhängig, nicht verrotteten Sagenungen slavisch ergeben sein, sondern ebenfalls emanzipiert, frei wie andere Menschen, frei fühlen, frei denken, frei sich unter ihren Nächsten bewegen, frei heiraten u. s. f. Obgleich vertrieben von Deutschland, konnte er doch mit erklärten Revolutionären, wie Börne, keinen Bund schließen; er haßte die Demagogen und durchschaute die rein zufälligen Wirkungen, die innere Sinnlosigkeit einer Revolution. Das politische Ideal Heines war nach dem englischen Verfasser die parlamentarische Freiheit, für welche freilich Deutschland noch heute nicht reif sei. — Wenn der Verfasser unter parlamentarischer Freiheit freilich das in England herrschende parlamentarische Regierungssystem meint, so wollen wir hoffen, daß wir die „Reife“ für die republikanische Plutokratie mit monarchischem Anhängelschilde noch lange nicht erreichen werden.

Die Volksherrschaft ist Heine ein Unding; und die Menschen, welche sie immerfort im Munde führen, sind entweder Thoren oder Volksbetrüger, die vermittelst der Volksgunst zu eigener Willkürherrschaft gelangen wollen.

Auch in religiöser Beziehung spricht der englische Kritiker Heine frei. Selbstverständlich kann er ihn nicht als den dauernden Vertreter irgend einer Glaubensüberzeugung hinstellen; er feiert ihn aber als den verlorenen Sohn, der nach so vielen Irrfahrten, nachdem er so lange „Schweinehirt bei den Hegelianern“ gewesen, zu seinem Gott-Vater zurückgekehrt sei. Aber selbst die Stelle, welche der glaubensvolle Verfasser anführt, ist ein Zeugnis für den Grad der Solidität von Heines Ueberzeugungen auch auf diesem Gebiete; sie beginnt mit der Anündigung, daß er „auf der Folter“ (seiner Krankheit) ein Bekenntnis ablegen wolle. Der kritiklose Kritiker konnte kaum eine Stelle anführen, die ein schlagenderes Zeugnis von der bedauernswerten Individualität des unglücklichen Mannes ablegt, in der es keinen festen Punkt giebt, die in allen ihren Lebensäußerungen, den geistigen wie den seelischen, nur von der ewig wechselnden Stimmung beherrscht wird.

Die bekannte Beichte in Heines französisch geschriebenen Testament —
Der Fürmer. 1899/1900. I. 35

die abscheuliche — erscheint dem englischen Kritiker „erhaben“. Gewiß, Heine „bedauert“, daß er mitunter in seinen Schriften von heiligen Dingen ohne den schuldigen Respekt gesprochen habe; aber nicht minder gewiß ist, daß er nach Niederschrift dieser Worte Stimmungen gehabt haben wird, in denen er sein Bedauern bedauert hat. Und wie feige sucht er sich in diesem Punkte vor dem lieben Gott weiß zu waschen? Er sei, sagt er, viel mehr von dem Geiste seiner Zeit, als von seiner natürlichen Neigung zur Blasphemie verführt worden. — Wir wollen annehmen, daß er diese Worte in dem Augenblicke, als er sie aussprach, für wahrhaft gehalten hat, so daß außer dem englischen Kritiker noch ein zweiter Mensch in der Welt wäre, der an sie glaubt. — Ferner bittet er Gott und die Menschen um Verzeihung, wenn er die gute Sitte und die Moral „unwissentlich“ verletzt habe — dieses „unwissentlich“ ist empörend; und nicht weniger die dann folgende Verheißung, daß „das große Streben seines Lebens“ gewesen sei, an „einem herzlichen Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten“ — durch welches Mittel? Durch die Verhöhnung und Befudelung des Landes, das er zu Zeiten als sein Vaterland anerkannte? — —

Der Artikel dient nicht allein dem Zwecke, die wertvollen Charaktereigenschaften, sowie die festen Ueberzeugungen Heines ans Licht zu stellen; er richtet außerdem seine Spitze gegen die niedrige Stufe der in Deutschland herrschenden Intelligenz. Nur in Deutschland, meint der Verfasser, hätte es eine Frage sein können, ob eine solche Größe, wie Heine, ein Denkmal erhalten sollte oder nicht. Und die fragwürdige Art des Nachlebens, die ihm bei seinen Landsleuten beschieden ist, betrachtet der Engländer als die naturgemäße Folge nicht seines Wesens und seiner Lebensführung, sondern der Thatfache, daß er das Schicksal hatte, in Deutschland geboren zu werden.





Rebereien zur Schulreformfrage.

Sehr geehrter Herr Herausgeber!

Und deshalb glaube ich, werden die Jüngens in der Schule so dumm, weil sie nichts von dem, was uns im wirklichen Leben umgiebt, hören und sehen.*) Wissen Sie, wer das sagt? Petronius, der unter Nero gelebt hat. Es war also damals auch nicht anders als heute. Daraus kann man zwei sehr verschiedene Folgerungen ziehen. Entweder: darum ist die Menschheit auch so dumm geworden, weil sie immer in die nichtsnützige Schule gegangen ist. Oder: die schlechten Schulen haben uns eben doch nichts geschadet. Wie waren denn die Schulen beschaffen, in denen die Freiheitskämpfer erwachsen, oder die Streiter, die 1870 fochten und siegten? Solcher Betrachtungen giebt es viele, und sie dienen allen denen zur Beruhigung, die von Zeit zu Zeit Feuerlärm schlagen und meinen, unsere Schuleinrichtungen gefährdeten die Zukunft unseres Vaterlandes. Doch will ich damit durchaus nicht gesagt haben, daß unser Schulbetrieb nicht der Verbesserung fähig sei; welche menschliche Einrichtung ist das nicht?

Ich muß nur gestehen, und werde dabei die meisten Kollegen auf meiner Seite haben, daß ich allen Heilmitteln, die in einer Veränderung des Lehrplanes bestehen, sehr wenig Vertrauen entgegenbringe. Wir haben mit den bisher angestellten Versuchen schlechte Erfahrungen gemacht. Darum möchte ich mich auch nicht in eine Erörterung darüber einlassen, sondern, wenn Sie gestatten, die von Ihnen angeregte Frage von einer anderen Seite anpacken.

Lassen Sie mich zunächst die paradoxe Behauptung aufstellen, daß es gar nicht darauf ankommt, was unterrichtet wird, sondern wer unterrichtet. Alle vernünftigen Einschränkungen dieser Behauptung gebe ich selbstverständlich zu. Aber nach meiner Erfahrung pflegen unsere Schüler nicht zu sagen: „Herodot ist interessant und Cicero ist langweilig,“ sondern: „Herodot bei Herrn X ist interessant, Cicero bei Herrn Y aber zum Auswachsen.“ Vermutlich haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht. Ich habe mich beispielsweise im Horaz immer gelangweilt, bis auf einige Stunden. Die hatten wir vertretungsweise bei einem andern Lehrer, und in denen gingen mir die Augen auf und ich bekam Geschmack an

*) Et ideo ego adolescentulos existimo in scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis quae in usu habemus, aut audiunt aut vident.

dem alten Dichter. Dieser andere Lehrer war derselbe, dessen Cicero-Stunden zu den schönsten Erinnerungen meiner Schulzeit gehören. Welche Blicke ins Menschenleben haben sich uns da eröffnet! Davon zehre ich noch. Dieser Lehrer war in unserer Sprechweise „ein schneidiger Herr, der was vom Leben wußte“. Er teilte uns davon reichlich mit. Ebenso waren die Mathematikstunden bei uns sehr beliebt und der Mathematiklehrer, wie ich heute beurteilen kann, ein vorzüglicher Pädagoge. Mit den Kenntnissen, die ich in Mathematik und Naturwissenschaften von meinem humanistischen Gymnasium mitbrachte, habe ich manchen Realschulabiturienten überboten. Ich studierte zuerst Medizin und war dafür weit besser vorbereitet, als viele von jenen. Von meinen langweiligen Lehrern will ich aus Pietät nicht sprechen. Alles, was ich sagen könnte, läuft auf daselbe hinaus: auf den Gegenstand kam es gewiß nicht an: war nur der Lehrer eine anregende Persönlichkeit, so war, was er gab, ein Gewinn fürs Leben.

Diese Erfahrung hat sich mir bestätigt, seitdem ich selber Lehrer geworden bin, und ich habe binnen elf Jahren in vier verschiedenen Städten Erfahrungen gesammelt, zweieinhalb Jahre auch an einer Realschule unterrichtet, so daß ich wohl einigermaßen Wert auf meine Beobachtungen legen kann. Es kommt in erster Linie auf die Persönlichkeit des Lehrers an, ob er den in einem Unterrichtsgegenstande liegenden erziehenden Goldgehalt herausholen und seinen Schülern mitteilen kann. Ich würde also jedem Staate den Rat geben, die bedeutendsten Männer für das Lehrfach zu gewinnen. Nicht wahr, nun müssen Sie lachen? Ich auch, aber ich denke, dies Lachen wird bald dem schmerzlichen Gefühle Platz machen: Wie soll das möglich sein? Nur ganz selten wird sich mit einer wirklich großartigen Beanlagung auch die Lust zur Entfagung verbinden, die unser Stand uns auferlegt. Wir bleiben bis zum völligen Verbrauch unserer Kräfte, was wir von Anfang unserer Thätigkeit an waren: Lehrer, und innerhalb unseres Standes wird unserem Streben kein äußerer Lohn geboten, keine Erweiterung unseres Wirkungskreises. Man kann Leiter einer Anstalt werden. Aber wie viele denn? Es giebt kleine Staaten, in denen etwa einer unter hundert Lehrern dies Ziel erreichen kann, woraus denn folgt, daß die Möglichkeit in einen vernünftigen Lebensplan gar nicht aufgenommen werden darf. Es heißt also für uns: leiste das Höchste, wozu du fähig bist, erwarte aber dafür nichts anderes, als was auch dem unfähigsten deiner Kollegen zu teil wird, die allmähliche Gehaltssteigerung und der Professorentitel. Wie wenige sind dazu bereit!

Sie erwarten aber keine Klagen, sondern Vorschläge. Ja, wenn für den Lehrerstand ähnliche Mittel flüssig zu machen wären, wie für das Militär, dann wären Vorschläge leicht. Wie den Offizieren durch Kommandos und Befehungen, Kriegsakademie und Generalstabsreisen Gelegenheit zur Weiterbildung gegeben wird, so könnte das auch bei uns geschehen. Etwas geschieht ja auch in einigen Staaten und auch von Reichs wegen zu unserer Weiterbildung, aber es ist unendlich wenig, nicht ausreichend jedenfalls, um aus der Mehrzahl der Lehrer erfahrungsreiche Männer von umfassender Bildung zu machen, wie Erzieher sein sollten. Die Ausbildung und Weiterbildung der Lehrer kostet dem Staate sozusagen keinen Heller, wenn man vom Besuche der Staatsanstalten, Schule und Universität absteht -- man sollte das kaum für möglich halten.

Genug davon. Wenn das Richtige geschähe, würden alle Klagen über Unfruchtbarkeit und Zwecklosigkeit gewisser Unterrichtsgegenstände zum Schweigen kommen.

Nun zu dem zweiten Punkt, zu dessen Besprechung Sie angeregt haben, zu der Ueberbürdungsfrage. Unsere heutige Schuljugend lernt: es giebt kein größeres Unglück, als wenn der Mensch thätig arbeiten muß. Der liebe Körper muß vor allen Dingen gepflegt und gebildet werden, der Geist kommt erst in zweiter Linie. Wehe, wenn ein junger Mensch von 18 Jahren innerhalb vier Stunden zwei schriftliche Arbeiten aufertigen müßte — unter einer solchen Leistung müßte ja jeder zusammenbrechen! Wer dürfte ihm zumuten, in der dritten Unterrichtsstunde noch Mathematik zu treiben? Dazu reichen die geistigen Kräfte nicht aus. Aus dem Deutschen ins Griechische zu übersetzen, ist eine Leistung, die nur ein gefühlloser Barbar jemand zumuten kann. Häusliche Arbeiten müssen auf ein ganz geringes Zeitmaß herabgesetzt werden.

Halten Sie mich nicht für den erwähnten gefühllosen Barbaren! Ich bin dafür, daß aller unnütze Ballast aus dem Lehrplan herausgeworfen wird, ich arbeite an einer Schule, die nach diesem Grundsatz verfährt und eine ganze Reihe von Vorkehrungen getroffen hat, um jegliche Ueberbürdung zu verhindern. Da ich in einer kleinen Stadt augenblicklich lebe, habe ich genug Fühlung mit dem Publikum, um versichern zu können, daß unsere Bemühungen auch vollen Erfolg haben.

Mir klingen aber unversehrt die Worte eines Studenten in den Ohren, der mir sagte: „Auf den heutigen Schulen lernt man nicht mehr arbeiten“, und der das mit bitter anlagendem Tone sprach. Und er hatte recht. Ich bin auf einer strengen preussischen Schule aufgewachsen und habe arbeiten gelernt, freudig, wenn es sich um eine angenehme Arbeit handelt, geduldig, wenn die Arbeit langweilig und öde ist — und das ist im Leben gar manche. Darum meine ich: gegenüber den ewig wiederholten Forderungen nach Schonung der Schüler sollte stärker als es geschieht die Warnung erhoben werden: verweicht nicht unsere Jugend nicht! Ein Blick in die Geschichte der Erziehung zeigt, daß man seit lange nicht das richtige Gleichmaß in der Betonung der körperlichen und geistigen Ausbildung zu halten weiß. Im Augenblick stehen wir grade wieder vor der Gefahr, die körperliche Seite zu überschätzen.

Sowie die Ueberbürdungsfrage aber irgendwo zur Erörterung gestellt wird, treten mir die bitteren Erfahrungen vor die Seele, die wir machen, wenn wir beobachten, wozu die Schüler von heute die ihnen reichlicher zugemessene Zeit benötigen. Paul Gußfeldt hat sich einmal vor den Ausgang einer Schule gestellt und sich über die blaß aussehenden oberen Schüler entsetzt. Nun, in großen Städten sehen die Menschen überhaupt eine Schattierung blasser aus, weil ihre Nerven mehr als gut beansprucht werden. Wenn er aber einen erfahrenen Schulmann neben sich gehabt hätte, würde der ihm gesagt haben, daß jene blassen Jungen ihre Farbe — sofern sie nicht Kinder ungesunder Eltern sind — drei Lastern verdanken: dem Rauchen, dem Biertrinken und manchmal auch noch einem dritten, das sich nicht nennen läßt. Wer ist daran schuld? Die Eltern. Wenn eine Obersekunda, oft auch schon eine Untersekunda, ihre Bücher aufschlägt, strömt Tabakgeruch heraus. Daß es in einer Oberprima nach Cigaretten oder Pfeifen riecht, versteht sich von selbst. Und das übermäßige Biertrinken mit allen seinen Begleitererscheinungen, von denen nächtliches Wandalieren noch nicht die schlimmste ist! Wir können die Schüler vor diesen Lastern, denn das sind es in dem jugendlichen Alter, schwer bewahren. Wären die Anforderungen, welche die Schule stellt,

so groß, daß sich ein liebedliches Leben mit Zurückbleiben strafe, — wie es ja doch im Leben der Erwachsenen ist — dann wäre alles gut. Aber die irgeleitete Meinung verlangt ja doch seit einem Menschenalter unermüßlich Herabsetzung der Klassenziele, Verminderung der häuslichen Arbeit, Erleichterung der Examina. Und die einzigen, die uns helfen könnten und müßten, die Eltern, lassen uns im Stich. Sie, und nur sie könnten es verhindern, daß ihre Jungen durch Ausschreitungen ihre Gesundheit untergraben, und nur wenige thun es. Sie dulden es, daß die Knaben wie Erwachsene leben wollen, oder machen womöglich die Schule verantwortlich, wenn die Schüler nicht sittliche Festigkeit genug besitzen, um diesen Verlockungen im rechten Augenblick zu widerstehen. Zum Teil haben sie die Entschuldigung, daß das moderne Leben ihnen täglich nur wenige Minuten Zeit ließe, sich um ihre Kinder zu kümmern, aber nur zum Teil. Oft genug erkennt man in dem Primaner nur den Vater wieder, der ein Bierphilister ist. Ich könnte da mit erbaulichen Geschichten aus den verschiedensten Städten Deutschlands dienen, wenn's kein Amtsgeheimnis zu wahren gäbe.

Wenn ich also es auch für ganz gut erachte, etwaige Verbesserungen des Lehrplanes im Auge zu behalten, und ein Freund aller hygienischen Maßnahmen bin, so meine ich, auf zwei Dinge sollte größeres Gewicht gelegt werden als bisher: auf die Weiterbildung der im Amt befindlichen Lehrer und auf eine Zurückhaltung unserer Schuljugend von ihrer Gesundheit schädlichen Gewohnheiten. Ein dringendes Mahnwort an die Eltern, es mit ihren Pflichten der Ueberwachung genauer zu nehmen und der Schule besser in die Hände zu arbeiten, scheint mir auch am Platze. In beiden Punkten könnte ich auch mit ganz bestimmten Vorschlägen aufwarten, wenn ich nicht fürchtete, Ihren Raum schon über Gebühr beansprucht zu haben.

Dr. G. M.



Weibliche Aerzte.

In dem im Oktoberheft Ihrer geschätzten Zeitschrift erschienenen Aufsatz über die Notwendigkeit weiblicher Aerzte erlaube ich mir in Nachfolgendem meiner Meinung Ausdruck zu geben. —

Wenn man die Tagesblätter liest, in welchen sich fortwährend neue junge Aerzte empfehlen, so möchte man die Frage nach der Notwendigkeit weiblicher Aerzte freilich sofort mit „nein“ beantworten. Blickt man aber weiter um sich, faßt man namentlich auch die Staaten, in welchen der mohamedanische Glaube herrscht, ins Auge, so muß ein entschiedenes „ja“ die Antwort sein. Daß in jenen großen Länderstrecken, in denen die Frau außer von ihrem Gatten von keinem männlichen Wesen berührt werden darf, die Aerztin eine sehr gesuchte, vielen Segen spendende Persönlichkeit sein wird, liegt auf der Hand und hat sich auch bereits bestätigt. Aber auch bei uns ist die Aerztin für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe unbedingt sehr an ihrem Platze, wenn es sich bei uns auch nicht um Glaubensregeln, sondern um das Schamgefühl vieler Frauen

handelt, welches dem weiblichen Arzte das Haus viel bereitwilliger öffnen wird, als dem männlichen. Die Streitfrage, in wie weit der Intellekt des Weibes zum ärztlichen Beruf befähigt, ist meines Erachtens eine müßige, indem sie sich von selbst erledigen wird, denn hat eine Frau nicht „das Zeug dazu“, so wird sich das sehr bald herausstellen. Besteht eine solche das Examen, so wird ihr in der Praxis ihrer geringen Fähigkeiten wegen der Erfolg fehlen, gerade wie beim männlichen Arzte.

Daß aber auf die sittliche Gefährdung des Weibes als Aerztin stets so viel Gewicht gelegt wird, begreife ich aus dem einfachen Grunde nicht, weil doch die Krankenpflegerinnen ganz denselben „Gefahren“ ausgesetzt sind, wie die Aerztinnen. Die Krankenschwester muß ebenfalls angesichts der männlichen Aerzte bei Operationen der heikelsten Art zugegen sein und Hilfe leisten; muß den Kranken bei den peinlichsten Verrichtungen beistehen, den menschlichen Körper — handle es sich um Mann oder Weib — in Gegenwart von Aerzten unbekleidet sehen, und trotzdem hat noch niemand das Amt einer Krankenpflegerin für ein mit ihrem Geschlecht unvereinbares gehalten. Ich kann mir nicht recht denken, daß in dieser Hinsicht die Arbeit im Anatomiesaal so grundverschieden hievon angesehen werden müßte, und begreife einfach nicht, weshalb das, was das Schamgefühl der Diakonissin nicht verletzt, dem der Aerztin Abbruch thun sollte! Meiner Ueberzeugung nach ist das eine recht einseitige Ansicht, die namentlich unter den Herren der Schöpfung sehr verbreitet ist — unter denselben, die, während sie hier so ängstlich für die Sittlichkeit unseres Geschlechts besorgt sind, gegenüber dem Brandmal der Gesellschaft, der Prostitution, oft so unglaublich tolerant sind. — Hinsichtlich des Wettbewerbs möchte ich bemerken, daß hier weder Mann noch Weib in Betracht gezogen werden darf, sonst dürfte auch kein Mädchen Lehrerin, Comptoiristin u. s. w. werden, denn natürlich nimmt auch dieses irgend einem den Platz weg. Deshalb kann und darf man aber doch das weibliche Wesen, das auch leben will und Brot braucht und gar oft für eine Familie mitzuforgen hat, ebenso wie der Mann, nicht verhindern, einen Beruf zu ergreifen, der es ernährt. Der Tüchtigste soll da den Vorrang haben, gleichviel ob Mann oder Weib. — Daß eine Erschließung der Universitäten für die Frauen die Mittelmäßigkeit zu sehr breit machen würde, befürchte ich nicht. Die Mittelmäßigkeit wird nachher wie vorher zu Hause bleiben bei Müttern und warten, bis sie gefreit wird. —

G. Myland.





Fürmers Tagebuch.

Das deutsche Gemüt im Burenkampfe. — Englische
Gewissensregungen. — „Geschäft“ und wie's gemacht
wird. — Und nochmals „Geschäft“! — Und zum dritten
Male „Geschäft“!

Nicht eigene Interessen waren es, die uns Deutsche in letzter Zeit, be-
sonders in den letzten Tagen, am lebhaftesten beschäftigt, am tiefsten
bewegt haben. Unser Herz war bei den Buren. Irgendwo las
ich kürzlich die Bemerkung, daß seit 1870 das deutsche Volk an keinem Er-
eignisse so tiefgehenden Anteil genommen habe, wie an dem Burenriege. Ich
glaube, die Bemerkung ist berechtigt. Es ist wirklich, als würde dort fern im
südlichen Afrika unsere Sache ausgefochten, so groß ist die Spannung auf jede
neue Nachricht vom Kriegsschauplatze, so warm die Freude über jeden neuen
Sieg des prächtigen Burenvölkchens. Jetzt, als die Kunde von der großen Nieder-
lage Bullers in den Straßen der deutschen Reichshauptstadt verbreitet wurde,
da ging es wie ein Lauchhalm durch die Menge, wo immer sie um die freudige
Botenschaft versammelt war. Und was das Schönste dabei ist: hier giebt es
keinen Unterschied der Partei. Ob Sozialdemokrat, ob Konservativer, — sie
sind alle einig in dem begeisterten Wunsche, daß die Buren siegen, siegen,
siegen möchten!

Was ist es nun, das die Saiten des deutschen Gemütes in so uner-
hörter Sympathie für ein fremdes Geschick mitschwingen läßt? Ist es die That-
sache, daß dort unten auch wackere Söhne unseres eigenen Volkes für die ge-
rechte Sache ihr Leben in die Schanze schlagen? Ist es der Grimm über die
freche Vergewaltigung deutschen Eigentums durch das „meerbeherrschende Albion“?
Oder die Ueberzeugung, daß in der That in Südafrika auch deutsche Interessen
entschieden werden, insofern es sich um eine Demütigung und Beugung unseres
gefährlichsten „Konkurrenten“ handelt? Oder spricht in uns etwa die Stimme
des Blutes so laut für die „stammverwandten“ Buren?

Ich glaube, das alles ist es nicht, mag es wohl auch, jedes an seinem Teile, mit ins Gewicht fallen. Deutsche Soldaten haben auch früher schon oft in fremden Diensten geblutet, ohne daß wir dabei viel anderes empfunden haben, als Trauer und Schmach. Gegen englische und nicht nur englische Beleidigungen und Demütigungen zur See müssen wir nachgerade schon abgehärtet sein, und über das weitschauende politische Auge, das über die eigene Schwelle hinausblühte, verfügt der deutsche Durchschnittsbürger in der Regel wohl ebenso wenig, wie über das seine eifersüchtige Gehör für die „Stimme des Blutes“. Ist er doch im allgemeinen eher geneigt, den Kameruner Reichsneger oder den Chinesen in Kiantshou als Deutschen anzusprechen, als den österreichischen oder baltischen „ausländischen“ Stammesbruder. Und nun gar noch holländische Bauern!

Nein, ein Anderes und doch nicht Minderwertiges, doch Herrliches und Erhebendes ist der eigentliche Quell unserer Begeisterung für die Burenache. Es ist der plötzlich durch die Ereignisse wiedererwachte, durch Thatfachen in seiner Daseinsberechtigung sich neu befestigt fühlende alte deutsche Idealismus, die Begeisterung für die gute und gerechte Sache im Prinzip. Immer und immer wieder haben wir hören müssen, Macht geht vor Recht, wo die Macht, da ist das Recht, nicht wo das Recht, da ist die Macht; mit Geld aber könne man alles machen. Und nun steht auf der einen Seite das großmächtige Britannien, das größte Weltreich und das größte internationale Kapital. Und auf der anderen steht eine Handvoll friedliebender, nach unseren Begriffen militärisch undisziplinierter Bauern und sonst nichts — als das Recht. Und siehe da, die Handvoll Bauern, die nicht nach Schätzen graben, die das fieberhafte Goldsuchen als ein ihrer unwürdiges Geschäft mit eisiger Verachtung andern überlassen, die das schlichte Himmelsgold der Lehre dem gleißenden Erze der Tiefe vorziehen, — diese „dummen“, „unpraktischen“, „zurückgebliebenen“ Bauern beugen die stolze Weltmacht, vor der die Großstaaten Europas zitternd sich verneigen, in den Staub, vernichten ihre Armeen, siegen, ja siegen wirklich auf der ganzen Linie. Da ist es, als erwachten auch wir aus einem dumpfen, drückenden Traume: Ist es denn möglich? Also kann man mit Geld doch nicht alles machen? Also ist das Recht, die gute Sache selbst, auch eine Macht? Vielleicht die größte? Vielleicht die, die am letzten Ende immer siegen muß? Und unser deutscher Idealismus, den man uns so lange Jahre hindurch verefelt hat und der doch so tief in unserem Wesen wurzelt — er wäre am Ende doch nicht so ganz lächerlich, wäre am Ende auch — eine sehr reale Macht? Der Idealismus und der unendlich tiefe Brunnen, aus dem er immer wieder aufs neue hervorprudelt, so sehr wir ihn auch verschütten möchten: der Gottesglaube und das Gottvertrauen? Denn wahrlich, jener Franzose, der im Gaulois den „festen und unerschütterlichen Gottesglauben“ der Buren als „le secret de la victoire“, als das Geheimnis ihrer Siege erkannte, er hat recht. Was das für ein Glaube ist, davon steigt uns eine Ahnung auf, wenn wir den Bericht eines Augenzeugen aus Johannesburg hören:

„Unser ganzes Lager (Pretoria-Distrikt) war zum Gottesdienst zusammengetreten und in dichten Haufen standen die Männer gedrängt. Da plötzlich begann es in der Luft zu zischen, über unseren Köpfen zu krachen; rechts und links sausten die Geschößstücke nieder. Die Engländer hatten, wahrscheinlich vom Ballon aus, die Menschen-Ansammlung bemerkt und begannen auf uns zu feuern. Ich machte einen der Anwesenden auf die Gefahr aufmerksam und fragte ihn, ob es nicht besser wäre, auseinander zu treten. ‚Nicht doch, Bruder,‘ sagte der Buren, ‚so lange wir beten, wird der Herr uns beschützen und sie werden uns nichts anhaben können.‘ So sangen die Buren trotz des heftigen Feuers ruhig ihre Psalmen weiter und traten dann gelassen auseinander, ohne daß wirklich einer verletzt war.“ Ist das nicht jener Glaube, von dem der Apostel sagt, daß er Berge versetzen könne?

* * *

Es ist traurig genug, daß ein ganzes hochstehendes Kulturvolk wie das englische die Verantwortung für die Schandthaten eines Kapitalistenflügel und der von ihm abhängigen Regierung tragen muß. Wir dürfen aber, um uns nicht in einen unvernünftigen und unchristlichen Haß gegen eine ganze Nation treiben zu lassen, nicht vergessen, daß es in England selbst weite Kreise giebt, in denen dieser Krieg mit allen seinen Ursprungs- und Folgeerscheinungen auf das schärfste verurteilt wird. Die Haltung Steads, des Herausgebers der „Review of Reviews“, der nicht müde wird, seinem Ingrimms darüber Ausdruck zu geben, ist den Lesern aus ihren Zeitungen bekannt. Hier seien einige weitere ähnliche Stimmen wiedergegeben, die dem Türmer von einem geschätzten Mitarbeiter für englisches Geistesleben soeben zur Verfügung gestellt werden.

„Der Amerikaner Mark Twain, der auf seinen vielen Reisen auch die Buren kennen gelernt hat und sie nicht schmeichelhaft behandelt, hat doch eine viel zu gesunde Sittlichkeit, um die fortgesetzten Vergewaltigungsversuche der Engländer nicht von Herzen zu verdammen. Aber solche Verdammungsurteile äußern sich bei Mark Twain bekanntlich in kaustischem Humor.

In seinen ‚More Tramps Abroad‘ (Mehr Wanderungen in der Fremde) stellt er fest, daß die Verluste der Engländer in den vier Kämpfen von 1881 700 Mann betragen haben gegenüber 23 auf der Buren Seite. Da die Streitkräfte auf beiden Seiten etwa gleich gewesen wären, so müsse bei dieser Verschiedenheit der Verluste irgend etwas nicht in Ordnung gewesen sein, meint er. Und er glaubt, es hätte den Engländern nicht an Mut, aber an Klugheit gefehlt. Da nun die der Klugheit entbehrende Kampfweise von den Engländern unerschütterlich aufrecht erhalten werde, so müßten diese, wenn sie dreißigmal mehr Leute verlieren wollten als die Buren, auch dreißigmal mehr Truppen haben. Es wäre daher der reine Wahnsinn gewesen, daß Jameson seinen Raubzug gegen Transvaal mit ein paar tausend Mann angetreten hätte. Den 8000 Buren, die schließlich am Ende des zweiten Kampftages ihm gegenüber-

gestanden haben sollen, hätte er mit 240 000 Mann entgegentreten müssen. Schätzen wir nun in diesem Kriege die Gesamtkreitkräfte der beiden Burenstaaten auf 60 000 Mann, so würden zu ihrer Unterjochung — nach M. Twains Berechnung — 1 800 000 Engländer nach Afrika geworfen werden müssen.

Kurz nach dem Beginn des gegenwärtigen Krieges veröffentlichte der Dichter Swinburne ein Sonett in den ‚Times‘, das dann trotz seines enormen Schwulstes in einem bekannten Varietäten-Theater allabendlich dem Publikum vordekhamiert wurde. Darin stellte er England als den ‚Kämpfen der Wahrheit‘ hin, der nun auszüge, um ‚jene Hunde mit den weit aufgerissenen schäumenden Mäulern nieder und aus dem Leben zu peitschen‘. Ein vornehmes kritisches Blatt nannte ein Gedicht, in dem ‚entschlossene Männer‘, welche ihr Vaterland verteidigten, als Hunde bezeichnet würden, ‚nicht patriotische Poesie, überhaupt nicht Poesie irgend welcher Art, sondern Hysterie‘. Der Spriker Watson machte Swinburne auf das Unpoetische solcher Reimerei im ‚Daily Chronicle‘ aufmerksam: bedeutende Poesie sei nur zu schaffen, wenn man einen bedeutenden Gegenstand habe. Die Ermordung eines Staates, die Ermürgung eines Volkes sei indessen kein heroischer Stoff. Man mache sich lächerlich, wenn man in einem Kampfe zwischen einem Riesen und einem Kinde dem Riesen Mut zuspreche. Die Tapferkeit Davids mit seiner Schleuder, und nicht der Körperumfang des frechen Riesen, entzündet die Phantasie der Dichter und nimmt ewig die Sympathie der Menschen gefangen.

Vom Kriege hervorgerufen erschien Ende vorigen Jahres ein Roman von George Hansby Russell: ‚Under the Shambok‘ (die Rhinocerospeitsche, mit der die Buren ihre schwarzen Diener züchtigen sollen), der eine gehässige Darstellung des Burenlebens in jeder Gestalt brachte. Auch dieses Produkt der Geldgier wurde von der anständigen Kritik seiner Zämmlichkeit entsprechend abgethan.

Eine ernstere Leistung, die der in Aussicht stehende Burenkrieg gezeitigt hat, ist das Buch von J. P. Fitzpatrick: ‚The Transvaal from Within‘ (von innen). Der Verfasser ist in Südafrika geboren, hat 15 Jahre unter Buren gelebt und ist zuletzt Sekretär des Johannesburger Reform-Komitees gewesen. Das Buch ist nicht zum Preise der Buren oder Paul Krügers geschrieben. Die Fehler des letzteren werden nicht verschwiegen, sein autokratisches Regiment, vermöge dessen es ihm gelang, sein junges Staatswesen zu befestigen, den Ausbruch des dauernden Zwiespaltes zwischen Buren und Fremden zu verhüten und unbemerkt und unbehindert den unvernünftigen Krieg in großartigstem Maßstabe vorzubereiten, wird schwer getadelt. Aber dennoch kann auch dieser Engländer dem alten Präsidenten den Zoll einer fast begeistert ausgesprochenen Hochachtung nicht verjagen. Er sieht in ihm die ‚mächtige, großartige Gestalt eines Mannes, der durch seine Charakterfestigkeit und Willenskraft ein Volk geschaffen und emporgehalten hat; eines Mannes, der im schlimmsten Unglück niemals von seinem Ziele abgewichen, niemals von seinem Streben abgelassen

hat; der mit einem Mute, welcher wie Schwachsinu erschien und noch erscheint, aber heldenhaft genannt werden muß, gegen die Macht des größten Reiches der Welt aufstand'. Diese Gestalt, meint Fitzpatrick, wird als eine der merkwürdigsten und größten durch die Geschichte gehen. —

Das sind Empfindungen, wie sie auch unser Herz unserm heldenmütigen Brudervolk gegenüber bewegen, und wir freuen uns, neben der brutalen Habgucht und Unmenschlichkeit gewisser Kreise, welche die gegenwärtige englische Regierung beherrschen, unter den Gebildeten jenseits des Kanals denselben Sinn für Recht und Menschlichkeit zu finden, denselben Abscheu vor dem Verbrechen, das an dem edlen Burenvolke begangen wird. —r.“

* * *

Alles, was im deutschen Volksgemüte noch gut und stark und gesund geblieben ist, fühlt sich bei jedem neuen Erfolge der gerechten Sache in Südafrika gehoben und gekräftigt. Und das umsomehr, je tiefer wir in Deutschland selbst im Sumpfe des „Geschäfts“ stecken, je serviler wir selbst dem Autokraten „Geld“ huldigen. So ist denn unsere Freude an den Burensiegen in der That auch in diesem Sinne eine recht — selbstlose. Ach, es thut wohl, wenn Recht und Wahrheit siegen und es uns — nichts kostet. Mittlerweile blüht unser „Geschäft“ und kann sich unsere Schulweisheit kaum noch irgend etwas im Himmel und auf Erden träumen lassen, was nicht energisch in bare Münze umgekehrt würde. Der Burenkrieg natürlich auch, und „nicht zu knapp“, wie der Berliner sagt. In dem „Neuen Jahrhundert“ des Herrn Hans Land erzählt uns ein Mitarbeiter der plakatberühmten Berliner „Woche“, „wie's gemacht wird“, das „Geschäft“ mit den „300 000 Abonnenten“:

„Mit Staunen bewundert der Leser die Riesenanstrengungen, fast nur Bilder nach ‚Spezialaufnahmen für die Woche‘ publiziert zu sehen. So steht wenigstens beinahe am Kopfe jedes Artikels, fast unter jedem Bilde! Das Publikum glaubt das und läßt sich mit Befriedigung dupieren. Denn nur ein kleiner Teil der ‚Spezial-Aufnahmen‘ führt den Namen mit Recht, die andern aber mit Unrecht. So ist auch nicht eine einzige der acht so bezeichneten ‚photographischen Spezial-Aufnahmen für die Woche‘, die den Artikel ‚Land und Leute im Burenstaat‘ in Nr. 3 begleiten (S. 1222—1225) eigens für die Woche hergestellt. Die Bilder stammen von Platten, deren Abzüge seit langer Zeit im Handel sich befinden. Andere als ‚Spezial-Aufnahmen der Woche‘ fingierte bildliche Vorlagen sind sogar im Buchhandel verbreiteten Lichtdruck-Albums und illustrierten Werken entnommen. So sind die auf S. 1263 bis 1266 und S. 1384 bis 1387 publizierten Bilder sämtlich dem in Johannesburg im Verlage der Art Photo Publishing Company erschienenen Werke „Scenes and life in the Transvaal“ entlehnt. . . . Auf S. 1148 präsentiert uns die ‚Woche‘ das Regierungsgebäude in Pretoria als Palast des Präsidenten Krüger; aber schon auf S. 1165 läßt sie den armen Ohm Paul

ausziehen, und zwar in ein bescheidenes strohgedecktes Landhaus. Eins ist so unrichtig wie das andere. Strohdächer giebt es in ganz Süd-Afrika nicht, sondern nur Grasdächer. Aber Paul Krüger wohnt ebensowenig unter einem Grasdache, er wohnt unter einem Wellblechdache. Es lieft sich aber entschieden besser, wenn die ‚Woche‘ den Ohm Paul bald im reichsten Palaste Süd-Afrikas, bald in ärmlicher, strohgedeckter Hütte wohnen läßt. Aus dieser kurzgedrängten Darstellung, die sich ja nur mit 4 Nummern befaßt, ersieht man, wie viel resp. wie wenig man den Darbietungen der Woche glauben kann . . .“

Der Verfasser dieser lehrreichen Enthüllungen, die hier nur zum Teil wiedergegeben sind, bemerkt überdies, daß die „Woche“ auch solche Bilder, die ihr von den Mitarbeitern unter der richtigen Bezeichnung zugeführt werden, für ihre Zwecke — umtauft, und daß sie aus alten Platten, die sich dann als Spezialaufnahmen für die Woche darstellen, den vom Photographen eingekätzten richtigen Vermerk ausmerzt, um ihn durch einen für ihre Zwecke frei erfundenen zu ersetzen. Dafür bringt aber das Blatt auch echte Spezialaufnahmen. Auch darüber weiß das „N. Z.“ anschaulich zu plaudern: „Von der Fahnenweihe im Zeughaufe (wo der Kaiser in dem Augenblicke abphotographiert wurde, als er im Gebet auf den Knien lag) und von den gefälschten Buren sandte das zartbehaarte Blatt seinen Photographen, von allem Glanz der Schlösser ermüdet, — in das Asyl für Obdachlose. Während Paul Lindenberg die Verwaltung des Asyls in seinem die Bilder begleitenden Texte dafür lobt, daß sie niemanden nach seinem Namen, seiner Herkunft befragt, niemanden von allen denen, die hier Zuflucht suchen, zwingt die Redaktion der ‚Woche‘ . . . jene Unglücklichen, ihr Elend dem Photographen preiszugeben und, in 300000 Exemplaren verewigt, es in das Land wandern zu lassen! . . . Der erbarmungslose Photograph verfolgt die Aermsten der Aermsten bis in den Schlaftaal, bis an den Waschtisch, bis in das Reinigungsbad. Während man nun auf diesen Bildern vom Unglück stumpf gewordene Züge in den Gesichtern findet, blöb und glanzlos gewordene Augen von Menschen, die ausdruckslos in die Linse des Apparates stieren, finden sich da aber auch Augen, denen die ganze Qual dieser Inquisitionstortur anzusehen ist, Augen, welche die Scham und die ohnmächtige Empörung ausdrücken über diese unerhörte Vergewaltigung, die sie zwingt, ihr Elend vor aller Welt zur Schau zu tragen.“ Einen wahrhaft ergreifenden Protest jedoch gegen die Höhe dieser Aufnahmen „sprechen die Gestalten derer, die auf diesen Bildern mit abgewandtem Haupt erscheinen, wie jene arme Alte im Fond des Bildes auf Seite 74, welches die Sammelhalle des Frauenasyls darstellt. Auch auf dem Bilde der Sammelhalle für die Männer auf Seite 73 sieht man den ersten Asylisten rechts vorn das Gesicht hinter seiner Hutkrempe verbergen, den Flügelmann der dritten Sitzreihe links schamerfüllt vor der indiskreten Camera das Haupt tief, tief herabsenken. Es wäre überflüssig, solchen Dingen noch ein weiteres Wort hinzuzufügen . . .“

* * *

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ Geschäft, Geschäft, Geschäft! Auch die Kunst ist natürlich Geschäft. Ein frisches Beispiel aus dem vollen Menschenleben.

„Der Impresario des Herrn Joseph Rainz versandte als Reflame seiner Thätigkeit,“ so lese ich in einem in derartigen Dingen maßgebenden Blatte, „einen Ausweis, wonach der Künstler während seines 31tägigen Urlaubes in 28 verschiedenen Städten die anstrengendsten Rollen spielte und dabei reise. In diesem einen Monat muß (warum ‚muß‘ er?) Herr Rainz 20 000 Mark durch Gastspiele rein verdienen. Herr Joseph Rainz verdient aber auch in einem Jahre an Gage und durch Gastspiele bei nur zehnmonatiger Thätigkeit 45 000 Gulden oder 90—100 000 Mark. Wie das gemacht wird? Einfach durch kaufmännische Ausnützung der Kunst. In wilder Hast nimmt Rainz die Gastspielstationen — man kann alles beim Theater. Da gab es z. B. kürzlich im Hofburg-Theater eine Aufführung der ‚Jüdin von Toledo‘. Rainz mußte an demselben Abend verreisen, um ein auswärtiges Gastspiel in Gera einzuhalten. Der Fiaker war für $\frac{1}{4}$ 10 Uhr bestellt, um den Künstler rechtzeitig zur Bahn zu bringen. Man lachte im Burgtheater. Wie wäre es auch möglich, ‚Die Jüdin von Toledo‘ bis $\frac{1}{4}$ 10 Uhr abzuspielen? Rainz brachte es zu stande. Er jagte die Rede mit Blitzzuggeschwindigkeit herab. Um $\frac{1}{4}$ 10 Uhr hatte er Grillparzer erledigt. So wird’s gemacht“.

Sehr richtig. Und wenn’s gemacht worden ist, hat man da nicht ein volles Recht, sich vor den Spiegel zu stellen und vor sich selbst tief den Hut zu ziehen? So that’s auch einer, der wahrlich nicht der schlechteste unter den Geschäftsleuten in der Kunst ist, so that’s auch Pietro Mascagni, bevor er über seine neue Oper („Die Masken“) höchst eigenhändig die Widmung schrieb: „Mir selbst, mit ausgezeichneter Hochachtung und unveränderlicher Zuneigung.“

* * *

... Und daß — Heiraten ein Geschäft ist, das hat der Verleger der Berliner „Heiratszeitung“ wohl ebensowenig jemals bezweifelt, wie seine zahlreiche Kundschaft aus allen „Kreisen der Gesellschaft“. Nur der etwas altmodische Präsident eines Amtsgerichts, dem er früher einmal mit einer Nummer seiner „Heiratszeitung“ bescheiden näher getreten war, hatte das selbstamerweise als Beleidigung empfunden und die Bestrafung des Angeklagten bewirkt. Nun hatte sich dieser wegen eines angeblich unterschlagenen Wechsels zu verantworten. Er war mit einem Kaufmann in Verbindung getreten, dem er eine reiche Frau vermitteln sollte; nach seiner Behauptung sollte die Mitgift $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark betragen; er habe dem Kunden auch eine Anzahl Damen vorgestellt. Da dem Angeklagten ein Provisionsschein über 5 Prozent vom Vermögen der vermittelten Frau nicht genügende Sicherheit bot, — die „Herren zahlten nicht gern“ — ließ er sich von dem Kunden einen Wechsel über 1500 Mark und einen solchen über 50 000 Mark

geben. Den letzteren habe er erst nach der standesamtlichen Trauung verwenden dürfen; anders verhalte es sich mit dem 1500 Mark-Wechsel; „an“ diesem Wechsel habe er „arbeiten“ dürfen, er habe nämlich viele Reisen machen müssen zc. Eine „so“ reiche Dame wollte nun der Zeuge, jener heiratslustige Kaufmann, nicht verlangt haben, 80 000—100 000 Mark Mitgift genügten. Oft sei er zu dem Angeklagten hingegangen, um zu sehen, ob der für ihn „etwas auf Lager habe“. Die Höhe der Accepte sollte sich nach der in Vorschlag gebrachten Dame richten. Erst habe er den Wechsel über 1500 Mark gegeben, dann — als eine sehr reiche Dame in Vorschlag gebracht wurde — den über 50 000 Mark. Aus der Sache sei aber nichts geworden. Den Wechsel über 1500 Mark habe er aus Leichtsinne nicht zurückgezogen; er habe nämlich bei dem Angeklagten mindestens hundert solcher Sichtwechsel von Herren aus den besten Kreisen gesehen.

Und so weiter. Daß der Angeklagte schließlich freigesprochen wurde, interessiert uns hier bei aller Menschenfreundlichkeit doch wohl weniger, als das „Geschäft“, in dessen „Betrieb“ uns die Verhandlung so intime Blicke thun läßt. Wie wär's, wenn die Redaktion der „Woche“ ihren photographischen Apparat, statt in Nylte für arme Obdachlose, auch einmal in ein solches für arme Gattenlose, d. h. in das Wartezimmer der „Berliner Heiratszeitung“ dirigierte und uns das „Lager“ des Herrn „Verlegers“ und Vermittlers in einem anmutigen Gruppenbilde vorführte? Es hätte jedenfalls mehr Anspruch auf Echtheit als das „kombinierte“ Burenlager. Die Autogramme der „hundert Sichtwechsel“ gäben einen äußerst sinnreichen erläuternden Text.

„Gefühl ist alles“ — sagte Goethe. Ach, nicht doch: Geschäft ist alles . . . Ja, — diese Engländer, diese schmutzigen „Krämerseelen“!



Bestätigung.

Auf meine Bitte sind für das Schriftstellerheim folgende Gaben eingegangen und mir durch den Verlag des Türmers überandt worden:

Eine Leserin des Türmers in Ballenstedt	Mk. 22.50.
Frl. v. Borcke, München	„ 10.—
Hr. N. Koch, Quarnitz	„ 5.—
Hr. F. S., Clausshagen	„ 18.—
Fr. Gräfin Arnim-Muskau	„ 60.—
Fr. Gräfin H. u. M. L. von Bernstorff, Weseritz	„ 20.—
Hr. C. Detmering, Hannover	„ 10.—
Verlag des Türmers	„ 50.—

Gesamtbetrag: Mk. 195.50.

Indem ich herzlichen Dank ausspreche, bitte ich um weitere Spenden, die sowohl an den Verlag des Türmers, Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, wie an mich gesandt werden können und stets an dieser Stelle bestätigt werden sollen.

Gr.-Dichterfelde b. Berlin.

Otto von Leizner.

Briefe.

M. v. D., M.-an. — B. F., M.-G. — A. R., S. — R. P., R. Verbindlichen Dank, zum Abdruck im „Z.“ leider nicht geeignet.

Fhr. M. v. D., M. Die Einsendung gern geprüft, für den Abdruck aber doch nicht eigenartig genug. Ergebensten Dank für die freundliche Zuschrift und landsmannschaftlichen Gruß.

P. L., L. i./S. Vielen Dank für die gütigen Zeilen und das wohlwollende Interesse. Von der Veröffentlichung der gest. Einsendung wollen Sie freundl. Abstand nehmen, so wohlthunend auch die in den Gedichten ausgesprochene Gesinnung anmutet. Ihre Mitteilungen waren mir sehr interessant. Ergeb. Gruß!

Rud. Th. J., J. Herzl. Dank für Ihre liebenswürdige Zuschrift, die mir eine aufrichtige Freude bereitet hat. Ihre freundl. Wünsche erwidere ich bestens.

M. L., B. Ihre thatkräftige und erfolgreiche Verwendung verpflichtet Ihnen den Z. zu warmem Danke. Hoffentlich tragen Sie es ihm nicht nach, wenn er die gest. Einsendung leider nicht verwenden kann. Freundl. Gruß!

G. v. A., Tomsk. Verbindl. Dank für die sehr interessanten Mitteilungen, die mit Vergnügen verwendet werden.

A. M., G. Gewiß öffnet der „Z.“ auch solchen Ansichten, die den von ihm oder seinen Mitarbeitern ausgesprochenen zuwiderlaufen, gern die Pforten seiner „Halle“, vorausgesetzt, daß es sich um in Form und Inhalt sachlich gehaltene Kundgebungen handelt, die auf allgemeines Interesse wohl rechnen dürfen. Auch Ihre gest. Zuschrift wird daher gern berücksichtigt werden. Empfindlichkeit darf dann freilich auf keiner Seite ankommen. Besten Dank für die freundliche Gesinnung in Ihrem Begleitschreiben.

S. B. 22. Verbindl. Dank für die Einsendung, mit deren sachlichen Ausführungen wir völlig übereinstimmen. Wir glauben aber, wir thäten dem gewiegten literarischen Handelsmann, der die Gimpel unter den sog. Dichtern auf die Leinwand seiner „Zeitschrift“ lockt, zu viel Ehre an, wollten wir ihn zum Gegenstande eines besonderen Aufsatzes machen. Vielleicht würde ihm das gar nicht einmal unangenehm sein. Uebrigens tauchen solche Unternehmungen (die die Eitelkeit und Druchwüchtigkeit „verfaunter poetischer Genies“ in Bargaß umzuwippen emsig beflissen sind) so ziemlich alle Jahre oder doch alle paar Jahre auf, ohne es doch über einen kurzen Lebensstanz bringen zu können. Ihr frühzeitiges Welken ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß immerhin die Mehrzahl auch der poetischen Dilettanten zu stolz ist, um sich mit der Abonnementsquittung die Veröffentlichung ihrer Verse erkaufen zu wollen. Selbst der „Deutschen Dichtervergie“ wehmütigen Angebens war es nur vergönnt, verhältnismäßig wenige „poetische Säuglinge“ in ihren linden Armen zu schaukeln, dann hatte sie plötzlich — „ausgewiegt“. Und auch der Mann, der den „Höherstrebenden“ unter seinen Dichterabonnenten das „Reimlexikon für 75 Pfennig“ so angelegentlich empfiehlt, wird sich bald auf einen andern solideren „Geschäftszweig“ schwingen müssen.

B. Pf., L. i./S. Ihre gest. Einsendung haben wir vorläufig wegen Ueberfülle an Stoff zurückstellen müssen. Vielleicht können wir sie später gelegentlich einmal mit verwenden. Oder würden Sie es nicht vorziehen, mit Ihren Ausführungen unmittelbar an den Meinungsaustrausch über das Thema (in den letzten Heften) anzuknüpfen? Verbindl. Dank.

Majmenis. Mit Dank erhalten; müssen aber noch um etwas Geduld bitten, zumal die Handschrift so schwer leserlich.

C. W. Ihren „Sang und Wehruf: Das Siebengebirge“ (3. Aufl., Bonn, 1899, S. Befreundt), sowie den „Gruß vom Rhein“ mit Dank empfangen. Den Bestrebungen zur Erhaltung der „sieben Berge“ wünscht auch der Z. von Herzen besten Erfolg.

Berichtigung.

Im Dezember-Heft des Lürmers, S. 271, Zeile 14 von unten, ist gesagt, Gabriel Max stehe jetzt in seinem 45. Lebensjahre. Diese Angabe beruht auf einem Versehen, das man zu verbessern bittet: der Künstler ist am 23. August 1840 geboren, zählt also jetzt 59 Jahre.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Brunenwald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Christoph Amberger pinx.

Photogravure Bruckmann

KAISER KARL V.



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren,

Zum Schauen bestellt.“

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

II. Jahrg.

März 1900.

Heft 6.

Kaiser Karl der Fünfte.

Zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

Dr. Hermann Rösmeier.



Un den Riesengeistern nach Art der Alexander, Cäsar und Napoleon, die eine widerstrebende Welt auf neuen Bahnen neuen Zielen nachzustreben zwingen, gehört der fünfte Karl nicht. Nicht einmal jenen Männern der Weltgeschichte ist er zuzuzählen, die, ohne neue Epochen heraufzuführen, doch der Epoche, in der sie leben und wirken, ihren Stempel aufdrücken, wie die Pericles und die Pitt, um wahllos zwei Namen herauszugreifen, oder wie ein Lorenzo de' Medici, um einen Mann zu nennen, in dem kurz vor Karl ein bedeutender Geschichtsabschnitt sich verkörperte.

Die Zeit Karls V. ist so reich an großen Erscheinungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, an originellen Individualitäten und an eigen-

artigen Charakteren, daß ein Einzelner nicht vermocht hat, sie mit seinem Wesen zu durchdringen. Aber allein, daß Karl während langer Jahre zwar nicht den geistigen, aber den politischen Mittelpunkt dieser gährenden, nach neuen Gestaltungen ringenden und drängenden Welt gebildet hat, läßt uns in ihm eine bedeutsame Persönlichkeit erkennen: mögen immerhin auch äußere Glücksumstände ihn begünstigt haben.

Gewiß gehörte eine Anzahl fürstlicher Ehen auf der einen, eine Reihe fürstlicher Unfälle auf der anderen Seite dazu, alle die Kronen, die von den Häusern Burgund und Habsburg, Kastilien und Aragon im Laufe mehrerer Jahrhunderte erworben waren, auf das Haupt des Knaben zu vereinigen, der am 24. Februar 1500 im Prinzenhofe zu Gent das Licht der Welt erblickte.

Als Sohn Philipps, des Sohnes Kaiser Maximilians, und der frühverbliebenen Maria von Burgund war Karl gleich mit seiner Geburt der Anerbe so der österreichisch-habsburgischen, wie der burgundisch-niederländischen Gebiete. Kaum waren einige Monate vergangen, als die jähen Todesfälle, die Schlag auf Schlag im spanischen Königshause auf einander folgten, den Säugling als den Sohn Juana's, der Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella, zum präsumtiven Thronfolger in Kastilien machten und ihm die Anwartschaft auf das aragonische Königreich und seine italischen Nebenländer Sicilien und Sardinien eröffneten, zu denen Goncalvo de Cordova's Waffen Glück alsbald noch Neapel hinzufügen sollte.

Wenige Jahre nach Karls Geburt rief seiner Großmutter Isabella Tod seine Eltern nach Spanien; dort wurde ihm im Jahre 1503 ein Bruder geboren, Ferdinand, der nachmalige Kaiser; dort starb im Jahre 1506 zu Burgos sein Vater Philipp, und dort senkten sich allmählich die Schatten der Geistesumnachtung auf seine Mutter herab.

Der kleine Karl blieb in den Niederlanden zurück; die Regentschaft führte für ihn seine muntere, tüchtige Vaterschwester Margareta, während die spezielle Aufsicht über den Knaben dem Fürsten von Chimay übertragen wurde. Als Lehrer trat alsbald der Niederländer Louis Vacca an die Stelle des Spaniers Juan de Vera. — Unter Niederländern durchaus als Niederländer wuchs Karl auf. Der zukünftige Beherrscher der Welt war ein zartes, schwächliches Pflänzlein. Von einer Krankheit fiel der Knabe in die andere; auch als es dem Jüngling und dem Manne gelungen war, durch starke und systematische Weibesübungen die Kränklichkeit etwas zu bannen, blieb er doch zahlreichen peinigenden Anfällen ernstester Natur ausgesetzt. — Ein Adonis war der heranwachsende Karl durchaus nicht. Die Statur war unter Mittelgröße; die blonden Haare spielten ins Rötliche; das Gesicht, das erst spät ein schwacher Bart zu umrahmen begann, war blaß und hager; das vorspringende Kinn zeugte von Energie, trug aber zur Verschönerung auch nicht bei; auf den habsburgischen Ursprung wies die herunterhängende Lippe, das alte Kennzeichen des Hauses Oesterreich, hin.

Karls Wesen war schon in der Jugend ruhig und kalt; doch verrieten die stehenden Augen, daß eine reizbare, leidenschaftliche Natur unter der scheinbar unbeweglichen Oberfläche schlummerte, wie denn Nachsicht einen hervorragenden Charakterzug bereits des Knaben bildete. Hierzu einigermaßen im Gegensatz trat Karls Neigung zur Religiosität und zwar zu einer solchen im streng kirchlichen Sinne frühzeitig hervor.

Im Jahre 1515 wurde Karl mündig gesprochen. Ein Jahr darauf starb sein Großvater von mütterlicher Seite, Ferdinand von Aragon, genannt der Katholische, besser als durch diesen Beinamen von Macchiavelli als der sowohl klügste, wie gewissenloseste Monarch seiner klugen und gewissenlosen Zeit charakterisiert.

Somit war Karl König des aragonischen spanisch-italienischen Reiches geworden, während in Kastilien seine Mutter, deren Krankheit bereits ins Stadium der Unheilbarkeit getreten war, nominell noch die Inhaberin der Regierungsgewalt war.

Die Verhältnisse erheischten gebieterisch Karls Anwesenheit in Spanien. Er übergab die Regenschaft über die Niederlande aufs neue den erprobten Händen seiner Tante Margareta und schiffte sich nach der pyrenäischen Halbinsel ein.

Der erste Eindruck, den Herrscher und Nation auf einander machten, war der gegenseitiger Antipathie. Der knabenhafte Jüngling mit dem nichts weniger als anziehenden Wesen begegnete allgemeiner Unterschätzung; er galt als träge, lentham, von Günstlingen abhängig; nur sehr scharf blickenden Diplomaten fiel bereits der Fleiß auf, den der 17jährige König beim Studium politischer Aktenstücke entwickelte.

Wie ein halbes Jahrhundert später Karls Sohn Philipp die Niederländer durch Bevorzugung der Spanier erbitterte, so beleidigte damals umgekehrt Karl den spanischen Stolz, indem er Nemter und Gnaden auf seine niederländischen Günstlinge häufte, die weil ein Mann wie der Cardinal Ximenez sich mit schnödem Undank belohnt sah. —

Karl merkte sehr wohl, daß er der hispanischen Nation unsympathisch war. Ganz im Sinne der Staatskunst jener Zeit entfernte er seinen Bruder Ferdinand aus Spanien, der dank seinem ganzen Wesen und seiner Erziehung größere Sympathien in diesem Lande genoß. — Ein wirklich herzliches Verhältnis hat sich auch später zwischen den beiden Brüdern nie entwickelt. — Vorläufig wurde ein gewaltjamer Ausbruch der Unzufriedenheit der Spanier verhindert und Karl auch in Kastilien als König neben seiner Mutter anerkannt.

Am 12. Januar 1519 starb der Kaiser Maximilian. Ehe sein Enkel Karl ihm in der höchsten weltlichen Würde der Christenheit folgen konnte, hieß es, ein verwickeltes und verzwicktes Intriguenpiel zu bestehen, das namentlich von König Franz I. von Frankreich, Karls gefährlichstem Mitbewerber, eingefädelt wurde, und aus dem der hohe und der höchste Adel Deutschlands — die

Fürsten und die Kurfürsten — mehr an Golde denn an Ehren reich hervorgingen. Endlich gelangte die zähe spanische Diplomatie, vom päpstlichen Einflusse zuletzt unterstützt, aus Ziel: am 28. Juni wurde Karl in Frankfurt a./M. zum deutschen Kaiser geführt; im Oktober 1520 ward der aus Spanien Herbeigeeilte in Aachen gekrönt; Ende Januar 1521 wurde der Reichstag in Worms eröffnet; am 17. und 18. April desselben Jahres erschien Dr. Martin Luther vor dem Kaiser und den Ständen des Reiches.

Es wurde schon oben erwähnt, daß Karls Religiosität durchaus das Gepräge strenger Kirchlichkeit trug. Diese Kirchlichkeit bedeutete aber keineswegs die Neigung, das Kaisertum dem Papsttum und den Staat der Kirche bedingungslos und zumal in politischen Dingen unterzuordnen. Sie schloß ferner die Absicht, eingerissenen kirchlichen Mißbräuchen nach Kräften zu steuern, nicht sowohl aus als vielmehr ein.

Carls Stellung zur lutherischen Bewegung war in kurzem folgende: persönlich war sie ihm schon in ihrer Eigenschaft als Volksbewegung durchaus unsympathisch, ja verhaßt; als Politiker rechnete er mit ihr als mit einem unter Umständen sehr wohl zu benutzenden Faktor, der namentlich wie geschaffen dazu war, gegen den Papst ausgespielt zu werden, so oft dieser der spanischen Politik etwa in Italien Schwierigkeiten bereitete. So dachten auch die klugen niederländischen und italienischen Diplomaten, die den kaiserlichen Jüngling berieten und vorab noch die allgemeine Richtung seiner Politik bestimmten. — Von diesen Gesichtspunkten aus regelte Karl sein Verhalten gegenüber Luther: der Reichstagsabschied wandte sich scharf gegen den kühnen Reformator; aber Luthers persönliche Sicherheit anzulasten und das ihm zugesagte Geleit zu brechen, weigerte sich der Kaiser standhaft.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß Karl in Deutschland frühzeitig die Sympathien verlor, die ihm als dem Enkel des populären und beliebten Maximilian Volk und Jugend, Ritter und Humanisten in überschwenglichem Maße entgegengebracht hatten. Karls Zurückhaltung und diplomatische Verschlossenheit war nicht geeignet, Anhänglichkeit und Begeisterung zu erwecken. Dazu kam, daß er niemals lernte, die hochdeutsche Sprache auch nur einigermaßen zu beherrschen. Fremd stand er dem deutschen Volke, fremd stand ihm das deutsche Volk gegenüber; es sah in ihm

„Karl von Gent,
Der sich Deutscher Kaiser nennt“.

Ohne Bedauern schied alsbald Karl auf lange Zeit von Deutschland.

Die inneren Unruhen auf der pyrenäischen Halbinsel riefen ihn nach dort zurück; er überließ daher die habsburgischen Besitzungen in Deutschland seinem Bruder Ferdinand, diesem und einem oligarchisch-ständischen „Reichsregiment“ die Verwaltung der inneren deutschen Angelegenheiten. Doch behielt er die Oberleitung fortbauernnd in der Hand; der Bruder mußte sich, manchmal wider seinen Willen, als dienendes Glied in die habsburgische Weltpolitik einfügen.

Die Ursachen der erwähnten spanischen Unruhen waren die fortdauernde Bevorzugung der Niederländer seitens Karls und der Mißmut der Städte über den königlichen Absolutismus, der, mit ihrer Hilfe gegen einen trotzigen Adel hochgekommen, nunmehr auch ihrer Freiheit gefährlich zu werden drohte. Die Städte in Valencia, Kastilien u. s. w. erhoben sich; Männer wie Don Juan de Padilla traten an die Spitze der Aufständischen.

Und doch sollte diese machtvolle Volksbewegung scheitern. Das spanische Königtum hatte durch die Städte die Unabhängigkeit des Feudaladels gebrochen: nunmehr warf es mit Hilfe eines zahm gewordenen Adels die auffässigen Städte nieder. Am 24. April 1521 wurde das Heer der Städte, der „*Comunidad*“, bei Villalar durch das königliche Adelsheer bis zur Vernichtung geschlagen. Scheiterhaufen, Schaffott und Folterkammer erstickten die Flamme, wo immer sie noch einmal aufzulodern versuchte.

Das Königtum hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Der Adel drängte sich in seinen Dienst, die städtischen Deputierten wurden fortan von der Krone ernannt, der Altar stand mit dem Throne in engem Bündnis. Die nationale Größe begann im Gefühl der Spanier im absoluten Königtum sich zu verkörpern. Schon unter Karl erhob sich die Macht Spaniens auf den höchsten Gipfel. Bereits hatte Cortez Mexiko erobert, nicht mehr lange sollte es wahren und Pizarro legte die Herrschaft über das schatzreiche Peru der Krone Spanien zu Füßen. Spanische Statthalter und Vizekönige schalteten in Italien; wie einstmals das unterjochte Griechenland dem siegreichen Rom, so gab jetzt das niedergeworfene Italien der herrschenden Schwesterhalbinsel die Schätze einer reicheren Litteratur und Kunst.

Und doch: als Spanien in seinem höchsten Glanze da stand, als die gleichende Blüte seiner königlichen Macht sich am prachtvollsten entfaltete, waren die Wurzeln schon verdorrt, aus denen sie ihre Kraft gezogen hatte. Der Tag der Schlacht von Villalar, der die spanische Gemeindefreiheit vernichtete, war die erste Station auf dem langen Leidenswege des spanischen Niederganges, dessen weitere Etappen der Abfall der Niederlande — Trafalgar — der Aufstand der Kolonien — Manila sind.

In anderem Blicke erschien freilich die Schlacht bei Villalar den Zeitgenossen, erschien sie namentlich Karl selbst. Er sah durch sie eine Bewegung erstickt, in der er ein Gegenstück zu der lutherischen erblickte.

Etwa von 1522 an beginnt sich Karls Stellung zu den Spaniern zu ändern. Die zweite und glücklichste Periode im Leben des Kaisers hebt an. — Karls Wesen hatte sich inzwischen zu seinem Vorteil entwickelt und Züge angenommen, die ihn gerade den Spaniern sympathisch machen mußten. Das linkische Benehmen des Knaben hatte einer großen Gewandtheit im persönlichen Verkehr Platz gemacht, die indessen eine würdevolle Zurückhaltung nicht ausschloß, wie sie der ceremoniellen Reigung der Spanier entsprach. — Dem Verkehr mit dem anderen Geschlecht war Karl nicht abhold, aber ihm keineswegs

in dem Maße, wie etwa sein Rivale Franz I., ergeben; vorübergehende außer-eheliche Verhältnisse hat er zwar angeknüpft — seine Tochter Margareta, nachher als Margareta von Parma berühmt, und der noch berühmtere Don Juan D'Austria entsprangen solchen — aber sie hielten ihn nicht ab, seiner Gemahlin eine innige Zuneigung zu bewahren, seiner portugiesischen Cousine Isabella nämlich, die er im März 1526 zu Sevilla heimführte. — Ergebener als den Frauen war der Kaiser den Tafelfreuden: nicht sehr zum Vorteil seiner stets schwachen Gesundheit. —

Spanien, im Innern beruhigt, wandte mit erneuter Kraft seine Macht nach außen, zumal um endlich sein Uebergewicht in Italien festzustellen, das ihm seit drei Jahrzehnten die Franzosen immer und immer wieder bestritten.

Die Schlacht von Pavia im Februar 1525 brachte König Franz in die Gewalt seines Gegners; durch den Madrider Frieden wurde er gezwungen, auf Italien zu verzichten und die Abtretung des Herzogtums Burgund an Karl zu versprechen. Der Frieden war nicht von langer Dauer. Kaum aus der Gefangenschaft entlassen, erklärte sich Franz ledig und los der ihm abgepreßten Verpflichtung. Ueber dies Verhalten seines Rivalen geriet Karl in den heftigsten Zorn; für einen Augenblick gewann jugendliche Leidenschaft über die kalte Ruhe des werdenden Diplomaten die Oberhand: der Kaiser ließ durch seinen Gesandten Granvella dem Könige Franz vorwerfen, die Pflichten eines Ehren- und Edelmannes verletzt zu haben. Franz antwortete mit einer Forderung zum Zweikampf, die Karl seinerseits mit einer Gegenforderung erwiderte; doch wurde aus der Sache nichts; das abenteuerliche Mittelalter war eben schon vorüber.

Statt zu einem Zweikampf zwischen den Herrschern kam es zu einem erneuten Waffengange zwischen den Nationen. Diesmal fand Frankreich zahlreiche Bundesgenossen, die ihm die Furcht vor der drohenden spanisch-habsburgischen Welt Herrschaft in die Arme trieb. In Italien flammte das Nationalgefühl noch einmal lichterloh auf, ehe es auf Jahrhunderte erlosch; Papst Clemens VII. und der Mailänder Kanzler Morone bemühten sich, die hadernden italienischen Staaten zum Zusammenschluß gegen Spanien zu bestimmen; zu Cognac wurde eine Liga zwischen Frankreich, England, dem Papst, Mailand, Venedig und Florenz geschlossen. Sie hat nicht vermocht, Europa vor einer langen habsburgischen Hegemonie und Italien vor einer noch längeren Fremdherrschaft zu bewahren.

Ein Ereignis entschied den kaum begonnenen Krieg sofort zu Gunsten des Kaisers. Der Connétable von Bourbon, der von Franz zu Karl übertreten war, erstürmte im Mai 1527 die Stadt Rom; der Papst mußte in die Engelsburg flüchten; deutsche Landsknechte verhöhnnten ihn und riefen als Kardinäle vermummt Luther zum Papste aus.

Geschickt und klug benutzte Karl die errungenen Vorteile; jetzt zum ersten Male offenbarten sich der staunenden Welt, die ihn so lange unterschätzt hatte, seine glänzenden diplomatischen Fähigkeiten. Weit entfernt, den Triumph über

den Papst auszukosten, suchte er auf alle Weise mit diesem zur Verständigung zu gelangen. Des Kaisers Plan wurde durch die Vertreibung der Medici aus Florenz begünstigt: von nun an überwog der Wunsch, die Herrschaft seiner Familie in der Arnostadt wieder aufzurichten, alle andern Berechnungen und Bestrebungen des Papstes. Nach manchen Winkelzügen von beiden Seiten kam Vereinbarung und Bündnis zwischen den beiden Häuptern der Christenheit zu stande; am 24. Februar 1530, Karls Geburtstage und dem Jahrestage der Schlacht von Pavia, krönte der Papst den Kaiser; dafür legten ihm die kaiserlichen Soldaten das blutende Florenz zu Füßen, das vergebens der Heldenmut Ferruccis und das Genie Michelangelos verteidigt hatten.

Mit dreißig Jahren war der Kaiser auf der Höhe seines Lebens wie seiner Machtstellung angelangt. Von einer Abhängigkeit gegenüber den Beratern war nunmehr keine Rede mehr, um so weniger, als gerade jetzt der langjährige bewährte Kanzler, der Piemontese Gattinara, eben mit dem Kardinalspurpur geschmückt, aus dem Leben schied. Die Staatssekretäre, die an seine Stelle traten, waren nur die Handlanger des kaiserlichen Willens. —

Von 1530 etwa kann die dritte Periode in dem Leben Karls gerechnet werden. In ihr behauptete der Kaiser sich mühsam auf dem Gipfel der Macht; in ihrer zweiten Hälfte beginnt das nahende Unheil in einer Reihe von Unfällen sich anzukündigen.

Zunächst freilich schien dem Habsburger das Glück weiter lächeln zu wollen. Unumschränkter König Spaniens, Herr von Italien, zeigt er nunmehr auch Deutschland eine Macht, wie sie seit lange zuvor kein Kaiser dort entfaltete hatte.

Karl kam mit der festen Absicht nach Deutschland, mit dem Protestantismus ein Ende zu machen, der während des Jahrzehnts der kaiserlichen Abwesenheit sich kräftig entwickelt und mächtig ausgebreitet hatte. Nicht etwa die Ueberreichung der Confessio Augustiana auf dem Augsburger Reichstag, als vielmehr die drohende Türkengefahr — mühsam war soeben der Sultan Suleiman von Wien abgeschlagen worden — bewirkte, daß es, statt zu einem Religionskriege, vielmehr zu einem vorläufigen Religionsfrieden (in Nürnberg) kam. —

Einige Jahre später sollte noch einmal des Kaisers Glückstern hell erstrahlen. Unter seiner persönlichen Leitung wurde Tunis im Jahre 1535 erobert und ein spanischer Vasall an die Stelle des verjagten Korarenhäuptlings Chaireddin Barbarossa eingesetzt. Von Tunis aus steuert der Kaiser nach Neapel; die Fürsten und Städteboten Italiens drängen sich huldigend um seinen Thron; des Kaisers Töchterlein Margareta wird mit Alessandro de' Medici verheiratet. Ungehört verhallen in dem rauschenden Jubel der Huldigungs- und Hochzeitsfeste die Klagen der florentinischen Verbannten, die vor der bußenhaften Willkür und der knabenhaften Grausamkeit des mediceischen Wüflings und nunmehrigen kaiserlichen Eidams aus dem schönen Tuscanien flüchten müssen.

Nach einem erfolg- und ergebnislosen Kriege mit Frankreich benutzte Karl den abgeschlossenen Frieden, um mit der niederländischen Opposition, die während des Krieges in gefährlicher Weise ihn im Rücken bedroht hatte, gründlich aufzuräumen. Gent, das alte trotziges Gent, das unter seinen Arvevelbes und anderen Volksführern so vielen flandrischen Grafen und burgundischen Herzogen Trutz geboten hatte, wurde im Jahre 1540 durch den Kaiser, der in seinen Mauern geboren, einem blutigen Strafgerichte unterzogen, das auf immer seine Blüte knickte.

Ein Jahr, bevor Karl also seine Geburtsstadt heimsuchte, war er selbst von einem schweren Mißgeschick heimgesucht worden: seine Gemahlin Isabella war ihm durch den Tod entrisfen worden. Es war ein schwerer Schlag für den Kaiser, den er nie verwunden hat. Standhaft hat er alle Vorschläge einer Wiederverheiratung abgelehnt, wie sie ihm die französische Diplomatie z. B. in unmanständiger Eile apportierte.

Die Neigung zur Melancholie, mit der Karl von der Mutter her behaftet war, machte sich nach dem Tode der Gemahlin mehr und mehr geltend. Mit ihr stand auch wohl in gewissem Zusammenhange, daß Karls Religiosität der düsteren Glaubensglut der Spanier immer ähnlicher wurde, wie denn überhaupt der Spanier in ihm fast gänzlich über den Niederländer die Oberhand gewann.

Auch in der Politik Karls macht sich von nun an das religiöse Moment weit stärker geltend, als früher. Islam und Protestantismus sind ihm jetzt die beiden Feinde, deren Bekämpfung es gilt. Aber er bleibt Diplomat genug, um einen gleichzeitigen Krieg nach beiden Fronten um so mehr zu vermeiden, als auch die Gefahr von Frankreich her noch immer fort dauert.

Daher ließ der Kaiser 1541 das Abkommen mit den deutschen Protestanten erneuern und zog am Ende desselben Jahres gegen Algier. Das Unternehmen scheiterte vollständig; des Kaisers persönliches Ungemach auf dem verunglückten Zuge verschlimmerte in bedenklicher Weise sein altes giftiges Leiden.

So war der erste Angriff gegen die muhammedanische Welt, der als Einleitung zu einer Anzahl anderer gedacht war, fehlgeschlagen. Ein Vorstoß gegen den Protestantismus schien mehr Erfolg zu versprechen, zumal der Friedensschluß zu Crépy nun endlich Ruhe von Frankreich her versprach. Hatte doch der Kaiser, um seine Arme frei zu bekommen, dem jüngeren Sohne Franz I. die Belehnung entweder mit Mailand oder den Niederlanden versprochen! Es war dem Kaiser schwer angekommen, dies Zugeständnis zu machen; der frühzeitige Tod des jungen Prinzen befreite ihn von der peinlichen Alternative. —

Der Krieg zwischen Kaiser Karl und den protestantischen Städten und Fürsten Deutschlands, den Schmalkaldener Verbündeten, begann mit einer Offensive der letzteren. Der Regensburger Söldnerführer Schärtlin griff in ihrem Auftrage Tirol an. Der Angriff wurde abgeschlagen und der Kaiser ging sofort seinerseits zur Offensive über. Die Verbündeten, in ihrer Mehr-

zahl mehr eigenfüchtig als glaubenseifrig, trennten ſich alsbald; jeder ſuchte ſein Territorium zu ſchützen. Nach einem kurzen Feldzuge, der kaum den Namen eines ſolchen verdient, lag Süddeutſchland zu den Füßen des Kaiſers. Das feindliche Auftreten des Herzogs Moriz von Sachſen gegen ſeinen kurfürſtlichen Vetter Johann Friedrich erleichterte dem Kaiſer die Eroberung auch des Nordens Deutſchlands. Bei Mühlberg wurde am 24. April 1547 das ſächſiſche Heer zerſprengt. „Ich kam, ich ſah — und Gott ſiegte“, ſchrieb Karl, demütiger, als einſt Cäſar, nach gewonnener Schlacht. — Wittenberg, die Wiege des Proteſtantismus, mußte dem Vorkämpfer des Katholizismus ihre Thore öffnen. Der Glaubenseifer einiger Berater drang in den Kaiſer, die Gebeine des Erzketzers aus ihrer Gruft zu reißen. Der Kaiſer weigerte ſich; „ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten“, ſoll er geſagt haben. Die Grabesruhe des großen Reformators wurde nicht geſtört.

Für kurze Zeit ſteht der Kaiſer gewaltig da. Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen werden in Gefangenſchaft gehalten; die Proteſtanten werden zur Beſchickung des Konzils und zur Annahme des ſogenannten „Interims“ gezwungen; die heißblütigeren „Prädikanten“ flüchten nach England.

Aber nicht nur den Proteſtanten gegenüber zeigt ſich Karl herrlich und gebieteriſch. Der Papſt wird genötigt, das Konzil aus Bologna, d. h. aus der päpſtlichen Machtsphäre, nach Trident, d. h. in die kaiſerliche Machtsphäre zurückzuverlegen. Der Kaiſer ſcheint ſeinem Ziele: Wiedervereinigung der Chriſtenheit unter gleichzeitiger Abſtellung der Mißbräuche, nahe zu ſein. Und ebenſo ſcheint die haabsburgiſche Weltmachtſtellung auf unerſchütterlicher Grundlage zu ruhen, nachdem halb freiwillig, halb gezwungen Ferdinand und ſein Sohn Maximilian in eine Vereinbarung gewilligt hatten, laut welcher Karls Sohn Philipp ſeinem Oheim Ferdinand, Maximilian ſeinem Vetter Philipp auf dem Kaiſerthronen folgen ſollten.

Da erhob ſich in Norddeutſchland der Sturmwind, der das Gebäude der haabsburgiſchen Macht in ſeinen Fundamenten erſchüttern ſollte. Magdeburg widerſetzte ſich dem Interim; Moriz von Sachſen, nunmehr Kurfürſt, trat gegen den Kaiſer feindlich auf, nachdem er auf kaiſerlicher Seite eingeholte hatte, was einzuheimſen war; der Ketzerverfeind Heinrich II. von Frankreich verbarg ſeinen Appetit nach Reichsgebiet unter der Maſke eines Schirmers der deutſchen „Libertät“ und ließ ſeine Truppen in Lothringen einrücken; in Italien erhoben ſich die Gegner der Haabsburger und ihrer Vaſallen, der Medici; die Türken rüſteten ſich zu einem Einſalle in Ungarn, den ſie 1552 wirklich ausführten.

Die Franzoſen eroberten, unter geſchickter Benützung des Zwiffes der rivaliſierenden Häuser de Guen und de Gournay, Metz. — Aber den entſcheidenden Schlag führte Moriz aus. Er erſtürmte am 20. Mai 1552 die Ehrenberger Klauſe. Unter dem Eindruck dieſes Ereigniffes, deſſen Botſchaft ihm geworden, flüchtete noch am Abend deſſelben Tages Karl von Innsbruck; die Abſicht, ihn

gefangen zu nehmen, die Moriz gehegt hatte, scheiterte; aber der Todeskeim wurde in den alternden Kaiser durch die Strapazen dieser nächtlichen Flucht gelegt.

Mit den deutschen Protestanten wurde im August zu Passau ein vorläufiges Abkommen getroffen. Aber die Hoffnung, auf diese Weise die ganze Macht des Reiches gegen die Franzosen mobil machen zu können, erwies sich als eitel: am Neujahrstage 1553 mußte die Belagerung von Metz aufgegeben werden.

Das Mißgeschick der deutschen Waffen vor Metz, statt als nationale Schlappe empfunden zu werden, erregte vielmehr im protestantischen Deutschland unverhohlene Genugthuung. Aber auch unter den Katholiken war das Bedauern nicht allzugroß. War Karl zuvor unpopulär in Deutschland gewesen, so hatten ihn die Ereignisse der letzten Jahre geradezu verhaßt gemacht. Im Norden ward es ihm nicht verziehen, daß er dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich nach der Mühlsberger Schlacht brüsk-unritterlich begegnet war, daß er den Landgrafen Philipp — wie die Protestanten behaupteten, in hinterlistiger Weise — zu Halle gefangen genommen hatte; der Hessenfürst, als Bigamist, als blutiger Niederwerfer und Niedermeßler des Bauern- wie des Ritteraufstandes wenig gut beleumundet, erschien nunmehr von der Gloriole eines Märtyrers umstrahlt. Aber auch des Kaisers eigene Glaubensgenossen klagten über seine heftige Reizbarkeit, über den Eigensinn, in den seine Zähigkeit umgeschlagen, über sein hochmütiges Benehmen und über Unzugänglichkeit gutem Räte gegenüber, die er früher nicht gekannt hatte. —

Mit dem Fehlschlage vor Metz endete in der That Karls Herrschaft über Deutschland, die, wenn auch vorab noch nicht dem Namen nach, an seinen Bruder Ferdinand überging. — Karls Lebenskraft war gebrochen: hatte er doch schon seit seinem 50. Lebensjahre den Eindruck eines Greises gemacht. Schon war bisweilen der Gedanke in ihm aufgestiegen, die Regierungslast von sich abzuwälzen. Dazu trat die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden; die kühle und feuchte Luft des Nordens verschlimmerte Karls gichtisches Leiden bis ins Unerträgliche.

Die Absicht, die der Kaiser seit dem Tiroler Unglück gehegt, reifte unter dem Eindruck des Metzger Mißgeschickes. Karl beschloß, aus dem Weltleben in den klösterlichen Frieden zu flüchten und in dem Hieronymitenkloster San Just in Extremadura, das, reizend gelegen, durch Kastanienwälder vor jedem rauhen Luftzug geschützt ist, den Rest seiner Erdentage zu verbringen.

Zunächst hieß es, sich der zahlreichen Kronen zu entledigen. Eine nach der anderen setzte der Kaiser von seinem Haupte auf das des Sohnes. Endlich war das eigenartige Liquidationsgeschäft beendet. September 1556 trat Karl von Bissingen aus die Reise nach Spanien an. Am 3. Februar 1557 erschien er im Kloster San Just, woselbst er die wenig mehr als anderthalb Jahre verbrachte, die ihm noch zu leben vergönnt waren.

Karl hat keineswegs als der „Pilgrim von San Just“ in dem Kloster gelebt, wie ihn die populäre Ueberlieferung sich vorstellt und wie ihn mit poetischer

Licenz Platens bekannte flimmungsvolle Ballade schildert. Eine zahlreiche Dienerschaft begleitete den Kaiser ins Kloster; Tafelfreuden blieb er fortdauernd ergeben und an den Händeln der Welt nahm er lebhaften Anteil. Außer Erbauungsbüchern im spanischen Geschmack waren historische Werke die Lieblingslektüre des Kaisers, der ferner an mechanischen Spielwerken, an der Verfertigung von Uhren u. s. w. sich erfreute und zerstreute. Was von dem Leichenbegängnis erzählt wird, daß Karl bei Lebzeiten sich habe bereiten lassen, ist müßige Mönchslegende.

Mehr als einmal flammte in dem alternden Kaiser ein Glaubenseifer auf, der jeztund vom Fanatismus sich nicht mehr unterschied. Er bedauerte, an dem Keger Luther nicht gleich und kurzer Hand den päpstlichen Bannspruch vollstreckt zu haben. Als er hörte, daß mitten im katholischen Spanien lutherische Gemeinden entdeckt seien, beschwor er die Regierung, den Samen der Ketzerei unbarmherzig auszurotten. —

Das alte gichtliche Leiden, durch unvorsichtige Lebensweise verschlimmert — auf den Genuß von Malpasteten kurz vor dem Schlafengehen verzichtete der kaiserliche Eremit weniger leicht als auf seine Kronen — führte eine rasche Auflösung des schwächlichen Körpers herbei. Im Hochsommer 1558 wurde das chronische Leiden zum akuten; den Kaiser traf einer seiner Anfälle, von dem er diesmal sich nicht wieder erheben sollte. Am 21. September ist Karl V. verschieden: „Jesus“ war sein letztes Wort. Sein Leichnam wurde unter dem Hochaltar des Klosters beigelegt, um später nach dem Esturial gebracht zu werden. —

Ueber der Eingangspforte zum Kloster Grottaferrata stehen drei griechische Trimeter; es ist wohl die letzte Inschrift, die in dieser Sprache im Latein des frühen Mittelalters verfaßt ist. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

„Ihr, die ihr wollt eintreten in das Gotteshaus,
Wohl aus dem Sinnenrausche flüchtet euch zuvor,
Daß ruhig ihr den Richter finden möget hier.“

Die Hochrenaissance war von ganz anderer Lebenslust beherrscht gewesen, als die Spätrenaissance; die düstere Glaubensglut der Spanier war dem heiteren Italiener der Mediceerzeit fremd gewesen. Und doch hatte auch damals mitten im „Sinnenrausche“, im Weltgetriebe und Kunstgenuß gerade die besten Männer, einen Pico von Mirandola, einen Angelo Poliziano, eine Sehnsucht nach dem tiefen Frieden gefaßt, den ein Leben ohne Wünsche, ohne Ehrgeiz, ohne weltliche Sorgen bietet.

Im Sinne seiner Zeit und seines Volkes lag es durchaus, daß Karl sich am Schluß seines Lebens in den Klosterfrieden flüchtete. Erklärlich, wie uns so seine Weltflucht wird, verliert sie darum nicht an Größe. Im Gegenteil. Es ist stets ein in seiner Art großes Schauspiel, sehen wir einen Gewaltigen sich freiwillig seiner Macht entkleiden, ob nun ein Sulla seine Diktatur

oder ein Diokletian die imperatorischen Insignien niederlegt, ob ein Washington es verschmäht, die Hand nach der Krönungskrone auszustrecken, oder ob ein Karl V. sich in das einsame Kloster Estremaduras zurückzieht.

Ein derartig freiwilliger Verzicht pflegt die Gegner zu entwaffnen, nicht nur die zeitgenössischen Gegner, sondern auch ihre leiblichen und geistigen Nachkommen auf Jahrhunderte und Jahrtausende. Was Byron im „Childe Harold“ von Sulla singt:

„Sühnend warfst du weg, was mehr als Erdenkrone,
— des Diktators Kranz“ —

das gilt auch von dem fünften Karl. Der Feind Luthers, der Niederwerfer der Comunidades, der blutige Bezwinger Gents, der Vernichter der florentinischen Freiheit, sie verschwinden hinter dem ergreifenden Bilde des „Pilgrims von San Just“.



Der letzte Tag.

Von

Edmondo de Amici.



In dieser weißen Villa möcht' ich enden,
Hier auf dem Hügel, wo Kastanien stehen;
Ein weicher, duft'ger Windhauch müßte wehen,
Der Morgen seine klare Stille spenden.
Die letzte Lebensglut würd' ich verschwenden
Zu einem Lied und dann von hinnen gehen,
Zum Purpurhorizonte würd' ich sehen,
Noch einen Scheideblick zum Himmel senden.
Gern hielt ich fern die schmerzgebeugten Söhne,
Sie sollten nicht an meiner Seite weilen
Und hören, wie ich dumpf im Tode stöhne!
Nein, weiß und friedlich sollten sie mich sehen,
Wenn sie am frühen Morgen zu mir eilen,
Als säß ich da, nach ihnen auszuspähen.

Deutsch von Walter Raether.





Die Galben.

Ein Roman aus unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.



V.

Man erhob sich von der Tafel und ging in den an das Speisezimmer angrenzenden Salon. Dort plauderte man eine Weile zwanglos umherstehend. Froben hatte Fräulein von Cornow geführt, von Selling Fräulein Agathe, die Nichte des Geheimrats, eine sehr junge, sehr blühende und sehr blonde Dame aus der Provinz. Leutnant von Cornow gab sich alle Mühe, seinem Bäschen nach seiner Art die „Cour zu schneiden“, indem er es mit allerlei Neckereien und zum Teil etwas fragwürdigen Scherzen in Verlegenheit zu bringen suchte.

Es gelang ihm denn auch einige Male, Agathens ohnehin schon in gesunder Röte prangendes Gesichtchen mit Purpurglut zu übergießen und ihr ein schmollendes: „Gräßlicher Mensch!“ zu entlocken. Aber ihre Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln, gelang ihm heute nicht. Herr von Selling schien es ihr angethan zu haben. Sie schmachete ihn förmlich an und wandte keinen Blick von ihm. Das einfache Landpomeränzchen verstand es eben noch schlecht, seine Gefühle in die regulierten und temperierten Formen der Welt dame zu zwingen.

Herr von Selling schien aber durch diese Eroberung keineswegs beglückt. Schon bei Tische hatte sie ihn derart in Anspruch genommen, daß er es kaum vermocht hatte, dem eifrigen Gespräch des ihm gegenüberstehenden Paares, Fräulein von Cornows und Frobens, zu folgen. Und doch interessierte ihn der Meinungsaustausch dieser beiden weit mehr als das „Geschnatter des albernen Gänsschens“, wie Selling im stillen das harmlose Geplauder seiner Nachbarin unhöflich genug ver-

wünschte. Und jetzt schien sie ihn wiederum mit Beschlag belegen zu wollen. Es half auch nichts, daß er seine ursprünglich lebenswürdig galante Aufmerksamkeit gegen sie gradweise zu kühl gelassener Höflichkeit erstarren ließ und sich zuletzt in eine, wie er hoffte, undurchbringliche Atmosphäre väterlich wohlwollender Protektion hüllte. Das unverfälschte naive Naturkind hatte auch für diese Feinheiten der gesellschaftlichen Distanzbestimmung nur sehr ungenügendes Verständnis. So oft er sich Fräulein von Cornow mit einer Bemerkung näherte, erfolgte die Antwort prompt von den unermüdblichen Lippen seiner lebenswürdigen Tischdame, so daß es den Anschein gewinnen konnte, als habe er an diese und nicht an Fräulein von Cornow das Wort gerichtet. Wenigstens schien letztere es so aufzufassen, da sie es meist dabei bewenden ließ.

„Rauchen die Herren ihre Zigarre nebenan in meinem Kabinett oder — wenn die Damen gestatten — hier?“ fragte jetzt der Geheimrat.

„Aber Papa,“ meinte Klara vorwurfsvoll, „du wirst uns beide kleine Mädchen doch nicht etwa hier kalt stellen wollen! Gewiß gestatten wir, nicht wahr, Agathchen?“

„Ach ja, Onkel, bitte hier.“ Dabei konnte sich Fräulein Agathe nicht enthalten, einen besorgt zärtlichen Blick auf Selling zu werfen, der ihr plötzlich so schnöde entführt werden sollte.

„Na denn los!“ meinte von Cornow junior, indem er sein Portecigarres zog und es den Herren ohne Umstände darbot. „Is alles da.“

Selling und Froben langten jeder eine Zigarette heraus.

„Was mich betrifft,“ erklärte Direktor Wespe in dem ihm eigenen zärtlich süßen Tone, „so nehme ich die gütige Einladung auf eine Zigarre im Kabinett des Herrn Geheimrats mit Dank an, zumal ich auch sonst noch mit dem Herrn Geheimrat —“

„Necht so,“ fiel dieser gutgelaut ein. „Kommen Sie, Direktorchen, überlassen wir die junge Welt ihrem Schicksal! Wollen uns ja doch nur los sein.“ Er legte seinen Arm über den Rücken des Direktors und schob ihn in das Zimmer zur Rechten. —

„Habe ich Ihnen schon meine neusten Malversuche gezeigt?“ fragte Fräulein von Cornow Froben. „Aber wie hätte ich gekonnt? Kommen Sie! Dort ist meine Ausstellung.“ Sie wies auf den geräumigen Erker in der linken Ecke des Zimmers, in dem ein mit Mappen und Büchern beladenes polygones Tischchen zwischen zwei Tabourets stand. Ueber dem Tischchen hing von der Decke eine Ampel mit einer Glocke aus rosa Milchglas herab.

„Sie Böser,“ sagte Fräulein von Cornow halblaut, indem sie sich mit Froben dem Erker näherte, „Sie hatten es nicht sehr eilig.“

„Ich fühle mich in der That tief beschämt und zerknirscht, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Froben lächelnd. „Kann aufrichtige Reue mir Verzeihung erwirken?“

„Reue genügt noch nicht.“

„Sondern?“

„Besserung.“

„Ich gelobe sie.“

Sie nahmen auf den Polsteresseln zu beiden Seiten des Tischchens Platz. Klara reichte ihm eine Mappe mit Aquarellstudien hin.

Selling war eine Weile unschlüssig bei den andern stehen geblieben. Dann näherte er sich den beiden:

„Darf ich meine Huldigung nicht auch der Künstlerin zu Füßen legen?“

Fräulein von Cornow musterte ihn mit einem Blicke scheinbar tiefen Erstaunens. Dann lachte sie heiter auf.

„Aber so viel Sie wollen, Herr von Selling! — Welche Künstlerin meinen Sie übrigens? Es giebt deren viele, wie ich gehört habe.“

„Mein gnädiges Fräulein, diese Bescheidenheit —“

„Aber Herr von Selling, ein Cavalier wie Sie —!“ Sie deutete mit der Hand auf Agathe, die jetzt mit dem Vetter gleichfalls herzutreten war. „Wollen Sie sich denn gar nicht ein wenig Ihrer Dame widmen?“

„Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft“, recitierte von Cornow junior mit vielem Gefühl, indem er der Silbe „Lämm“ ein Tremolo angedeihen ließ, als enthielte sie statt des einen „L“ deren mindestens ein halbes Duzend. Verzehrender genialischer Leidenschaft war Herr von Cornow junior offenbar nicht fähig, da er sogar das hübsche Wäschen einem schönen Citate zu Liebe der „Situng“ durch einen andern preisgab. Aber das Opfer, weit davon entfernt, diese bildliche Ausdrucksweise übel zu nehmen, sah den poesiebeflügelten Vetter vielmehr mit einem dankerfüllten Blicke an. Anders freilich war der, den ihm Selling zusandte.

Klara überließ sich zwanglos ihrer Heiterkeit. Diesmal gefiel ihr das brüderliche Citat. Auch Froben konnte sich nicht enthalten zu lächeln. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. War der Sellings einem Pfeile vergleichbar, so der Frobens einem blanken Schilde, von dessen eherner Fläche der Pfeil ab- und zurückprallte. Sie

wußten nun, woran sie miteinander waren, und jetzt stand es in Froben fest: Nun erst recht!

„Uebrigens, Herr von Selling,“ sagte Klara, als ihre Heiterkeit sich gelegt hatte, „einen Gefallen könnten Sie mir, d. h. uns allen wohl erweisen?“

„Gnädiges Fräulein haben nur zu befehlen.“

„Wollen Sie uns nicht wieder einmal etwas auf dem Flügel zum besten geben? Sie kennen meine Leidenschaft für Musik und sind ja ein Meister auf dem Klavier.“

„Ach ja, bitte, bitte, Herr von Selling!“ rief Fräulein Agathe, indem sie mit kindlicher Freude die Handflächen aneinander schlug und Selling einen grenzenlos schmach tenden Blick widmete. „Ach bitte ja, Herr von Selling. Ich werde Ihnen selbst die Noten umwenden.“

Das hatte noch gefehlt. Der Flügel befand sich an der gegenüberstehenden Wand, so daß der Spielende den im Erker Sitzenden den Rücken zuwenden mußte.

Aber es war nicht zu ändern. Leutnant von Cornow war bereits beschäftigt, die Stearinkerzen auf beiden Seiten des Notenhalters anzuzünden. Fräulein Agathe war ihm nachgeeilt und kramte unter den Noten auf dem Regal neben dem Klavier. Selling folgte ihnen, indem er sich bemühte, seinen Aerger hinabzuwürgen.

An der Thür des Speisezimmers erschien der Livreebediener, der beim Essen serviert hatte. Er winkte dem Leutnant bedeutungsvoll.

„Komme sofort,“ rief dieser eifrig. „So,“ erklärte er dann, nachdem er die zweite Kerze in Brand gesetzt hatte, „jetzt bitte mich aber einen Augenblick zu entschuldigen. Bowle brauen. Höchst eigenhändig selbsterdichtete Mischung, rühmlichst bekannt unter dem Titel: ‚Waldvögels Abendlied‘. Einfach großartig.“

Er verschwand im Speisezimmer.

Agathe und Selling hatten sich nach kurzer Beratung über das zu spielende Stück geeinigt. Selling ließ sich mit künstlerisch eleganter Pose auf dem Klavierschemel nieder und begann.

Klara und Froben hörten eine Weile schweigend zu. Froben vertiefte sich dabei in Klaras Aquarelle.

Seltam, er mußte unwillkürlich diese Malereien mit jener Musik vergleichen, als bestünde zwischen beiden eine geheime Verwandtschaft. Beide waren sehr sauber, sehr korrekt. Nur fehlte jenen Musikstücken die Seele und diesen Blumenstücken der Duft. Etwas wie ein leises Unbehagen, wie ein kühler Hauch überschauerte ihn. Aber nur einen

Augenblick lang. Er fühlte, daß Klaras Blicke auf ihm ruhten, und daß diese Blicke — nicht kalt waren.

Als er auffah, lächelte sie.

„Nicht wahr, es ist nicht weit her mit meiner Malerei? Still, keine heuchlerischen Komplimente. Ja, es ist so, auch mir kommen diese Rosen wie verblüht vor.“

Das sagte sie natürlich, ohne alle gezierte Bescheidenheit, mit einem leisen, ganz leisen Anfluge von Trauer. Dann, in einen scherzhaften Ton übergehend, durch den doch ein gewisser bedeutsamer Ernst durchzitterte:

„Es ist eben wie im Liede: ‚Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht. Blühet, ach, der Hoffnungslosen‘ — Sie sehen, ich bin, was Citieren anbelangt, die würdige Schwester meines Bruders.“

„Ein Citat,“ erwiderte Froben, „und ein schönes. Aber eben doch nur ein Citat?“ Er sah ihr fest, durchdringend ins Auge.

„Wer weiß,“ sagte sie leise, indem sie errötend lächelte und ihren Blick vor dem seinen senkte. Froben sah sie noch immer unverwandt an, als läse er auf dem Grunde ihrer Seele.

„Klara?!“

Sie erhob den Kopf und lächelte ihm glücklich zu, mit jenem verwirrenden, schwimmenden Blick, den er an ihr schon kannte.

„Klara!“ wiederholte er innig, „so dürfte ich wirklich — Sie wollten wirklich —“

Er griff an dem Rande des Tischchens vorüber nach ihrer Hand. Sie streckte sie ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht Sie — du!“ flüsterte sie mit heißer Stimme, indem sie den Druck seiner Hand erwiderte. „Schon längst.“

Er hielt ihre schmale, weiße, vornehme Hand wohl eine Minute lang in der seinen. Sie schwiegen. Nur ihre Blicke, die sich tief ineinander senkten, sprachen. Der rosenfarbene Schein der Ampel ergoß sich über ihr Gesicht. Vom Klavier her ertönte ein Adagio.

„Schon damals,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

Er verstand sie. Auch er wurde von demselben Gedanken ergriffen, von der Erinnerung an jenen Abend auf der Veranda in dem süddeutschen Kurstädtchen.

„Damals — ja, seltsam: das rosa Licht — Musik —“

„Und derselbe böse Zweifler,“ ergänzte sie mit liebevoll schalkhaftem Lächeln.

„Ach, wenn die Wolke nicht gewesen wäre!“ Sein Gesicht verdüsterte sich.

„Die Wolke?“

„Ja, sie stand zwischen uns. Ich glaubte sie verschwunden, aber sie kam wieder. Eine graue, schwere Gewitterwolke. Und auch jetzt noch — Klara, Sie wissen nicht —“

Sie drohte ihm neckisch mit dem Finger.

„Und gerade du mußt es wissen,“ fuhr er in aufwallender Leidenschaftlichkeit fort, heftig, erregt, wie ein Spieler, der alles auf eine Karte setzt.

Klara machte ihm schnell ein abwehrendes Zeichen. Das Klavierspiel verklang soeben in einem leisen Akkord. Er hätte es kaum wahrgenommen. Jetzt verstummte auch er.

Selling erhob sich und wandte sich rasch um. Er warf einen scharfen Blick auf die beiden. Fräulein von Cornow war nichts Besonderes anzumerken. Sie klatschte freundlich gelassen Beifall. Dagegen kam ihm Froben's ganze Haltung ungewöhnlich, besangen vor. Selling schickte sich an, den Flügel zu verlassen.

„Ach bitte, Herr von Selling,“ bat Fräulein von Cornow, „noch etwas, ja?“

Froben fiel es auf, wie völlig sie ihre gewohnte Haltung wieder gewonnen hatte.

„Ach ja, bitte!“ rief nun auch Agathe. Sie war wohl müde geworden, denn sie hatte sich auf einen Fauteuil rechts vom Klavier niedergelassen. Wollte sie vielleicht ihr heimlich süßes Empfinden in stiller Träumerei genießen?

Selling machte Fräulein von Cornow eine schweigende, etwas steife Verbeugung, fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn und setzte sich gehorsam wieder ans Klavier. Er dachte etwas nach. Dann erklangen die Tasten abermals unter seinen kunstgeübten, wohlgepflegten Händen, an denen mehrere Brillantringe blitzten.

„Nun?“ wandte sich Klara nach einer kleinen Weile sorglos lächelnd an Froben. „Was ist es denn, das ich durchaus wissen soll und muß?“

(Fortsetzung folgt.)





Ein außerordentlicher Mensch des 19. Jahrhunderts.

Von

Professor **Max Seiling.***)

„Man sollte im Nichtglauben vernünftigerweise
ebenso vorsichtig sein, wie im Glauben.“

Zöflner.

Der seltsame Mann, von dem im Nachstehenden die Rede sein soll, war kein großer Staatsmann oder Feldherr, kein Gelehrter oder Erfinder, kein Dichter oder Künstler; er war vielmehr ein ungewöhnlich begabtes — spiritistisches Medium. — Verzeih, lieber Leser, wenn ich dich durch dieses vorschnelle Bekenntnis arg enttäuscht haben sollte. Wenn du es indessen trotzdem über dich gewinnen könntest, meinen Aufsatz zu Ende zu lesen, glaube ich annehmen zu dürfen, daß du diese Blätter nicht ganz unbefriedigt und un- belehrt aus der Hand legen wirst.

Ehe ich auf mein eigentliches Thema eingehe, möchte ich verschiedene all- gemeine Bemerkungen über den verpönten Spiritismus vorausschicken und, da die Persönlichkeit des über einen so heiklen Gegenstand Sprechenden sicherlich nicht ohne Belang ist, mich dem geneigten Leser zunächst vorstellen. Ich bin Maschinentechniker und habe meinen nur auf exakten Wissenschaften beruhenden Beruf die längste Zeit (19 Jahre) als Lehrer an technischen Hochschulen ausgeübt. Ich habe mich nebenbei auch mit Philosophie beschäftigt und die Welt-

*) Der Herausgeber hält es nicht für überflüssig, auch an dieser Stelle zu erklären, daß er weit davon entfernt ist, sich mit allen Behauptungen und Thesen des Herrn Verfassers zu identifizieren. Ebenso wenig ist er in der Lage, die Richtigkeit der mitgetheilten Thatfachen zu prüfen. Die Anhaltspunkte zu einer solchen Prüfung bietet ja der Aufsatz selbst. Der Herausgeber ist selbstverständlich gern bereit, auch entgegengesetzten Ansichten über die aufgeworfenen Fragen die Pforten des „Türmers“ zu öffnen. Aber mit dem beliebtesten Einwurfe: „Das ist nicht möglich, weil es den ‚Naturgesetzen‘ widerspricht“, komme man dem L. nicht! Der Türmer ist nämlich der Ansicht, die wohl auch von der „eraktesten Wissenschaft“ rückhaltlos anerkannt werden dürfte, daß es außer den uns bekannten auch noch „Naturgesetze“ giebt, die uns nicht bekannt sind. Jedenfalls muß mit dem beschränkten und unwürdigen Brauche, alles, was uns von unserer jeweiligen Erkenntnisstufe aus unerklärlich oder widerspruchsvoll erscheint, einfach totzuschweigen oder mit billigem Hohne zu übergießen, endgiltig gebrochen werden.

anschauung, zu der ich schließlich gelangt, in der Schrift „Mainländer“ (München 1888) öffentlich vertreten. Die Lehre dieses Philosophen ist zwar vom platten Materialismus himmelweit verschieden, hat mit ihm aber immerhin den für das menschliche Handeln so bedeutungsvollen Umstand gemein, daß sie eine Fortdauer des Individuums nach dem Tode ausschließt. Ferner habe ich auch bei anderen Gelegenheiten zu verstehen gegeben, daß ich allen „überfinnlichen“ Lehren und Vorstellungen nicht gerade wohlwollend gegenüberstand. Ich erwähne diese Dinge, um den Leser wissen zu lassen, daß ich keineswegs disponiert war, hinter einem Klopflaut den Geist eines Verstorbenen zu wittern, und daß ich andererseits infolge meiner jetzigen Ueberzeugung das immerhin nicht ganz leicht fallende Bekenntnis machen muß, daß meine frühere Auffassung der Natur teils irrig, teils unzulänglich war.

Zur Beschäftigung mit dem Spiritismus und dem Okkultismus im allgemeinen wurde ich sowohl durch das unfreiwillige automatische Schreiben meiner Frau, als namentlich durch die Beteiligung an sehr erfolgreichen Materialisations-sitzungen förmlich gezwungen. Ueber beide Vorkommnisse, insbesondere über die Beweise für die Echtheit der Phänomene, habe ich in der Schrift „Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus“ (D. Muzé, Leipzig) ausführlich berichtet. Diese Erlebnisse, die ich mir an der Hand der bisher bekannten Naturgesetze vergeblich zu erklären versuchte, veranlaßten mich fernerhin, mir die spiritistische Litteratur etwas näher anzusehen. Bei diesem Studium sollte ich aus dem Erstaunen gar nicht mehr herauskommen. Abgesehen von der Hauptsache, daß ich nämlich von der objektiven Realität der spiritistischen Phänomene nun erst recht überzeugt wurde, hatte ich mir nicht träumen lassen, daß diese Litteratur bereits so umfangreich ist und daß sie größtenteils von angesehenen Männern herrührt, deren Glaubwürdigkeit und Beobachtungsvermögen über jeden Zweifel erhaben ist. Befinden sich ja unter ihnen mehrere Naturforscher allerersten Ranges, wie Crookes, Hare, Zöllner, und der — wie sich Professor Preyer ausdrückte — „dem großen Darwin kongeniale“ Wallace.

Ich habe gesehen, wie man, um sich von Täuschung und menschlichem Zeugnis überhaupt möglichst unabhängig zu machen, an die Phänomene mit den verschiedensten Apparaten herantrat und insbesondere die Realität der sogenannten Materialisationen dadurch konstatierte, daß man sie wog, photographierte und Abdrücke ihrer Hände und Füße erhielt. Ich habe aus dieser Litteratur ferner erfahren, daß die Betrugstheorie, insofern sie unter allen Umständen aufrecht zu erhalten sei, sogar von namhaften Taschenspielern verworfen wird, indem diese öffentlich bezeugten, daß sie in spiritistischen Sitzungen Erscheinungen beobachtet haben, die sie unter den gleichen Bedingungen auf prestidigitativem Wege unmöglich hervorbringen könnten. Andererseits muß freilich zugegeben werden, daß sogar wirkliche Medien entlarvt wurden, weil sie sich aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht verleiten ließen, ihrer nicht immer gleich starken und mit den Jahren abnehmenden Kraft nachzuhelfen. Wenn ich deshalb trotz meiner ein-

gehenden Prüfung den ganzen Spiritismus preisgeben wollte, würde ich etwa ebenso verfahren, wie wenn ich die Möglichkeit echter Menschenzähne bezweifeln wollte, weil ich so viel von falschen höre und sehe.

Was die Erklärung der Phänomene anlangt, so möchte ich hervorheben, daß man in ernst zu nehmenden Fachblättern neuerdings sehr bemüht ist, die spiritistische Hypothese thunlichst zu verdrängen und die Erscheinungen animistisch, d. h. aus abnormen Fähigkeiten der anima des Mediums zu erklären. In der That sind z. B. das Hellsehen, die Gedankenübertragung, die Odausstrahlung, der Astralleib und die magische Willenskraft (die von Crookes postulierte „psychische Kraft“) Erklärungsprinzipien, welche der überwiegenden Mehrzahl der sog. spiritistischen Phänomene sehr wohl gewachsen sind. Wenn, nebenbei bemerkt, die erwähnten magischen (überjinnlichen, nicht übernatürlichen) Erscheinungen und Fähigkeiten des Menschen von der offiziellen Wissenschaft noch nicht allgemein anerkannt sind, so ist damit durchaus nichts gegen sie bewiesen, da sich die Wissenschaft und der „gesunde Menschenverstand“ bekaunlich sehr oft geirrt haben, wenn sie neue Erscheinungen ohne vorherige Prüfung beurteilten. Aus der langen Reihe dieser Irrtümer sei es mir gestattet, die folgenden in Erinnerung zu bringen: Humphry Davy dachte über die Vorstellung, daß London jemals mit Gas beleuchtet werden sollte; La Place erklärte als Präsident der französischen Akademie der Wissenschaften die Diskussion der Frage über die Realität der Meteorsteinfälle für unanständig und einer so illustren Gesellschaft für unwürdig; Galvani wurde als Lanzmeister der Frösche verspottet; der Entdeckung des Blutkreislaufes wurde ein allgemeiner Widerstand entgegengesetzt; als Reis, der Erfinder des Telephons, die Redaktion von „Wiedemanns Annalen“ um Aufnahme einer Beschreibung seiner elektrischen Fernsprecherversuche bat, wurde ihm die Antwort, daß ein ernsthaftes wissenschaftliches Blatt für solchen Humbug keinen Raum habe; Th. Gray sollte in die Zwangsjacke gesteckt werden, weil er die Durchführbarkeit der Eisenbahnen behauptet hatte; ein hübsches Pendant hiezu ist der feierliche Protest der medizinischen Fakultät der Universität Würzburg gegen die Benützung der Eisenbahn zum Transport von Menschen, welcher Protest gelegentlich des Baues der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth erhoben wurde; der deutsche Arzt R. Mayer wurde thatächlich in die Zwangsjacke gesteckt, weil er es mit der Begründung der mechanischen Wärmetheorie gewagt hatte, den Physikern von Fach in das Handwerk zu pfuschen.

Und daß es keine neuen Naturgesetze mehr zu entdecken gäbe, wird man kaum behaupten wollen. Daß sich übrigens der Begriff „übersinnlich“ mit strenger Wissenschaftlichkeit verträgt, ist von der Naturwissenschaft selbst insofern bereits zugestanden worden, als sie schon längst bewiesen hat, daß unsere Sinne sowohl der Zahl, als der Leistungsfähigkeit nach beschränkt sind. Wir haben z. B. keinen Sinn für die Wahrnehmung des Erdmagnetismus, dessen Vorhandensein vielmehr mittelst der Magnetnadel konstatiert werden muß; und

andererseits ist z. B. unser Gehörinn nicht befähigt, Töne wahrzunehmen, deren Schwingungszahl unter oder über einer gewissen Grenze liegt.

Von den oben erwähnten okkultistischen Erklärungsprinzipien dürfte namentlich der Astralleib bei dem diesen Dingen ferner stehenden Leser Anstoß erregen. Man versteht hierunter einen aus feiner Materie (Aether oder Od?) bestehenden, dem grobmateriellen Körper kongruenten und in diesem steckenden Leib, der unter gewissen Umständen austreten kann. Auf dieser Möglichkeit beruhen die oft und zuverlässig konstatierten Thatfachen des Doppelgängers und des Fernwirkens. Was diese von Zweiflern und Unwissenden bestrittenen Phänomene betrifft, so möchte ich namentlich auf das Buch „Phantasms of the Living“ von Gurney, Myers und Podmore aufmerksam machen, das nunmehr in verkürzter Form von Feilgenhauer auch ins Deutsche übersetzt ist. Die Herausgeber, welche Mitglieder der berühmten Londoner „Society for Psychical Research“ sind, berichten in diesem Buche über mehr als 700 urkundlich bestätigte Fälle von Erscheinungen Lebender an fernen Orten, wobei die Agenten entweder dem Tode nahe oder eben gestorben waren, oder aber sich in kritischen Momenten ihres Lebens (Ohnmachten, epileptischen Anfällen, Unglücksfällen) befanden. Der Austritt des Astralleibes aus dem grobmateriellen Körper ist nun aber in der jüngsten Zeit von dem französischen Gelehrten Rochas auch auf experimentellem Wege bewiesen worden. Rochas hat gezeigt, daß vom lebenden, in hypnotischen Tiefschlaf versetzten Menschen ein innerer Wesenskern sich trennen läßt, welcher fortlebt, empfindet, wirkt und denkt.*)

Mit Hilfe des Astralleibes, sowie unter der Annahme, daß die astrale Materie durch psychischen Einfluß der Sitzungsteilnehmer entsprechend geformt werden kann, lassen sich nun die Materialisationen, die angeblichen Erscheinungen von Verstorbenen in spiritistischen Sitzungen, in vielen Fällen zwanglos erklären. Während also sogar für die Erklärung dieser *pièce de résistance* der blindgläubigen Spiritisten die Geisterhypothese meistens entbehrt werden kann, giebt es freilich Rundgebungen intellektueller Art, bei denen alle animistischen Deutungen zu versagen scheinen. Wie dem aber auch sei, das Hauptergebnis ist: daß die magischen Fähigkeiten des Menschen, wie sie den meisten okkulten Erscheinungen zu Grunde liegen, zu einer neuen Seelenlehre führen, welche namentlich von du Prel in scharfsinniger und echt wissenschaftlicher Weise ausgebaut worden ist. Nach dieser Seelenlehre ist der Mensch ein Doppelwesen, das aus einer übersinnlichen und einer irdischen Wesenshälfte besteht, wobei diese die bloße Erscheinung jener ist. Die so lange vergeblich gesuchte Seele, die, wie der Materialismus ganz richtig behauptet, im Selbstbewußtsein nicht entdeckt werden kann, ist im Unbewußten aufgezeigt worden. Der alte Dualismus, der zwischen Körper und einer rein geistigen Seele unterschied und überdies die Existenz der Seele nicht nachweisen konnte, ist von einem wohlbegründeten Monis-

*) Siehe Rochas, *Les états profonds de l'hypnose. — L'Extériorisation de la sensibilité*; 5. Auflage. — Angekündigt ist: *Les fantômes des Vivants*.

mus verdrängt worden. Denn unserm übersinnlichen Wesen muß sowohl die Fähigkeit des Organisierens, als die des Denkens, und zwar des unbewußten (übersinnlichen) und des bewußten (indirekt, durch das Gehirn erfolgenden) Denkens, zugeschrieben werden. Den Unterschied zwischen dem alten Dualismus und seinem Monismus macht du Prel, der ein Meister der anschaulichen Vergleiche ist, mit einem Schläge klar, wenn er sagt: „Die Seele ist nicht Gast, sondern Architekt des Körpers.“ Der Mensch lebt ferner gleichzeitig im Diesseits als irdischer Mensch und im Jenseits als übersinnliches Wesen, das jedoch nicht als reiner Geist zu denken ist, sondern den bereits besprochenen Astralleib besitzt, durch den es sich bethätigen kann. Hierbei sind nun aber Diesseits und Jenseits nicht räumlich getrennt, sondern nur durch die Bewußtseinschwelle, der gemäß das sinnliche Bewußtsein bloß das irdische Dasein umfaßt, so daß also das unbewußte Leben des Diesseits das bewußte Leben des Jenseits ist. Wenn nun auch die meisten spiritistischen Phänomene auf Fähigkeiten des übersinnlichen Wesens lebender Menschen zurückgeführt werden können, so ist es immerhin denkbar, daß solch ein übersinnliches Wesen auch nach dem Tode, d. h. nachdem es den grobmateriellen Körper abgestreift, in die Erfahrung treten könnte; denn was ohne den Gebrauch der Körperlichkeit möglich ist, muß es doch auch ohne den Besitz derselben sein.

Daß diese monistische Seelenlehre im Vergleich mit den herrschenden (nicht-religiösen) Weltanschauungen, dem Pantheismus und dem Materialismus, nicht hoch genug zu schätzende Vorzüge hat, namentlich was die Begründung der Moral betrifft, brauche ich dem denkenden Leser nicht weiter auszuführen.

Die Streitfrage, ob man es nur mit Animismus oder auch mit Spiritismus zu thun habe, erscheint, mir wenigstens, von relativ untergeordneter Bedeutung, im Vergleich mit dem schwerwiegenden Ergebnis, daß unsere Fortdauer nach dem Tode, diese Kardinalfrage der Menschheit, aus den animistischen Phänomenen allein schon bewiesen werden kann. Von den verschiedenen Wegen, auf welchen der Okkultismus zu diesem entscheidenden Resultate gelangt, habe ich in der „offenen Halle“ des VIII. Hefes (v. J.) dieser Zeitschrift denjenigen bereits gezeigt, der vom Hypnotismus ausgeht. Das durch Suggestion erzeugte, künstliche Stigma ist nicht möglich ohne eine Seele, die nicht nur denkt, sondern ihre Vorstellungen auch in organisch-plastischer Weise darstellen kann, die überhaupt als der Organisator, der Bildner des Körpers zu betrachten ist. Eine organisierende Seele aber muß ihr Produkt, den Körper, überleben, gleichwie sie auch vor der Geburt schon existiert haben muß; ja sie muß auch nach dem Tode die Fähigkeit behalten, sich in organischen Formen darzustellen. Damit ist aber, um wiederholt darauf aufmerksam zu machen, die Möglichkeit gegeben, daß Gespenstererscheinungen und Materialisationen auch von Verstorbenen herrühren können.

Nach dieser langen, aber nicht wohl zu umgehenden Einleitung darf ich hoffen, daß mir der Leser williger folgen wird, wenn ich jetzt daran gehe, ihm

einiges aus dem Leben und Wirken des Schotten Daniel Home zu erzählen. Wenn dieses hervorragendste aller spiritistischen Medien in Deutschland selbst in okkultistischen Kreisen bisher noch nicht genügend gewürdigt worden ist, so liegt dies wohl daran, daß die betreffende Litteratur zum größten Teil nur in englischer Sprache zugänglich war. Vor kurzem hat nun aber Dr. Bormann, der Vorsitzende der Münchner „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie“, eine Monographie herausgegeben,*) in welcher er das Wesentliche der etwa zwölf Bücher umfassenden Home-Litteratur in sehr glücklicher Weise zusammengefaßt hat.

Was zuvörderst die Zeugnisse betrifft, welche für die Realität und Echtheit der durch Home zu Stande gekommenen Phänomene abgegeben wurden, so sind dieselben quantitativ und qualitativ so erdrückend, daß man, wenn man sie ablehnen wollte, auf das menschliche Zeugnis hin überhaupt nichts mehr für wahr halten dürfte. Wo käme man aber da hin? Wie wenig lernt man aus eigener Erfahrung kennen! Man müßte ja schließlich auch die Existenz eines Berges, eines Flusses oder einer Stadt bezweifeln, die man nicht selbst gesehen. Wir sind übrigens fremde Zeugnisse, wenn sie von wissenschaftlichen Autoritäten herühren und wenn die bezeugten Phänomene mittelst Apparaten konstatiert wurden, wertvoller als eigene, ohne Apparate gemachte Erfahrungen, da unter Umständen die Möglichkeit einer Suggestion doch nicht ganz ausgeschlossen ist. Unter Homes Zeugen befinden sich außer Crookes und Wallace, diesen beiden glänzendsten Namen der englischen Naturwissenschaft der Gegenwart, sehr viele hervorragende Gelehrte, Aerzte, Juristen, Techniker und Geschäftsleute, sowie eine Menge vornehmer Persönlichkeiten und sogar mächtige Fürsten, wie Wilhelm I., Alexander II., Napoleon III., die damalige Königin von Holland, Ludwig I. von Bayern und König Wilhelm von Württemberg. Unter den Zeugen befinden sich viele, welche, wie namentlich auch Crookes, mit Home nur deshalb Sitzungen veranstalteten, um durch Aufdeckung der Täuschungen dem Spiritismus ein schmachliches Ende zu bereiten. Statt dessen erhielten alle unumstößliche Beweise von dem übersinnlichen Charakter der Phänomene, und nie ist es während der 35 Jahre, während welcher Home der Forschung sich zur Verfügung stellte, vorgekommen, daß er auf irgend einem Betrüge ertappt worden wäre, ja daß er auch nur eine verdächtige Bewegung ausgeführt hätte. Viele Phänomene fallen übrigens gar nicht in den Bereich der Taschenspielerkunst. Home war selbst aufs eifrigste bemüht, daß alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen wurden, und hat stets die Sitzungen bei vollem Lichte bevorzugt. Ein glänzender Beweis für die Ehrlichkeit Homes ist es zudem, daß er, obschon nur in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen, für seine Leistungen grundsätzlich kein Honorar entgegennahm. Dabei wurden ihm nicht selten so großartige Anerbieten gemacht, daß auch der stärkste Charakter kaum hätte standhaft bleiben können. 3. B. boten ihm mehrere reiche Mitglieder des Pariser Klubs „Union“,

*) „Der Schotte Home“ (D. Muße, Leipzig). — Home wird „Zuhm“ gesprochen.

welche nicht glauben wollten, daß Home für Geld ganz unzugänglich sei, gemeinsam die Summe von 50 000 Francs für eine einzige Sitzung, jedoch vergeblich, an. Der Russe Bodisko, welcher dies schriftlich bezeugt, bescheinigt zugleich die Ablehnung mehrerer anderer Angebote durch Home, wie das der Adoption und einer Lebensrente, welches ihm ein Verwandter Bodiskos machte. Dieses Zeugnis ist gleich den zahlreichen andern Zeugnissen, welche sich auf Homes Wirken beziehen und im Besitze seiner Witwe befinden, von der als sehr rigoros bekannten Londoner Society for Psychical Research auf seine Echtheit geprüft und richtig befunden worden. Der Bitte des Kaisers Alexander II., Home irgend einen Wunsch gewähren zu dürfen, kam dieser nur insofern nach, als er die kaiserliche Gnade für einen Verurteilten ansprach, dessen Verwandte sich in dieser Angelegenheit an Home gewandt hatten. Homes Wunsch wurde vom Kaiser sofort bewilligt.

Dieses uneigenmüßige Verhalten Homes ist nun allerdings nicht unverstündlich, wenn man erfährt, daß er fest überzeugt war, mit seinen geheimnisvollen, ihm von höheren Mächten verliehenen Gaben eine wichtige Mission erfüllen zu müssen: im Zeitalter des flachen Rationalismus und des brutalen Materialismus den Boden für eine neue Zukunft zu lockern. In der That sind Leben, Charakter und mediales Wirken bei Home so miteinander verwachsen, daß sie sich gar nicht getrennt betrachten lassen. Das schönste Zeugnis für seinen Charakter ist der Umstand, daß die durch ihn erfolgten intellektuellen Kundgebungen niemals Ungereimtheiten, Täuschungen oder Unwahrheiten enthielten. Es ist nämlich schon unzählige Male beobachtet worden und läßt sich, namentlich wenn man die spiritistische Hypothese unter keinen Umständen gelten lassen will, auch von vorneherein leicht erklären, daß der intellektuelle und moralische Wert der Kundgebungen im großen Ganzen mit dem Geist und Sinn des Mediums und der Sitzungsteilnehmer im Einklang steht. Da leider die Mehrzahl der Menschen intellektuell und moralisch minderwertig ist, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die spiritistischen Kundgebungen meistens einen läppißen und unsinnigen, täuschenden oder unwahren Inhalt haben. Wer aber der spiritistischen Hypothese ohne weiteres den Vorzug giebt, darf wiederum nicht erstaunt sein, daß sich die Geister wie Menschen gebärden. Denn wenn wir auch nach dem leiblichen Tode die Welt in einem ganz anderen Lichte erblicken werden, so ist doch kein Grund vorhanden, daß wir in moralischer Hinsicht plötzlich verwandelt sein sollten. Die neu aufgegangene Erkenntnis aber ist jedenfalls so geartet, daß sie sich dem irdischen Auffassungsvermögen gar nicht mitteilen läßt, weshalb eben die Geister sich nach Menschenart kundgeben. Daß nun ferner nach dem Grundsatz des „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ intellektuell und moralisch hochstehende Geister sich keinem Zirkel nähern werden, dessen Teilnehmer entgegengesetzte Eigenschaften haben, ist wiederum einleuchtend. Genug, ich wollte nur darauf hinweisen, daß aus der Art der Mitteilungen, wie sie durch Home erhalten wurden, auf den lautereren und schönen Charakter des Me-

diums geschlossen werden kann. Von vielen Zeugen wird denn auch bestätigt, daß Home sich durch tiefen Ernst, unbedingte Wahrheitsliebe, wohlwollende Gesinnung, Gemütsinnigkeit und Feingefühl ausgezeichnet habe. Unter diesen Umständen kann auch Homes hochinteressanter Selbstbiographie, die von Wallace als ein Hauptwerk der spiritistischen Litteratur bezeichnet worden ist, volles Vertrauen entgegengebracht werden.

Home wurde am 20. März 1833 zu Edinburg geboren. Seine Wiege soll unter unsichtbarem Einflusse geschaukelt worden sein. Die in Schottland bekanntlich häufig vorkommende Gabe des zweiten Gesichtes war in der Familie. So hatte Home schon als Kind von vier Jahren eine kleine Base sterbend in einer fremden Umgebung, die man nicht vermutet, gesehen, was sich auch bewahrheitet haben soll. Die erste Vision, deren er sich erinnerte, hatte er als Knabe von dreizehn Jahren; sie betraf den in Uebereinstimmung mit seinem Gesichte erfolgten Tod eines Gespielen. Von den vielen Visionen, die Home im Laufe seines Lebens hatte, möchte ich hier nur noch eine erwähnen, da sie besonders geeignet ist, das Spontane eines solchen Vorganges erkennen zu lassen. Home fuhr in Gesellschaft in einem Wagen von New-York nach Brooklyn. Als in der Nähe des hochgehenden Wassers die Pferde scheu zu werden drohten, sprang er aus dem Wagen und bot einer Dame die Hand zum Aussteigen. In diesem, seine Aufmerksamkeit sicherlich ganz fesselnden Augenblicke sah er plötzlich seine kleine Schwester, von der er gar nicht wußte, daß sie krank war, von den Geistern seiner Mutter und seiner verstorbenen Schwester umgeben. Er wußte jetzt, wie unwahrscheinlich es auch war, daß sie gestorben, und am andern Morgen bekam er die Todesanzeige.

Home wurde als Kind von einer Tante adoptiert, mit der er als neun-jähriger, überaus zarter Knabe, den man nicht lange am Leben zu erhalten hoffen konnte, nach Amerika ging. Seine eigentlich mediumistische Gabe entwickelte sich, nachdem er eben sieben Jahre alt geworden war. Die ersten Anzeichen bestanden darin, daß in seiner Nähe, mochte er nun nachts im Bette liegen, oder bei Tage mit seiner Tante zu Tische sitzen, starke Klopfstöße und sogar Schläge zu vernehmen waren. Hernach stellten sich auch freie Bewegungen von Möbeln ein. Um „den Teufel zu beschwören“, wandte sich die bestürzte Tante nacheinander an drei Geistliche, deren Gebete indessen nichts auszurichten vermochten. Um diese Zeit erhielt Home auch seine erste intellektuelle, angeblich von seiner verstorbenen Mutter herrührende Kundgebung, durch welche er die unerforschliche Ueberzeugung gewann, daß es sich mit den Aeußerungen der unsichtbaren Mächte für ihn um eine Lebensmission handle; sie lautete: „Daniel, fürchte nichts mein Kind. Gott ist mit dir, wer sollte wider dich sein? Erstrebe das Gute, sei wahr und liebevoll, und dir wird es wohl ergehen. Deine Sendung ist ruhmvoll, du sollst die Ungläubigen bekehren, die Kranken heilen, die Leidenden trösten.“ Homes Tante konnte sich jedoch nicht beruhigen, sondern wies schließlich, nachdem infolge eines besonderen Vorfalles eine Menge Neu-

gieriger zu ihr drangen, ihren Neffen für immer aus dem Hause. Seine Vergeltung bestand darin, daß er der Pflegerin seiner Kindheit später ein kleines Eigen kaufte, in dem sie ihren Lebensabend verbrachte.

Home begab sich zunächst zu einem in einem benachbarten Orte wohnenden Freunde, wo sich die Phänomene bedeutend steigerten und hinsichtlich ihrer Art vermehrten, um mit wenigen Unterbrechungen während seines ganzen Lebens anzuhalten. Die zeitweiligen Pausen, von denen die längste genau (bis auf die Minute) ein Jahr dauerte, wurden ihm zumeist vorher angekündigt, wobei ihm einige Male als Grund für die Verjagung der Gabe angegeben wurde, daß er offensichtlich etwas gethan habe, was nicht recht war. Wenn er sich fragte, warum die mystischen Erscheinungen gerade an seine Person gebunden waren, konnte er außer einer sehr reizbaren Anlage nichts Eigentümliches an sich entdecken. Denn sein vieles Kranksein, namentlich sein schweres Lungenleiden, schien den Phänomenen eher im Wege zu sein; vielmehr wurden seine körperlichen Leiden manches Mal auf plötzliche und unerklärliche Weise gelindert, um ihn leistungsfähiger zu machen. Sein Glaube, daß er ohne den Einfluß der übersinnlichen Mächte das Alter von 53 Jahren bei weitem nicht erreicht haben würde, wurde von namhaften Ärzten geteilt.

Zur Ausübung eines gewöhnlichen Berufes ist es bei Home nie gekommen. Er gedachte Arzt zu werden, mußte aber die bereits begonnenen Universitätsstudien aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Später hat er sich vorübergehend mit Bildhauerei beschäftigt. Im ganzen führte er ein unstetes Wanderleben, das ihm gegen seinen Willen zum Teil zur Pflege seiner Gesundheit, namentlich aber durch seine „Mission“ förmlich aufgebrängt wurde. Im Alter von 22 Jahren begab er sich auf den Rat der Ärzte und, was für ihn noch bestimmender war, seiner Geisterfreunde nach Europa zurück, das er dann nach den verschiedensten Richtungen durchkreuzte; denn alle Welt verlangte nach Proben seiner außerordentlichen Kräfte. Natürlich fehlte es hierbei auch nicht an Verleumdungen und Verfolgungen aller Art. In Italien hatten z. B. seine Gegner dem niederen Volke eingeredet, daß Home die sieben Sakramente der katholischen Kirche den Kröten spende, um auf diese Weise die Toten aus ihren Gräbern zu beschwören, — was sogar einen Mordanfall zur Folge hatte, bei dem er indessen mit einer leicht blutenden Wunde davontam. In solch schwierigen Lebenslagen waren ihm der schönste Trost seine zahlreichen, hingebenden Freunde, von denen ihn viele überdies durch Rang und Macht zu schützen vermochten.

Während des deutsch-französischen Krieges führte das Wanderleben Home als Korrespondent einer englischen Zeitung auf das Schlachtfeld von Sedan und zur Belagerung von Paris. Obwohl die furchtbaren Eindrücke des Krieges den reizbaren Mann außerordentlich angriffen, fand er doch, wie seine Witwe in ihrem Buche über das Leben und Wirken ihres Mannes berichtet, vielfach Gelegenheit und Geisteskraft, zu helfen und zu retten. Weil aber eine weitläufige Schilderung von alledem der Natur ihres verstorbenen Gatten zu sehr

widerstrebt haben würde, beschränkt sie sich auf die Mitteilung zweier Briefe, in denen Home als Lebensretter inbrünstig gedankt wird. Im Oktober 1870 begegnete er in Versailles auch dem siegreichen Könige, der den Fremden auf den ersten Blick wieder erkannte, obgleich viele Jahre dazwischen lagen, seit er als Prinzregent in Baden-Baden Gelegenheit gehabt hatte, zusammen mit dem König Wilhelm von Württemberg Zeuge von Homes Wunderkräften zu sein. Dessen jetzt mit ein paar gütigen Worten zu gedenken, ließ sich der pflichttreue Monarch sogar in diesen ernsten Tagen nicht nehmen.

In dem Jahre, während welches ihm seine Gabe genommen war, las Home viele katholische Schriften, die ihm für die durch ihn selbst offenbar gewordenen Kräfte eine Fülle von Beispielen aus der Kirchengeschichte lieferten und ihn dadurch für die römische Kirche gewannen. Vom schottischen Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, wurde er auch von Pius IX. aufs freundlichste empfangen und mit einer silbernen Medaille beschenkt. Das Versprechen, von seinen Manifestationen abzustehen, hat er aber, wie er sagt, schon deshalb nicht geben können, weil diese Erscheinungen von seinem Willen ganz unabhängig waren. Vom Papste wurde er an den Pater de Ravignan in Paris empfohlen, den er während seines dortigen Aufenthaltes denn auch zu seinem Beichtvater erwählte. Obwohl der Pater versichert hatte, daß die Phänomene bei dem frommen Sohne der katholischen Kirche nicht wiederkehren würden, blieben sie keineswegs aus; und als Home dem Pater von den außerordentlichen Begebenheiten Mitteilung machte, die sich bei den Sitzungen in den Tuileries zugetragen, war dieser so ungehalten, daß er seinem Beichtkinde die Absolution verweigerte. Home fand indessen bald einen anderen Beichtvater, der die Sache in einem anderen Lichte betrachtete.

Home war zweimal verheiratet. Seine erste Frau war die Tochter des russischen Generals Grafen Kroll und Patin des Kaisers Nikolaus I. Sie verhielt sich zwar, weil Home um diese Zeit nichts Besonderes leisten konnte, noch als Braut den Phänomenen gegenüber ungläubig, zeigte aber später großes Verständnis und nahm innigen Anteil an der merkwürdigen Lebensaufgabe ihres Mannes. Schon nach wenigen Jahren reinsten Eheglückes hatte Home eine seiner untrüglichen Visionen, in der er seine Frau sterben sah, wobei ihm zugleich mitgeteilt wurde, daß sie nicht an dem Leiden, von dem man fürchtete, sterben werde, sondern an Auszehrung. „Diese Vision“, sagt er, „hatte sich mir mit so erschreckender Wirklichkeit eingeprägt, daß ich Welten gegeben hätte für die Spur einer Gewißheit, daß ich mich täuschte.“ Obwohl ihm der immer wieder ausgeforschte Arzt damals die Versicherung geben konnte, daß es sich nur um eine heilbare Schwäche handele, wurde Frau Home nach nur vierjähriger Ehe ihrem Gatten durch den Tod entzissen. Nachdem sie sich über den Ausgang ihrer Krankheit klar geworden, forderte sie jeden Tag Sitzungen, weil diese ihr physisch und psychisch wohlthaten. Sie, die so lebenslustig und ausgelassen sein konnte, hat zum Erstaunen aller Bekannten dem Tode mit seltenem Gleich-

mut entgegengesehen. Die Phänomene, welche sich bei diesen Sitzungen am Sterbebette ereignet haben sollen, bestanden insbesondere in einer himmlischen Musik, in stundenlangem, unerklärlichem Vogelgezwitscher über dem Krankenbette und im geheimnisvollen Apport (Herbeibringung) von Blumen. Home blieb, wie er erzählt, mit der Toten in ununterbrochenem Geisterverkehr, wie denn der Lord Lindsay seinerseits als Zeuge vor der „Dialektischen Gesellschaft“ in London bekundete, daß, als er einst mit Home im selben Zimmer geschlafen habe, er deutlich am Fußende seines Lagers eine weibliche Gestalt im Profil mit gürtellosen, weißem Gewand erblickte, welche sich dann neben Home stellte und verschwand. Nach der Aussage Lindsays soll das Gesicht der Gestalt dem Bilde der Frau Home, das ihm hinterher gezeigt wurde, vollkommen ähnlich gewesen sein. Auch drei andere Zeugen (Lord Abare, Dr. Gully und Kapitän Smith) wollen das Phantom der Frau Home an der Seite ihres Gatten gesehen haben.

Erst nach neun Jahren verheiratete sich Home zum zweiten Male, und zwar abermals mit einer Russin, einer Verwandten des bekannten Vorkämpfers für den Spiritismus, des Wirkl. Staatsrates Askafow. Dieser zweiten Frau Homes, mit der er fünfzehn glückliche Jahre verlebte, verdanken wir zwei, nach dem Tode ihres Mannes herausgegebene Bücher, welche, außer zahlreichen wichtigen Briefen und Zeugnissen, für den Psychologen und auch im allgemeinen sehr wertvolle Ergänzungen zu Homes Selbstbiographie enthalten.

Etwas anderthalb Jahre vor dem Tode teilte Home seiner Frau mit, daß seine Krankheit sich einer Krise nähere, welche lang und quälend sein werde. Die verschiedenen Phasen des Leidens traten darauf auch so ein, wie er sie vorhergesagt, und am 21. Juni 1886 ward er laut seiner Grabchrift „zum himmlischen Leben geboren“. Auf seinem Grabstein sind auch die von Paulus im 1. Korintherbrief 12, 10 geschriebenen Worte zu lesen: „Einem anderen ist es gegeben, die Geister zu unterscheiden.“ Ueber das Ende Homes schreibt seine Witwe: „An den letzten drei Tagen mußten wir beide, daß alles auf der Erde für uns abgeschlossen sei. Bis zum letzten Augenblick behielt er das volle Bewußtsein; Ergebung, eine unaussprechliche Ergebung, verklärte seine Züge, während das morsche Band zwischen Seele und Leib langsam zerriß. Sein einziges Streben zielte darauf, mir Kraft einzuhauchen, daß ich ihn überlebte, und mir verständlich zu machen, daß er die Reise bloß vor mir antrete. Er sprach mir vornehmlich von Gottes großer Güte gegen uns und von unseren Freunden da droben. Diese umgaben ihn schon hier; er sah sie, er nannte sie; seine Züge leuchteten auf und er streckte nach ihnen seine Hände. Er litt nicht mehr, ohne Kampf kam der Tod, wie er es vorhergesagt. Während seiner letzten Stunden schien er nicht mehr der Welt zu gehören; er war, ledig der Erdenlast, schon eins mit dem höchsten Wesen. Da er seine irdische Hülle ablegte, hatte der Geist ihr schon die Spuren der himmlischen Glückseligkeit aufgeprägt, einen Frieden, der mit dem Apostel zu sagen schien: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle,

wo ist dein Sieg?" — Home wurde in St. Germain unter demselben Hügel mit seinem der zweiten Ehe entsprossenen Töchterchen begraben. Als charakteristisch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß beim Begräbnis auf seinen Wunsch jedes Zeichen von Trauer unterblieb; sogar die Priester trugen nicht die bei Beerdigungen sonst üblichen, sondern festliche Gewänder.

Was nun die durch Homes Mediumität hervorgerufenen Phänomene betrifft, so sind im Vorhergehenden schon einige erwähnt worden. Er war, wie das Folgende zeigen wird, ein sehr vielseitiges Medium, während bei anderen Medien in der Regel nur eine oder wenige Arten von Manifestationen vorkommen.

Klopföne, Schläge, andere Geräusche und erdbebenartige Ersütterungen des Bodens waren gewöhnlich beim Beginn der Sitzungen wahrzunehmen. Die freie Bewegung von Möbeln vollzog sich in der verschiedensten Weise, z. B. auch so, daß ein kleiner, runder Tisch nach Kindesart auf ein Sopha hinaufkletterte. Einmal flogen gleichzeitig sieben Stühle durch die Luft. Verletzungen kamen bei solchen Gelegenheiten nie vor, da die Flugbahnen von Intelligenzen bestimmt zu werden schienen. Bisweilen wurden bei der Bewegung von Möbeln ganz erstaunliche Kräfte entwickelt. So kam es vor, daß ein großer Tisch, an dessen Füßen sich nicht etwa Rollen befanden, sich noch bewegte, nachdem fünf, und ein anderes Mal sogar acht Personen sich darauf gesetzt hatten. Zu den Aeußerungen dieser okkulten Kraft gehören auch die vielfach vorgekommenen Gewichtsveränderungen. Ein Tisch wurde einmal so schwer, daß er von vier Personen nicht von der Stelle bewegt werden konnte. Die Gewichtsveränderungen (positive und negative) eines schweren Brettes wurden von Crookes mittelst eines an einem Dynamometer angebrachten Registrierapparates auf das exakte gemessen; hiebei ruhte das eine Ende des Brettes auf einem Tisrand, während das andere am Dynamometer aufgehängt war.

Zu der eben erwähnten Art okkulten Erscheinungen gehört ferner auch das Phänomen der Levitation, der freien Erhebung des Mediums, von welcher Home ganz besonders viele und merkwürdige Beispiele gegeben hat, deren Thatsächlichkeit durch die Wucht der Zeugnisse außer allen Zweifel gestellt ist. Interessant ist, was Home über seine Empfindungen während der Levitation sagt: „Ich fühle nichts Besonderes außer einer Empfindlichkeit in den Füßen, deren Ursache ich auf ein Uebermaß von Elektrizität schiebe. Ich fühle keine Hand, die mich trägt, und seit meiner ersten Erhebung habe ich keine Furcht empfunden, obwohl ich beim Herabstürze von manchen Plafonds argen Folgen nicht entgangen wäre. Ich werde im allgemeinen aufrecht erhoben mit fleisen und über den Kopf erhobenen Armen, als wollten dieselben ein unsichtbares Wesen fassen, das mich sanft von der Erde hebt. Wenn ich die Zimmerdecke berühre, sind meine Füße mit dem Kopf in gleicher Lage, und ich befinde mich in der Haltung eines Ruhenden. Ich habe so oftmals vier bis fünf Minuten geschwebt. Manchmal läßt die Starrheit der Arme nach, und ich habe dann mit einem Bleistift Buch-

staben und Zeichen an der Decke gemacht, die in London größtenteils noch vorhanden sind.“ Eine der merkwürdigsten Levitationen fand in Gegenwart der Lords Abare und Lindsay (der von Wallace als Astronom hoch geschätzt wird) und des Kapitäns Wynne statt, welche übereinstimmend bezeugen, daß Home zu einem Fenster hinausschwob, um bei einem anderen wieder hereinzukommen. Die beiden Fenster befanden sich siebenzig Fuß über dem Erdboden und waren $6\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt; eine Möglichkeit, von dem einen Fenster zum anderen zu gelangen, gab es nicht. -- Das Phänomen der Levitation, das zuverlässig bei mehreren Heiligen und neuerdings auch bei anderen Medien vorgekommen ist, deutet du Prel als eine Umkehrung der elektro-magnetischen Polarität.

Wie die Levitation sicherlich nur auf einem noch unerforschten physikalischen Vorgange beruht, so dürfte dies auch mit den von Home abgegebenen und übrigens seit alter Zeit immer wieder berichteten Feuerproben der Fall sein. Viele Male holte Home glühende Kohlenstücke bis zu $\frac{1}{2}$ Fuß Länge mit den Fingern aus dem Kaminfeuer. Crookes sah ihn einmal ein großes Stück rotglühender Holzkohle fassen, es in die Höhlung der einen Hand legen und mit der anderen Hand zudecken, in diesen zeitweiligen Feueröfen hineinblasen, bis die Kohle weißglühend war und die Flammen rings um seine Finger leckten; von einer Verbrennung war keine Spur wahrzunehmen. Das Wunderbarste bestand indessen darin, daß er die Unverletzlichkeit gegen Feuer auf andere übertragen konnte. So legte er einmal einem Mr. Hall, nachdem er einige magnetische Striche über ihn gemacht hatte, eine glühende Kohle auf den Kopf, ohne daß auch nur ein Haar versengt worden wäre. Gleichwohl verbrannte sich ein Mißtrantischer, als er diese Kohle berührte. Als gelegentlich einer solchen Feuerprobe die Anwesenden ihr Erstaunen übermäßig befundeten, sagte Home, der sich, wie überhaupt bei den meisten Phänomenen, im sog. Trance (Verzückungszustand) befand: „Dies ist kein Wunder, nämlich keine Aufhebung der Natur und der göttlichen Gesetze. Wir haben nur elektrische Ströme um die Kohle ziehen lassen und so die Blut gehindert, Daniels Hand anzugreifen. Die Menschheit kennt nicht ihre unbegrenzte Macht über die Materie.“ Es ist indessen wahrscheinlich, daß das Od auch bei diesen Vorgängen eine große Rolle spielt. Nach v. Reichenbach strahlen alle Arten von Feuer nicht nur Wärme aus, sondern auch Od. Od und Wärme werden aber in ganz verschiedenartiger Weise empfunden. Während der normale Organismus nur die Wärmestrahlen empfindet, kommen für die Sensitiven mehr die Odstrahlen zur Geltung, welche kühl empfunden werden.

Ein weiteres bemerkenswertes Phänomen sind die Lichterscheinungen, wie sie in eigens zu diesem Zwecke veranstalteten Dunkelkammern vorkamen. Bald wurde der dunkle Raum allmählich und gleichmäßig hell und wieder dunkel, bald glitten phosphoreszierende Lichter an den Wänden hin, bald schwebten leuchtende Kugeln durch den Raum.

Bezüglich der bereits erwähnten musikalischen Produktionen ist noch zu

sagen, daß sie teils mit Hilfe vorhandener, aber von unsichtbaren Händen gespielter Instrumente, teils ohne alle solche aufgeführt wurden. Mit Vorliebe wurde auf der Ziehharmonika gespielt. Als Crookes mit Home experimentierte, schien es nötig zu sein, daß das Medium das Instrument an irgend einer Stelle, wenn auch nur leise, berührte. Crookes schloß deshalb die Harmonika so in einen Korb ein, daß nur das dem Griffbrett entgegengesetzte Ende zugänglich war. Das Instrument spielte aber nach wie vor, und zwar schließlich auch ohne alle Berührung von seiten Homes, wodurch wahrscheinlich Crookes' Mißtrauen als ungerechtfertigt bezeichnet werden sollte.

Die Materialisationen beschränkten sich bei Home meist auf einzelne Körperteile, namentlich Hände; doch zeigten sich bisweilen auch ganze Gestalten. Nach seiner Erklärung wurden erstere von den Geistern bevorzugt, um lieber gut ausgeprägte und individuell kenntliche Gebilde hervorzubringen, als unvollkommene ganze Gestalten, für deren gute Herstellung die Kraft selten reiche. Auch ist zu erwähnen, daß Home die für starke Materialisationen nötige Dunkelheit nicht liebte und sich niemals zur Benützung eines sog. Cabinets entschloß, das bei anderen Medien für die Entstehung von Materialisationen unerlässlich ist. Die Hände waren genau wie Menschenhände anzusehen und zu fühlen, wie ich dies bei Sitzungen mit Frau d'Espérance selbst erlebt habe. Hielt man diese Hände fest, dann entschwanden sie und zerrannen in nichts. Häufig soll die Ausführung der Hände so vollkommen gewesen sein, daß sie sofort als die Hände von bestimmten Verstorbenen erkannt wurden. Dies soll auch bei den Sitzungen mit Napoleon III. und Alexander II. der Fall gewesen sein. Bei einer Sitzung in den Tuileries erschien eine kleine, wohlgeformte Hand, welche vor aller Augen den Namenszug Napoleons I. auf ein Blatt Papier schrieb und vom Kaiser und der Kaiserin geküßt wurde. Und bei einer der auf den Wunsch Alexanders II. veranstalteten Sitzungen erschien im hellen Saale eine Hand, welche an der Uniform des Kaisers einen Knopf öffnete, der ein geheimes Medaillon war und eine Haarlocke des verstorbenen Großfürsten-Thronfolgers, seines Sohnes, einschloß. Eine darauf erfolgte intellektuelle Rundgebung ließ den Kaiser über deren Urheber nicht im Zweifel. Ueber den Inhalt der bei Sitzungen mit distinguierten Persönlichkeiten erhaltenen Mitteilungen hat Home übrigens Discretion bewahrt. — Bei Materialisationen ist das Medium besonders stark in Mitleidenchaft gezogen. Während bei anderen Medien während und nach der Sitzung ganz bedeutende Gewichtsabnahmen nachgewiesen wurden, welche mit dem Gewicht des Phantoms korrespondierten, sind bei Home ansehnliche Veränderungen der Körperdimensionen beobachtet worden, und zwar sowohl Verkürzungen als auch Verlängerungen, was darauf schließen läßt, daß die Materie des Mediums in einen fluidischen Zustand übergeht. Mehr oder weniger wird bei Materialisationsitzungen auch von anderen Teilnehmern Materie abgegeben, was sich den Betreffenden durch ein intensives Kältegefühl verrät, das mir aus eigener Erfahrung wohl bekannt ist.

Von den vielen Heilungen, welche durch Home herbeigeführt wurden, erscheint mir die folgende besonders beachtenswert. Als er im Jahre 1857 in Paris weilte und eben im Begriffe stand, zum zweiten Male nach Amerika zu reisen, trat am Tage der Abreise eine ihm ganz unbekannte Frau de Cardonne mit ihrem 15jährigen Knaben ein, der infolge eines Typhus seit vier Jahren taub war. Sie berichtete, daß sie durch einen Traum veranlaßt worden sei, zu Home zu gehen, um die Heilung ihres Sohnes zu erwirken. Obgleich Home, nachdem er gehört, daß mehrere berühmte Aerzte den Knaben für unheilbar erklärt hatten, keine Hoffnung hegte, daß die Taubheit zu heben sei, mochte er die Frau doch nicht abweisen. Er ließ den Knaben neben sich sitzen und empfand, während er ihm in die Augen sah und den mütterlichen Klagen zuhörte, ein zunehmendes Mitgefühl. Darauf zog er ihn mit dem einen Arm an sich und legte die andere Hand auf das Haupt des Knaben. Und plötzlich unterbrach dieser die Reden der Mutter mit dem lauten Rufe: „Maman! je t'entends!“ Da gab es ein Fragen ohne Ende von seiten der Mutter, damit sie nur aus den Antworten ihres Kindes entnahm, daß es wirklich hörte. Der Knabe konnte seine Studien wieder beginnen, und die Heilung war vollständig. — Durch diese Frau de C., deren begeistertes Dankeschreiben von der Witwe Homes veröffentlicht ist, wurde, nebenbei gesagt, Victorien Sardou bei Home eingeführt und von diesem für den Spiritismus gewonnen.

Die intellektuellen Mitteilungen erhielt Home auf verschiedene Weise: teils wurden sie durch Klopfplaute bei Hersagung des Alphabets herausbuchstabiert, teils hatte er Eingebungen, oder auch hörte er flüsternde Stimmen. Aus der großen Zahl der Erlebnisse Homes auf diesem Gebiete greife ich einen besonders drastischen Fall heraus. Als Home noch in Springfield (Amerika) weilte, erhielt er eines Vormittags den „Geisterbefehl“, sich nachmittags nach Hartford (Connecticut) zu begeben, weil es eine für ihn und seine Mission wichtige Sache so fordere. In Hartford kaum angelangt, begegnet er einem Fremden, der ihn anredet: „Ich hatte nur im Vorbeigehen einmal Gelegenheit, Sie zu sehen; sind Sie nicht Mr. Home?“ Auf die bejahende Antwort und das Geständnis, daß er ganz planlos hierher gekommen, versteht der Fremde: „Wie wunderbar! Ich wollte mich eben in den Zug setzen, um zu Ihnen nach Springfield zu fahren. Eine sehr bekannte Familie des Ortes ladet Sie zu sich, um Forschungen über den Spiritismus anzustellen.“ Home wird zum Großmanufakturisten Ward Cheney geleitet, der sich freut, ihn so unverhofft schnell zu begrüßen. Schon am ersten Abend, an dem jedoch noch keine Sitzung abgehalten werden sollte, vernimmt Home mehrmals das Rauschen eines seidenen Kleides, sieht aber nur einmal eine alte Dame, von deren Kleid dies Rauschen herrührt. Nachdem er das Rauschen eben wieder vernommen, hört er gleich darauf, ohne etwas zu sehen, eine Stimme sagen: „Ich bin betrübt, daß man auf meinen Sarg einen anderen gestellt hat.“ Als Home dem Herrn und der Frau des Hauses dies vermeldet, malt sich in ihren Blicken höchstes Erstaunen; denn die alte Dame

und ihr Kostüm sind ihnen wohl bekannt. „Aber“, setzt Cheney hinzu, „was den Sarg angeht, der auf den ihrigen gestellt sein soll, so ist das läppisch und toll.“ Home hört jedoch am gleichen Abend dieselbe Stimme und dieselben Worte noch zweimal, stößt aber jedesmal auf die gleiche Abfertigung von Seiten Cheneys. Verstimmt sucht Home sein Schlafzimmer auf und liegt die ganze Nacht wach; denn er hatte noch nie eine Lügenbotschaft bekommen und mußte sich andererseits selbst sagen, daß die Worte von den Särgen doch gar zu albern seien. Am folgenden Morgen verschweigt er nicht Mr. Cheney seinen Verdruß. Dieser erwidert, daß er es selbst bedauere, daß Home diesmal getäuscht worden sei, was er ihm durch einen Gang nach dem Friedhofe beweisen wolle. Während aber der Wärter sich anschickt, die Gruft aufzuschließen, wendet er sich etwas verlegen an Cheney und sagt: „Ich muß Ihnen melden, mein Herr, daß, weil gerade Platz über dem Sarge von Madame K. war, ich den kleinen Sarg vom Kinde von L. gestern darauf setzte. Ich denke, das macht nichts aus; aber ich hätte es Ihnen vielleicht vorher sagen sollen.“ Niemals, sagt Home, konnte er den Blick vergessen, welchen Cheney ihm da zuwarf. Am Abend kam dann noch folgende Kundgebung: „Glaubt ja nicht, ich legte den mindesten Wert darauf, daß ein Sarg auf den meinigen gesetzt wurde. Mein einziger Zweck war, euch ein für allemal meine Identität zu beweisen, euch zu der vollkommenen Gewißheit zu bringen, daß ich stets ein lebendes und vernünftiges Wesen bin, dieselbe, die ich immer war. Das ist der einzige Grund, der mich handeln ließ, wie ich that.“ — Wenn man die spiritistische Hypothese auch in einem solchen Falle ablehnen will, muß man eben ein unbegrenztes Fernsehen in Zeit und Raum annehmen, das aber der landläufigen Naturbetrachtung ebenso zuwiderläuft wie die Wiederkehr Verstorbener.

Schließlich wäre als besondere Phänomenart noch das vollständige Entrücktwerden des Mediums aus seinem Körper anzuführen, wie es dem 20jährigen Home passiert sein soll. Da es indessen trotz einiger Anhaltspunkte kaum zu entscheiden sein dürfte, ob Home in diesem Falle nicht doch geträumt habe, will ich auf dieses Phänomen und die damit verbundenen merkwürdigen Erlebnisse hier um so weniger eingehen, als der Vorgang durch keinerlei Zeugen kontrolliert werden konnte. Als nicht zu bezweifelnde Thatsache kann jedoch der Umstand hingenommen werden, daß der Körper während des Vorganges, worin dieser auch bestanden haben mag, so starr geworden war, daß er eine volle Stunde gerieben werden mußte, bis Home sich wieder aufrichten konnte. Ich möchte nur noch bemerken, daß die Möglichkeit des Vorganges durch die weiter oben erwähnten Versuche von Rochas (Exteriorisierung eines inneren Wesenskernes) nahe gerückt ist. Und vom Standpunkt der du Prellschen Seelenlehre würde es sich leblich um einen längeren Austritt des Astralleibes aus dem grobmateriellen Körper gehandelt haben.

* * *

Mit dem Vorstehenden glaube ich die Ueberschrift meines Aufsatzes hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Das „Außerordentliche“ besteht bei Home nicht nur in seiner reichen mediumistischen Begabung, sondern viel mehr noch in seinem Verhalten zu derselben. Durch und durch überzeugt, daß ihm seine Kräfte vom Himmel zur Erfüllung einer hohen und wichtigen Lebensaufgabe verliehen wurden, hat er sein Leben ganz darauf eingerichtet, sich aller Tugenden befeißigt, und insbesondere sich auch nicht unter den glänzendsten Bedingungen darauf eingelassen, seine Gabe zu schnödem Gelderwerb zu mißbrauchen. Die beiden Seiten des außerordentlichen Menschen Home werden von seiner Witwe und von Crookes in das rechte Licht gesetzt, wenn jene sagt, daß sein Leben das eines Heiligen gewesen, und wenn dieser es eine grausame Schickung nennt, daß ein Mann wie Home so viele Jahre in London lebte, ohne daß die Gelehrten, von einigen Ausnahmen abgesehen, sich berufen fühlten, diese seltene Gelegenheit zu Beobachtungen und Forschungen zu benützen.

Hoffentlich ist es mir vergönnt, mit diesem Aufsatz manchem Leser eine Anregung zum Studium des Okkultismus gegeben zu haben. Daß dieser Wissenszweig nachgerade eine kulturhistorische Erscheinung geworden ist, über welche jeder Gebildete wenigstens einigermaßen unterrichtet sein sollte, läßt sich nicht mehr leugnen. In der That haben denn auch in der letzten Zeit angesehene Zeitschriften und Zeitungen sich mit okkultistischen Problemen befaßt oder auf die große Bedeutung des Okkultismus im allgemeinen hingewiesen. Ja sogar große Skeptiker haben schon den Wunsch ausgesprochen, daß sich unsere exakten Naturwissenschaften eingehender mit den okkultistischen Wissenschaften beschäftigen möchten als bisher. Und zumal die deutsche offizielle Wissenschaft sollte sich eine solche Mahnung sehr zu Herzen nehmen, nachdem das Ausland längst begonnen hat, ihr mit dem guten Beispiele voranzugehen.

Wundt schrieb schon vor Jahren in der Einleitung zu seiner Abhandlung „Hypnotismus und Suggestion“: „Die größte der philosophischen Zeitschriften Frankreichs, die vortrefflich geleitete „Revue philosophique“, öffnet gleich bereitwillig Berichten über hypnotische Experimente, wie solchen über Telepathie, tierischen Magnetismus und Verwandtes ihre Spalten. Und diese Dinge werden hier nicht etwa als Kuriositäten, oder in kritisch-skeptischem Sinne, sondern zumeist von überzeugten Vertretern dieser magischen Wirkungen, oder mindestens als höchst diskutierbare, einer gründlichen Prüfung würdige Fragen behandelt. Auch die deutschen philosophischen Zeitschriften scheinen diesem ihnen von so ausgezeichneten Organen des Auslandes gegebenen Beispiele nicht mehr sich entziehen zu wollen und mit dem Hypnotismus allmählich auch den Spiritismus salonsfähig zu finden.“

Es handelt sich beim Okkultismus durchaus nicht um eine im Gegensatz zur Wissenschaft stehende Magie, sondern lediglich um „unbekannte Naturwissenschaft“. Es gilt, die bisherige Naturauffassung so zu modifizieren und zu er-

weitem, daß das Kausalitätsgesetz auch für die okkulten Phänomene zur Anwendung kommen kann. Ist diese Aufgabe erst gelöst, dann wird die zur Zeit abgebrochene, für den wahren Fortschritt der Menschheit aber unumgänglich notwendige Verbindung zwischen Naturwissenschaft einerseits und Philosophie und Religion andererseits wieder hergestellt sein.



Verschneit.

Von

J. E. Frhrn. v. Grotthuß.



Dieß dämmert ein See,
 Von Kiefern umsäumt . . .
 Schnee, tiefer Schnee,
 Und alles träumt.

Die Nacht noch so fern,
 Der Tag schon so grau!
 Nicht Sonne, noch Stern,
 Und ich stehe und schau'

Den Weg zurück . . .
 Wie war er so weit!
 Und Jugend und Glück —
 Verschneit.





Eine Hungersnot in Taskoma.

Nach John Heards gleichnamiger Erzählung in „The Century“.

von

Prof. Paul Scharnweber.



Der Winter, welcher der Arbeitseinstellung auf der Taskoma-Linie der kanadischen Pacific-Bahn folgte, wird den Bewohnern der dortigen Gegend unvergesslich bleiben.

Die Unternehmer waren bankrott geworden, und der letzte Schub unbezahlter Arbeiter sollte aus seinem Schneefängnis erlöst werden. Zu jener Zeit wurden die Einwohner von Taskoma Mills auf die Gefahr aufmerksam gemacht, der sie entgegengingen, und es wurde ihnen der Rat gegeben, den Ort zu verlassen; doch sie hingen an ihrer neuen Heimat, so unwohnlich und entlegen sie auch war. Sie glaubten an ein nahe bevorstehendes Aufblühen der Niederlassung und schrieben alles Ungünstige, was darüber gesagt wurde, dem allgemeinen Uebelwollen zu, das durch den Zusammenbruch des Eisenbahnunternehmens verursacht wurde. Gleich allen zärtlichen Eltern hatten sie eine Schwäche für ihre Schöpfung und waren ebenso hoffnungsfroh in ihrer Hoffnung auf deren zukünftige Größe.

Als der Winter sich ihnen von seiner unangenehmsten Seite zeigte und sie mit seinen Gaben — Kälte und Schnee — überreichlich bedachte, verstopften sie die Fugen ihrer Blockhäuser, vergrößerten nach Möglichkeit ihren Holzvorrat und erwarteten geduldig den Dampfer, der ihnen frische Lebensmittel zuführen sollte. Die Nachricht von dessen Untergang kam ihnen, gelinde gesagt, ungelogen, und bei der täglichen Zusammenkunft in Mr. Millers ehemaligem Kramladen und Postamt skizzierte der Vorsitzende die Lage in kurzen Worten folgendermaßen:

„Männer von Taskoma! Als vorsitzendem Beamten dieser Versammlung, sowie zahlreicher anderer, erwächst mir die schmerzliche Pflicht, Sie davon zu benachrichtigen, daß der ‚Albert Nyanza‘ mit Mann und Maus und, was für uns die Hauptsache ist, mit allen uns zugegedachten Unterstützungen untergegangen

ist. Wir sind Männer, und als Männer lassen Sie uns unsere Lage ins Auge fassen. Meine Herren! Unsere Flotte ist nicht gut; denn wir haben keine. Unser Telegraphennetz ist nicht gut; denn der einzige Draht, den wir hatten, ist zerstört. Auch unser Heer taugt nichts; denn die Indianer sagen, daß wir zu jetziger Jahreszeit an irgendwelche Marschbewegung nicht denken können. Offen gesagt, wir sind mattgesetzt. Bei dieser Gelegenheit spreche ich es geradezu aus, unser Entschluß, hier zu bleiben und den Gefahren des Winters zu trotzen, war unweise, unverantwortlich und un—sinnig. Ueber diesen Punkt will ich noch mehr sagen. Ich will sagen, es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit als Gemeinde, offen zu bekennen, daß damals jeder einzelne unter den Anwesenden, ohne Ausnahme, wie ein — Esel, ja dümmer als ein Esel, gehandelt hat. Ich stelle jetzt den Antrag, ein Komitee zu ernennen, das sich nach Yatchebash durchschlagen und Hilfe erbitten soll. Ist jemand dagegen? Nein! So ernenne und bestimme ich denn die Herren Collins, Fairbanks und Fournier zu freiwilligen Mitgliedern dieses Komitees und beauftrage sie, spätestens morgen früh um 4 Uhr aufzubrechen.“

Das Verfahren war völlig korrekt und unanfechtbar. Die „Freiwilligen“ brachen zur festgesetzten Stunde auf, und in der Zwischenzeit richteten sich die Zurückgebliebenen so ein, wie etwa Belagerte, welche sich an das Hungern gewöhnen müssen. Sämtlicher Proviant wurde in das Hauptquartier zu Mr. Miller gebracht, und jeden Morgen erhielt jeder einzelne Haushalt die ihm zugewiesene Ration, deren Größe zu bestimmen dem Ermessen des Vorstehers überlassen blieb. Als nach ein paar Tagen das freiwillige Komitee unverrichteter Sache und bis zum Tode erschöpft zurückkehrte, begannen die Einwohner der Kolonie zu ahnen, daß die drohende Hungersnot mehr bedeute, als eine sozusagen interessante Episode in der Entwicklungsgeschichte ihrer neuen Heimat.

Eine zweite Expedition, besser ausgerüstet als die erste, wurde sogleich ausgesandt, um die chinesische Schneemauer zu durchbrechen, welche Taskoma umschloß; gleichzeitig wurde ernstlich in Erwägung gezogen, wie man dem drohenden Mangel an Lebensmitteln abhelfen könne. In das Eis Löcher zu hauen und zu fischen, wurde bei Mr. Miller warm befürwortet, im Hinblick aber auf die voraussichtlichen Opfer an Menschenleben von der Gegenpartei energisch bekämpft, und zwar mit Glück. Und Tag für Tag kamen die Männer des Ortes am Ofen des Kramladens zusammen, rauchten und debattierten über ihre traurige Lage. Die kahlen Wände brachten sie ihnen drassisch, wenn auch ohne Worte, zum Bewußtsein, und nach und nach wurde trübes Schweigen zum hervorstechendsten Merkmale dieser Zusammenkünfte.

Der einzige Mann, der diesen Versammlungen fernblieb, war der Missionsprediger. In dem jedes Schmuckes entbehrenden Kapellenhause, in dessen Erdgeschloß er eine Kammer bewohnte, fastete und betete Vater Tachs, tröstete die niedergeschlagenen Frauen, die zu ihm kamen, und stärkte auf diese Weise mittelbar auch den gesunkenen Mut der Männer. Als der neunte freudlose, bleierne

Lag dämmerte, der Schnee noch immer fiel und noch immer keine Nachrichten von der Außenwelt eintrafen, erhob er sich von seinem Morgengebet mit der festen Ueberzeugung, daß sowohl das zeitliche als das ewige Heil seiner Herde ganz allein auf ihm ruhe. Eine bis zwei Stunden schritt er das Empfangszimmer des Missionshauses auf und ab, überdachte die ihm gestellte Aufgabe und ging dann zur Kapelle hinauf, um zu beten. Während er vor dem Altar kniete, schien es ihm, als neige sich die heilige Jungfrau aus ihrem vergoldeten Rahmen über ihn und flüstere ihm zu:

„Ziehe aus auf deinen Pfad; der Herr hat dich erwählt!“

Pater Taché war ein Mann von schlichtem Charakter: treu, brav und aufrichtig seinem heiligen Beruf ergeben, war er ein Priester von mittelalterlicher Glaubensstärke und von der Toleranz unserer Tage. Während er die Irrtümer der Reher beklagte, gab er doch ohne weiteres zu, daß es auch unter ihnen gute und brave Menschen gebe. Pflichtgemäß predigte er, daß außerhalb der Kirche kein Heil sei; aber er that dies unter einer gewissen reservatio mentalis; denn die Kirche, wie er sie verstand, war gegründet auf Glauben, Liebe und Hoffnung, und alle Menschen, die diese Tugenden in die That umsetzten, waren — mit oder ohne ihr Wissen — Glieder dieser großen Gemeinschaft. Und doch wieder vereinigte er mit diesen weitherzigen Anschauungen eine bestimmte merkwürdige, veraltete Glaubensrichtung, gewissermaßen als pittoreske Zieraten zu einem im übrigen einfachen, prosaischen Sinne.

Als die ersten schlimmen Nachrichten Tasloma erreichten, setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, daß die Kolonie für die Sünden in ihrem früheren Glück büße, und gleichzeitig ward ihm klar, daß Gott ein Sühnopfer verlange. Er war dazu erforen, und nun zögerte er keinen Augenblick, seine deutlich erkannte Pflicht auszuführen.

Gegen Abend ging er in Mr. Millers Laden und fragte nach den neuesten Nachrichten.

„Es sind keine eingetroffen, Pater Taché,“ antwortete einer der Männer, „und wenn uns der Himmel keine Hilfe bringt, ist es meiner Ansicht nach unmöglich, überhaupt welche zu erhalten. Wenn die Männer, die wir ausfandten, nach Natchedah gekommen wären, hätten wir schon gestern oder vorgestern von ihnen etwas hören müssen. Ich vermute deshalb, daß sie überhaupt nicht angekommen sind. Wir wollen noch einmal versuchen, und Kunning Joo wird morgen aufbrechen!“

„Die Nachricht ist vom Himmel gekommen!“ antwortete der Priester feierlich und that einen Schritt vorwärts nach der Mitte des Zimmers zu. „Heute ist mir der Herr erschienen und hat gesagt: ‚Gehe aus auf deinen Pfad!‘ Und so werde ich denn morgen früh allein aufbrechen!“

In Pater Tachés Stimme und Wesen lag etwas, das sogar auf den Ungläubigsten Eindruck machte, und eine Minute lang sprach niemand. Dann aber protestierten alle gegen seinen Plan. Die Irländer und die französischen

Kanadier wollten nichts davon hören, daß er sie und ihre Familien in dem Augenblick im Stich lasse, wo sie ganz besonders seiner geistlichen Hilfe und Tröstung bedürften. Die andern machten gleich überzeugende Gründe dagegen geltend. Er sei nicht kräftig genug, er kenne den Wald nicht, nicht die Schlünde und Wasserbäche u. s. w. Aber Pater Taché blieb fest. Den einen sagte er:

„Es ist Gottes Wille; ihr wißt nicht, was ich weiß!“

Die andern erinnerte er an seine langjährigen Dienste, die er in Zelt und Hütte zu Ehren Gottes gethan habe. Er kenne jeden Fußbreit der Straße; sei er nicht der Priester der Gegend?

Aber diese Gründe genügten ihnen nicht, und der Streit wurde lebhafter und hitziger.

„Sie sind nicht kräftig genug, Sie sind nicht kräftig genug!“ wiederholten sie immer und immer wieder.

Endlich stieß er alle beiseite und trat mitten ins Zimmer.

„Mit Gottes Hilfe, der stärker ist als ich!“ rief er aus und strich in nervöser Aufregung seinen kurzen, schwarzen Vollbart. „Laßt Joe herantreten, und ich will mit ihm ringen; siege ich, so werde ich an seiner Statt nach Patchedash gehen!“

Die nächstfolgenden Augenblicke herrschte allgemeine Aufregung und Verwirrung, und aus allen Ecken drangen Rufe:

„Nein, nein!“ „Ja, ja!“ „Niemals! Wir geben es nicht zu!“ „Es geht nicht anders! Laßt ihn doch machen, wie er denkt!“ „Das geht dich nichts an!“ „Ruhe!“ „So, das ist brav! Zurück!“

Schließlich bat Mr. Miller laut um Ruhe.

„Laßt doch Pater Taché seinen Willen, Jungens, und tretet an die Wand zurück! Es ist vollkommen in der Ordnung. Wenn Joe ihn werfen kann, geht Joe. Kann er es nicht, dann hat er bei uns zu bleiben und hier das Ende der Geschichte abzuwarten.“

Während der Worte Mr. Millers hatte Pater Taché seine kräftigen Arme entblößt. Wie er so in Kampfesstellung da stand, gleich einem alten Streiter der Kirche, die Enden seines langen Gewandes in den Gürtel gesteckt, seine breiten Schultern zurückgeworfen und den Strahl der Begeisterung in seinen guten, blauen Augen, hätte so mancher der anwesenden Männer seine Nation Fleisch gegen den Indianer gesetzt, trotz dessen allbekanntter Stärke und Geschicklichkeit!

Als Joe, der auf seine gewaltigen Körperkräfte unbedingt vertraute, das Zeichen gab, daß er bereit sei, herrschte so vollständiges Schweigen, daß man hätte eine Nadel fallen hören können. Die Aufregung war so außerordentlich, daß man zum erstenmal in dieser langen Zeit die Anwesenheit des grimmigen Postens draußen vergaß. Pater Tachés Unerfahrenheit fiel vom ersten Augenblick an in die Augen. Der Indianer bekam einen so günstigen Griff, daß der Kampf beendet zu sein schien, noch ehe er recht begonnen hatte. Aber zum

allgemeinen Erstaunen entledigte sich Vater Laché seines Gegners langsam, aber nachdrücklich und scheinbar ohne große Mühe. Unbekümmert um die Regeln, schloß er seine massiven Arme um seinen Gegner und hielt ihn so, wie etwa ein Bär einen Mann umarmt, indem er ihn langsam von einer Seite zur anderen schüttelte. Ab und zu standen beide lauend einander gegenüber, leuchteten, fielen nieder und standen wieder auf, ruhten einen Augenblick und stießen kurze Schreie aus, eine Folge der übermäßigen Kraftanstrengung, dann wieder begannen sie den Kampf von neuem, Brust gegen Brust, rückwärts und vorwärts, bald beide stehend, bald liegend — alles um des Vorzugs halber, sich am nächsten Tage aufopfern zu dürfen. Mehr als einmal hätte die Gewandtheit des Indianers beinahe den Sieg errungen, und er ließ ein zufriedenes Gurgeln vernehmen — aber immer zu früh. Denn in dem Maße, als seine Kräfte ganz augenscheinlich abnahmen, wuchsen die seines Gegners. Dessen Augen glänzten in wilder Entschlossenheit; der Geist, welcher die Kreuzfahrer in den Kampf getrieben, durchglühte ihn; immer stärker kam das erhebende Bewußtsein zum Ausdruck, daß er der Kämpfe der Kirche sei; in einem Ausbruch religiöser Begeisterung hob er plötzlich den Indianer hoch in die Luft und warf ihn mit einem Rucke zu Boden. Als dieser nun völlig betäubt und hilflos dalag, durchdrang das ganze Haus sein Triumphgeschrei:

„Ave, Domine! fortissimi ecclesiae filii!“

Am nächsten Morgen um 6 Uhr besuchte die ganze Kolonie, Männer, Weiber und Kinder, auch Andersgläubige, die Frühmesse. Danach warteten sie draußen, während noch Vater Laché am Altar um Stärke und Ausdauer betete. Dann halfen sie ihm sein Bündel schnüren und gaben ihm insgesamt bis zum Rande des Waldes das Geleit. Dort sanken die meisten in den Schnee auf ihre Kniee und empfingen seinen letzten Segen; auch die, welche stehen geblieben waren, entblöhten jetzt ihr Haupt, beugten sich immer tiefer und knieten schließlich gleichfalls nieder. Während er mit ausgebreiteten Armen da stand, das Antlitz zum Himmel gerichtet, brach die bleiche Winter-sonne durch den Nebel am Horizonte und beleuchtete voll seine hoch erhobene Gestalt. So stand er eine Minute lang unbewegt da, tiefgerührt, und blickte thränenden Auges zum Himmel empor; dann erhob er seine Stimme und tröstete die Zurückbleibenden mit unbewußter Anwendung des Wortes der Schrift:

„Wohin ich gehe, wißt ihr, und den Weg kennet ihr auch. Laßt eure Herzen nicht beunruhigt werden. Ich will wiederkommen. Ich will euch nicht ohne Trost zurücklassen; ich will zu euch kommen!“

Nach diesen Worten raffte er sein Gewand auf und wandte sich zum Gehen. Es war ein erhebender Augenblick in der Geschichte der Kolonie, dessen Eindruck sich selbst die verhärtetsten Männer nicht entziehen konnten. Als der alte Tim Sawyer seinen Stab dem Priester entgegenstreckte und mit schwacher Stimme rief: „Gott segne Sie, Vater Laché!“ wiederholte jeder einzelne aus innerstem Herzensgrund die Worte: „Gott segne Sie, Vater!“

Eine Zeilang blieben alle stehen und beobachteten die sich entfernende Gestalt, wie sie kleiner und kleiner wurde zwischen den schneebedeckten Bäumen, bis sie endlich, ein schwarzer Punkt, hinter einer Biegung des Weges verschwand und mit ihr der Gegenstand aller ihrer Hoffnung und Beforgnis. Endlich trat einer nach dem andern schweigend den Rückweg nach seiner traurigen Hütte an.

Stundenlang nach seinem Weggange schritt Pater Taché einher, unbekümmert um seine Umgebung. Hätte die Größe oder Schwierigkeit oder das wahrscheinliche Mißlingen seines Unternehmens sich seinem Geiste aufgedrängt, so würde er solche Gedanken durch einen Bibelspruch oder ein Gebet verschucht haben. Daß Yatchedash neunzig (englische) Meilen*) entfernt war, daß keine menschliche Wohnung längs der Straße zu finden war, daß viele Stellen des Weges, an und für sich schon schwer passierbar, durch die darüber gelagerten Schneemassen dem Vorwärtsbringen ein fast unübersteigliches Hindernis entgegenstellten, kurz, daß alle Gefahren einer langen, beschwerlichen Reise vor ihm lagen — das alles bedeutete ihm nichts gegenüber der einzigen Thatfache, daß fünfzig Familien in Taskoma verhungerten. Die Zipfel seines Rockes in seinen Gürtel hinaufgezogen, eine Decke über seinen Rucksack geschwallt, Art und Meßbuch zur Seite, eilte der mutige Pater auf seinen Schneeschuhen ohne Aufenthalt seinem fernen Ziele entgegen.

Kein Schnee war seit Tagesanbruch gefallen. Der breite Weg, der für die Eisenbahn durch den Fichtenwald geschlagen und bis zur halben Höhe der Telegraphenstangen mit Schnee bedeckt war, dehnte sich vor ihm aus, bis er in der Ferne sich zum Horizont erhob, schmal, deutlich zu erkennen und steil, wie er sich den graden Weg zum Himmel dachte. Jenseits des dünnen Wolkenfleiers, der die Sonne verbüfferte, konnte er den blauen Hintergrund ahnen, wenn er auch nicht zu erkennen war. Denn ein blendend weißes Licht, intensiv und glanzlos von der Schneeoberfläche zurückgestrahlt, breitete sich über die Gegend aus. Die Luft war scharf und frisch, die gesunde Anstrengung färbte Pater Tachés Wangen, und sein Herz pulsierte lebhafter.

Abgesehen von seiner Religion und seinem Berufe, war auch der natürliche Mensch in Pater Taché seinem innersten Wesen nach kerngesund: er hatte das Fleisch und Blut, aus welchem Begeisterung Märtyrer oder Helden schafft.

Noch fast ein Kind, hatte er mit der ganzen Glut eines ehrlichen, braven Herzens geliebt; der Tod hatte sein heiß ersehntes Glück noch im Keime zerstört; der Schmerz getäuschter Hoffnung hatte ihn Priester werden lassen. Die strenge Lebensweise des Seminars, welcher er sich voll und ganz unterworfen hatte — denn er war nicht der Mann, der etwas halb that — war nicht im Stande gewesen, seine gesunde Liebe zur Natur zu ersticken oder sein lebendiges Mitgefühl mit dem Glück oder Unglück seiner Mitmenschen herabzumindern.

*) Die englische Meile nahezu gleich $\frac{1}{4}$ deutschen Meile.

Und so erglühete denn an diesem ersten Tage seines heroischen Kampfes mit dem Schneekönige Pater Tachés Herz in Begeisterung über die Pracht der wildromantischen nordischen Landschaft, und er pries den Herrn wegen der Wunder seiner Schöpfung. Während des Marsches sang er mit seiner kräftigen Bassstimme die alten kanadischen Lieder, die er als Knabe gelernt hatte; deren Text hatte er nicht vergessen, und er kannte noch jede Nuance ihrer Melodie. Niemand würde bei dem Anblick dieses sehnigen Mönches, der seine starken Glieder nach dem Takte des Liedes:

„En roulant ma boule, roulant!
En roulant ma boule!“

in Bewegung setzte, den Boten einer halbverhungerten Gemeinde vermutet haben, die, von aller Menschenhilfe abgeschnitten, mit ihrer ganzen Existenz nur auf seine Thakraft und Ausdauer angewiesen war.

Den ganzen Tag über schritt er unter lustigem Gesang kräftig aus. Ein einziges Mal nur machte er zu einem kurzen Mahle gegen Mittag Halt. Er hoffte, die Brücke über den Spanisch River noch vor Eintreten der Dunkelheit zu erreichen, wo die Holzhütten, die erst vor wenigen Monaten dort gebaut waren, ihm für die Nacht einen Unterschlupf gewähren würden. Für einen Tagesmarsch war es zwar eine überaus starke Entfernung — nahezu fünfzig Meilen — doch das Wetter war schön, und Pater Tachés glaubte, falls es ihm gelänge, am ersten Tage jenes Ziel zu erreichen, sei der glückliche Ausgang seiner Expedition gesichert.

Als die Sonne unterging, oder vielmehr als der helle Tag einer arktischen Dämmerung wich, wurden Pater Tachés Lieder melancholischer; allmählich wurde sein Gesang zu einem leisen Gemurmel, und schließlich erstarb er ganz. Die Stille der Natur, das Halbdunkel, das erdrückende Gefühl des Alleinseins und die natürliche Müdigkeit, eine Folge der Ueberanstrengung, stimmten seine Lebensgeister herab, und die gefährliche Schläfrigkeit, die schon manchen Reisenden so verderblich geworden, bemächtigte sich seiner. Als er bemerkte, wie diese ihn immer mehr übermannte, kämpfte er nur desto verzweifelter gegen Mattigkeit und Schlaf, kühlte seine Stirn mit Schnee, betete und stolperte weiter.

Es war schon sehr spät, als er in dem alten Telegraphenamte am Spanisch River anlangte; doch die beruhigende Gewißheit, soviel erreicht zu haben, ließ ihn seine Müdigkeit vergessen, ebenso wie die überstandenen Leiden und die Ungewißheit des Erfolges. Der Platz war traurig genug; indes hatte Pater Tachés schon zuviel von den Unbequemlichkeiten und Beschwerden des Lagerlebens kennen gelernt, um durch ein schlechtes Quartier sonderlich berührt zu werden. Er entledigte sich seiner Schneeschuhe, zündete ein Feuer an und kniete nieder, um dem Höchsten für dessen gnädigen Beistand zu danken, ohne den er die Brücke nie erreicht haben würde. Dann aß er ein paar Bissen Fleisch und etwas Zwieback, hüllte sich in seine Decke, legte sich an das Feuer und schlief bald ein.

Am nächsten Morgen konnte er sich nur mit Mühe erheben. Außer der Steifheit in allen Gliedern, welche nach den Anstrengungen des vorangegangenen Tages natürlich war, waren seine Knöchel geschwollen, und der heftige Schmerz, welcher in der Gegend als mal de raquettes*) bekannt ist, ließ ihn bei jedem Schritt laut aufschlöhnen. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen gelang es ihm endlich, Holz genug zu spalten, um ein Feuer anzünden zu können, über welchem er etwas Brantwein heiß machte und damit seine lahmen Füße einrieb. Dann kroch er zur Thür und blickte hinaus.

Der Himmel war endlich klar, und trotz seiner Pein sprang Pater Taché freudig auf und faltete seine Hände. Er hatte alles vergessen bis auf den Umstand, daß Gott sein Gebet erhört hatte, und mit einem von Dankbarkeit und Freude übersprudelnden Herzen stimmte er seinen Lobgesang an. Und die hohen, schlanken Fichten beugten ihre Häupter nieder, um zu lauschen, die schimmernden Birken bewegten ihre Zweige, und selbst die einfältigen Pappeln erbeugten in frommem Schauer, während das Echo, das gelehrtigste unter den Kindern der Natur, die so selten gehörten Worte des „Te Deum laudamus“ immer und immer wiederholte. —

Aber wenn die Schwäche der menschlichen Muskeln und Sehnen nicht wäre! Zu Mittag hatte Pater Taché erst sechs Meilen zurückgelegt und erreichte mit knapper Not, nach Einbruch der Nacht, nach übermenschlichen Anstrengungen und fast wahnsinnig vor Schmerzen, die ehedem so berühmte Station 42, achtundzwanzig Meilen von Natshedash, achtundzwanzig Meilen von der Hoffnung, achtundzwanzig Meilen von der Rettung entfernt.

Während des ganzen Tages waren seine Schmerzen so heftig gewesen, daß er bei seinem Vorwärtsbringen eher einem Nachtwandler, als einem vernunftbegabten Wesen geglichen hatte. Was er bei seiner Ankunft gethan oder wie er seinen Eingang in das einstige Lagerhaus bewerkstelligt hatte, dessen konnte er sich nicht erinnern. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er sich unbestimmt des Gehöftes erinnert, sich dann den Weg durch den Schnee gegraben, bis er ein Fenster erreichte, das Fensterkreuz erfaßte und in das Haus stolperte, um unmittelbar nachher seine Decke über den Kopf zu ziehen und einzuschlafen.

Als er am nächsten Tage erwachte, umgab ihn vollständige Finsternis; einige Zeit lang lag er ruhig, erschauerte vor Kälte und wunderte sich, wo er wäre; denn der Ereignisse der letzten Tage erinnerte er sich nicht. Sein Geist war so erstarrt, wie sein Körper, und das einzige, das ihm vorschwebte, war eine Lagerscene vor langer, langer Zeit, als er eines Morgens ruhig unter seiner Decke gelegen hatte, wie jetzt, in der Hoffnung, daß irgend jemand Feuer anzünden würde.

Da plötzlich erschien ihm das Wort „Taskoma“ wie mit feurigen Buchstaben an die Wand der Holzhütte geschrieben, und jetzt fiel ihm alles ein.

*) Durch den Gebrauch der Schneeschuhe verursachte Schmerzen.

Er erinnerte sich auch seiner Lahmheit und versuchte, sich langsam und vorsichtig zu bewegen, wie jemand, der einen plötzlichen Schmerz fürchtet; aber zu seiner freudigen Ueberraschung empfand er weder Schmerzen, noch Steifheit, noch Müdigkeit. Er wurde nun völlig wach, sprang auf, machte ein Feuer und frühstückte. Da er sich danach warm und gestärkt fühlte, erhob er sich und wollte gehen, aber das Thor war durch den Schnee draußen festgefesselt; als er sich nach vergeblichen Versuchen, es aufzustößen, zurückwandte, um sich nach einer Eisenstange oder einem Balken umzusehen, machte er eine entsetzliche Entdeckung. An dem hinteren Ende des langen Gebäudes lagen auf einer Bank drei Leichname, steif gefroren, in deren ernstern, dunklen Zügen er drei der vier Männer erkannte, welche von Tasfoma zu demselben Zwecke aufgebrochen waren, wie er selbst: Jim Nolan und die beiden Indianer Yellow Sol und Big Hams.

Es waren die Männer, welche ihm vorangegangen waren; es waren die Männer, in deren Schneebedeckten Fußspuren er auf seinem entsetzlichen Marsche zwei Tage lang einhergegangen war, denen er vielleicht noch heute in die Ewigkeit nachfolgen würde! Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß Pater Taché tief bewegt war, als er ihre starren Körper mit seiner eigenen Decke bedeckte. Er selbst war ihrer nicht mehr bedürftig; denn erreichte er Natshedash heute abend nicht, würde er es überhaupt nicht erreichen. Seine letzte Kerze steckte er in eine leere Flasche, zündete sie an und stellte sie zu ihren Füßen. Dann segnete er sie und wandte sich zum Gehen.

Draußen fiel der Schnee wieder in dichten, schweren Flöden, und das Schneetreiben machte es ihm unmöglich, einen klaren Ausblick zu halten. Troßdem suchte er nach Möglichkeit vorwärts zu dringen; aber jetzt zum ersten Male begann er, die Gewißheit des Erfolges ernstlich in Frage zu stellen. Aehundzwanzig Meilen bei einem solchen Unwetter waren keine kleine Aufgabe, und die traurige Entdeckung, welche er in Station 42 gemacht hatte, bewegte ihn doch weit tiefer, als er sich zu gestehen wagte. Ein- bis zweimal versuchte er zu singen; aber in der feierlichen Stille, die ihn umgab, klangen die Worte wie eiskler Hohn, und nach dem ersten Verse wiederholte er sie mechanisch nur halbblaut. Jetzt, wo er den Wald verlassen hatte und über verhältnismäßig ebenen Boden ging, waren die Telegraphenstangen seine einzigen Führer, aber in dem maskeeg oder Moor waren viele gesunken und mit Schnee bedeckt; er konnte nicht weiter als zwanzig Schritte sehen und mußte seinen Weg von einer Telegraphenstange zur anderen, bisweilen recht mühsam, suchen. Um die Mittagszeit herum hatte er das unbestimmte Gefühl, den Weg verloren zu haben, und ging zurück; doch bevor er noch zweihundert Schritte gegangen war, waren die oberflächlichen Spuren seiner Schneeschuhe unter dem niederfallenden Schnee verschwunden. So wanderte er noch ein paar Augenblicke ohne irgendwelche Spuren, dann wurde er unruhig, wandte sich zurück und wollte umkehren, aber schon nach wenigen Schritten war die Spur wiederum verloren; planlos ging er nach rechts und nach links, bis er endlich erkannte, daß er verloren sei.

Verloren! Nein, nein! Es konnte nicht sein! Ängstlich sah er sich nach allen Seiten um, in der Hoffnung, irgend einen Hügel, Felsen oder Baum zu entdecken; aber überall erblickte er die gleiche schweigende, weiße Decke, schwer, dicht, undurchdringlich. In seiner Verzweiflung rief er aus:

„Herr, Herr, du hast sie verlassen!“

Dann sank er auf seine Kniee und begrub den Kopf in den Schnee. Aber nach den ersten Augenblicken wilden Entsetzens ermannte er sich wieder und betete inbrünstig um Hilfe, nicht für sich selbst, sondern für die Rettung der hungernden Gemeinde in Taskoma. Tag für Tag, Nacht für Nacht mochte sie wohl, als der Hunger sein Netz immer enger um sie spannte, an die Waldesgrenze wandern, dort Halt machen und auf den Weg, auf dem er entschwinden war, ängstliche Ausschau halten. Tag für Tag mochte wohl jeder einzelne immer trauriger und gedrückter zurückkehren, während daheim Weib und Kind allmählich, aber unaufhaltsam, einem schrecklichen Tode entgegengingen.

In seinen Gebeten bot er sein eigenes Leben als Opfer an und flehte in dem naiven Glauben, wie ihn einige der alten Märtyrer gehabt, daß seine Leiden je größer, desto wohlgefälliger seien, um unerhörte Qual und Pein.

Als er sein Haupt wieder erhob, schien sein Gebet Erhörung gefunden zu haben: der Schnee fiel dünner, der Wind wurde stärker und der Himmel klarer. Er aß, was an Zwieback noch übrig war, trank den Rest des Komunionweines und stand auf, um sein Werk zu vollenden, nicht als Pater Taché, der Missionspriester, sondern als Pater Taché, der erkorene Märtyrer.

Nicht weit von der Stelle, wo er stand, war eine winzige Erhöhung in der ebenen Schneefläche zu erkennen; er eilte darauf zu und scharrte eifrig die weiße Decke beiseite. Es zeigte sich, was er gehofft hatte — eine umgebrochene Telegraphenstange. Und bald konnte er eine andere und wieder eine unterscheiden, und triumphierend rief er aus:

„Taskoma ist gerettet! Eine starke und mächtige Wehr ist der Herr, unser Gott!“

Eine Stunde später passierte er die Brücke über den Vermilion, und sein Weg führte ihn durch die berüchtigten tiefen Lehmgruben am Whitefish Lake. Danach kam er an die lange Bodbrücke, die gefährlichste Stelle auf seinem Marsche, besonders jetzt, wo ein heftiger Sturm sich erhoben hatte. Er mußte sich flach auf den Bauch legen und ganz vorsichtig kriechend sich fortbewegen. Endlich langte er sicher am jenseitigen Ufer an, und wiederum war es Nacht. Aber weiter und weiter, Schritt vor Schritt, Stunde auf Stunde drang Pater Taché vor durch die schweigende Schneewüste, ohne einen einzigen Freund, der ihm Mut zugesprochen, ohne eine Menschenseele, die ihm Bewunderung gezollt hätte!

Außer dem melancholischen Stöhnen des Windes durchbrach kein Laut das furchtbare Schweigen, und in der zunehmenden Dunkelheit diente dem Einsamen kein Licht als Führer. Doch unter dem zerrissenen, steifgefrorenen Rock schlug ein treues Herz, das sich nur härmte um das Elend seiner Lieben, nicht

um die eigenen, entsetzlichen Leiden! Im festen Vertrauen auf Gott kämpfte Pater Taché mutig weiter, allein, gegen Schwäche, Hunger und tödliche Müdigkeit.

Kämpfe weiter, tapferer Soldat, das Ende ist nahe! Kämpfe weiter allein, bald sind deine Leiden zu Ende! Niemand wird von deiner Aufopferung erzählen, niemand deine Geschichte schreiben! Kein Ruhm erwartet dich hienieden! Nur Gott kennt deine Seelenqualen in jener bitteren Nacht, als du stolperst, wankst, niederfielst, wieder aufstandest und dabei immer in deiner Fieberhize Ihn anriefest um Kraft und Ausdauer, als du dabei Seine Psalmen sangst und, während du in deiner Herzensangst stöhntest, unwillkürlich immer und immer wieder die Worte ausstießest:

„Hungersnot, Hungersnot in Taskoma!“ —

Kämpfe weiter, Pater Taché, das Ende ist nahe!

Am nächsten Morgen gegen 4 Uhr trat der Farmer von Hudsons Bay aus einer Hütte bei Natshedash, in welcher er mit seinen Indianern in der letzten Nacht ein Unterkommen gefunden hatte. Der Sturm hatte sich vollständig gelegt und aus feierlicher Entfernung funkelten die glänzenden Sterne am tiefdunklen Himmel.

Rosß — so war sein Name — blickte mit einem Ausdruck von Zufriedenheit die Straße auf und nieder und war eben im Begriff, sich umzuwenden, um seine Leute zu rufen, da fiel ihm ein sonderbarer Gegenstand auf, der auf ihn zuzustolpern schien. Als er nach seiner Büchse griff und ihm vorsichtig entgegenging, erkannte er wohl, daß es ein Mensch sei, doch zugleich wunderte er sich über dessen seltsamen Gang und die langgezogenen heiseren Schreie, die er beständig ausstieß. Inzwischen kam der Mann näher und er erkannte Pater Taché, der vornüber in seine Arme fiel mit den Worten:

„Hungersnot in Taskoma! Hilfe! Um Gotteswillen!“

Es lebten weiße Männer in Natshedash, die sofort eine Expedition ausrüsteten, bestehend aus dem früheren Streckenaufseher Olbat Murphy, Pater Carou, dem kleinen stämmigen Doktor Lobey und Rosß mit seinen Indianern. Eine größere Abteilung sollte mit weiteren Lebensmitteln noch am selben Tage folgen. Ihr edelmütiges Angestüm wurde belohnt. Zur rechten Zeit langten sie an, um alle, Männer, Weiber und Kinder, in Taskoma zu retten.

Aber Pater Taché erholte sich nie mehr. Als der Schnee geschmolzen war, die Rotzischen wieder auf den Tamariskenwipfeln zwitscherten und Madawaskan Bay wiederum ein blaugoldiger See war, ging er in seine ewige Heimat ein. Man bettete ihn in dem düstern, kleinen Kirchhause hinter dem Missionshause, wo man heute, wenn der Schnee nicht zu hoch liegt, das einfache Holzkreuz finden kann, welches seine Ruhestätte bezeichnet. Auf ihm sind von irgend einer ungebübten Hand die Worte eingegraben, welche in den Herzen aller derer fortleben, die er vom Tode errettete:

„Gott segne dich, Pater Taché!“





W a r u m ?

von

Mario Fels.



Sie war Schritt um Schritt zurückgewichen, bis in die äußerste Ecke des Zimmers, und nun stand sie da, vom Kopf bis zu den Füßen erglühend. Ihre Augen waren heiß, ihre bebenden Lippen heiß, und die Arme hielt sie über der Brust verschränkt, als sollte ein eiserner Wille ihr ungestümes Herz zur Ruhe zwingen. Schön war sie, wunderschön. Es war, als ob das Feuer ihrer Seele sie ganz durchleuchte und jeden Zug, jeden Puls bewege.

Er aber stand ruhig, ganz ruhig; mit der Hand die Lehne des Stuhls umfassend, den er soeben verlassen, schaute er sie an mit seinen gebietenden Augen, in denen für sie eine so weltbezwingende Liebe lag. Regungslos stand er da; auf seinem Gesicht der Widerschein eines Geistes, der nach der Lösung eines Rätsels ringt, aber auch eines Willens, der noch nie ein solches ungelöst gelassen, wo er es ernstlich wollte.

Draußen blühte es, summt und schwirrt es; die Frühlingssonne schien, die Luft war schwül; vom Erdboden stieg ein heißer Dampf auf; es war, als löse sich der letzte Bann des Winters wie im heimlichen Kampf der Elemente, als bebe die Erde im Atemholen einer ungestillten, maßlosen Sehnsucht.

Er sprach zuerst: „Und Sie wollen mir nicht sagen: warum?“ Es lag in seiner Frage ein Ton milder, stiller Bitte.

„Ich kann nicht!“ stieß sie hervor.

„Mir können Sie alles, alles sagen,“ antwortete er, „denn Liebe ist tiefer als ein Meer, mit Menschenmaß nicht zu messen. Unendlichkeit ist ihre Natur, und darum eignet ihr ein grenzenloses Vertrauen. Aber Sie wollen es mir nicht sagen!“

Sie kam einen Schritt näher; alle Farbe war aus ihrem Antlitz gewichen.

„Nicht mit Menschenmaß zu messen ist Liebe?“

Ihre Augen sahen ihn an, als wenn sie schreien wollten: „Liebe mich, liebe mich! Erlöse mein Herz, das die Welt erkältete! Reiß ihm die Thüren

des Paradieses auf! Ueberführ' es, daß es eine Liebe giebt, die stärker ist als der Tod, überführ' es mit dir selbst und deinem Leben! Laß es endlich, endlich zur Ruhe kommen!"

„Ja,“ stieß sie hervor, „aber dann wäre das, was man aus reiner Liebe thut, auch nicht nach den landläufigen Gesetzen des Lebens zu beurteilen?“

Atemlos hielt sie inne.

„Gewiß nicht!“ — Er sprach's mit der Ruhe der Selbstverständlichkeit.

Und nun flutete der Strom der Empfindung aus ihrer Seele empor, wie wenn das Meer die Dämme einreißt, allmählich, aber mit unaufhaltbarer Macht.

Sie ließ die Arme sinken und kam näher, langsam näher, bleich bis in die Lippen. Jetzt stand sie dicht vor ihm.

„Senken Sie die Augen“, sagte sie erstickt, „und versprechen Sie mir, sie nicht eher zu erheben, als bis ich es will!“

Er lächelte. Ein eigentümlich überlegenes Lächeln war's, wie das einer Mutter, die sich die Augen zuhält, wenn das Kind an der Weihnachtsüberraschung arbeitet, die sie schon dreimal unbeobachtet auf dem Tisch gefunden.

„Nun?“ fragte er.

Er hörte sie stoßweise atmen; dann plötzlich brach's aus ihr hervor mit einer trohigen Stimme, die dasselbe Empfinden verriet, das der Tapfere vor dem Feind hat, wenn er die Brust entblößt und ruft: Hier trifft!

„Ich liebe einen, der mich nicht darum fragte, gesagt: ‚Ich liebe dich,‘ und ich wußte, daß er mich nicht liebte, daß er mich nicht lieben könnte!“

Es war, als hätte sie sich mit diesem Geständnis das Herz aus der Brust gerissen, als erfasse sie jetzt ein Schwindel über dem, was sie gethan. So todesbleich war sie; so verstört blickten ihre Augen.

„Darf ich aufsehn?“ fragte er.

„Nein!“ schrie sie auf, als wolle er sie peitschen. „Nein! Ich habe Ihnen das ‚warum‘ gesagt, um das Sie mich baten. Nun wissen Sie's! Sie sind ein Ehrenmann! Sie werden schweigen! Jetzt lassen Sie mich gehn!“

Er hielt ihr die Hand hin, ohne aufzusehn.

„Ich glaube an Sie,“ sagte er einfach, „Sie können mich an sich nicht irre machen! Und wenn Sie ein solches Wort gesagt haben, so hatten Sie einen Grund!“ . . .

Aber sie ergriff seine Hand nicht.

Ein Beben ging durch ihren Körper. Sie sah ihn starr an. Etwas aber in seinen Zügen schien sie zu bewegen, ihre innerste Seele in Schwingung zu bringen, ihr eine Sprache zu geben. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Unter ihren Fingern rannen schwere Thränen nieder.

„Gott, mein Gott!“ schluchzte sie, „ich wollte es mit mir ins Grab nehmen, mein Geheimnis; ich hätt's auch mit ins Grab genommen, und keiner

hätte es je geahnt! Keiner!! Unter ihrer aller Augen hab' ich's gelebt, Stunde um Stunde, mit den Tropfen meines Herzbluts, und mit keiner Wimper hab' ich gezuht. Ich brauche es ja niemand zu gestehn, ob mir das Herz auch darunter bricht! — Bricht! — Hören Sie, denn Sie haben mir geglaubt! Ich denke, Sie werden mich verstehen, weil Sie das von der Liebe sagten! — Nur Eins schwören Sie mir: Wenn, was ich jetzt sagen will, mich um einen Grad in" . . . sie stockte — „in Ihrer Achtung . . . herabzieht . . . Wenn Sie, verstehen Sie, mich darnach um Haaresbreite, ich sage nicht weniger, sondern anders lieben — Sie wissen“ — würgte sie hervor — „mitleidiger“ — sie konnte offenbar einen Augenblick nicht weiter reden — „Schwören Sie, daß Sie dann mit mir brechen, denn das trüg' ich nicht! — Entweder — oder! Ganz — oder gar nicht! — — — Ich will Sie dann auch nicht als Freund! Ich hab' allein gelebt; — ich kann weiter allein sein!“ Leidenschaftlich sprach sie's. Nun hielt sie inne.

Ein Lächeln ging über seine Züge; das Lächeln des Glaubens.

„Ich verspreche! Erzählen Sie!“

Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken. Ihr Auge blickte gerade vor sich hin, ohne zu sehen. Sie regte die Lippen. Offenbar tauchte ihre Seele nieder in eine andere Welt, die ihr bis dahin alles gewesen, Wonne oder herzzerreißender Schmerz, jedenfalls etwas Gewaltiges.

Und nun kam's ruckweise, stoßend:

„Sie wissen, meine Stiefmutter liebt mich nicht — ich habe nichts, niemand, der mich braucht! — Mein Leben, — nun, Sie kennen's! — Viel Sonnenschein habe ich nicht gehabt!“

Er nickte. Er schien zu finden, daß sie sich milde ausdrückte.

„Wir hatten einen Nachbar auf dem Lande, einen jungen Menschen. Als Kinder spielten wir mit ihm. Später verloren wir uns aus den Augen. Als wir uns wiederfanden, war er erwachsen, aber ganz der Alte, — und verlobt. Er bat so nett darum, daß wir beim ‚Du‘ blieben. Das Kindliche in seiner Art und auch, daß er etwas jünger war als ich, und so gar nicht hübsch . . . all das bewog meine Eltern, unsern Verkehr gehen zu lassen. Und so kam's, daß wir vertraut wurden.“

Vor zwei Jahren nun, als wir im Süden waren, an der Riviera, in einem der großen lärmenden Hotels, unter einem Schwarm gepuzter, flacher Menschen, fanden wir ihn. Er war an einem Lungenleiden erkrankt, und die Ärzte zweifelten an seiner Heilung.

Da lag nun der arme Junge, der so gern ritt, tanzte, sprang und tollte, neckte und scherzte, ganz allein, ja — denn er hat keine nahen Verwandten mehr — ganz mutterseelenallein, dem Tod ins Angesicht sehend. Was das heißt, so allein sein, das kann nur der wissen, der schon morgens erwacht ist mit dem Bewußtsein: heut den ganzen Tag seh' ich kein liebes Gesicht, das sich an mir freut; sagt mir keine liebe Stimme ein Wörtchen der Teilnahme.

Seine einzige Freude waren die Briefe seiner Braut. Die kamen aber sehr spärlich.

Er ist eine jener äußerlich heitern Naturen, die ihr Innerstes so fest verschließen, daß im ganzen Leben nur ein, zwei ihnen seelenverwandte Menschen daran rühren dürfen.

Ich wußte gar nicht, daß er in demselben Hause wohnte wie wir, traf ihn ganz zufällig, und wie er mich sah, hatte er eine maßlose Freude. Ich glaube, es war kein Zug in seinem Gesicht, der nicht strahlte. Denn nach seiner Braut hat er wohl keinen Menschen auf der Welt so gern gehabt wie mich. Und vertraut hat er keinem so ganz. Keinem vor mir; keinem nach mir. —

Von nun an war ich viel mit ihm. Ein Todtkranke: das ist nicht kompromittierend. Ich wußte ja auch, wie ganz er sein Herz verschenkt hatte, und daß es nicht gefährlich sein konnte.

Wir lasen, wir sprachen. Er schloß mir seine ganze Seele auf. Was das heißt, wenn zuerst die Seele eines tief und warm angelegten Menschen sich einem in ihrem Innersten offenbart —, ja, wieder sage ich: Nur der kann's verstehen, der jahrelang im Herzen einsam gewesen ist und die Fähigkeit einer großen Menschenliebe hat.

Er quälte sich mit dem Gedanken, daß die lange Trennung ihm seine Braut entfremden könne; dachte aber so hoffnungsvoll über seinen Zustand, daß es ihm nicht in den Sinn kam, sie freizugeben. Ich aber war die Sonne seiner Tage. Ich wußte: komme ich, ist's für ihn Licht; gehe ich, wird's Nacht! Eine Seelenverwandtschaft, die unschuldigste. Und sehen Sie, es wurde mein Lebenszweck, ihm zu helfen, ihn zu beglücken. Ich glaube, ich habe in dieser ganzen Zeit nicht ein Buch gelesen, nicht einen Ton Musik gehört, nicht eine Blume gesehen, ohne daß er in meinem Sinn darin gewesen wäre. Wird ihn das freuen? Wird ihn das zerstreuen? Das war Tag und Nacht mein leitender Gedanke. Es war, als trüge ich seine Seele in der meinen und wüßte bis in die zarteste Faser, was ihn schmerzen und ergötzen mußte. War ich im Zimmer, wurde er ruhig, sogar wenn er sehr litt, und sobald ich ging, begann er sich zu quälen.

Ich wußte, daß seine Braut nur nach dem Anlaß suchte, mit ihm zu brechen, und gerade weil ich ihm das verbergen mußte, jammerte er mich so im Innersten.

Die Menschen fingen an, über uns zu reden. Ich sag darüber wach und faun. Aber mir kam all ihr Geschwätz so schal vor, alle ihre Konventionen so inhaltslos — hier, wo es sich darum handelte, einen Menschen am Leben zu erhalten, oder ihm den Tod zu versüßen. So ließ ich mich nicht irre machen. Und ob auch mein Stolz — aber einerlei —: ich hatte mich entschieden. Vor Gott und ihm hatte ich recht, ja, durfte ich nicht anders; und so fuhr ich fort, mit ihm zu sein, wie ich wollte, und ließ die andern reden.

Ich liebte ihn von ganzem Herzen, ja von ganzem Herzen liebte ich ihn; — aber ich wußte nicht, — wußte, ahnte nicht, daß es die Liebe war. Da haben andre mich drüber aufgeklärt. Sie sagten, daß er ehrlos an seiner Braut handele, daß er sie frei geben müßte; daß ein Todeskandidat kein junges Leben an sich fesseln dürfe. Man könne ihn bedauern, bemitleiden, — aber das sei alles.

Da war's, als peitsche mir jedes dieser Worte die eigene Seele, als müsse sie sich dagegen aufbäumen und laut hinausschreien; als besudete man mich selbst. Ehrlos — eine Ohrfeige. Mitleid! — eine zweite, die schärfer brannte. Aber da riß der Schleier vor meinen Augen, und es flutete durch meine Seele:

Ich aber achte ihn, ich liebe ihn und will ihn lieben!

— — — Nun kam eine grauenhafte Zeit. Sie liegt vor mir wie ein einziger Nebeltag, endlos, schmerzhaft, brustbeugend. — — —

Was ich lange fürchtete, kam: der Absagebrief der Braut!

Er aber wollte es nicht glauben, nicht begreifen, — und derweilen traten ihn die Menschen moralisch in den Staub.

Und mir brannte das Herz in der Brust, und mir tobte das Blut in den Adern, und ich hält' ihn am liebsten den Verlobungsring vom Finger gerissen und ihn jener andern ins Gesicht geschleudert mit meiner Verachtung.

Mit ihm aber war ich sanft. Ich hatte ihn vorzubereiten gesucht auf den Schlag, der seine Seele traf. Er vertraute mir ja so fest, und er liebte mich auch; — ja, ganz wie man eine Schwester liebt. Da kam's, jener Augenblick, da er begriff. Es war der Zusammenbruch seines Lebens, und ich konnte ihm nicht helfen! — Er hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Und was er sprach, war fast wie der Irrsinn der Verzweiflung. Ich saß etwas höher, als er, und fand kein Wort, kein Sterbenswörtchen, auf das er gehört hätte. Und mir würgte es und würgte es die Kehle: die Untreue der andern und seine Verzweiflung und meine maßlose Liebe.

Ich sagte:

„Du gehst morgen von hier . . . wirst du mir schreiben?“

Mit unsäglicher Bitterkeit wandte er sich ab:

„Was liegt dir an mir?“

Ja, mein Geheimnis hatte ich gut gehütet. Er hatte mein ganzes Liebeswerk für die Freundlichkeit eines Menschen angesehen, der Zeit hat.

Da wandte ich mich zu ihm. Es jammerte mich seiner bis zum Herzbrechen. Ich nahm seine Hände und sagte ihm — ich weiß nicht wie, weiß nicht mehr die Worte, aber es war: .

„Ich liebe dich!“

Da war's, als käme er zurück zur Wirklichkeit. Er wollte reden; aber kein Laut kam über seine Lippen. Ich aber strömte alles aus, was in meinem Herzen schlief, und sagte ihm, daß er sich kein Leids anthun dürfe, und daß ein

Mensch, der so tief geliebt werde, nicht am Leben verzweifeln könne, und daß ich für alle meine Liebe nur eines erbäte: Sein Leben, sein Vertrauen, seinen Glauben!

Alle Muskeln seines Angesichts arbeiteten unter solcher meiner Beichte, und mühevoll und abgerissen stieß er die Worte hervor:

„Maßlos, maßlos!“ . . .

Und er sagte . . . nein, einerlei, was er noch sagte. Aber ich wußte, daß seine Seele rein war, daß er mich in diesem Augenblick verstand, daß ich ihn gerettet hatte!“ — — — — —

Sie hielt inne, schwer, fast keuchend ging ihr Atem.

Er aber saß regungslos. Sein Haupt war tief in seine Hand gesunken.

„Darf ich aufsehn?“ fragte er dann.

„Nein, nein!“ Wieder schrie sie's, als schwänge er die Peitsche. „Noch nicht! Ich bin nicht zu Ende!“ — — — — —

Sie stand auf, verschränkte wieder die Arme über der Brust, erhob den Kopf trotzig, in ihr Auge kam etwas vom alten Feuer, und fast drohend kam's über ihre Lippen:

„Was ich damals gethan, ich bereue es nicht. Und wär's noch einmal zu thun, noch einmal thät ich's! Ich konnte nicht anders! ich wollte nicht anders! ich mußte ihn retten!“ — — — — —

„Sahen Sie ihn jemals wieder?“

„Ja! Aber auf jene Stunde sind wir nie zurückgekommen. Nur einmal, andeutungsweise sagte ich: es sei für ein junges Mädchen die größte Beleidigung, wenn man auf ihre Liebe hin bei ihr anhalte, ohne eine ebensogroße zu bieten.“

„Wurde er geheilt?“

„Ja. Er kam in eine Lungenheilstanstalt. Jetzt ist er gesund und hat viele Freunde. Mit der Vergangenheit, die ihn drückte, hat er auch mich über Bord geworfen. Ich mache ihm keinen Vorwurf. Er hat mich vergessen.“

Es war totenstill im Zimmer geworden. Man hörte nur vom Nebenzimmer das laute Ticken der Uhr, die Sekunde um Sekunde die Zeit kündete, die unwiederbringlich zerrann.

Von draußen kam der warme Hauch der Blüten. Die Sonne begann sich zu neigen und warf einen breiten, zitternden Strahl zu Füßen des Mädchens, das wie ein schillerndes, zerbrechliches Glas das Glück ihres Lebens in Händen hielt und jeden Augenblick erwartete, es in Scherben zerpringen zu sehn.

Sie brach zuerst die Totenstille:

„Nun sehen Sie auf! Ich sagte, was ich mußte!“

Er erhob den Kopf und blickte sie an. Seine Augen waren feucht, die Augen, in denen sein ganzes Herz lag, mit seiner maßlosen Liebe zu ihr.

Sie starrte ihn an mit weiten, großen Augen. Ihr Urtheil wollte sie. In

ihren Blicken lag die Angst des Todes. Ein Hauch des Vorwurfs, und sie floh vor ihm, wie sie vor keinem in der Welt geflohen wäre.

Er aber sprach kein Wort, keine Sterbensstille.

„Sprechen Sie! reden Sie!“ stieß sie hervor.

Da richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf.

„Werfen Sie die Vergangenheit hinter sich,“ sagte er, „beginnen Sie neu zu leben!“

„Ich kann nicht! kann nicht!“ stöhnte sie. „Wie ein Schatten steht sie zwischen Ihnen und mir. Ich gehöre nicht zu denen, die vergessen. Ich vergesse nie; nicht einmal ein Tier, das ich gern hatte. So wenig kann ich's ändern, wie einen Stern vom Himmel reißen. Eingegraben ist jene Liebe wie mit glühendem Eisen in mein Herz. Wenn ich sterbe, muß ich seinen Namen auf den Rippen haben; und wenn mir ein Funke Bewußtsein bleibt, dann sag' ich: Gott, vergieb ihm, und laß ihn zum Himmel ein! — Das nenne ich Liebe!“

Der Mann vor ihr war nun doch um einen Schatten bleicher geworden.

„Und wenn ich glaubte, daß Sie anders liebten, landläufig liebten, denken Sie, ich wäre zu Ihnen gekommen? Ich will Ihr Herz mit seiner Kraft, seiner Blut, seinem Liebestrog. — Vor der Vergangenheit fürchte ich mich nicht. Ich bringe Ihnen ein Herz so voll von starker, treuer Liebe, daß, wollten Sie's, eine sonnige Gegenwart die alten Schatten verschleichen würde. Sie haben Ihren Freund geliebt, aber ich sage Ihnen: ich liebe Sie mehr als Sie ihn! Denn ich muß Sie im Glend wie auf dem Gipfel des Glücks lieben, als Verkörperung der Kleinheit, der Wahrheit, der Liebe! So liebten Sie ihn nicht. Wenn Sie mich lieben, fürchte ich nichts. Ich nehme Sie ganz mit allen Schmerzen, die will ich heilen.“

„O wär' ich, was ich war!“ stöhnte sie auf. „Aber ich bin todmüde! Ein halbes Leben, — ein brechendes Herz — wie kann ich Ihnen das geben?“

Er sagte:

„Sie lieben so groß, und sind so klein im Glauben?“

Da brach sie aus in die Worte:

„Aber das ist ja meine Verzweiflung: Ich bin Ihrer nicht wert! — Ich habe geistig gebüct gelebt, ich bin krumm geworden, ich kann nicht mehr in die Höh! Ich schäme mich vor Ihnen. Was habe ich geleistet im ganzen Leben? Nichts! Nur einem halben Knaben geholfen, der mich vergessen hat. Den Menschen war ich nichts! Und Sie, so gut, so groß — — — —“

Die Eisenmuskeln seiner Hand spannten sich fester um die Stuhllehne, die er hielt.

„Herz meines Herzens,“ stieß er hervor, „begreife doch, begreife doch endlich, daß ich dich liebe, und laß das Rechte sein. Bist du müde, ruhe aus bei mir! Bist du krumm, ich mach' dich grad! Liebe thut Wunder. — Du liebst mich, du Hörin, und willst's nicht eingestehen, nicht einmal deinem eignen Herzen! Und deine Augen sagen's, und dein Troß sagt's, und dein Vertrauen sagt's:

Da, da,“ — er nahm einen Ring von ſeinem Finger, — „der gehörte meiner Mutter; daß ſie das Geliebteſte, Heiligſte war, das Reinſte, was ich vor dir gekannt, du weißt's! — Da nimm den Ring und mit ihm wirf alle Kleinlichkeit zu Boden und glaube!“

Da plötzlich, ganz ſachte, hob ein Schluchzen ihre Bruſt, und ihre Lippen bewegten ſich wie im Gebet. Immer in ſeine Augen blickend, in die ſtarken, beherrſchenden, die ſo voll weicher Liebe auf ihr ruhten, murmelte ſie:

„Ich glaube! Sei du mir — — — Vater — — — Mutter — — — Bruder — — — Schweſter — — — Freund — — — Heimat — — — Liebe — — — mein Alles“ — — —

Und ſeine Augen antworteten zu jeder Silbe:

„Ja!!! ja!!! ja!!!“

Da kam ſie näher und näher — ſchluchzend, — und er zog ſie ſanft an ſein Herz, ſo unmerklich, daß ſie es ſelbſt nicht wußte.

„Hatteſt du ſolche Furcht vor mir?“ flüſterte er. „Ach, wenn du wüßteſt, wie gut ich dich kannte, und, weil ich dich kenne, liebe ich dich!“

Sie aber ließ den Kopf an ſeine Bruſt ſinken, müde und vertrauend, wie das verfolgte Kind, das ſich in den Schoß der Mutter wirft, innig und heiß, als löſe ſich ihr Selbſt in den himmliſchen Frieden der Liebe, die das ganze Sein ergreift.

„Ich liebe dich mit dem ganzen Schmerz meines Lebens,“ flüſterte ſie.

Da preßte er ſie gewaltig an ſich und küßte ſie, und es war, als löſſen ihre Seelen ineinander in dieſem erſten Kuß. — — — — —

Die Sonne war geſunken; der Duſt der Stryngen kam in breiten Wellen herein — im Halbdunkel, als wolle die Natur das Geheimnis dieſer Seelen hüten, die fortan nur eine waren.



Grabſpruch.

Von

Georg Buſſe-Palma.



Or wenig Jahren ließ man mich hinab,
Und kein Bedenken rannt ſich um mein Grab.

Was ich gelitten, was ich ſchweigend trug
Auf meines Lebens irrem Sehnsuchtsflug:

Es ward vergeſſen, wie man mich vergaß,
Als ich mich barg hier unterm Friedhofsgras





Die Litteraturgeschichte der Romantik.

Als erster hat im Jahre 1832 Heinrich Heine die Geschichte der romantischen Schule darzustellen unternommen. So glänzend und anregend dies Buch ist, kann es doch wissenschaftlich nicht für voll angesehen werden; denn einmal ist Heine auch hier mehr Dichter als Forscher und zweitens durchaus partiisch einer Bewegung gegenüber, in der er sich mit Recht eine führende Rolle zuschreibt. Das hindert nicht, daß er im einzelnen die glücklichsten Formeln für gewisse Dichter und Strömungen geprägt hat, als Ganzes aber darf die Schrift keine litterarhistorische Geltung in Anspruch nehmen. Ähnlich ist es mit dem Werk August Kobersteins, der selbst mit einem Fuße in der Romantik steht, was neben dem Vorzug der Unmittelbarkeit der Schilderung den Nachteil hat, daß er eben noch nicht hoch genug über dem zu Schildernden steht, um einen freien Ueberblick haben zu können. Auch bei ihm sind noch Licht und Schatten recht ungleich verteilt; er stellt Ludwig Tieck dicht neben Goethe, um Schiller entsprechend tief herabzudrücken. Dann geben Julian Schmidt und Hermann Hettner wertvolle Beiträge, die beiden bedeutendsten Romantik-Werke aber brachte erst das Jahr 1870: Rudolf Hayms umfangreiche „Romantische Schule“, schwierig und ohne klare Gliederung, doch gebiegen und zuverlässig, und Wilhelm Diltheys Schleiermacher-Torso, der jetzt nach dreißig Jahren, wie wir hören, endlich der sehnlichst erwarteten Vollendung entgegenrückt. Mit Haym teilt Dilthey die Grundsätzlichkeit der Forschung, er übertrifft ihn aber weit in der künstlerischen Gruppierung des überreichen Stoffes, dessen Fülle nie drückend wird. Seitdem ist die Forschung rüstig am Werk geblieben.

Namentlich die letzten Jahre haben die Forschung über die romantische Litteratur sehr bereichert. Das liegt wohl zum Teil daran, daß die klassische Dichtung nachgerade im wesentlichen verarbeitet ist, sicherlich trägt dazu aber auch das Gefühl einer inneren Verwandtschaft unserer Zeit mit der der Romantiker bei, und je weiter wir mit einem Vorsprung von einem Jahrhundert wieder in die alten Jahreszahlen eintreten, um so mehr erscheinen alle die Untersuchungen gleichsam als Jubiläumsschriften. Immer zahlreicher werden vor allem die guten wissenschaftlichen Ausgaben, an deren erster Stelle Ernst Eiters Heine und die von Erich Schmidt und Julius Hartmann vor zwei Jahren besorgte historisch-

kritische Ausgabe der Gedichte Uhlands zu nennen sind. Mehr an das große Publikum wenden sich etwa die Griesbachsche Sammlung der Werke E. Th. A. Hoffmanns *) oder Bruno Wille's Ausgabe von Novalis, dessen „Hymnen an die Nacht“ Carl Busse jüngst fein und scharfsinnig analysiert hat.

Die Geschichte der älteren romantischen Generation — gegen den Ausdruck romantische Schule haben schon die Romantiker selbst mit Recht protestiert — ist jedoch durch das umfassende Nahel-Werk Verdrows**) vermehrt worden, das ich in „Türmer“ bereits kurz angezeigt habe, und dessen Darstellungsweise die Leser aus des Verfassers Aufsatz „Nahel und der Berliner Salon um 1800“ bereits kennen gelernt haben. Verdrows Buch hat das Verdienst, Nahel Barnhagen selbst viel zum Wort kommen zu lassen und alle die vielen berühmten Menschen, die mit ihr in nähere Berührung getreten sind, eingehend zu behandeln, namentlich in ihrem Verhältnis zu jener, die wir dadurch von den verschiedensten Seiten kennen lernen. Dennoch will es uns nicht gelingen, sie ganz nur mit den Augen ihres liebevollen Biographen zu sehen. Scherer urteilt gewiß zu hart, wenn er von Nahels pfaunhaftem Sich-Spreizen spricht; ihre logische Begabung ist sicherlich ebenso hoch zu schätzen wie ihre ethische Durchbildung; ihre Nächstenliebe, ihr Patriotismus, ihre häuslichen Tugenden und vor allem ihre geselligen Talente machen sie uns wert und sympathisch; was wir aber nicht an ihr finden können, das ist das Echt-Weibliche, Lebenswürdige, das Verdrow ihr zuschreibt. Gewiß ist eine Henriette Herz viel oberflächlicher als sie, aber auch sehr viel anmutiger. Es mag sein, daß wir den Zauber, der von Nahels Wesen ausströmte, heut nicht mehr voll empfinden können, weil er allerpersönlichster Natur war; aus ihren Briefen und Schriften spüren wir wenig davon. Abgesehen von der häufigen unbeholfenen Härte ihres Stils, der sich allerdings auch zu schöner Plastik herausarbeiten kann, stört uns der maßlos selbstbewußte und selbstgerechte, oft unangenehm scharfe Ton ihrer Sprache, mit dem sie Männer wie Wilhelm v. Humboldt abkanzelt gleich Schulkublen. Sie fühlt sich als unfehlbares Orakel und nennt sich wohl geradezu „einen der ersten Kritiker Deutschlands“. Sie ist gar zu überwiegend grübelnder Verstandesmensch; es fehlt ihr an unbefangener Simulichkeit und weiblicher Grazie. So naive Züge, wie sie bei der ersten persönlichen Begegnung mit ihrem Abgott Goethe an den Tag legt und reizend wiedererzählt, gehören bei ihr ganz und gar zu den Ausnahmen. Auch hat sie so gar nichts Künstlerisches wie die anderen Frauen der Romantik. Das soll aber mein günstiges Urteil über die fleißige und gründliche Verdrowsche Arbeit in keiner Weise beeinträchtigen.

Wie bezaubert uns dagegen die nicht nur geistvolle, sondern auch weiblich-weiche Karoline Schlegel, deren Portrait Ludwig Geiger***) in seiner zweiten Sammlung „Dichter und Frauen“ durch neues Altenmaterial aus französischen Briefquellen in neuer Beleuchtung zeigt. Und selbst Karolines Schwägerin Dorothea, deren Briefwechsel mit Wilhelm Schlegel in demselben Bande veröffentlicht wird,

*) E. Th. A. Hoffmanns sämtliche Werke. Herausg. von Ed. Griesbach. 15 Bände in 4 Leinenbänden. Leipzig, Max Hesses Verlag. Preis 8 Mk.

**) Nahel Barnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Verdrow. Stuttgart. Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1900. Preis 7 Mk. (9 Mk.).

***) Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mitteilungen von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1899. Preis 7 Mk. (9 Mk.).

steht uns trotz mangelnder körperlicher Reize in ihrer aufopfernden Liebe zu dem haltlosen Gatten menschlich näher. Sehr dankenswert sind ferner die ungedruckten Gedichte der unglücklichen Karoline v. Günderode, der Aufsatz über Rosa Maria Affing u. a. Geiger lehnt mit vollem Recht den Vorwurf ab, als diene er in der Vorführung interessanter literarischer Paare dem Klatsch; niemand, dem an tieferer Forschung gelegen ist, darf das Problem Künstler und Weib oberflächlich behandeln.

Den Einwand zu großer biographischer Verliebttheit in seinen Gegenstand können wir wie bei Berdrow so auch bei Joseph Müller nicht unterdrücken, der sich Jean Paul zum Heiben genommen hat. Außer einem großen beschreibenden Werk hat Müller dem Dichter noch mehrere kleinere Schriften gewidmet, von denen die „Jean Paul-Studien“*) mir heute vorliegen. Wenn Müller von sich bemerkt, daß er jedes anderen Autors — Goethe und Shakespeare nicht ausgenommen — durch häufige Sektüre überdrüssig werden könne, nie aber Jean Pauls, dem er immerwährenden, stets frischen Genuß verdanke, so ist das seine Sache und beruht auf derselben innigen persönlichen Zuneigung, die Börne dem Dichter entgegengebracht und in seiner berühmten Denkrede ausgesprochen hat. Wenn Müller aber als Kritiker z. B. die Zentralideen des „Hesperus“, des „Titan“ erhabener, gigantischer Art findet und das letzte Werk „mit Zug“ dem Parzifal, dem Faust an die Seite stellt, so müssen wir konstatieren, daß er die richtigen Maßstäbe objektiver Betrachtung verloren hat. Im einzelnen wird mancher wichtige Hinweis gegeben, z. B. der nicht neue, daß Jean Paul auch seinen zweiten Namen immer französisch ausgesprochen wissen wollte.

Neuerdings ist von der Forschung die Geschichte der jüngeren Romantik mehr begünstigt worden, deren Wege und Ziele, schon da Philosophie und klassische Philologie in ihr eine weit geringere Rolle spielen, sich leichter und klarer darstellen lassen. So sind Herman Grimm und Reinhold Steig daran gegangen, das Arnimsche Familienarchiv auszubenten, als dessen erste Frucht Steigs Buch „Arnim und Brentano“, eine nützliche Brief- und Materialsammlung, vor einigen Jahren ausgegangen ist. Die letzte Schrift der Goethe-Gesellschaft hat die Beziehungen zwischen Goethe und den Romantikern klargelegt, und Runo Fischer**) behandelt in seiner letzten Festrede „Goethe und Heidelberg“ unter den übrigen Besuchen des Dichters in der Stadt der Romantik auch die in den Jahren 1814 und 1815 den Brüdern Boissière abgestatteten, die ihn der romantischen Bewegung ja besonders nahe brachten.

Außerordentlich fruchtbar ist die Erforschung der schwäbischen Romantik. Erich Schmidts musterhafte Uhländ-Ausgabe, der demnächst eine Uhländ-Biographie folgen wird, ist bereits erwähnt worden, Julius Hartmann gab Uhländs Tagebuch heraus, Ernst Müller den sehr ergiebigen Briefwechsel zwischen „Ferner und seinen Freunden“, und Hermann Fischer mehrere gründliche Einzeldarstellungen. Rudolf Grosch hat in ansprechendster Weise die Lyrik der Hölberlinschen Jugend charakterisiert, dessen Gedichte soeben auch in einer billigen Aus-

*) Jean Paul-Studien von Dr. Joseph Müller. München. 1900. Dr. G. Lüneburg, Verlag. Preis 2,80 Mk.

**) Goethe und Heidelberg. Festrede zur städtischen Goethefeier aus Anlaß des 150. Geburtstages Goethes. 2. Auflage. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1900. (Goethe-Schriften. 5.) Preis 1 Mk.

gabe von Oskar Linke*) erschienen sind. Die schwäbische Litteraturgeschichte im Zusammenhang darzustellen, hat Rudolf Krauß**) unternommen, von dessen Werk nunmehr auch der zweite Band vorliegt, der mit der Romantik einsetzend bis in die Gegenwart führt. Die Berechtigung, einen derartigen Ausschnitt aus der Gesamtlitteratur zu geben, der oft nur in den politischen Grenzen seine Einheit hat, wird vielfach bestritten und mit Recht, wenn es sich um Provinzen wie Ostpreußen oder Westfalen handelt. Etwas anders liegt es in diesem Falle, insofern in Württemberg die Litteratur einer folgerichtigen Entwicklung sich erfreute. Dennoch hat die örtliche Begrenzung manches Mißliche, wie allein das Beispiel Wielands und Schillers zeigt, die zwar von Geburt Schwaben, im Laufe ihrer Entwicklung aber ihrem Vaterlande ganz entfremdet worden sind. Oft ist bei solchen Versuchen ein Lokalpatriotismus ausschlaggebend, für den die allgemeine Nationallitteratur kein Verständnis hat. Ihr liegt die Pflicht ob, wie Krauß einsichtig ausführt, das Wesentliche vom Unwesentlichen sorgsam zu scheiden und nur diejenigen Namen auf die Nachwelt zu bringen, deren Träger individuelle Züge aufweisen, Nebenächliches aber in Austausch und Bogen zu behandeln. Der Provinziallitteraturhistoriker dagegen erstrebt Vollständigkeit um jeden Preis und katalogisiert, wie auch Krauß das für seine Pflicht hält, alle Menschen, die „durch selbständige Sammlungen deutliche Spuren ihrer Existenz hinterlassen haben“. Auf diese Weise füllt die Schwäbische Litteraturgeschichte rund tausend Seiten z. T. mit Namen an, die selbst der Fachmann nicht kennt und nicht zu kennen braucht. Es ist bei solcher Methode gar nicht zu vermeiden, oft im Bibliographischen zu verfangen und Spreu auf Spreu zu häufen. Es kann solch ein Werk, das gar zu sehr mit dem Zufälligen rechnet, daher auch niemals ein Kunstwerk werden von wohlgegliederter Komposition. Dafür ist aber das Krauß'sche Buch ein tüchtiges und zuverlässiges, in dem eine Unsumme fleißigster Arbeit steckt, für die der Spezialforscher zum mindesten dem Verfasser aufrichtig verpflichtet ist. Das Buch ist dazu gut geschrieben, wenn schon das Biographisch-Kritisch-Aesthetische sich oft zu wenig innerlich durchdringt. Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist es, wie das ja auch Richard M. Meyer in seiner neuen Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts thut, zugleich die wissenschaftliche Litteratur und die Geschichte der Presse eingehend behandelt zu haben. Selten sind kleine Unrichtigkeiten wie z. B. der Satz: „Bestimmter Einfluß eines einzelnen Dichters läßt sich bei Uhland nirgends nachweisen.“ Die kritische Ausgabe hätte Krauß eines anderen belehren können, und ich selbst habe in einer Schrift „Uhlands Jugendarbeitung“, die fast gleichzeitig mit seinem Buch erschienen ist, ausführlich gezeigt, wie der Dichter im Anfang, ja fast bis zur Pariser Reise, eigentlich nur nach fremden Mustern schafft, unter denen die Antike, Klopstock und die Göttinger, sowie Schiller und die anderen Schwaben, und ferner Ossian und Fouqué besonders zu nennen sind; zumeist und gerade in seinen besten Schöpfungen steht Uhland ja wie fast alle romantischen Dichter unter dem Einfluß des Volksliedes.

*) Gedichte von Friedrich Hölderlin. Herausgegeben und mit einer Vorbemerkung versehen von Oskar Linke. Verlag von Otto Henbel. Halle a. S. — Geh. 75 Pf., geb. 1 Mk.

**) Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden von Rudolf Krauß. Zweiter Band. Die württembergische Litteratur im neunzehnten Jahrhundert. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1900. — Preis 8 Mk. (9,50 Mk.).

Das Volkslied ist durch „des Knaben Wunderhorn“ unlöslich mit der deutschen Romantik verknüpft. Ein Buch von Wilhelm Uhl,*) „Das Deutsche Lied,“ behandelt in der Form von acht Vorträgen, die für den Druck etwas sorgfamer hätten überarbeitet werden müssen, die ganze Entwicklungsgeschichte. Uhl geht aus von dem Strassburger Kreise, in dessen Mitte Herder und der junge Goethe stehen, und gelangt durch den Gleim'schen Halberstädter Kreis (der von Rechts wegen an erster Stelle stehen müßte), ferner durch den Göttinger und den Nicolaischen Berliner Kreis nach Heidelberg und mitten in die Romantik hinein. Er schildert weiter die Gesellschaftspoese der Befreiungskriege und die gelehrte Periode, der wir vor allem Uhlands musterhafte Sammlung verdanken, um die praktischen Ergebnisse solcher Bemühungen bis in die Gegenwart zu verfolgen. Das Buch bringt kein neues Material und ist mit einiger Kontrolle zu benutzen, ist aber übersichtlich angelegt und gut abgerundet.

Der Vollständigkeit halber sei darauf aufmerksam gemacht, daß nunmehr auch der zweite starke Band von Platens wichtigen Tagebüchern herausgekommen ist, daß Herrn. Andree Krüger den jungen Eichendorff treffend, Gustav Karpelss dagegen Heinrich Heine mit allzu unkritischer Ueberschwenglichkeit dargestellt hat. Mit besonderem Interesse verweilt die romantische Literaturgeschichte augenblicklich bei Heinrich v. Kleist, von dem Erich Schmidt eine Neuauflage vorbereitet. Die Kunde von des Dichters Leben und Schaffen bereichern die Bücher von Max Morris, der über die geheimnisvolle Würzburger Reise erwünschtes Licht verbreitet, und von Georg Mübe-Pouet, der Kleists Stil einer eingehenden Untersuchung unterzogen hat. Dagegen sind Eugen Wolffs Versuche, dem Dichter zwei schlechte Lustspiele des jüngeren Wieland aufzuhalsen, gebührend zurückgewiesen worden.

Den erfolgekrönnten Bemühungen der Romantiker um die Wiedererweckung des deutschen Mittelalters Rechnung tragend, sei auf die jüngste Bearbeitung des Parzival und des Lohengrin durch Emil Engelmann**) hingewiesen. Engelmann hat den Befähigungsnachweis für derartige sagengeschichtliche Arbeiten bereits erbracht. Er hat die Nibelungen und das Gudrunlied, Homers Odyssee und die Nordlandsagen, sowie in „Germanias Sagenborn“ eine ganze Reihe kleinerer mittelalterlicher Sagen und Epen, besonders aus dem Dietrichreife, für ein breiteres Publikum dargestellt. Speziell den Parzival hat er früher schon nach Wolfram von Eschenbach und Chretien de Troies umfassend überarbeitet. Nach der vortrefflichen Nachdichtung von Wilhelm Herz ist das Bedürfnis nach ähnlichen Wiedergaben sehr geschwunden, und Engelmann hat recht daran gethan, seine profaische Nacherzählung, die schlicht und anspruchslos gehalten ist, möglichst knapp zusammenzufassen. In einunddreißig gut abgegrenzten Kapiteln hat er den Parzival, in vier anderen den Lohengrin ansprechend und unter Ausschcheidung des störenden Episodenwerks erzählt. Ein Nachwort bringt die nötigsten Angaben über den Sagenkreis, über das Wesen des Grals und die Stoffgeschichte, sowie eine poetische Uebersetzungsprobe.

Und wie im eigenen Lande, so suchte die Romantik in der Fremde ver-

*) Das deutsche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl. Leipzig. 1900. Eduard Wennerius. Preis 3 Mk.

**) Parzival und Lohengrin. Zwei Sagen aus dem Mittelalter für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit einem Titelbilde von Adolf Claf. Hogen. Carl Flemming. Verlag. Preis 3 Mk.

grabene Schätze zu heben. Es ist eins der großen Verdienste Wilhelm Schlegels, Dante für die Deutschen entdeckt zu haben, den uns inzwischen gute Uebersetzungen und große kritische Darstellungen wie die letzten von Scartazzini und F. X. Kraus noch näher gebracht haben. Auf bester Kenntniß dieser Vorgänge beruht das knappe Lebensbild, das Chr. Hönes*) soeben von dem Dichter geliefert hat. —

Die litterarhistorische Forschung hatte ihre goldene Zeit — es genügt an die Namen Schlegel, Grimm, Uhland zu erinnern — in den Tagen der Romantik selbst, und es ist erfreulich zu sehen, wie freudig die heutige Wissenschaft bestrebt ist, das reiche Erbe zu vermehren und ihre beste Kraft in dankbarer Vergeltung gerade in den Dienst der romantischen Litteratur zu stellen.

Dr. Harry Maync.



Vom Atheisten zum Christen.

Daß Heiden Christen werden, wirkliche lebendige Christen, ist eine alltägliche Erscheinung. Daß Namenschristen wirkliche Christen werden, wird gleichfalls oft genug beobachtet. Aber daß überzeugte Atheisten überzeugte, gläubige Christen werden, und nicht auf dem Sterbelager, sondern in der Vollkraft des Lebens, ist bisher nur sehr selten vorgekommen. Ein solcher Fall liegt vor bei dem englischen Biologen George John Romanes, geboren 1848 und schon 1894 gestorben, einem Schüler und Freunde Charles Darwins.

Aus seinem Nachlasse hat Charles Gore zwei ungedruckte Abhandlungen und eine Anzahl Notizen, die sich in Taschenbüchern fanden, herausgegeben. Das Buch ist in 7. Auflage erschienen und liegt nun auch in deutscher Uebersetzung vor: Gedanken über Religion, übersetzt von Dr. E. Dennert, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1899, geh. 2 Mk. 60 Pf., geb. 3 Mk. 20 Pf. Es hat mit Recht auf beiden Seiten des Kanals Aufsehen erregt, ist aber, wie ich gleich vorausschicken muß, eine nichts weniger als leichte Lektüre, selbst für Leser, die einigermaßen mit Naturwissenschaft und Philosophie vertraut sind. Herausgeber und Uebersetzer haben das empfunden und recht dankenswerte Einleitungen, sowie Anmerkungen hinzugefügt, durch die das Buch auf 160 Seiten im deutschen Texte angewachsen ist. Aber trotzdem — —

Romanes war von Hause aus Christ, d. h. im Bibelglauben groß geworden. Ich betone das absichtlich, denn es scheint mir für seine schließliche Wandlung zum Theisten und Christen nicht ohne Belang zu sein. Wer einmal eine Heimat der Seele gekannt und besessen hat, der behält eine unbezwingliche geheime Sehnsucht nach ihr, auch wenn und gerade weil er sie hat aufgeben müssen; sie „geht wie ein leiser Strom durchs Meer“ seiner Empfindungen und Erfahrungen. Selbst bei Nietzsche verleugnet sich trotz seines glühenden Hasses gegen

*) Dante. Von Chr. Hönes, Delan in Nürtingen. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Königliche Hofbuchhandlung. 1899. — Preis 1,50 Mk.

das positive Christentum die Herkunft aus einem Pfarrhause nicht. Romanes ist solch ein Hasser des Christentums nie gewesen, wie es bekanntlich auch Darwin nicht gewesen ist. Aber er hat den Glauben seiner Kindheit und Jugend in Darwins Schule und Freundschaft so völlig verloren, daß ihm auf seinem damaligen Standpunkte eine Rückkehr zum Christentum außer dem Bereiche der Möglichkeit erschien. „Es ist für uns unmöglich,“ sagt er in einer 1876 erschienenen Schrift, „irgend eine Wahrscheinlichkeit für oder wider das Dasein Gottes zu erlangen.“ — „Die Annahme des Daseins Gottes als Ursache des Weltalls ist überflüssig.“ — „Es erscheint mir als unverkennbare Pflicht, allen Glauben, auch den nach meiner Ansicht edelsten, zu unterdrücken und meinen Verstand an die Stellung des reinen Skeptizismus zu gewöhnen.“ Freilich bereitete ihm der Verzicht auf den Gottesglauben tiefen Schmerz, den tiefsten, dessen „sein Inneres fähig sei“. Aber der Wahrheit die Ehre! 1899 schrieb er drei Artikel über das hochinteressante Thema: Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die Religion. Ihrer zwei sind im vorliegenden Buche abgedruckt. Sie enthalten zwar bereits eine sehr deutliche Kritik seiner früher ausgesprochenen Ansichten, haben aber doch noch ein durchaus skeptisches Ergebnis. Namentlich will ihm die (zu einseitig betrachtete) Tatsache, daß „die Natur an Zähnen und Klauen rot vor Blutgier“ ist, sich mit der Annahme eines himmlischen Vaters schlechterdings nicht zu vertragen scheinen. Gebe es einen Gott, so möge er zwar unermesslich intelligenter als der Mensch sein, aber nicht „annähernd so moralisch, wie selbst der schlechteste Mensch.“ Die unzweifelhaft sehr dunkle Frage nach dem Grunde des Sanktens der Kreatur, speziell des Leidens der Tiere, hat Romanes überhaupt viel zu schaffen gemacht. Er scheint für sich schließlich eine Auflösung des Rätsels gefunden zu haben, ist aber durch den Tod verhindert worden, sie mitzuteilen. Ich beklage das aufrichtig, denn diese Frage macht jedem Christen zu schaffen, dessen Herz so warm schlägt, wie es Gott von ihm verlangt. Wir merken alle die Wahrheit des Dichtervortes: „Es geht ein allgemeines Weinen, Soweit die stillen Sterne scheinen, Durch alle Aebren der Natur!“

Auf die, wie gesagt noch ganz skeptisch gehaltenen Abhandlungen folgen nun S. 81—162 längere und kürzere Notizen des Forschers, die seine allmähliche Heimkehr zum Heimaterde des Christentums in höchst anziehender Weise veranschaulichen. Sie sollten den Untergrund eines Werkes bilden, das die Beseitigung des Konfliktes zwischen christlicher Religion und Naturwissenschaft als durchaus möglich erwies. Wie bedauerlich, daß Romanes diese Aufgabe nicht hat lösen dürfen! Schon aus den vorhandenen Bruchstücken erkennen wir, daß er ihr gewachsen war und sie sehr eigenartig angefaßt hatte. Es war ihm klar geworden, daß Gott sich durch andere Mittel, als durch naturwissenschaftliche Schlussfolgerungen offenbart haben könne; er war auf die Tatsache der religiösen Instinkte, dann des christlichen Bewußtseins aufmerksam geworden, und er kam schließlich zur Ueberzeugung, „daß die geistliche Seite des Menschen das Höchste in ihm, der Kulminationspunkt seines Wesens ist.“ Hier findet sich die Bemerkung: „Der Unglaube stammt gewöhnlich aus Gleichgültigkeit, oft aus Vorurteil, und ist niemals etwas, worauf man stolz sein könnte.“

Während die ausführlichen Notizen über Kausalität und über Glauben, die außerordentlich zum Nachdenken anregen, nur die Umwandlung R's vom Atheisten zum Theisten zeigen, beweisen die letzten, 3. T. längeren Bemerkungen

über den Glauben an das Christentum, die Wiedergeburt und Befehrung, das Christentum und das Leiden, den Plan in der Offenbarung u. s. w. den Uebergang des Gelehrten in das Lager der bewußten Christen, wengleich er nicht allen Säken der Dogmatik beizupflichten im stande war. Er ist im vollen Glauben gestorben. Den Weg dahin weist er jedem, der glauben möchte, mit dem ebenso schönen wie wahren Worte: „Versuche das einzige Experiment, das hier helfen kann, das Experiment des Glaubens. Folge der Lehre, und wenn das Christentum wahr ist, so wird der Wahrheitsbeweis nicht ausbleiben; freilich nicht mittelbar durch irgend eine Anwendung der spekulativen Vernunft, sondern unmittelbar durch geistige Anschauung.“ Es ist derselbe Weg, den Christus Joh. 7, 17 den Sehnsüchtigen weist. Indem Romanes ihn einschlug, fand er den verlorenen Gott, „die liebenswerte Seele des Weltalls“, zurück und wurde aus einem bewußten Atheisten ein bewußter Christ.

Dem Herrn Uebersetzer des Buchs sei für seine mühevolle Arbeit, der ich viele gründliche Leser wünsche, besonderer Dank gesagt. Wer freilich nicht gründlich zu lesen liebt, spare sich die Ausgaben für Romanes „Gedanken über Religion“.

Joh. Quandt.



Das Geheimnis des altdeutschen Haines.

Hoher kommt es doch, daß uns dunkle Worte so gewaltig anziehen? Wie schwer trennen wir uns von Goethes Satz „das Grausen ist der Menschheit bestes Teil“! Wie vielfacher Auslegung ist ein solcher Spruch fähig! So viele Köpfe, so viele Erklärungen! Wenn aber so viele, ja wenn alle Köpfe gern darüber brüten, so muß doch in jenen Worten auch ein Gemeinames verborgen sein, welches Gefühle awegt, so weit gespannt, daß diese Gefühle von allen als die eigenen empfunden werden.

Dies ist aber zugleich das Wesen der Religion. Nicht ohne Grund wurde gesagt, daß eigentlich jeder Mensch seine eigene Religion habe. Dennoch fordert und bildet die Religion ein gemeinsames Band; woraus wir schließen können, es werde jene Religion dem Bedürfnis der menschlichen Seele am meisten entsprechen, welche die Empfindung und das Bedürfnis des Einzelnen in das richtige Verhältnis zu bringen vermag mit dem religiösen Grundstock, der allen gemeinsam ist und alle Religionsgenossen vereinigt.

Zu dem Wechsel der Völker und der Zeiten sehen wir bald die eine, bald die andere Seite der Religion hervortreten und zu einem bestimmten Aussprechen gelangen. Bald herrscht das allen gemeinsame Dogma, bald das Gefühl des Einzelnen; hier sucht ein Volk sein Genügen im Kult zu finden, und dort wieder ordnet es sein Verhältnis zur Gottheit im stillen Kämmerlein seines Herzens. Je mehr sich das Gebiet des Dogmas ausbreitet und je zahlreichere Bestandteile des Lebens es in seine Kraft einbezieht, um so notwendiger wird die Priesterschaft; und je stärker in einem Volke die Priesterschaft ist, um so weiter wird sie das Gebäude des Dogmas und des Kultus ausdehnen. Die Vollendung

dieses Strebens liegt dann darin, daß Sitte, Recht und zuletzt auch das wirtschaftliche und staatliche Leben in der Religion aufgehen. Zur Erreichung des letzten Zieles ist es aber im Norden Europas selten gekommen, und namentlich waren es die Deutschen, bei denen die innere Religion, wenn wir so sagen dürfen, nie ganz von der äußeren überwältigt werden konnte.

Oft und oft glaubte im Mittelalter die Kirche jeden Eigenwillen der Deutschen gebrochen zu haben. Aber niemals ist ihr dieser Sieg vollständig gelungen. Immer wieder fanden sich stille und kraftvolle Männer, welche den Schwerpunkt ihrer Weltanschauung wieder in das Innere zurückverlegten, und allezeit waren solche Gedanken und Bestrebungen, die der herrschenden Kirche naturgemäß höchst verwerblich erschienen, bei den Deutschen beliebt und volkstümlich. Es gab Reformatoren vor der Reformation wie nach der Reformation, und es wird auch unter den Katholiken immer wieder Reformatoren geben. Die Waldenser, die wahrscheinlich deutschen Blutes waren, die sogenannten Mystiker des Elsaß mit Meister Eckard und Tauler an der Spitze, Thomas von Kempfen, Luther selbst in seiner Verherrlichung des „Glaubens“ als der völligen Hingabe an Gott, und jene zahllosen Gläubigen, die in dem weiten Zelte der evangelischen Bekenntnisse ein Sonderleben führen, — sie alle legen von diesem echtdeutschen Gange Zeugnis ab.

Sehr merkwürdig nun, daß die älteste Darstellung der Religion unserer Vorfahren — wir finden sie bei Tacitus*) — schon ganz den hier hervorgehobenen, tiefen Charakterzügen unseres Glaubens entspricht. Die entscheidende Stelle lautet: „Die Götter in Mauern einzuschließen und ihnen ein Menschenantlitz und Menschengestalt zu verleihen, halten die Deutschen für unvereinbar mit der Erhabenheit der Himmlischen. Lezereu weihen sie Wälder und Haine, sie ahnen unter dem Götternamen jenes Geheimnisvolle, das sie nur mit dem Auge frommer Andacht erblicken.“ Hier haben wir schon den Mysticismus, das innere Schauen, das Sichversenken in die geheimnisvolle Welt des Jenseits, welches, da es weit stärker als äußeres Kirchengesetz auf Wille und Moral wirkt, einen besten Inhalt der Religion bildet.

Begünstigt wird diese Richtung auf das Innere durch die Stätten der Gottesverehrung. Bei unseren Vorfahren waren es nicht Tempel, die an der Hand der schönen Künste, so edel sie sein mögen, doch den Blick auf Aeußeres lenken, sondern in heiligen Hainen, unter uralten Bäumen, an rauschenden Quellen, auf weitsehenden Höhen dienten die alten Deutschen den Göttern. Und einer Generation, welche die herzliche Freude an der Natur wiedergefunden hat, braucht man nicht erst zu sagen, welche tiefen Eindrücke durch den Anblick unentweichter Schöpfung in der Menschenbrust geweckt werden!

Von solchen Gedanken ausgehend, heißen wir eine Schrift willkommen, welche in Form einer Schilderung der Haine als Andachtsstätten der alten Zeit mehr oder weniger eine Darstellung des wichtigsten Inhalts des Gottesglaubens unserer Vorfahren giebt.**) In den Hainen erblickt der Herr Verfasser die Kirchen, Dome und Kathedralen der vorchristlichen Zeit, und so finden wir ziemlich alle Attribute dieser christlichen Kirchen schon bei den Hainen vor: Andachtsstätte,

*) Tacitus, Germania c. 9.

**) Erlebt, Erwandert. Haine und Heiligtümer. Von Dr. Alexander Pees. Wien 1899. Karl Konegen. Preis 2 Mk.

Nähe Gottes, Wohnort der Verstorbenen (Friedhof), Aufbewahrungsort der Banner und Feldzeichen, unter denen unsere Vorfahren in den Krieg zogen u. s. w. Zugleich galten heilige Haine als innerste und letzte Zufluchtsstätten und als Stammsitze, wo das Volk entspringen war.

In allen diesen Beziehungen bestehen zwischen den alten Deutschen und Griechen die auffallendsten Ähnlichkeiten, nur daß sich bei den letzteren die Entwicklung der schönen Natur zur Kunst, des Haines zur Tempelstätte, naturgemäß und ohne jene von außen gekommene Unterbrechung vollzog, die bei den Deutschen durch Befehrung zum Christentum eintrat.

Die erwähnte Schrift erörtert das Vorkommen und die Bedeutung der Haine bei den Völkern des Altertums, um dann ihre etwa bis in die Gegenwart reichenden Ueberreste und Spuren aufzusuchen. Am besten erhalten sind die Stammheiligtümer in Schweden (Upsala), Norwegen (Lund), Dänemark (Nöskilde), dann, was Deutschland betrifft, in Hessen (Maden und Gudensberg) und Kärnten (Karnburg, Maria-Saal). Hieran schließt sich eine Prüfung der Mittelpunkte der deutschen Stämme. Der Verfasser wirft die Frage auf: wo lagen die Haupthaine Deutschlands? und versucht ihre Ermittlung durch Geschichte, Dertlichkeit, Ortsnamen und die vielfach an die heidnische angepaßten Einrichtungen der christlichen Zeit. Heute noch sind in ganz Süddeutschland die Wallfahrtsorte durch ihre Lage ausgezeichnet, die entweder lieblich oder auch düster großartig ist. So war es auch mit den Hainen. Der Kunst entbehrend, weihten die alten Deutschen (wie Griechen und Römer) die auf die Seele am tiefsten wirkenden Landschaften dem Gottesdienste (Delphi, Delos, das Albaner-gebirge, Nöskilde, Edinburg, Regensburg, Speyer, Cannstatt, Teutoburger Wald). Es ist dadurch der Beweis geliefert, daß im Norden nicht erst die Zeit der Renaissance die Liebe zur schönen Natur entdeckt hat! Auch die alten Deutschen, die von solchen, welche alles durch römische Brillen sehen und vom Vaterland wenig wissen, Barbaren genannt werden, verehrten Gott in der schönen Natur. Dort verschmolzen für ihr ahnungsvolles Gemüt Himmel und Erde, und so ist schon in heidnischer Zeit die Mythik, im guten Sinne verstanden, in den deutschen Hainen und Wäldern geboren worden!

Nach Vorstehendem erachten wir eine besondere Empfehlung der gut ausgestatteten Schrift des bekannten feinsinnigen, psychologisch und kulturhistorisch bewanderten Verfassers für überflüssig.

O. W.





Welt-Einheiten.

Es giebt Gelehrte, die wirklich recht überflüssige Fragen aufwerfen. Zum Beispiel, ob die Erdkugel einmal vergletschern, verbrennen oder an einem andern Weltkörper zerfchellen wird, ob ihre letzten Bewohner mehr den kaukasischen, den mongolischen oder den äthiopischen Rassenotypus zur Schau tragen werden. Daß eine vollständige Vermischung der Menschenrassen oder gar eine Aufsaugung der höherentwickelten durch die niederen gleichbedeutend mit dem Untergang aller Gesittung und daher einer langsamen Abstumpfung oder Frappierung kaum vorzuziehen wäre, darf wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Die Mulatten und Mestizen haben zu allen Zeiten mehr Neigung bekundet, die schlechten als die guten Eigenschaften ihrer Elternvölker fortzupflanzen — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der aus Kreuzungen von Napholländern mit Hottentotten entstandenen Bastards Deutsch-Südwestafrikas. Glücklicherweise ist das Rassenbewußtsein eher im Wachsen, als im Schwinden begriffen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas geht eine Vermischung von Weißen mit Schwarzen heute in weit geringerem Maßstabe vor sich, als während der Sklavenzzeit. Diese Erscheinung ist im Grunde eine natürliche, zu tiefwurzelnden Trieben und Empfindungen zurückleitende. Durchaus künstlich und vergänglich sind hingegen die Schranken, welche die Verhegung zwischen naheverwandten Gruppen und Stämmen, wie zwischen Deutschen und Dänen, Norwegern und Schweden, neuerdings sogar zwischen Kataloniern und eigentlichen Spaniern aufzurichten sucht.

Während aber die Geister der Erdbewohner sich unter dem Einfluß neuer Gedanken und Strömungen auch in Zukunft sondern und zersplittern, ist die Einheit in ihren Tausch- und Verkehrsmitteln in unablässigem Fortschreiten begriffen. Mehr als die Hälfte aller Gesittungsvölker rechnet bereits nach einheitlichen Maßen und Gewichten. In der Gelehrtenwelt ist diese Einheit längst hergestellt. Auch kennt man dort nur einen einzigen Wärmemesser, die Celsius-Skala. Das weite Rußland bereitet seit Jahren die Einführung des gregorianischen Kalenders vor, und hat dem Meterhystem bereits Eingang gewährt. Seit dem 1. Januar 1900 darf das Meterhystem in ganz Rußland gleichberechtigt neben den bisherigen Maßen angewendet werden, und diese

wahlfreie Einführung soll nur die zwangsmäßige vorbereiten. Endlich wird man nach dem Vorgang der jüngsten Pariser Zeitreform gewiß in Bälde auch anderwärts statt 11 Uhr 55 Minuten abends — kürzer und weniger mißverständlich 23 Uhr 55 Minuten sagen.

Der Traum einer Weltsprache ist zerronnen. Das auf englischen Wortstämmen beruhende, aber durch gänzlichen Fortfall des Buchstabens R auch der chinesischen und japanischen Zunge angepaßte „Dolapük“ des verstorbenen Pfarrers Schleyer hat sich mit seinem ungelenten, an das in Hongkong und Shanghai gesprochene „Pidgin-Englisch“ erinnernden Laalen nur einen beschränkten Freundeskreis zu erwerben vermocht. Das ebenso einfach zu erlernende und bedeutend wohlklingendere „Esperanto“ des Dr. Samenhoff, das auf romanischen Stämmen aufgebaut ist, hat auch nur eine kleine Gemeinde um sich geschart. Doch beginnt wenigstens im Handelsverkehr das Englische sich mehr und mehr als Weltsprache einzubürgern, für welchen Zweck es sich auch unfraglich ganz vortrefflich eignet.

Wird der Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts uns endlich eine Weltmünze und eine Weltbriefmarke bringen? Zu wünschen wäre es, und undurchführbar erscheint der Gedanke auch keineswegs. Die Einheit der vorgeschrittenen Menschheit würde ihren zurückgebliebenen, weniger entwickelten Gliedern gewiß weit anschaulicher nahegeführt werden, wenn sie nicht bloß in räumlichen und zeitlichen Begriffen, sondern auch in greifbaren Gegenständen zum Ausdruck gelangte. Doch werden wir Erben der Kämpfe und Gegensätze des neunzehnten Jahrhunderts die Lösung dieser Friedensaufgabe jedenfalls nicht erleben.

In Europa giebt es einen kleinen Fleck — allerdings nicht Land, sondern Wasser —, wo bereits alle Anforderungen, die vernünftigerweise an einen internationalen Zusammenschluß auf diesem Gebiet gestellt werden können, erfüllt sind. Wer einmal den Bodensee auf einem der schlanken, raschen Dampfer befahren hat, die seine pfauengrüne, seidige Flut durchfurchen, der weiß, daß an Bord derselben nicht bloß deutsches, österreichisches und schweizerisches Geld angenommen wird, sondern daß der Schiffspost anvertraute Briefe sogar mit fünf verschiedenen Sorten von Briefmarken, nämlich mit reichsdeutschen, bayerischen, württembergischen, österreichischen und schweizerischen frankiert werden dürfen. Die Fläche des Sees gilt eben als zwischenstaatlich und neutral.

Kommt man dann in die Schweiz hinüber, so wird man finden, daß auf dieser europäischen Riesenterrasse fremdes Geld in höheren Münzsorten sich stets der wohlwollenden Auf- und Annahme zu erfreuen hat, welche der gesunde Sinn des Eidgenossen allem Guten und allen Gütern der Fremde entgegenträgt. Das Gold eines Staates mit gesetzlicher Goldwährung behält ja im wesentlichen auf allen Punkten der bewohnten Erde den ursprünglichen Wert, stellt also ein sicheres internationales Zahlungsmittel dar. Wenn nun sowohl Währung wie Münzfuß überall einheitlich wären, überall auch gleich gefestigt und verbürgt dastünden, so würde sich auf der gesamten Welt schließlich ein ähnlicher Zustand entwickeln, wie er jetzt im Deutschen Reiche besteht. Das Geld würde allerorten das gleiche sein, nur die Prägung wäre verschieden. Auch auf die Münzbezeichnung kommt es durchaus nicht an, wie der Lateinische Münzvertrag zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz

und der noch verbreitetere lateinische Münzfuß wohl zur Genüge beweisen.

„Was ein Frank uns heißt,
Wird auch als Lira silbern uns erklingen!“

Als Deutschland nach seiner Einigung vor der Frage der Einführung eines neuen Münzfußes stand, da schwankte es eine Zeitlang zwischen dem französischen Frank und dem englischen Schilling. Die englische Goldwährung, die vielfachen Handelsbeziehungen mit England, nicht in letzter Linie aber das nahezu restlose Aufgehen in die bestehenden deutschen Münzeinheiten gaben den Ausschlag zu Gunsten des Schilling. Mit einer ganz geringfügigen Einbuße an innerer Reinheit hielt dieses patriarchalische, gleich den alten haufeatischen Einheitsmünzen seinen Ursprung noch vom mittelalterlich-römischen „Solidus“ herleitende Geldstück unter dem gleichfalls hochfeudalen, mittelalterlich-deutschen Namen „Mark“ seinen Einzug in das neue Reich, zu dessen politischen Grundlagen, der brandenburgischen Mark und der Krone Preußen, nun auch gleichnamige münzgesetzliche traten.

Durch das neue Münzgesetz des Jahres 1900 wird neben den unpraktischen Zwanzigpfennigstücken, die voraussichtlich durch Fünfundzwanzigpfennigstücke ersetzt werden, auch der alte Thaler endgültig beseitigt. Diese Münze leitet ihren Ursprung vom Tiroler Gulbengroschen her, hat aber ihren heutigen Namen erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Münze der Herren v. Schlick im böhmischen Joachimsthal erhalten.

Dem bekannten Liede vom Thaler, der wandern muß, müßte jetzt ein elegischer Schlussvers vom Thaler, der sich zum Sterben legt, angefügt werden. Es giebt so viele „Sterbethaler“. Sollte nicht jetzt zu guter Letzt noch eine Münze auf den Tod des Thalers selber geprägt werden?

Der Thaler, der nach den heutigen Silberpreisen nur noch einen tatsächlichen Wert von etwa 1,33 Mark besitzt, war längst zur unterwertigen Scheidemünze herabgesunken, aber trotzdem gesetzliches Zahlungsmittel geblieben.

Als Oesterreich-Ungarn zur Goldwährung überging und seinen alten Münzsorten ein Ziel setzte, hätte es ebenfalls die Mark oder den Frank einführen können. Es brauchte nur seinen alten Silbergulden in die Hälfte zu zerschneiden und erhielt dann die Mark. Statt dessen erhob es aus Rücksicht auf die praktischen Forderungen des innern Verkehrs den Papiergulden zum Metallgulden, halbierte diesen und schuf so unter dem Namen „Krone“ ein ganz neues Geldstück.

Der Gulden, der mit dem Beginn des Jahres 1900 zur völligen Einziehung gelangt ist, wurde im Jahr 1252 zuerst in Florenz ausgeprägt (Florenus), der gleichfalls beseitigte Kreuzer entstand im 18. Jahrhundert in Tirol und erhielt von dem Kreuz auf der Reversseite den Namen „Cruciatas, Crucifer, Cruciger“. Eine Auferstehung feiert dagegen der Name des Sellers, der nun den hundertsten Teil der neuen Krone bildet. Dieser Münzbegriff stammt aus Schwäbisch-Hall, wo im Jahre 1228 silberne „Seller“ (Häller) mit einem Kreuz und vier Punkten in den Winkeln (die somit ebenfalls mit Fug und Recht als „Kreuzer“ hätten bezeichnet werden können) den Prägstoß verliehen.

Rußland hätte, als es noch seinen alten Silberrubel besaß, den Tschetwertak (Viertelrubel), der dem Frank und der finländischen Mark entsprach, zur Münzeinheit erheben können. Heute sucht es nach österreichischem Vorbilde seinen Papierrubel zum Goldrubel umzugestalten und setzt ihn leider so ebenfalls in ein neues Verhältnis zu dem Gelde des Auslandes.

Die Gesetze, die den täglichen Geldumlauf beherrschen, haben wenigstens auf die Gestalt der Münzen ausübend eingewirkt. Alle Geldstücke der heutigen Kulturstaaten sind runde Scheiben mit kräftiger, erhabener Prägung. Zu den nach Umfang, Dicke und Ausstattung gefälligsten gehörten unfraglich die jetzt dem Tode geweihten Thaler, zu den prächtigsten die alten Doppelthaler, die das große preußische Wappen in deutlichster und sauberster Kleinarbeit zeigten. Mit Recht hieß es daher in einem einst vielgesungenen Studentenliede:

„Preuß'sche Thaler, schönstes Geld
Auf der ganzen Erdenwelt.“

Die ältesten griechisch-baktrischen Münzen waren meist würfel-, ei-, oder kugelförmig, auf der einen Seite erhaben, auf der andern vertieft geprägt, das römische Aes oft viereckig. Spätere Zeiten fanden Geschmack an schüsselförmigen Münzen, die ineinandergeschichtet fester zusammenlagen als die runden oder flachen. In den ersten Zeiten des Mittelalters entstanden die sogenannten Brakteaten, dünne, blechartige Metallstücke mit durchgetriebener Prägung. Viereckige, sogar trapezförmige Münzen mit schiefgezogenen Winkeln kamen bis in die Neuzeit, u. a. noch unter den ersten schwedischen Königen vor. Heute ist die gangbare Münzform nur in einigen asiatischen Staaten noch nicht eingebürgert, z. B. in China, dessen Münzen zum Teil die Form von kleinen Brettern haben.

Während die für eine lange Umlaufzeit bestimmten Gold- und Silbermünzen fast überall eine auch den Schönheitssinn befriedigende Ausstattung erhielten, sind die ältesten Briefmarken in einer oft ganz barbarischen Ursprünglichkeit und Einfachheit hergestellt. England freilich, das auf Grund der Hül-Chalmers'schen Reformvorschläge im Jahr 1840 als überhaupt erster Staat die Briefmarke einführte, war von Anbeginn zwei wichtigen Anforderungen gerecht geworden: es hatte den Bildnis-Typus gewählt, der Fälschungen am raschesten und sichersten erkennen läßt, und überdies durch die feine Arbeit seiner schon damals auf der Höhe stehenden Stahlstichkunst nicht bloß eine weitere Sicherung gegen Nachahmung getroffen, sondern auch einen entwickelteren Geschmack befriedigt. Ein gewisser Luxus wurde jedoch bei der Herstellung der Briefmarken zuerst von den Vereinigten Staaten Amerikas entfaltet.

Die glänzende Ausführung der sogenannten Kolumbus-Marken hat schließlich so weit auf den Nachahmungstrieb eingewirkt, daß selbst das gewiß nicht verschwenderische deutsche Reichs-Postamt in den höheren Werten der neuen Markenausgabe kleine Stahlstichkunstwerke geschaffen hat. Dasselbe läßt sich leider von den niederen Werten nicht sagen, deren Zeichnung recht plump ist und für die überdies nach bestehendem Herkommen bloß ein Urstempel in Stahl angefertigt wurde. Von diesem werden auf galvanoplastischem Wege die erforderlichen Bervielfältigungen genommen, die sodann zu Druckplatten von 200 oder 400

Stück vereinigt werden. Die eigentliche Herstellung der Marken geschieht also in Buchdruckmanier.

Der Weltpost-Verein hat außer der Vereinfachung und Ausgleichung der Portofäße wenigstens noch eine andere Vereinheitlichung durchgeführt. In den meisten Ländern der Welt sind zur leichteren Kontrolle für diejenigen drei Werte, mit denen Briefe, Karten und Drucksachen nach dem Auslande gewöhnlich frankiert zu werden pflegen, gleiche Farben eingeführt worden. Auch die durch das ganze Gebiet des Weltpostvereins zulässigen Karten mit bezahlter Antwort sind bereits als ein außerordentlicher Fortschritt auf dem Wege der gegenseitigen Anpassung zu bezeichnen.

Es fragt sich nun, ob auch der Wunsch nach gleichen Welt-Briefmarken, die überall Geltung haben und als Zahlungsmittel in kleineren Beträgen von Land zu Land wandern können, Erfüllung finden kann? Leider muß diese Frage verneint werden, solange nicht ein einheitlicher Münzfuß geschaffen ist. Wie die Verhältnisse heute liegen, ist der große Gedanke noch nicht einmal in allen Ländern mit gleichem Münzfuß und gleicher Währung durchführbar. Frankreich hatte seit Anbeginn für seine sämtlichen Kolonien gleiche Postwertzeichen geschaffen und sich schließlich doch genötigt gesehen, für jede von ihnen besondere herauszugeben, weil es sich herausstellte, daß in denjenigen überseeischen Gebieten, in denen viel fremdes Geld mit günstigem Kursverhältnis oder kleinen, vorteilhaft auszunutzbaren Währungsunterschieden in der Werteinheit im Umlauf war, französische Kolonialmarken aufgekauft und mit einem geringfügigen Gewinn an andere abgegeben wurden, wo es ausschließlich französisches Geld gab. Aus dem gleichen Grunde wurden auch sämtliche deutsche Kolonien, in denen früher einfach Marken des Reichs gebraucht wurden, mit eigenen Postwertzeichen versehen. Diese unterschieden sich zuerst nur durch den aufgedruckten Landesnamen von den deutschen, während in diesem Jahr ein besonderer Typus von Kolonialmarken eingeführt wird, zu deren Grundzeichnung der jeweilig in Betracht kommende Landesname gehört. Den ersten Ausdruck erhielten die Marken des deutschen Postamtes in Konstantinopel, die zum Satz von 20 türkischen Para für 10 Pfennig verkauft, also billiger abgegeben wurden, als im Reich und daher so lange in Massen aus der Türkei nach Deutschland wanderten, bis sie durch den schwarzen Ueberdruck in türkischer Währung auf den Levanteverkehr beschränkt wurden.

Der Vorschlag, Weltpostmarken zu 25, 10 und 5 Centimes einzuführen, die in jedem Lande nach dem genauen Tageskurse bezahlt werden, ist namentlich im Hinblick auf diese Erfahrungen wenig praktisch zu nennen, denn er würde ebenfalls nur zu Spekulationen und Hinterziehungen führen.

Es ist auch behauptet worden, daß die Briefmarke überhaupt entbehrlich sei, da der nämliche Stempel, der die Entwertung besorge, gleichzeitig den erforderlichen Portobetrag bestätigen und dadurch das zeitraubende Abreißen und Anfeuchten der Marken überflüssig machen könne. Ein ähnlicher Zustand bestand vor Einführung der Briefmarke. Damit man nun nicht jedesmal mit dem Portobetrag zum Postamt zu laufen brauche, könne die Post ja Stempel verkaufen oder ausleihen, die nur für eine ganz bestimmte Zahl von Entwertungen abgestellt seien und dann erneuert werden müßten. Um also den Postbeamten die Sache zu erleichtern, will man sie dem Publikum erschweren,

vielleicht auch verteuern. Wieviel bequemer ist es, Briefmarken im Portemonnaie zu tragen, als einen solchen Stempel in der Tasche! Welch ein unerseßliches Mittel zur brieflichen Uebermittlung geringfügiger Beträge besitzt man überdies in den kleinen, bunten Papierstücken!

Die Briefmarken der verschiedenen Staaten, die sich nach mehr als einer Richtung in einer fortdauernden Annäherung befinden, werden sich also wohl noch auf lange durch ihre besonderen Hoheitszeichen und Wertangaben unterscheiden müssen.

Eberhard Kraus.



G. Freitag und H. v. Treitschke im Briefwechsel.*)

G war im Jahre 1862, als Gustav Freitag in Leipzig den Privatdozenten Heinrich von Treitschke am runden Viertisch „bei Ritzing“ kennen lernte. Hier schlossen die beiden einander vielfach so unähnlichen, auch im Alter durch achtzehn Jahre getrennten Männer eine Herzensfreundschaft, deren Ende erst der Tod des älteren herbeiführte, dem der andere schon ein Jahr darauf folgte. Der Preuze und der Sachse, der allgemein anerkannte Dichter und der mit Mißtrauen beobachtete Anfänger in der Beredsamkeit, der immer etwas schwerflüssige Schriftsteller von strenger Objektivität, ein schlichter Bürgermann, nicht ganz ohne die demokratischen Regungen und die Philistrosität eines solchen, und die glänzende Erscheinung des adeligen, redegewaltigen, heißblütigen, jungen Politikers, sie fanden sich in der warmen Liebe zum größeren Vaterlande und im echten deutschen Forscherernst. Keiner war fremd in des anderen Gebiet; Freitag hatte die deutsche Kulturgeschichte durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ um eines ihrer wertvollsten Besitztümer bereichert, Treitschke in zwei Bänden sich als vaterländischen Dichter von hoher Gesinnung und guter Gestaltungskraft bewiesen, und politische Publizisten waren oder wurden sie beide.

Die Politik überwiegt in dem vorliegenden Briefwechsel, der zwischen die Jahre 1863 und 1894 fällt und somit eines der bedeutendsten Menschenalter deutscher Geschichte umfaßt, das, welches den Stempel Bismarcks trägt. Die Frage, wie sich ein Zeitgenosse Bismarcks zu diesem stellte, wird sich immer als eine der ersten aufdrängen. Nun war es in den ersten sechziger Jahren gewiß nicht ganz leicht, den Leiter der preussischen Politik richtig zu beurteilen, und nicht jedes Wort mangelnden Verständnisses darf auf die Goldwaage gelegt werden, wenn es auch für die Person des Sprechenden interessant genug sein kann.

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1900. Preis 4 (5) Mark.

G. Freytag traut Bismarck sehr wenig, er fürchtet „Eulenspiegelereien“, meint, „Bismärckchen“ riskiere nichts, und nennt ihn einen Schüler Napoleons III. Treitschke schreibt: „Ein Bewunderer Bismarcks bin und werde ich nicht,“ und er ist es auch im Jahre 1877 noch nicht bedingungslos, aber er ist doch sehr bald entschlossen, zu seiner Partei zu stehen. Bekanntlich warb Bismarck ja dann bald selbst um Treitschkes Mitarbeiterschaft, worüber sich dieser auch gegen Freytag ausspricht. Mit der Stellungnahme zu Bismarck hängt die zu Preußen zusammen, das beiden Brieffschreibern als berufener Führer zum Einheitsstaat gilt. „Ich kann Preußen auch jetzt nicht aufgeben,“ schreibt Treitschke 1863, und Freytag antwortet mit sorgender Liebesklage über „unser armes Preußen“. Er schilt die zweideutige preußische Politik widerwärtig, „weil sie so erbärmlich und schamlos unehrlisch ist“; selbst da hätten seine armen Preußen das Unglück, widerwärtig zu erscheinen, wo sie brav seien. Doch wünscht er zu „erleben, daß Deutschland preußisch wird“, und meint nach den ersten Siegen von 1866, es sei ihm um das Volk nie bange gewesen; es sei ein knorriges, brummiges und ungemüthliches Volk, aber es habe Ehre im Leibe. Treitschkes leidenschaftliche Liebe zu dem Staate seiner Wahl übersieht zwar manchen faulen Fleck, doch schaut er noch 1894 mit banger Sorge auf sein Volk. Dafür tritt sein bekannter Haß gegen die Kleinstaaten und ihre „verrotteten Dynastien“, besonders dem sächsischen Nautenkranz gegenüber, fraß zu Tage; er bekennt sich als „brutalen Annexionisten“ und schenkt z. B. dem „organisierten Bögensystem der Augustenburger“ keinen Glauben. Er bedauert, daß der Freund in einer Erzählung der „Geschwister“ „seinen angestammten albertinischen Sodomiter nicht noch ein wenig niederträchtiger dargestellt“ habe, während Freytags Verachtung sich sogar auf die „saxonische Buchbinderei“ erstreckt. Auch das „zuchtlose Maulhelbentum“ der Süddeutschen wird von Treitschke arg gestriegelt, und sein höhnisches „R. R.“ in Bezug auf die Oesterreicher kann er sich auch hier nicht versagen, wenn er dieser „vor Uebermut halb verrückten Bande“ gedenkt.

Sehr scharfe Worte fallen über Zeitgenossen, die zum Teil noch am Leben sind, so daß der Herausgeber mehrmals ganze Reihen hat punktieren müssen. Die „militärische Unbrauchbarkeit“ des Prinzen Friedrich Karl wird verurteilt, Männer wie Karl Biebermann und Moritz Busch, Eugen Dühring, Gustav Schmoller, Adolf Laffon, Daniel Sanders, Geffken und Spielhagen („der mir schreckliche“, schreibt Treitschke) werden böse gezaust. Bedeutjam sind zwei der letzten Briefe, wo Treitschke den Freund um Beistand gegen die gemeinschädliche Narretei der Sprachreiner und die Puttkamerische Orthographie aufruft; der maßvollere Freytag erklärt sich zwar bereit, die von Erich Schmidt entworfene Resolution zu unterzeichnen, doch nicht, ohne sie in einigen Punkten zu mildern.

Wenig Ausbeute liefert der Briefwechsel über die Werke der beiden Männer. Die „Verlorene Handschrift“ und die Bände der „Mhnen“ werden von Treitschke freundlich begrüßt, der einige wichtige Selbstbekenntnisse beisteuert über die „Geschichte des Deutschen Bundes“, die seine „Deutsche Geschichte“ werden sollte. Die verschiedenen Widmungen der „Historischen und politischen Aufsätze“ an G. Freytag, die Adresse an den Jubeldoctor lagen bereits gedruckt vor, wie ja Schiemann auch schon Freytags große Ansprache an den aus dem „Kizing“ scheidenden Freund veröffentlicht hatte. Es liefern diese großen Manifeste das

schätzbarste Material zur Charakteristik beider. Daneben lesen wir gern vertrauliche, persönliche Bemerkungen auf; wir hören Treitschke über sein Leben in Berlin, über seine Zugehörigkeit zum Reichstage sich äußern, sowie über sein häusliches Glück und Leid, an dem der Freund innigen Anteil nimmt; und dieser erfasst so recht Treitschkes innerstes Wesen als Schriftsteller, wenn er „sich fast noch mehr über den Autor freut, als über das Gute, welches man von ihm lernt“. Hohes Lob gebührt der geradezu meisterhaften Einleitung Alfred Doves zu diesem Buche.

Dr. Hj. M.



Von Deutschlands hohen Schulen.

Ein widerspruchsvollen Stimmungsgelalt deutschen Studentenlebens hat Wilhelm Hauff berechtigt in Worte gefaßt: „Wie soll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre?“ Beschreiben, meint er, ließe sich nur die lächerliche Außenseite dieses „nie begriffenen Chaos“, nicht der „innere liebliche Schmelz“. Hauff hat nicht an den kundigen Historiker gedacht, der mit liebevollem Ernst allen scheinbaren Lächerlichkeiten der Außenseite nachspürt, um darunter ihres Wesens Grund zu entdecken, sie als uralte Traditionen zu deuten. Dem historischen Blick entwirrt sich das „nie begriffene Chaos“. Zwei soeben erschienene reich illustrierte Prachtwerke*) geben uns diesen historischen Blick für all das Absonderliche, das seit mehr als einem halben Jahrtausend Studentenbrauch und -sitte vielfach so grundsätzlich scharf von dem unterschieden hat, was jene als „Philistertum“ geringschätzten.

Man kann sagen, daß alles, was studentischem Wesen eigentümlich ist, deutschen Ursprungs ist, trotzdem es die Universitäten nicht sind. Wann die ersten Universitäten aufstauten, ist kaum nachzuweisen. In Italien entstanden sie, ohne daß man sagen kann, sie wurden gegründet. Sie wuchsen einfach aus den bestehenden Verhältnissen heraus, gestalteten sich aus Schulen, die schon lange vorher im Lande wie im Auslande hochberühmt waren, zu Hochschulen aus, die dann gelegentlich die offizielle Anerkennung bei Papst und Kaiser fanden. Und jene alten scholae, für die etwa zur Zeit Friedrich Barbarossas der Name „universitas“ aufkam — aber nicht im Sinne von Allgemeinheit, nämlich des menschlichen Wissens, sondern im Sinne von Genossenschaft, Korporation, Gilde — lassen sich auf die großen Lehranstalten des späteren Altertums zurückführen, das Museion in Alexandria, die berühmte Philosophenschule zu Athen und deren Tochteranstalten in Rom, Lugdunum (Lyon), Nemausus (Nîmes) und

*) Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung mit Berücksichtigung des Mensurwesens von Dr. Wilhelm Fabricius. Berlin 1898. Verlag von Hans Ludw. Thilo. Preis 7,80 (geb. 10) Mt. — Und: Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. R. Fick. Ebenda 1900. Preis 10 (geb. 12) Mt.

Konstantinopel. Im frühen Mittelalter treten neben den italienischen Hochschulen französische auf. Der Toulouiser Hochschule wurde 1233 vom Papst Gregor IX. das Recht der Promotion und das der Zuspreehung der „*facultas ubique docendi*“ erteilt, die seither die beiden wichtigsten Privilegien aller Universtitäten wurden. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden Paris und Bologna maßgebend für das ganze spätere Hochschulwesen. Als im Jahre 1348 Kaiser Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, in Prag die erste Universtität auf deutschem Kulturgebiet schuf, „damit Unser Königreich Böhmen . . . durch unsere Sorge und Veranstaltung auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden, und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Sitzigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteiligung herbeizuziehen,“ — da waren es die Universtitäten Paris und Bologna, die ausgesprochenmaßen der neuen Gründung zum Muster gereichten. Auch in Betreff der korporativen Organisation der Studentenschaft, zu der sich dort im Auslande die ortsfremden deutschen Scholaren zwecks Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gegenüber den Bürgern und der Obrigkeit der Stadt zusammengeschlossen hatten. Sie bildeten „Nationen“ oder „Landsmannschaften“, nach Art der heimatischen Gilden. Schon von ihnen wird berichtet, daß die Eintritts- und Promotionsgelder „nach alter Gewohnheit“ verkneipt wurden. War kein Geld mehr da, wurden die Bedelle angepumpt. 1401 versuchten die Magister der „deutschen Nation“ in Paris sogar von der Königin 200 Francs zu borgen; da sie nur 20 geben wollte, verzichteten sie stolz auf das Darlehen. Spät und früh kneipten sie in der Winkelkneipe bei St. Julian, während die einfachen Scholaren nicht weniger als 40 Kneipen frequentierten, unter denen namentlich die „zwei Schwerter“ oft genannt werden. Anlaß zu „Schmäusen“ und „Hospizen“ gaben alle Feste: „*heri festum in ecclesia et in taberna*“; auch jedes persönliche Ereignis wurde „begossen“, „*perpotatum est*“, denn die Magister waren darauf veressen, bei jeder Gelegenheit einen Schmaus herauszuschlagen. Das Trinken ward dabei zu einer förmlichen Kunst, es wurde in feste Regeln gebracht, die früher die „Burschenraison“ hießen, später „Komment“. Als Lanthard, dessen interessante Lebensgeschichte eine Hauptquelle für unsere Kenntnis studentischen Lebens im 18. Jahrhundert ist, mit einem „Amicistenbruder“ im Herbst 1777 nach Mainz kam, fand er, daß die dortige Universtität ganz klösterlich und der Komment daselbst „schöfel“ war. „Wir beschloßen, ihnen den Komment beizubringen, denn wir sahen wohl, daß sie in diesem Stück arme Sünder waren. Ich fragte daher den ersten besten: Wie sieht's denn hier mit dem Komment aus? Student: Komment? — was ist das, wenn ich gehorsamt bitten darf? — Ich: Je nun, Komment ist Komment, das ist so die rechte Art, das rechte Avee, wie der Bursche auf Universtitäten leben soll!“ Der Mainzer bezieht dies auf Fleiß, Sitten und Lebensart, wird aber von Lanthard barsch unterbrochen: „Ei, wer Teufel fragt denn nach Sitten und Lebensart und Fleiß! Ich frage nach dem Komment! . . . Wird hier oft kommerzieren?“

Freilich; hatte jene Zeit doch das Bruderschaftstrinken, das Propoena-Trinken, das Auf-die-„Charmaute“-Trinken, den Landesvater und das be-

berückigte „Papstspiel“ aufgebracht, welsch letzteres Goethe im Faust verewigte, in der Scene in Auerbachs Keller: „Laßt uns einen Papst erwählen“; es erforderte das Trinken von zwölf Maß Bier hintereinander. Dabei nannten die Herren Studiosen solche Völlereien harmlos „ein christliches Trünklein“. Sprichwörter jener Zeit waren: „Fressen ist bäurisch, Sauffen ist edelmännisch“, und „Wer im Trunk betreugt, der betreugt in Mehrerem“. Die Sentimentalität bei aller urteutonischen Roheit zeigt sich übrigens bei dem erwähnten Trinken auf die „Charmanthe“. Man unterschied zwischen „wahhaftigen“ und „Spaßcharmanten“. „Trampelcharmanten“ waren solche, die der Bursche nur par distance, durch Fensterpromenaden oder „Pflastertrampeln“ verehrte. Verheiratete Frauen oder Mädchen zweifelhaften Rufes durften beim Hospiz nicht als Charmanten genannt werden. Der Hospes trank entweder „allerleits Charmanten“ oder „in specis“, in letzterem Falle unter Nennung des Namens der betreffenden Dulcinea. Für das ausgebrachte Wohlsein seiner Charmanthe bedankte sich natürlich jeder einzelne durch entsprechende Ganze.

Eine der merkwürdigsten älteren Studentensitten oder Unsitten war die der „Deposition“. Bis zur Zeit der Reformation lebten die Studierenden in Pensionshäusern, die von den Magistern gehalten wurden und „Bursen“ hießen; die Zinsassen waren die bursarii, woher die Bezeichnung Bursch abzuleiten ist. Auch in den Bursen wurde die Scheidung nach Landsmannschaften aufrecht erhalten. Die Neueintretenden, die Novizen oder „Beane“, mußten sich der sog. Deposition unterziehen, einer symbolischen Zeremonie voll derber Phantastik, die zu einer Vegetation überlsten Charakters ausartete, bis schließlich im 16. Jahrhundert die Hochschulen sie als offiziellen Universitätsakt übernahmen, um ihn zu mildern. Der „elende, stinkende Bean“ wurde in ein Fell mit Hörnern und Eberzähnen gesteckt, mit Zange, Schleifstein, Hobel, Säge und Schermesser weiblich bearbeitet, unter greulichem Schimpfen wurden ihm die Zähne gerissen, die Hörner mußte er sich „ablaufen“, indem er gegen eine nur lose angelehnte Thür gestoßen wurde, die schenlichstn Salben und Willen wurden ihm appliziert, und schließlich mußte er einen Schmaus „ponieren“, eine „largissima coena“ mit „besserem Wein“, vinum melius. Dann erst ward der Vermste als ehrlicher Student angesehen, er war kein „ungeschliffener“, „ungehobelter“ mehr. Als die Deposition offizieller Akt geworden, beschränkten sich die Vegetationen auf etwas harmloseren Schabernack. Luther hat in jener Zeit als Dekan in Wittenberg noch vielen Beanen nach erfolgtem Depositionsscherz die feierliche „Absolution“ erteilt. „Diese gegenwärtige Demütigung“, so lautet eine von Luthers Ansprachen bei dieser Gelegenheit, „und Deposition ist nichts weiter, Knabe, als der Anfang jener Depositionen, welche für dich das ganze Leben hindurch bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch für eine halbe Stunde Hörner auf und verspottet dich. Aber glaube mir, es kommt noch weit ärger. Der nächste Depositor, der dich täglich deponiert, wird dein Präzeptor oder Magister sein und wird alles, was an dir in Sitte und Glauben bäurisch ist, abhauen, nicht mit einem Schlage oder Hieb, sondern durch häufige und viele, bis er dich ein wenig zugestuzt hat und dich dem Pastor oder Prediger übergiebt. Der wird nun auch, so viel er kann, bei dir versuchen, aus einem Gottlosen einen Frommen zu machen und zu festigen. Auf diesen folgt nun Rektor und Konzil, die werden dich, wenn du anhältst, nichtsnutzig zu sein, noch härter anfassen. Bist du zunächst über diese Depositionen weg und ein wenig

geübt, dann gehst du zu wichtigeren über, d. h. du nimmst wohl eine Gattin, die nach ihrer Weise dich immer deponiert, bis sie dich sanftmütiger macht, um nicht davon zu reden, wie viele Depositionen du merken wirst, wenn du zu Aemtern und Diensten in Staat und Kirche herangezogen wirst. Guter Gott, wie viel Schwierigkeit und Herzeleid, was alles du für eine Art der Deposition halten magst, mußt du da durchmachen! Bauern, Ritter, Bürger, ja deine Diener und Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Bist du dahin gekommen, so sagst du wohl: Ja ja, zu Wittenberg hab mein Deponiertwerden an, und nun dauert es das ganze Leben durch."

Die Deposition wurde dann durch den „Pennialismus“ abgelöst. Das bedeutete für den angehenden Studenten, den „Pennial“ (von penna, die Schreibfeder), ein Aus-dem-Regen-in-die-Traufe-kommen. Ein Jahr lang wurde der in die Landsmannschaft getretene „Pennial“ oder „Fuchs“ von seinem Leibburschen so en canaille behandelt, daß er ihm sogar seine guten Kleider abtreten und selber in den abgelegten Lumpen des Burschen einhergehen mußte. Von 1610 ab nahmen die Universitätsbehörden mit Erfolg den Kampf gegen den Pennialismus auf, ohne Erfolg den gegen die Landsmannschaften. Kein Geringerer als Goethe gab 1786 in Jena das Gutachten ab: „Landsmannschaften können vielleicht nicht ganz ausgerottet, sie können aber geschwächt werden.“ Wenn er aber dabei seine Verwunderung ausdrückte, daß die alteingesessenen Jenenser Professoren nicht mit jungen Leuten fertig wurden, die längstens alle drei Jahre wechselten, so hat er übersehen, daß in dem studentischen Korporationswesen der urgermanische Trieb zur Absonderung der Stämme Ausdruck verlangte. Und er hat die ideale Kraft verkannt, die bei aller Barbarei diese Vereinigungen befähigte, selbst den beiden schlimmsten germanischen Nationalfehlern, der Lust am Raufen und am Saufen, einen gewissen verklärenden Schimmer zu verleihen. Wer das Buch „Auf Deutschlands hohen Schulen“ liest, wird erfahren, daß gerade in der Entwicklung der studentischen Trinksitten und des Mensurwesens ein ebenso bedeutungsvolles wie interessantes Stück Kulturgeschichte unseres Volkes steckt.

P. F.



Zwei Könige.

(„Schluck und Tau.“ — „Gioconda.“)

(Von den Berliner Bühnen.)

Ich will nicht sagen, daß das Gespräch gerade so, wirklich so und ganz genau so geführt worden ist, wie ich's hier aufschreibe. Aber geführt worden ist es, und sein Sinn und manche seiner Wendungen waren dieselben. Und ich glaube nicht, daß ich den darin enthaltenen Ideen Zwang anthue, wenn ich es heute — vielleicht vier Jahre, nachdem es stattgefunden — ganz schlicht so wiedergebe, wie es mir in Erinnerung geblieben ist.

Ich war damals für ein paar Tage in einem besonders reizvoll gelegenen süddeutschen Städtchen zu Gast. Beim Abendschoppen, den ich im „Löwen“ oder „Einhorn“ trank, — nach einem erschrecklichen Tier sind ja diese milden Lokale in Süddeutschland meist benannt — hatte ich auch die Freude, den Chef-, Feuilleton-, Lokal- und Handelsredakteur des dortigen „Kreisblättchens“ persönlich kennen zu lernen. Und da es sich ergab, daß wir leider wenig Berührungspunkte in unserem Lebensweg und Bekanntenkreise finden konnten, so kam das Gespräch bald auf das Theater.

„Haben Sie hier ein Theater?“ gestattete ich mir den angenehmen Herrn, der mich krampfhaft „lieber Kollege“ nannte und in ehrender Weise vertraulich that, zu fragen.

Er blies die gelblichen Wolken einer minderwertigen Cigarre von sich und nickte sitzrunzelnd und nicht ohne Würde.

„Und Sie sind zufrieden?“

„Ja, zufrieden —? Sehen Sie, lieber Kollege, man hat seine Last. Ich stehe auf dem unerschütterlichen Boden der Klassiker. Ich verehere jedes Werk, das mir ihren Spuren errösend zu folgen sucht. Sie wissen, ‚Glocke‘ — Ja, aber — nun kommt das ‚Aber‘. Man steht hier durchaus nicht auf meinem Standpunkt. Nein, das thut man nicht. Man will das ‚Lorle‘ sehn — ausgerechnet das ‚Lorle‘ und solche Sachen. Und dann Modernes, viel Modernes. Nun ist das ja richtig: mehr als dreimal kann der Direktor bei uns kein Stück spielen. Da bleiben selbst die Freibillete aus. Die haben schon die zweite und dritte Vorstellung durch ihren Besuch ausgezeichnet. Also —! Man spielt mithin alles bei uns, einfach alles. Wir haben z. B. im Vorjahre in einer einzigen Woche vier Premieren gehabt: Ibsens ‚Hedda Gabler‘, am Tag darauf Kogebues ‚Menschenhaß und Neue‘, zwei Tage später: ‚Vor Sonnenaufgang‘ und am Sonntag eine Posse ‚Herrn Schulzes Regenschirm‘ von unserem Metteur en pages. Dieses letzte Stück hat es auf fünf Wiederholungen gebracht. Das ist unerhört bei uns! Die Hände aller unserer Seher — wir haben jetzt neun; macht achtzehn Hände — waren am Erfolg nicht unwesentlich beteiligt; Sie können sich das denken. Es war keine angenehme Kritik für mich. Das Stück hatte seine großen Schwächen. Genau wie der Verfasser. Er trinkt; trinkt sogar stark und ist im Monat stets zwei, drei Tage durchaus unbrauchbar zur Arbeit. Aber man hat Rücksichten zu nehmen. Nicht wahr? Wir drucken auch die Zettel für das Theater. Und dann unser Verleger — Sie kennen ihn? Nein? o immer noch ein recht lebenslustiger Herr — Ja, unser Verleger unterhielt stets zärtliche Beziehungen zur Naiven. Ja, das ist nun fast schon Gewohnheitsrecht. Die Naiven wechseln jedes Jahr. Das ist ihm kaum unangenehm. Es ist fast mehr das Fach glaub ich, das ihn anzieht und reizt, als die Person. Die letzte war klein und poekennarbig und schleppte das Bein ein bißchen und hatte verschiedene Augen, ein blaues und ein grünes. Wie ich Ihnen sage, ein grasgrünes! Auf der Bühne merkte man das kaum. Die Poekennarben waren zu verschminken. Und das defekte Bein — ja, das war seltsam; sie hatte ein Talent, sich alle Rollen so zurecht zu legen, daß sie entweder sitzen oder hüpfen durfte. Beim Hüpfen merkte man nichts von dem Beinschaden, und beim Sitzen erst recht nicht. War überhaupt 'ne raffinierte Person. Und trotzdem künstlerisch durchaus minderwertig.“

„Haben Sie das auch geschrieben?“

„Geschrieben —? hm — — Ja. In Briefen an meinen Bruder, der Postbeamter in Malchow ist und sich sehr für Litteratur und all so was interessiert. Dem hab' ich's geschrieben. Aber nicht in der Zeitung. Werb' mich hüten! Wozu auch? das Publikum —? pah! wenn nur der Direktor zäh ist und die Presse auf seiner Seite hat, so kann er dem guten Publikum Künstler zumuten, wie er mag. Solange sie nicht stottern oder epileptischen Anfällen unterworfen sind, ist's zu machen. Sehen Sie, da hatten wir zum Beispiel kürzlich ein Nautendelein — ‚Versunkene Glocke‘, Sie kennen das Stück? natürlich, werden's nicht kennen! — na also, die war dick, wie die selbige Wild, die immer zuerst hinter der Scene eine Arie sang und durch ihre schöne Stimme das Publikum gefangen nahm, eh' sie's mit ihrer Figur erschreckte . . . Sie wissen ‚die Reise um die Welt in 80 Tagen‘ . . . na ja, also wie die . . . Aber sie hat das ‚Nautendelein‘ gespielt, so wahr ich lebe. Bei der Probe ist zweimal die Brunnenmauer unter ihr eingestürzt und hat den Nickelmann am Kopf verletzt — macht alles nichts, sie hat's gespielt. Der Meister Heinrich sah neben ihr aus, wie ein Schneiderlehrling, der bei 'ner besonders sparsamen Meisterin in Kost und Logis ist. Und der Erfolg? ja sehn Sie — der Erfolg war vorzüglich. Man hatte dem Publikum einfach suggeriert, daß das Nautendelein so und nicht anders aussehn müsse . . . Die Reklame versteht der Direktor, und wir vom Kreisblatt drucken ihm die tollsten Waschzettel ab, die er schickt. Mit Fehlern und Blödsinn und allem. Warum? Aber ich sagt' Ihnen doch: der Verleger — na ja, wie 's denn so ist . . . Ich hab's nicht gern geschrieben, wie ich's geschrieben hab. Ehrlich: ich kann das Stück nicht leiden.“

„So? Sie mögen das Stück nicht, das interessiert mich.“

„Nein — Hauptmann in Ehren . . . aber ich mag's nicht.“

„Sehn Sie, ein mal: der Meister Heinrich ist ein Künstler, ein großer Künstler; so sollen wir wenigstens glauben. Aber schließlich, ich frage: was verstehtigt er nu eigentlich? Was ist nu das Resultat von all seinen geschwollenen Reden? Bei ‚Faust‘, sehn Sie, da ist das ne andere Sache. Der überseht zunächst die Bibel, nicht wahr? Er kommt ja auch nicht weit mit, aber man weiß doch was und warum. Und dann schließlich dämmt er das Meer ein. Das ist eine anständige Beschäftigung, und man weiß wieder was und warum. Aber dahingegen der Meister Heinrich! Ein Glockenspiel unternimmt er zu bauen, schön. Die erste Glocke fällt ins Wasser. Darüber ist er traurig und wird krank. Sehr glaublich. Was einem auch ins Wasser fällt, Freude hat keiner von so was! Und dann sitzt er in der Waldböhle beim Schmiedefeuer mit Nautendelein. Die Zwerge helfen ihm. Bei was? Und warum? Alles, was wir sehn, ist, daß der Meister Heinrich ein Stäbchen gegossen hat, ein einziges dünnes, dürrtiges Stäbchen. Ich bitt' Sie —! Und darum schreit er den wohlmeinenden Pfarrer an; und darum prügelt er mit dem Schmiedehammer die Bürger den Berg herunter! Und darum die Elfen und alle Waldgeister des schlesischen Gebirgs in Bewegung, weil ein Narr, der sich und sein Können überschätzt und vom Hochmutskeufel besessen ist, ein Stäbchen gießt! . . ein Stäbchen, das zu nichts nütz ist, ein Stäbchen, mit dem die Zwerge nichts anfangen können und der Meister nichts und Gerhart Hauptmann nichts, und — wenn wir ehrlich sind — Sie nichts und ich nichts und überhaupt kein Mensch. Ich werde natür-

lich der Esel nicht sein, zu leugnen, daß der Mann Talent hat. Jedenfalls hundertmal mehr, als unser trinkfroher Metteur en pages, den sie bei uns einmal mehr gespielt haben. Aber im Grunde: was ist das für ein Dichter, der fünf Akte lang um ein Nichts herumredet, der eine Komödie baut um einen Helden, dessen Lebenswerk der Fuß eines Stäbchens ist? Gewiß, Hamlet lebt auch fünf Akte lang von seiner Thatenlosigkeit. Er thut nicht, was er soll, er handelt nicht, wie er vorhat. Aber er sticht wenigstens durch eine Tapete und befördert einen noch Unnützeren ins Jenseits. Er inszeniert eine Komödie und überführt einen verbrecherischen König. Nichts von alledem, nichts dem Ähnliches unternimmt der Meister Heinrich. Er lebt einfach in seinen phantastischen Träumen, als ein romantischer Egoist oder egoistischer Romantiker, wie Sie wollen, und stirbt an der Erkenntnis seiner Unfähigkeit. Wenn alle daran sterben wollten, das gäb' ne Totenliste von Berühmtheiten! Er verläßt den bescheidenen realen Boden, der ihn nährt und chrt, und drängt sich in seinen eigenwilligen Träumen einer Geisterwelt auf, der solch großsprecherisches Menschlein noch lange nicht gewachsen ist. Die Ironie fehlt dem Drama für meinen Geschmack. Das ist's. Die Ironie, die uns lächeln lehrt über solch schweifenden Gernegroß, der sich in seinem verzehrenden Ehrgeiz gar zu gern hoch über die Mitwelt träumt, der elfische Wesen küßt und Waldgeister bezwingt und in seinesgleichen am liebsten nur die Basallen sähe, die ihm die Rücken zu bieten haben, damit er den königlichen Fuß darauf setzt. Der Cäsarenwahn einer eingebildeten Genialität milkte aus seinen Neben grinsen. Und am Schluß — warum muß er sterben? Das alles könnt' ihn gelockt haben, wie die Sterne den Sigismund in Calverons ‚Leben ein Traum‘; und schließlich — er hat es geträumt, er erwacht genesen aus seinem Traum . . . Aber freilich, das wäre eine dichterische, eine romantische Lizenz. Die würde Hauptmann nicht machen. Im Grunde bleibt er Realist, auch wo er Traumdichter ist; er würde sich selbst einwenden: ein Traum erschreckt uns, aber er bessert uns selten, er heilt uns nie. Schon im Erwachen sagen wir uns: dummes Zeug! es war ein Traum. Und wir sind gewohnt, gerade den Traum im Gegensatz zur Wahrheit zu sehn. Wir schütteln ihn lachend ab, um munter drauf los gegen seine Lehren zu sündigen. Das ist der Weltlauf. Aber schließlich: er hätte ja konsequent sein können: der Traum hat seinen Helden nicht gebessert. Wie der Kollege Grampton im fünften Akt im Grunde derselbe Lump geblieben ist, wie im ersten, so wird auch der Meister Heinrich am Ende als derselbe phantastische Egoist aus seinen Träumen hervorgehn, als der er nach dem Sturz der Glocke in den See vom hitzigen Fieber befallen wurde. Mir scheint, Hauptmann ist noch nicht fertig mit dem Stoff und mit dem Gedankengang. Sehr möglich, daß er mal auf all das, was in der ‚Versunkenen Glocke‘ anklingt: Traum und Größenwahn und all das zurückkommt. Aber als ein Ironischer, als ironischer Realist. Sehr möglich!“

. . . Ich habe damals den Redestrom des wunderlichen Provinzlers wortlos aber nicht unaufmerksam über mich hinrauschen lassen. Der lebhafteste, kleine Herr war sichtlich erfreut, mal ein geduldiges Publikum zu haben, dem er sagen durfte, was er im „Kreisblatt“ hinunterschlucken mußte, weil der Verleger . . . und weil der Direktor . . . und weil das Publikum . . . nun eben „weil“! In allem aber was der redetrohe Mann, der lustig und behend vom Hundertsten ins Tausendste kam, mir damals als Ergebnis seiner Studien in einer kleinen Stadt zum besten

gab, lag versteckt von viel Bizarrem und Schiefem ein kräftiges Körnlein Wahrheit . . .

* * *

Und als ich neulich bei der Premiere von Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jan“ aus dem deutschen Theater das Geschaute überdenkend durch den Regen nach Hause ging, sah ich mich manchmal um, ob mir der oft so lustig und listig spielende Zufall meinen beweglichen Freund von jener Fröhlichoppensitzung im „Löwen“ oder „Einhorn“ nicht in den Weg führen wollte.

Wäre er mir aber begegnet, so hätte ich ihm ehrlich auf die Schulter geklopft und gesagt: Ich habe damals ein bißchen gelächelt über Sie. Innerlich nur; zu anderem bin ich zu gut erzogen. Aber ich thue Ihnen feierlich Abbitte. Sie haben recht gehabt. Der Dichter der „Versunkenen Glocke“ ist zu seinem Stoff zurückgekommen; und wie ein genialer Komponist in übermühtiger Stunde das Thema einer Fuge, die er mit seinem Herzblut geschrieben, zum flotten Walzer parodierend verarbeitet, so hat Gerhart Hauptmann auf die Tragödie vom armen schweifenden Träumer, vom Meister Heinrich, das kecke Scherzspiel folgen lassen von dem ungeschlachteten schlesischen Wagaubunden, der träumt ein König zu sein und aufwacht als der armselige Lump, der er war. Um einen Traum reicher oder ärmer . . .

Man hat Gerhart Hauptmann ein Verbrechen daraus machen wollen, daß er von der königlichen Tafel Shakespeares ein altes goldenes Gefäß ganz offen wegnahm — „stahl“, sagen die Unehrliehen — und neuen Wein goß in den alten, ehrwürdigen Becher.

Aber jedes Kind, dünkt mich, weiß heutzutage, daß der große Shakespeare selbst nichts anderes getan hat. Die wenigsten seiner Stoffe gehören seiner Phantasie, und viele der besten Zuthaten hat er aus fremden Schatzkammern geholt, oft aus heimlichen verstaubten Winkeln, an denen die Menge achtlos vorübergegangen war, oft aus allen zugänglichen Hallen mitten aus dem Licht, wo sie doch keiner gesehen vor ihm.

Wer heute die Keplerschen Gesetze liest, lernt und versteht, der darf sich gewiß nicht einbilden, daß er es nun sei, der gefunden habe: die Quadrate der Umlaufzeiten zweier Planeten verhalten sich wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Seine Feinde würden den, der sich solches einbildete, gar nicht für einen Unverschämten zu erklären wagen; seine Freunde würden einfach eine Droschke holen und ihn in die nächste Irren-Anstalt fahren. Und die Diagnose des Psychiaters lautete in den meisten Fällen: akuter Wahnsinn. Aber die Fabeln, die uns das Leben selbst tausendfach und immer wieder zuführt, sollte ein Poet verschmähen, nur weil sie ein anderer auch schon entdeckt, gefunden und auf seine Weise erzählt oder in andere Fabeln mitterwoben hat? Die Liebe, der Haß, die Eifersucht, der Neid brauchen doch nicht mehr entdeckt zu werden; aber wenn nach „Romeo und Julie“ nicht mehr die Liebe zweier Sprossen feindlicher Häuser, nach „Othello“ nicht mehr die grundlose Eifersucht eines heißblütigen Mannes behandelt werden dürfte, welche Themen und Fabeln blieben schließlich den Dichtern noch übrig? Sie müßten am Ende, wie das Gerhart Hauptmann in seiner wenig bekannten Jugenddichtung vom „Promethidenloos“ seinen Helden thun läßt, an ihrer Sendung verzweifelnd, ihre Leher am Felsen zerbrechen und sich selbst ins Meer stürzen.

Die guten und großen Stoffe fallen nicht mehr vom Himmel; und die Erde ist eben, das darf man nicht vergessen, seit vielen hundert Jahren, von manchem recht klugen und scharfsichtigen Kopf nach guten Stoffen bei Tage abgesehen und bei Nacht mit der Laterne abgeleuchtet worden. Man glaubt und schwärmt: in jeder Zeit schlummern neue Stoffe. Ach nein! Die Menschheit — das plaudern ihre ältesten Dokumente aus, die man jetzt langsam wieder aus Felsengräbern und Königsfärgen ans Licht zieht und in mühsam erobelter Gelehrsamkeit wieder entziffern lernt — ist in all den vielen hundert Jahren nicht anders geworden. Ihre Leidenschaften von einst sind heute noch dieselben; nicht anders ihre Fehler und auch ihre Tugenden. Die Menschheit hat ihr Kostüm gewechselt, ihre Sitten bei Tisch, ihre Höflichkeitsphrasen, ihre Haartracht und ihre Götzen; das ist alles. Aber Geiz ist Geiz geblieben, Neid ist nicht Gutmütigkeit, Haß ist nicht Liebe geworden. Und was der universelle Geist des wundervollen Briten in seinen Werken, die Heine schön und wahr einmal das weltliche Evangelium genannt hat, vor dreihundert Jahren niederlegte, das besteht heute noch zu Recht oder Unrecht; aber es besteht. Im Spiegel seiner Dichtung, deren ganzen Gedankenreichtum nachzuzählen ein Menschenleben kaum ausreicht, hat er alle Tugenden, alle Laster, alle Schicksale der Menschen gefangen. Seinem Geiste wird der Dichter, der nach ihm kommt, welchen Weg er auch einschlägt, immer wieder begegnen; und ihm ausweichen hieße der Wahrheit selbst aus dem Wege gehn. Denn was sich auch heute im vielgepriesenen erfindungsreichen Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität unter Menschen begeben kann in Ernst oder in Fröhlichkeit, er hat es in den primitiveren Verhältnissen des Zeitalters der Elisabeth schon gesehen, begriffen, gebichtet.

Aber nicht allen Stoffen, die er als dankbar erkannt, die er im Vorübergehen bezeichnet und berührt, hat er die Form gegeben, die ihrem Wesen entspricht, die letzte Form, die ihre Schönheiten oder Seltsamkeiten aususchöpft. Jeder Stoff aber wartet, wie die Blume am Weg, auf die Hand, die sie bricht, auf die Finger des letzten Bildners, der ihm die bleibende Gestalt giebt. So haben wir zahllose Lebensgeschichten vom Doktor Johannes Faust und haben doch nur einen „Faust“! So ist die Don Juan-Sage unzähligemale behandelt und wir haben doch nur einen Don Juan. So ist die groteske Gestalt des phantastischen närrischen Mitters durch alle Litteraturen gegangen und wir haben doch nur einen Don Quixote.

So wäre die Frage, hat Hauptmann dem Stoff, den er — wie vor ihm schon Holberg — bei Shakespeare angedeutet, ja mehr als das, in den Hauptlinien vorgezeichnet gefunden hat und den zu nehmen und neu zu formen sein gutes Recht war, das ihm nur mißgünstiger Unverstand leugnen kann; hat er diesem Stoff die bleibende Gestalt zu geben vermocht? Hat er ihm die neue, Hauptmannsche Wendung gegeben, die ihn über das erhebt, was bei Shakespeare — als seltsamer Rahmen zu dem Lustspiel von „Der Widerspenstigen Zähmung“ — vorgezeichnet war?

Um diese Frage zu beantworten, ist es gut, sich zu erinnern, was Shakespeare giebt: Christoph Schlaue, der betrunken Kesselkicker, taumelt aus dem Wirtshaus, in dem er sich toll und voll getrunken, Gläser zerbrochen und sich weiblich unmanierlich aufgeführt hat. Fallend sinkt er zur Seite in den Straßengraben und schläft ein. Ein Lord kommt mit der müden Meute von der Jagd

an dem Schnarchenden vorbei. Er sieht ihn, stußt und kommt auf den übermüthigen Einfall, einen Scherz mit dem Trunkenen, wenn er erst aus dem Schlaf erwacht ist, aufzuführen. Er befehlt also rasch entschlossen seinen Dienern:

„ . . . hebt ihn auf, verfolgt den Scherz geschickt,
Tragt ihn behutsam in mein schönstes Zimmer,
Und hängt umher die küsternen Gemälde;
Wärmt seinen strupp'gen Kopf mit duft'gem Wasser,
Mit Borbeerholz durchwürgt des Saales Luft,
Haltet Musik bereit, so wie er wacht,
Daß Himmelston ihm Bonn' entgegenklinge:
Und spricht er etwa, eilt sogleich herzu,
Und mit demüt'ger tiefer Reberenz
Fragt: was besteht doch Eure Herrlichkeit?
Das Silberbeden reich' ihm einer dar
Voll Rosentwasser und bestreut mit Blumen.
Gießkanne trage dieser, Handtuch jener,
Sagt: will Eu'r Gnaden sich die Hände kühlen?
Ein andrer steh mit reichem Kleide da,
Und frag' ihn, welsch' ein Anzug ihm beliebt?
Noch einer sprech' ihm vor von Pferd und Hundem,
Und wie sein Unfall sein Gemahl bekümm're.
Macht ihm begreiflich, er sei längst verrückt,
Sagt er auch was er sei, so spricht, ihm träume,
Er sei nichts anders, als ein mächt'ger Lord. —
Dies thut und machts geschickt, ihr lieben Leute;
Es wird ein schön ausbünd'ger Zeitvertreib,
Wird er gehandhabt mit bescheid'nem Maß . . .“

Und später:

— Du hol' Bartholomeo mir, den Pagen,
Und laß ihn kleiden ganz wie eine Dame:
Dann führ' ihn in des Trunkenbosls Gemach;
Und nenn' ihn gnäd'ge Frau, dien' ihm mit Ehrfurcht:
Sag' ihm von mir, wenn meine Gunst ihm lieb,
Mög' er mit seinem Anstand sich betragen,
So wie er edle Frauen irgend nur
Mit ihren Eh'herrn sich benehmen sah:
So unterthänig sei er diesem Säufer.“

Soweit Shakespeare.

Und nun Gerhart Hauptmann.

Nach einem knappen Prolog, in dem ein Jäger als Prologsprecher zum Jagdherrn und allen werthen Gästen des Schlosses redet und sie bittet, dies derbe Stülcklein nicht für mehr zu nehmen, als einer unbesorgten Laune Kind, teilt sich der Vorhang weit. Schlud und Jau, zwei Wagaubunden von der lustigen Sorte, liegen vor der Mauer des Jagdschlosses in der lachenden Morgen Sonne. Schlud ist kräftig angesäuelt; er weiß noch, was er thut, und ein wenig auch noch, was er spricht. Jau aber ist sternhagelbetrunken. Er schwaßt thörichtes Zeug, kämpft mit dem solchen Zuständen nicht fremden Unbehagen und schläft schließlich grunzend ein.

Der Jagdzug des Fürsten kommt heran. Die Stimmung im Zuge scheint trotz Hörnerschall und Hundegekläff nicht die allerbeste zu sein. John Rand selbst — der Fürst oder unabhängige Lord — ist gefangen in schmachtender Liebe zu Sidselill, einer langweiligen, blonden Schönen, die ihn kokett ihren thörichten Launen dienen läßt.

Karl, der muntere Jagdgast des Fürsten, sinnt auf Spiel und bessere Zerstreuung. Er sieht die beiden bezechten Lumpen im Graben, und seinem tollern Hirn kommt der lustige Gedanke, bei dem schiver träumenden Jau ein wenig den Traumgott zu spielen. Er läßt den Burschen aufheben, behutsam ins Schloß bringen und in ein goldenes Prunkbett legen. Allen Dienern im Hause wird strengstens befohlen, den Erwachenden ehrfurchtsvoll als Fürsten zu begrüßen, ihm ernsthaft zu dienen und mit vielen Büßlingen aufzuwarten. Der wirkliche Fürst aber soll als Leibarzt gelten, und Karl will den Seneschall spielen.

Mit Eifer sind alle bei ihren Rollen.

Jau erwacht. Er ist verkatert und schlaftrunken und glaubt in all der Pracht nur täuschende Reste seines verrückten Traumes zu sehen, die zerfallen werden, wenn er erst den Schlaf aus den Augen gewischt und einen Hering gegessen. Aber nein — er mag die Augen reiben wie er will, es bleibt alles bestehen, die üppige goldene Bettstelle, die betrocknen Diener, die sie umstehen, der würdige Seneschall, der feierliche Neben führt, der gefällige Leibarzt — alles. Er mag mit ärgerlichem Mißtrauen prüfen, mit Angst und Mut — alles bleibt. Er fängt an zu zweifeln; nicht mehr an dem, was ihn umgiebt, sondern an dem, was war. Er hört dem läugnerischen Gerede von seiner „schweren Krankheit“, in der er ein armer Teufel zu sein geglaubt, mit gierigen Ohren zu. Es ist ihm schon lieber so: er hat die Vagabundenjahre geträumt. Und schließlich ist er überzeugt von seiner edlen Abstammung und will seine fürstlichen Rechte auch tapfer genießen.

Aber das lustige Volk auf dem Schloß läßt es damit nicht genug sein. Auf die Fuchsjagd muß er reiten; und beim Bankett sitzen sie steif und ehrfurchtsvoll um den Narren, der auf dem struppigen Kopf die goldene Krone trägt.

Den köstlichen Spaß zu krönen, haben sie den anderen Vagabunden, den furchtsamen, gutmütigen Schluck, in Weiberkleider gesteckt und wollen nun dem schon wieder halbbetrunkenen Jau einreden, daß dieses blondlockige, hüpfende Ungetüm seine Frau sei, die durchlauchtigste Fürstin. Aber er jagt sie davon. Eine Frau mit einem Bart — abscheulich! Dann trinkt er sich, renommierend mit seinen Ahnen und seinen Reisen, dazwischen wieder in die alten Erinnerungen verfallend, einen neuen Kaufsch an.

Der wahre Fürst ist des Spiels müde; der betrunkene Tölpel beginnt ihn zu langweilen. Er befiehlt, daß man ihm den Schlaftrunk reiche.

Und schlafend, wie er ins Schloß kam, wird der arme Jau nun in seinen alten Lumpen wieder aus dem Schloß getragen. Er erwacht am andern Morgen im taufischen Graben; zuerst kann und will er nicht begreifen; dann aber mit Schlucks Hilfe besinnt er sich. Der Fürst, der wiederum zur Jagd zieht, schenkt ihm einen Beutel und ein paar gute Lehren. Die guten Lehren hört er nicht, aber den Beutel — will er vertrinken . . .

* * *

So endigt Gerhart Hauptmanns neueste Komödie, die der Dichter, da er nun einmal jedes Bühnenwerk mit einer neuen Bezeichnung zu schmücken liebt, diesmal ein „Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unterbrechungen“ nennt. „Schimpf“ natürlich im alten Sinne des Worts. Und wenn ich mir die Handlung recht besehe, so haben zwei Leute Recht behalten; zwei sehr verschiedene Leute, ein kleiner Lebender und ein großer Toter. Der große Tote, William

Shakespeare, hat, wie ich oben gezeigt, in seinen knappen Andeutungen fast den ganzen Plan, die ganze Exposition und manchen Wink für die Ausführung gegeben. Und der kleine Lebende, mein eifriger Lehrer beim Frühlingshoppem im „Einhorn“, hat Recht behalten, wenn er, von der „Versunkenen Glocke“ redend, sagte: „Mir scheint, Hauptmann ist noch nicht fertig mit dem Stoff und mit dem Gedankengang. Sehr möglich, daß er mal auf all das, was in der ‚Versunkenen Glocke‘ anklingt, auf Traum und Größenwahn und all das zurückkommt. Aber als ein Ironischer, als ironischer Realist“.

Und als ironischer Realist ist er darauf zurückgekommen. Den Lumpen Jau hat sein schöner Traum von Thron und Glanz und Herrlichkeit nicht gebessert, nicht geheilt; sein Traum hinterläßt ihm den Jammer, den jeder andere Kaufsch ihm auch hinterlassen hat. Und das einzig Reale, das er zurückbehält von diesem Ausflug in die nun auf ewig verschlossenen Märchenlande, den strammenbeutel, geht er zu vertrinken, wie er gewohnt ist, die lumpigen Kreuzer zu vertrinken, die ihm sonst wohl das Mitleid in den schäbigen Hut warf.

Und eine andere, fast noch schärfere Ironie klingt durch in den Worten, mit denen ihm der gutmütige Kerl, der nicht so stolz ist, wie der rasch von solchem Spiel gelangweilte John Mand, seinen unverlangten Trost spendet:

— — — — — Ich bin
 „Im Grund ein armer Schlucker, so wie du,
 „Und wenn du knirschend überm Brantwein lachst,
 „So ist dein Lachen meinem sehr verwandt,
 „Wie ich's, schmarozend an des Fürsten Tafel,
 „Mitunter lachen muß. Geh', trink und denke:
 „Es schwamm durch deinen Traum ein ledes Faß,
 „Das süßen Mustateller dir geregnet.
 „Erinnre dich daran und freue dich,
 „Doch greife nicht nach Wolken, guter Freund!“

Nach Wolken aber haben sie beide gegriffen: der schweifende Meister Heinrich, der über den Wolken die Melodien rauschen hörte, die er preisen und einfangen wollte in das zerbrechliche Werk seiner Hände, in das Glockenspiel, das nie vollendet ward. Und die Berggeister haben gelacht und geweint über sein eitles, nutzloses Beginnen. Der andere aber, der struppige, ruppige Jau, hat über den Wolken eine Krone gesehen und hat mit dreisten, plumphen Fingern nach der gleißenden Wolkenkrone gegriffen. Und der fürstliche Hof, der so hoch über dem ungebildeten Strolch steht, wie die Berggeister über dem nach Schönheit ringenden Meister Heinrich, hat viel Spaß und Kurzweil gehabt mit dem närrischen Tölpel. Der geniale Schwärmer ist an der Enttäuschung gestorben; an seiner unerfüllten Sehnsucht hat er sich den Tod getrunken. Der robuste Bauer zieht die leere Hand heil aus den Wolken zurück. Er ist erstaunt, enttäuscht, aber nicht gebrochen. Und was der Eblere mit dem Leben bezahlt, das giebt für den Gemeinen nur Stoff zum breiten, prahlerischen Geschwätz bei dummglockenden Gefellen auf der Bierbank . . .

So scheint mir Gerhart Hauptmann in „Schluck und Jau“ über Shakespeare zu sich selbst zurückgekehrt zu sein. Ich kann nicht einstimmen in den Chor derer, die — fast scheint's ein wenig triumphierend — immer wieder von dem großen, berechtigten „Mißerfolg“ dieses seltsamen Spiels reden. Wahr ist: es hat am „Deutschen Theater“ eine laue Aufnahme gefunden; es hat viele befremdet

und einige Jünglinge, die vor noch nicht allzulanger Zeit noch ihr „*Odi profanum vulgus et arceo — Favete linguis . . .*“ brav und geistlos kandierten, zu einigen schrillen Äußerungen des Mißfallens hingerissen. Berechtigt scheint mir das nicht. Es steckt viel Kräftiges und manches Schöne in dem Stück, das bei der Lektüre — die einen Akt mehr bietet, als die Aufführung — entschieden noch gewinnt. Obgleich das „deutsche Theater“ in Kitzner einen Jau besitzt, dessen wundervolles Spiel jeden Vergleich mit den ersten Größen der Schauspielkunst aushält. Was uns aber das Stück himmelhoch über die übliche Marktware erhebt, das ist die Erkenntnis, die überzeugend aus so mancher Scene quillt: mag es Schwächen haben und Fehler, Flüchtigkeiten und Längen aufweisen, mag es auch nur „einer unbesorgten Laune Kind“ sein — es ist das Kind eines Dichters.*)

* * *

Und diese Freude, das Kind eines Dichters begrüßen zu dürfen, haben wir noch einmal gehabt in diesem verfloffenen Monat. Und darum ist er kein verlorener, und wäre das übrige, das er gebracht, noch kleiner und unerfreulicher gewesen, als es war.

Wir haben Gabriele D'Annunzios „*Gioconda*“ gesehen, ein Stück, das die „Secessionsbühne“ in dem „Neuen Theater“, das sonst nur noch den thörichtsten Schwänken dient, zur Darstellung brachte. Die Duse, die an andern Orten ihre einzige Kunst in den Dienst D'Annunzios gestellt hat, wollte zu Anfang des Winters das Stück bei uns einführen. Durch eine Reihe kleiner, dummer Zufälle wurde nichts aus diesem Plane. Nun haben wir es mit Rosa Bertens in der tragenden Rolle gesehen, und es hat, obgleich der vorzüglichsten Schauspielerin gerade zu dieser Dulderin manches abgeht, den Erfolg gehabt, den es verdient.

Der Bildhauer Lucio Sattala besitzt in seiner Gattin Silvia eine herrliche Frau, die ihn glühend liebt, deren Liebe unendlich ist im Sichhingeben, im Verzeihen. Da lernt er in *Gioconda* Dianti das Weib kennen, das er für seine Schöpfungen braucht, dessen wundervoller Leib ihm die ganze weichevolle Offenbarung des Weibes, der Schönheit bedeutet. Er hat schon ein unsterbliches Werk nach ihr geschaffen; da, mitten in der Arbeit an einem zweiten, verwirren die Leidenschaften völlig seine arme Seele; er legt, dem Wirbel zu entgehen, Hand an sich und verwundet sich schwer.

Silvia pflegt ihn mit rührender, verzeihender Liebe. Aber da sie hört, daß die verhasste Feindin in ihres Gatten einsamem Atelier täglich auf die Rückkehr des kaum Gensenen wartet, beschleicht sie selbst, ihr die Thür zu weisen. Doch sie hat sich in der Feindin geirrt. Sie findet nicht das freche Modell, sondern das Weib, das sich im heiligen Rechte glaubt, das sich selbst als die eblere, treibende Kraft in diesem Mann, als die Seele seiner Kunst empfindet. Oh' er ihr selbst gesagt hat, daß sie gehen soll, wird sie nicht gehen. Da lügt die gequälte Silvia: er hat mich geschickt, dich gehen zu heißen.

Nun bricht in der Tiefverletzten die ganze Wut der Rachsucht los; sie will, dem Treulosen zur Strafe, sein Werk vernichten, das er nach ihr geformt. Im

*) Leider kam ich nicht der obigen Ehrenrettung des nach meiner Ansicht gründlich verkehrten Stückes nicht anschließen.

Atelier ringen die beiden Frauen in Liebe und Haß um sein fast vollendetes Werk, das Niesenbild wankt, stürzt — und zerschmettert Silvia die schönen, mitleidigen Hände, die Hände einer Pietà . . . Das ist der Höhepunkt des Stücker.

Im letzten Akt sehen wir nur noch, wie die verstimmelte Frau mit unsäglichem Schmerz ihr Töchterchen einweihet in das furchtbare Geheimnis, daß die Mutter es nie, nie mehr wird streicheln, wird lieblos sein können. Und von Lucio erfahren wir, daß er zu Gioconda Dianti zurückgekehrt ist und fieberhaft arbeitend an neuen Wunderwerken langsam in dieser Leidenschaft als Künstler groß wird und als Mensch dahinsiecht.

. . . Der Vergleich des Stoffes, den der mitten im Leben stehende Italiener hier behandelt, mit dem Stoff des Dramas, das der nordische Dichter jüngst als seinen „dramatischen Epilog“ bezeichnete, liegt sehr nahe. Und mich wundert's, daß unter den vielen, die den neuesten Ibsen unmittelbar nach seinem Erscheinen unter die kritische Lupe nahmen, so wenige diese ganz von selbst sich bietende Ähnlichkeit entdeckten. Hier wie dort der Künstler im Banne seines Modells, das hier wie dort der Dichter nicht einfach als das feine Körper zum Studienobjekt darbietende Weib, sondern als die Göttin und Hüterin der heiligen Pflichten des Genies gegen sich selbst aufgefaßt wissen will. Hier wie dort der Künstler, der sich nach einem höheren Gesetz hinwegsetzen zu dürfen glaubt und hinwegsetzt über die engen Schranken des Herkommens, des Rechts, der bürgerlichen Ordnung. Hier wie dort ein Held, der zu Grunde geht an dem, was er als freies Recht seines Genies in Anspruch nimmt.

Aber während der nordische Magus all diese Gedanken künstlich verbirgt in ein geheimnisvolles Gewebe dunkler Worte, mystischer Andeutungen, und den Schleier seiner seltsamen Dichtung breitet über das Schicksal dieser dem Untergang geweihten Ausnahmaturen, gießt der Italiener den leuchtenden Zauber seiner bildreichen und doch so klaren Sprache wie ein herrliches, durchsichtiges Florgewand um seine Figuren, und über dem schweren menschlichen Schicksal wölbt sich der gesegnete blaue Himmel von Florenz.

Niemals werden Menschen so sprechen, wie die Menschen der „Gioconda“. Sie müßten denn alle in diesem kleinen Kreis D'Annunzios Geist und Ammut besitzen. Aber daß sie alle mit seinen Worten sprechen, macht sie uns nicht unnatürlich. Man sagt so oft und mit Recht, daß Ibsens scheinbar so schlichte Sprache unter der Decke des nicht ungewöhnlichen Ausdrucks das Ungewöhnliche berge, manch heimliche Beziehung, manch seltsam mystischen Wink über die Grenze des Heute hinaus. Aber mit demselben Recht kann man dem Italiener D'Annunzio zugestehen, daß seine Sprache einer Decke gleicht, auf der in Gold- und Silberfäden und in seltenen Farben Blumen von fremdartiger Schönheit gewirkt sind; ein Kunstwerk, das an die alten wundervollen Altardecken gemahnt, die in den stillen, schattigen Kirchen in des Dichters Heimat wohl ein alter Künstler den Fremden zeigt, ehrfurchtsvoll nur mit den Fingerspitzen das köstliche Gewebe berührend.

Was aber den Inhalt der „Gioconda“ betrifft, so heißt es sehr oberflächlich urteilen, wenn man in diesem ersten Stück nur eine neugewendete Ehebruchsgeschichte sieht, wie sie in Frankreich alle Tage und in Deutschland jeden dritten Tag geschrieben wird. Der arme Silvio Sattala ist nicht der Sklave einer schönengewachsenen Dirne; er ist das Opfer seines Königstraumes. Sich

verteidigend vor Cosimo Dalbo, seinem Freunde, der ihn retten und zurückführen will aus seiner Traumwelt zur lebendigen Liebe, sagt er selbst:

„Die Augenlider eines Wesens, das du liebst, senken sich, und Schatten umkreist dich, wie Wasser eine Insel. Sie erheben sich: Sommergluten versengen die Welt. Wieder eine Bewegung: deine Seele zerfließt wie ein Tropfen; eine andere und du bist der König der Welt.“

Und die Schönheit dieser Geliebten, die ihn erhebt und erniedrigt, weiß er in tausend Statuen lebend, in tausend Statuen, die nur noch im Marmor schlummern und warten, daß er, ihr König, sie weckt . . . Aber voll Sehnsucht nach diesem seinem Königreich war er nicht Herr seines Todes und wird, gerettet, nicht mehr Herr seines Lebens sein. Und in der letzten qualvollen, reubollen Stunde seines Erdenseins wird er erkennen, daß er gethan hat, wovor der weltkluge Freund des Fürsten den dummen Pseudokönig Jau gutmüthig warnt: er hat nach Wolken gegriffen . . .

Und das eine Lebenswerk, das er in all dem Marmor sah, wird nie vollendet werden. Er hat nicht die Kraft, König zu sein und das Wort zu sprechen, das all die tausend im Marmor schlummernden Statuen zum Leben weckt. Er wird zu Grunde gehen und dahinsiechen unter dem lachenden Himmel des Südens, wie der Meister Heinrich in den Wäldern der schlesischen Berge. Sie haben beide dasselbe verloren, und nur der robuste Bauer, der dummpfiffige Jau, erträgt den Verlust eines geträumten Königreichs ohne dauernden Schaden. So einer lebt sein unförmliches Leben weiter, bis ihm in der Trunkenheit eine mitleidige Kellertreppe das Genick bricht.

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.



Frau von Krüdener.

„Krüdener (Juliane, Freifrau von), eine berühmte Frau, die durch ihren Hang zum Pietismus und zur Sektiererei eine Zeit lang viel Unheil anrichtete.“ Mit dieser dürren Charakteristik finde ich in einem alten Brochhaus von vor fünfzig Jahren, als also noch persönliche Erinnerung lebendig war, die kurze Biographie einer der merkwürdigsten Frauengestalten eingeleitet. So eine Brochhausnotiz hält sich nicht lange auf mit psychologischen Gründlichkeiten. Aber auch die gründlichsten Untersuchungen über den Charakter der seltsamen Frau haben bisher nicht recht ermitteln können, vermöge welcher besonderen Eigenschaften sie so „viel Unheil anrichten,“ mehr oder minder anhaltenden Einfluß auf Persönlichkeiten wie Kaiser Alexander I. von Rußland, Königin Luise von

Preußen, Madame Hortense, Bernardin de St. Pierre, Benjamin Constan, Châteaubriand, Madame de Staël, Jung-Stilling, Oberlin u. a. hat gewinnen können, da doch von allen Zeitgenossen übereinstimmend bezeugt wird, daß sie eigentlich ziemlich reizlos war, nicht schön, nicht bedeutend, nicht geistvoller als viele andere Frauen ihrer Gesellschaft. Die Lösung des Rätsels sucht jetzt eine eingehende Studie der „Deutschen Rundschau“ (Nr. 4 u. 5, Jahrgang 1899/1900 vom 15. November und 1. Dezember) in dem eigentümlichen Charakter der Zeit, während sie den eigentümlichen geistigen Entwicklungsgang der Frau von Krüdener mehr von den Zufälligkeiten ihrer individuellen Anlagen abhängig macht.

Am 11. November 1764 wurde Barbara Juliane von Vietinghof zu Niga als viertes Kind eines sehr reichen baltischen Edelmanns geboren. Geheimrat von Vietinghof war damals der Mäcen von Niga, der dort den ersten deutschen Klub und das erste ständige Theater auf eigene Kosten begründete, Freimaurer, Bürgerfreund, Förderer des Deutschtums. Als Juliane dreizehn Jahre alt war, ging das geheimräthliche Paar für mehrere Jahre auf Reisen, nach Hamburg, Spaa, Paris und London. In Paris bildete sich Juliane zu einer vorzüglichen Tänzerin aus, weil ihr Lehrer, der Balletmeister Vestris, sie wegen ihrer Talentlosigkeit und ihres wenig einnehmenden Aeußern — an dem lang emporgeschossenen Mädchen mit der starken Nase, den vollen, vorstehenden Lippen und dem „brouillierten“ Teint waren nur die großen seelenvollen Augen und das weiche aschblonde Haar reizvoll — zurücksetzte. Im „Schawltanz“ hat sie's zur Meisterschaft gebracht. Am 23. September 1782 heiratete sie den kaiserlich russischen Ministerresidenten am herzoglich kurländischen Hofe, Baron Burcharth Alexis Constantin von Krüdener, einen sehr gebildeten, vierunddreißigjährigen Herrn und höchst tüchtigen Beamten, der zwar schon zweimal geschieden war, aber im Aufe tabelloser sittlicher Führung stand. Die achtzehnjährige Juliane wählte ihn, weil sie meinte, zum Eheglück gehöre nur ein Mann, „der ihren Kopf beschäftigte und ihre Eitelkeit befriedigte“.

Das letztere that er jedenfalls ausgiebig, denn er ließ dem Vergnügungsbedürfnis seiner Frau freien Lauf, und als erste Liebhaberin eines Privattheaters hat sie ihren Ehrgeiz vollends befriedigen können. Nach kurzem Aufenthalt in Petersburg finden wir die nächsten anderthalb Jahre das Ehepaar in Venedig, wohin Herr von Krüdener als russischer Gesandter geschickt wurde. Venedig galt damals als die sittenloseste und vergnügungsreichste Stadt Europas, und in diesem Milieu gab sich Frau von Krüdener als „schöne Seele“; und da ihr korrekter Gatte sich die Zärtlichkeiten und Liebesbeweise der genialischen Frau nur gefallen lassen wollte, wenn's „ohne Lärmen“ geschah, so mußte für das theatralesche Bedürfnis der Dame ein jugendlicher Gesandtschaftssekretär, Alexander Stakjew, herhalten, „ein zartbesaiteter Schwärmer, ein ins Russische und Vornehme übersehter Werther, der in der Gemahlin seines Chefs die Lotte gefunden zu haben glaubte,“ und der im übrigen vor lauter Sentimentalität und Excentricität es gar nicht einmal auf eine Eroberung der Dame seines Herzens abgesehen hatte, sie nur anbeten, gar nicht besitzen wollte. So trug Krüdener sogar kein Bedenken, ihn mit sich zu nehmen, als er anfangs 1784 nach Kopenhagen versetzt wurde. Hier erst machte Herr Stakjew selbst ein Ende, indem er sich plötzlich von Kopenhagen verabschiedete und Herrn von Krüdener einen Brief hinterließ, „in welchem er das Geheimnis seines Herzens bekannte, um mit der Versicherung zu schließen, er bete die teure Frau vornehmlich wegen ihrer Liebe

zu dem verehrten Chef an.“ Der verehrte Chef übergab den Brief seiner Frau, in der Erwartung, „sie werde sich der von ihrem Anbeter gehegten hohen Meinung würdig erweisen“. Frau von Krüdener bewies ihre Würde, indem sie noch tiefer in den Strudel der Kopenhagener Geselligkeit tauchte als bisher. Die Folge aber war, „daß ihr Nervensystem binnen kurzer Frist ebenso vollständig ruiniert war wie die Börse des Gemahls.“ Die schwermütig gewordene „femme incomprise“ trat zu ihrer Genesung im Mai 1789 die Fahrt nach dem Süden an. Doch reichte sie nur bis Paris. Dort war plötzlich alle ihre „unheilbare“ Schwermut dahin. Erst lebte sie in Glanz und Pracht, so daß sie bei Mademoiselle Bertin, der Modehändlerin der Königin, eine Schuld von 20 000 Frs. kontrahieren konnte, dann aber entdeckte sie, „daß sie für einfache und natürliche Freuden geboren sei, daß nichts der Wonne des Verkehrs mit friedlich-stillen Menschen gleichkomme,“ und so schloß sie enthusiastische Freundschaft mit dem eben in Mode gekommenen Verfasser von „Paul und Virginie“, Bernardin de St. Pierre. „Auf dem Rasen von Bernardins Vienengarten oder auf den Wiesen von St.-Gervais wurde im Glanz der Frühlingssonne bescheiden gefrühstückt, die Gesellschaft armer Kinder herangezogen und in diesem Kreise, dessen Mittelpunkt der ‚geistreiche‘ Gund Ali und der friedlich graufende Hausfessel des Dichters bildeten, eine Wonne genossen, welche die leeren Feste Kopenhagens niemals geboten hatten.“ „Ich habe immer nur gewünscht, verstanden zu werden; ich bin immerdar einfach, wahr und der Natur nahe geblieben,“ versicherte sie dem neuen Freunde. Erst bei Einbruch des Winters ging's nach dem Süden, wenigstens dem Süden Frankreichs, mit neuen Freunden, erst dem gelehrten Physiker Abbé Firmin, dann mit einem regelrechten Liebhaber, einem jungen Offizier, Grafen de Frégeville, der sie bestimmte, den Aufenthalt im Süden bis Frühjahr 1791 zu verlängern und dann, statt nach Kopenhagen, abermals nach Paris zu gehen. König Ludwigs XVI. Rückkehr von dem verunglückten Varenner Fluchtversuch machte den weiteren Aufenthalt in dem injurgierten Lande schließlich unmöglich, und so ging sie endlich über Cassel und Hannover nach Hamburg, wo es einen heftigen Auftritt zwischen Herrn von Krüdener und dem Galan seiner Frau gab. Da der Gemahl aber auf die ihm vorgeschlagene Scheidung nicht ohne weiteres einging, so ließ sie sich von ihrem Gemahl nach Riga geleiten; „daß sie ihre Kinder (den achtjährigen Paul und die dreijährige Julie) dem schmählich verrathenen Gatten überließ, verstand sich für die ‚seelenvolle‘ Frau von selbst.“ Von Riga ging sie nach Petersburg zu ihrem schwer erkrankten Vater, und als unmittelbar nach dessen Tode auch Herr von Krüdener auftauchte, um die Geldmittel zur Ehescheidung flüssig zu machen — „als Mann von Ehre wollte er der Frau, deren Unwirtschaftlichkeit ihn nahezu ruiniert hatte, das eingebrachte Vermögen zurückerstatten“ — that sie einen dramatischen Fußfall, gelobte unter Thränen Treue und Gehorsam und erreichte, daß Herr von Krüdener in die ihm gemachten Vorschläge willigte: „Frau Juliana sollte bis auf weiteres nach Berlin gehen, wo er sie von Kopenhagen aus besuchen wollte“. Vor der Abreise aber feierte sie erst ein Wiedersehen mit Staffew. Dann behauptete sie ihrer Nerven wegen nach Leipzig übersiedeln zu müssen, von wo aus sie planlose Kreuz- und Quersfahrten unternahm, um sich schließlich in die Einsamkeit des mitterlichen Familiengutes Koffe zu flüchten und dort „eine neue Rolle, diejenige der patriarchalisch waltenden ländlichen Edelfrau, zu übernehmen,“ die esthnische Sprache zu erlernen, hinter

die Geheimnisse der Landwirtschaft zu kommen und die Wohlthäterin ihrer Hörigen zu werden, Schulen und Entbindungsanstalten zu gründen und die Schutzblatternimpfung einzuführen. Aber schon 1795 ist sie wieder in Riga, 1796 in der Schweiz. „Das elegante Treiben in Coppet, dem Sitz der Frau von Staël, zieht sie in die vornehme Welt zurück, die eben noch Leidende flattert von Fest zu Fest und entzückt alle Welt durch die Frische ihrer Erscheinung, durch den ‚Vergangenheit und Zukunft durchdringenden‘ Blick ihrer schönen Augen und die Kühnheit der bestrickenden Bosen, die sie bei Ausführung des Schawltanzes vorzuführen weiß. Für eine Weile war dieser Tanz die Hauptpassion der in die Phase der ‚zweiten‘ Jugend getretenen Schönen, und erst als eine jüngere Rivalin ihr das Geheimnis dieser Kunst abzulauschen gewußt hat, wird sie gewahr, daß das von den französischen Kriegswirren heimgesuchte Schweizerland kein geeigneter Aufenthalt für schußlose Frauen sei.“ In München trifft sie mit dem Gatten und der inzwischen zur Jungfrau herangewachsenen Stieftochter zusammen, in der sie „eine ebenso angenehme wie interessante Bekanntschaft“ macht, wieder bekommt sie eine Anwandlung von Pflichtbewußtsein gegen den Gatten, der inzwischen Gesandter am preußischen Hofe geworden ist. Dann stellt sie einen letzten Versuch an, die unüberstehliche Weltbame zu spielen; Zeitgenossen erzählten noch in späteren Jahren von der „Berwegenheit“ ihrer excentrischen Toiletten. Als das nicht mehr zieht, besinnt sie sich abermals auf die Rolle der schönen Seele, zumal da Jean Paul in Berlin anwesend ist. Diesmal will aber der Dichter des „Titan“, der noch 1796 durch den Besuch der Krüdener in einen „Tumel trunkener Freude und Nührung“ versetzt war, nichts von ihr wissen; auch mit dem preußischen Königspaar hat sie kein Glück, und die zweite Dame Berlins, die Prinzessin Luise, verhehlichte Fürstin Radziwill, bezeichnete sie sogar als eine „unangenehme und anspruchsvolle Person“. „Im Frühjahr 1801 war der gesellschaftliche Kredit der Frau Ministerin ebenso vollständig erschöpft wie die Kasse des Ministers, der seine Stellung für unhaltbar geworden ansah, seit an die Stelle des Napoleon zuneigenden Kaisers Paul der anders denkende Alexander I. getreten war.“

Juliane reist nach Teplitz, von da wieder nach der Schweiz zu Frau von Staël, und bei dieser Gelegenheit entdeckt sie ihr Talent zur Romanschriftstellerei, das ihr die Freundschaft Châteaubriands, des berühmten Verfassers der „Atala“, einträgt. In dieser Zeit, am 14. Juni 1802, starb ihr Mann an einem Schlaganfall. Ein Jahr später lag ihr Roman „Valérie“ oder „Lettres de Gustave de Lynar à Ernest de B.“ vollendet vor, eine Wertheriade schwächlicher Art. Die Verfasserin wußte ihn aber zu lancieren, binnen Jahresfrist wurde er dreimal neu aufgelegt, zweimal ins Deutsche und einmal ins Holländische übersezt, und da Madame Krüdener in Paris von Laden zu Laden fuhr, um nach Gilden, Bändern, Tüchern und anderen Luxusartikeln „à la Valérie“ zu fragen, so erreichte sie es, daß man sich im Paris von 1804 vierzehn Tage lang à la Valérie trug. Als schon ein halbes Jahr später der „succès complet et inouï“ vorüber war, ging sie auf zwei Jahre wieder nach der Heimat. Und in diese Zeit fällt ihre „Bekehrung“, die durch den Schreck über das plötzliche Ende eines vor den Fenstern des Velinghoffschen Hauses tot zusammengebrochenen Bekannten bewirkt worden sein soll, — nach einer anderen Darstellung ist sie „die Frucht der Unterredung mit einem armen, in seinem Gott vergnügten herrenhuterischen

Schuster in Niga gewesen.“ Jedenfalls hatte, wie der Verfasser der Studie glaubt feststellen zu können, die nach dem Sturze Napoleons sich vorbereitende allgemeine Zuwendung zum positiven Kirchenglauben und der Ueberdruß an der schalen Weisheit des religiösen und politischen Nationalismus keine Rolle dabei gespielt. Die besseren Kräfte dieser begabten, aber im Kern des Wesens ungesunden Natur waren durch „irreparable Thorheiten und Eitelkeitsexperimente“ aufgebraucht worden, und da konnten ihr die herrnhutischen Theorien von plötzlicher Erweckung, gewaltsamem „Durchbruch“ der Gnade und unvermittelter Erhebung aus dem Zustande tiefster Verderbnis zu höchster Gottseligkeit, die sie früher vielleicht noch zu wahrer Religiosität hätten hinleiten können, jetzt nur mehr ganz neue, ungekannnte seltsame Emotionen gewähren. Bezeichnend genug, trat sie auch nicht zu den gebildeten und tüchtigen Gliedern der Nigaer Herrnhuter-Gesellschaft in nähere Beziehung, sondern zu einer Madame Blau, einer verarmten Bürgerfrau, die sich als Musterbild echter Frömmigkeit aufspielte, in Wahrheit aber „eine gefährliche und gemeine geistliche Schwindlerin“ war, „die von der Ausbeutung vornehmer Gefinnungsgeossen lebte“. Unterstützt wurde sie dabei von ihrem ältesten Sohne, einem „erweckten“, aber müßig gehenden Schustergesellen. In ihrer neuen Rolle hatte Frau von Krüdener das Glück, von der Königin Louise, die zehn Jahre vorher von der excentrischen Weltbame nichts hatte wissen wollen, in längeren Audienzen empfangen zu werden und von ihr sogar einen Brief zu erhalten, in dem es heißt: „Sie haben mich besser gemacht, als ich war . . . Ihr Wort der Wahrheit und unsere Gespräche über Religion und Christentum haben mir tiefen Eindruck gemacht.“

Da dieser Eindruck aber wohl doch nicht so tief gewesen zu sein scheint, um von Dauer zu sein, so reiste Juliane im Jahre 1807 nach Karlsruhe zu einem Manne, der ganz geschaffen war, für eine Frau wie die Krüdener eine neue Lebensperiode zu bedeuten. Das war der damals achtundsechzigjährige Heinrich Jung, genannt Jung-Stilling, ehemaliger Schneidergeselle, späterer Augenarzt, badischer Geheimrat, gefeiertes Orakel der Hof- und Adelskreise Badens, Prophet und Geistesseher. Seine Selbstbiographie hat bekanntlich Goethes höchsten Beifall gefunden. Nachdem Juliane sich von Jung-Stilling vollends in die tiefsten Tiefen einer weltfremden Mystik hatte einweihen lassen, ging sie zunächst zu seinem Gefinnungsgeossen Oberlin, dem alten wackern Pfarrer von Waldbach im Steinthal, der in allen praktischen Dingen ein echter Seelsorger seiner Gemeinde war, „mit wahrhaft genialem Instinkt die Nothe und Bedürfnisse der Zeit zu erkennen gewußt hatte,“ in seinen mystischen Neigungen aber fast mehr noch als Jung sich ins völlig Nebelhafte hineinschwärmte. Hier hörte die Krüdener von einem Pfarrer Fontaines zu Markkirch, der die „gottbegnadete Frau aus dem Norden“ kennen zu lernen gewünscht hatte. Sofort reiste sie nach Markkirch ab. Der ihre kühnsten Erwartungen übertreffende Empfang, der ihr dort wurde, sollte entscheidend für ihr ganzes späteres Leben werden. Fontaines begrüßte sie mit den Worten Matth. 10, 3: Bist du es, die da kommen soll, oder sollen wir einer Anderen harren? Fontaines war als Student bei Ausbruch der Revolution Jacobiner, Schreckensmann gewesen, dann nach einander evangelischer Prediger, katholischer Priester, Seelsorger der „unabhängigen“, d. h. pietistisch-separierten Gemeinde zu Menhofen und schließlich Pfarrer zu Markkirch. Unter seinem Schutze lebte seit dem Herbst 1807 eine Frauensperson, „deren

Lebensgang den feinigsten an Abenteuerlichkeit noch übertraf," die „Kummerin“, — Marie Kummer aus Württemberg, eine mit Pranger, Zuchthaus und Gefängnis vorbestrafte Wagnabundin, die gleichwohl bei den evangelischen Separatisten Württembergs im Aufse besonderer Gottgefälligkeit und Erleuchtung stand, als „berühmte Seherin“ galt, und seit dem Eintreffen der Krüdener täglich neue Verheißungen über die großen Rollen zum Besten gab, die in dem herannahenden Reiche Gottes auf Erden gerade ihnen dreien zugebracht sein sollten. Entzückt schrieb die Krüdener an eine Freundin: „Ich bin das glücklichste aller Geschöpfe, das Reich des Herrn naht heran, und er selbst wird tausend Jahre lang über der Erde herrschen.“ Diese „Festzeit“ dauerte acht Monate, so lange bis Fontaines den Boden unter den Füßen heiß werden und das Bedürfnis fühlte, nach Württemberg überzusiedeln, um da „eine Kolonie wahrer Christen“ zu gründen. Man zog Februar 1809 nach Kleebronn, alle drei legten sich aufs Predigen, aber König Friedrich I. von Württemberg verstand keinen Spaß, ließ die Kummerin einstecken und die übrige Gesellschaft über die Grenze schaffen. Sie wandte sich nach Dichtenthal bei Baden-Baden, wohin auch die Kummerin nach verbüßter Gefängnisstrafe nachkam und sofort neue Verkündigungen kommender großer Dinge zum Besten gab.

Die Nachricht von der schweren Erkrankung von Julianes Mutter machte dem Jbuhl im Juni 1810 ein Ende. Frau von Krüdener reiste nach Riga heim. Ihre Mutter lebte noch ein halbes Jahr. In dieser Zeit hielt sie fleißig Andachtsstunden ab, bei denen Auslegungen der Apokalypse und Abendmahls-spendungen die Hauptrolle spielten und Frau Blau assistierte. Erst Ende 1811 kehrte sie nach Karlsruhe zurück, aber „den mit Schimpf und Schande weggejagten Epprediger fand sie nicht mehr vor, dem vielgewandten Manne war es inzwischen gelungen, zu Sulzfeld bei Eppingen eine Pfarrstelle zu ergattern.“ Dafür war die Kummerin auf ihrem Posten geblieben, der herannahende russisch-französische Krieg und ein Komet hatten ihr in allen, auch nicht chiliaftischen, Kreisen Anhänger verschafft. Daß sie den Brand von Moskau vorhergesagt, glaubte ihr schließlich jung und alt. Mit am hingebungsvollsten Frau von Krüdener. Die Ereignisse von 1812 und 1813 ließen diese aber auch immer mehr an sich selbst glauben, je mehr sie sah, daß nach den Erschütterungen der napoleonischen Kriege in der Kulturwelt das Bedürfnis nach religiöser Erneuerung, nach Befriedigung von Gemüt und Phantasie allgemein wurde. Das Wunderbedürfnis wurde zur treibenden Macht, warum sollte da die Krüdener nicht eine Macht werden? Zumal sie sich ganz besonders auf die Künste der höfischen Bußpredigerin verstand. So fand sie der entscheidendste Augenblick ihres abenteuerlichen Lebens wohl vorbereitet: Am 4. Juni 1815 konnte diese es wagen, sich an Kaiser Alexander von Rußland heranzudrängen, dessen Hauptquartier eben nach Heilbronn verlegt worden war. „Am späten Abend wurde der ermüdete und verstümmte Monarch bei der Vektüre des 20. Psalms durch die Meldung unterbrochen, daß eine Dame ihn bringend zu sprechen wünsche und die Abweisung durch den Adjutanten Fürsten Wolkonski nicht berücksichtigen wolle. Unmittelbar darauf trat Frau v. Krüdener ein; sie nannte sich dem erstaunten Kaiser und blieb drei Stunden in dessen Zimmer. Als sie ihn spät abends verließ, zeigte Alexander feuchte Augen und eine Erregung, die er vergebens zu verbergen suchte.“ Sie erhielt tags darauf Befehl, dem Kaiser nach Heidelberg zu folgen, hielt mit ihm Bibel- und An-

dachtsstunden, Buß- und Dankgebete ab und folgte ihm auch drei Wochen später nach Paris, wo sie in dem dem Elysée-Bourbon benachbarten Hotel Montchenu Wohnung nahm. „Eine in den anstoßenden Garten führende Thür, deren Schlüssel der Kaiser bei sich trug, machte täglichen und unbeachteten Verkehr zwischen dem Monarchen und seiner geistlichen Beraterin möglich. Der mehr als dreimonatliche Aufenthalt in Paris (14. Juli bis 22. Oktober) bezeichnet den Höhepunkt des Lebens und die Bedeutung unserer Heldin.“ Zu den allmorgendlichen Gottesdiensten in der improvisierten griechischen Hofkapelle des Elysée-Bourbon und den Abendgottesdiensten im Salon der Krüdener, an denen der Kaiser regelmäßig teilnahm, zugelassen zu werden, galt damals im vornehmen und modischen Paris für den Gipfel des *comme-il-faut*, alle echten und falschen Berühmtheiten des Tages drängten sich dazu. Und sogar die hohe Politik begann mit dem Einfluß der Bewohnerin des Hotel Montchenu zu rechnen: Durch ihre Vermittlung sollte Kaiser Alexander zur Parteinahme für Frankreich und gegen Preußen bestimmt werden. Alexander aber hatte von der Lektüre einer vor Jahresfrist ihm vorgelegten Denkschrift des Münchener Philosophen Franz von Bader her, „Weber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und innigeren Verbindung der Religion und der Politik,“ den Wunsch, diese „neue und innigere Verbindung der Religion und Politik“ zur Grundlage des europäischen Staatensystems zu machen, und als er die Krüdener in seine Pläne einweihte, fand sie natürlich diese Idee erhabener als die der französischen Allianz, nach mehreren von „Gebet und Bibellectüre begleiteten Unterredungen kam es im September zu einer Art Hauptverhandlung, zu welcher der magnetisierende Wunderthäter Vergasse zugezogen wurde. Die Frucht dieser Konzilberatung war der vom Kaiser eigenhändig niedergeschriebene Entwurf des am 26. September von den Beherrschern Preußens und Oesterreichs unterzeichneten (wenn auch von diesen für recht belanglos gehaltenen) Traktats, der als ‚Heilige Allianz‘ historisch geworden ist.“ „Daß er von Frau v. Krüdener revidiert und mit Randbemerkungen versehen worden, ist zum mindesten nicht erwiesen.“ Jedenfalls half er ihr „zum schönsten Tage des Lebens, dem Gipfel irdischer Existenz“; denn „vierzehn Tage vor der Vertragunterzeichnung war sie eingeladen worden, der großen Revue auf der Plaine des Vertus beizuwohnen und an der Seite des Kaisers und in dessen Zelte dem feierlichen Gebete zuzusehen, das von den versammelten Truppen zum Schlusse verrichtet wurde“.

Jedoch als am 28. September Alexander die französische Hauptstadt verließ, hatte auch sein Verhältnis zur Krüdener bereits einen Stoß erlitten, von dem es sich nie wieder erholte, da sie so unvorsichtig gewesen, dem Kaiser die Kummerin zuzuführen, und diese so taktlos war, ihren prophetischen Redeschwall mit dem Gesuch um ein Kapital zu schließen, mit dem in der Umgegend von Weinsberg eine christliche Kolonie begründet werden sollte. Kaiser Alexander ließ sich nicht „durch die Frömmigkeit von Leuten fangen, die sofort mit Bitten um Geld herausrückten“, die Verstimmung in seiner Seele blieb, und als sich Frau von Krüdener vollends eine Indiskretion bezüglich ihrer Teilnahme an der ‚Heiligen Allianz‘ zu schulden kommen ließ, war ihre Rolle bei Alexander ausgespielt.

Wieder begann sie, seit 1816, ein unstetes Wanderleben, aber jetzt bereits in einem Zustande, „der bei der Grenze religiösen Wahnsinns angelangt war;“

ein halbverrückter, wegen Defraudation weggejagter und im Gefängnis „erweckter“ Postsekretär Kellner beherrschte sie ganz, die Schweizer Behörden sahen sich gezwungen, dem Treiben der beiden, deren „Erweckungsprebikten“ die zuströmenden Arbeiter- und Armenmassen in heftige Erregung versetzten, durch Ausweisung ein Ende zu machen, und die maßlos thörichten Prophetien, die gleichwohl Anhänger fanden und diese zu den verrücktesten Dingen verleiteten, sorgten weiter dafür, daß die „Frau Geheimrätin“ auch in ganz Süd-Deutschland nicht mehr geduldet und schließlich unter polizeilicher Bedeckung nach Leipzig abgeschoben wurde. Von hier kehrte sie März 1818 in ihre Heimat zurück, mit einem Gefolge von 18 Personen, „darunter ein Kosak, ein Husar, fünf Schweizer und Schweizerinnen, eine Engländerin, ein Württemberger, ein ehemaliger russischer Offizier“. Der baltische Generalgouverneur, Marquis Paulucci, wollte die gefährliche Gesellschaft gar nicht über die Grenze lassen, erst ein „ziemlich ungnädig lautendes kaiserliches Handschreiben vom 9. Mai 1818 wies den Marquis an, Frau von Strüdenner und ihre Begleiter ‚in völliger Ruhe‘ zu lassen; seine ehemalige Freundin preiszugeben, lag nicht in der Absicht des Kaisers,“ wenn er sich auch alle erneuten Versuche, ihn und gar seine politischen Pläne zu beeinflussen, freundlich aber bestimmt verbat. Immerhin konnte durch dieses achtungsvolle Verhalten Alexanders der Unterrichtsminister Fürst Galizin der Schwärmerin seinen besonderen Schutz angedeihen lassen und ihr in einem Briefe seine Gesinnungsverwandtschaft zum Ausdruck bringen.

Die Andachtsstunden, die sie fortan in Mitau, Riga und auf ihrem Gute Koffe abhielt, hatten anfangs starken Zulauf, bald aber wurde die alternde Frau immer einsamer, ihr Freund Kellner blieb allerdings bis zu seinem 1823 erfolgten Tode in ihrem Hause. Noch im Alter von sechzig Jahren begab sie sich nach der Krim, „infolge asketischer Uebungen, die sie sich während des Winters 1823/24 auferlegt hatte,“ und dort ist sie zu Karathin-Bazar am Weihnachtstage 1824 „in den Armen ihrer Tochter sanft und ergehen entschlafen.“ Ein Zeitgenosse hat über sie das treffende Urteil gefällt: „Die Eitelkeit der Menschen hatte sich bei Frau von Strüdenner in Eitelkeit des Himmels gewandelt.“ Sch.



Deutsche und Amerikaner.

Die in Boston erscheinende Monatschrift „Atlantic Monthly“ enthält einen vortrefflichen, durchaus sachlichen und beiden Teilen gerecht werdenden Artikel von Prof. Hugo Münsterberg über das Verhältnis zwischen Deutschen und Amerikanern. Auf die Geschichte zurückgreifend und auf sozial-psychologische Beobachtungen gegründet, bestätigt dieser Artikel manches, das sich Anglo-Amerikaner, deren Urteilskraft nicht ganz von Vorurteilen getrübt ist, längst hätten sagen müssen, und im stillen vielleicht auch gesagt haben, und erklärt den Mangel an Verständnis für die beiderseitigen Individualitäten, der sich unter den beiden in diesem Lande neben, aber leider nicht mit einander lebenden Elementen bemerkbar macht. Viele Anzeichen lassen darauf schließen, daß sich der

Deutsche in Europa dem Verständnis anglo-amerikanischen Wesens und Denkens mehr nähert, als der Deutsche in Amerika. Ich mache hier nur auf die „Essays zur Amerikanischen Litteratur“ von Dr. Karl Federn (Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.) aufmerksam.

Professor Münsterberg greift auf die Vergangenheit zurück und erklärt, daß die Situation gestern bei weitem angenehmer war, als sie heute ist. „Die Deutschen der vorigen Generation ließen den Blick nicht viel über das Meer schweifen, und wenn es geschah, dann stellte sich ihre Phantasie eher das Land als das Volk vor — das Land, wo das Gold auf den Straßen lag und jeder Neuanbömmling Gelegenheit fand, ein freies Leben zu führen. Der Amerikaner als besonderer Menschentypus war noch nicht entdeckt; es wurde weder Günstiges noch Ungünstiges über ihn verbreitet, weil niemand danach fragte. Anders verhielt es sich mit dem Amerikaner, der die Millionen deutscher Einwanderer in das Land strömen sah, die sich zu einem rechtschaffnen und zum fleißigsten Element der Bevölkerung entwickelten. Während sie den Geist der deutschen Arbeiterbevölkerung herüberbrachten, gingen Tausende von jungen Amerikanern hinüber und brachten den Geist des gebildeten Deutschtums zurück. Deutsche Musik und deutsche Philosophie, deutscher Frohsinn und deutscher Universitätsgeist kamen hierher. Und dennoch, wie das Amerika des Goldes und der Freiheit der Phantasie des Deutschen stets etwas Fernes und Fremdes blieb, so blieb das deutsche Land der Denker und Dichter der Phantasie des Amerikaners fern und unfassbar. Niemand dachte an Vergleich oder an Nebenbuhlerschaft, weil die beiden Welten von so verschiedenen Dimensionen schienen.

„Ueber Nacht aber hat sich alles verändert . . . Während das Kabel und die Schraubendampfer die räumliche Entfernung zwischen den beiden Völkern in einer geradezu wunderbaren Weise verringert haben, ist die Verringerung der innerlichen geistigen Entfernung noch bei weitem überraschender und unerwarteter. Deutschland ist stark, reich und mächtig geworden, und seine Politik hat realistische Pfade eingeschlagen. Die Vereinigten Staaten hingegen haben, seitdem das Land seine ökonomische Reife erlangt hat, ihre riesigen Hilfsquellen in den Dienst der Bildung, der Künste und der Wissenschaften gestellt. Sie bewegen sich also beide in derselben Sphäre, und die Frage ist nur: Werden sie sich Schulter an Schulter bewegen oder beständig gegen einander wenden? Ihre Empfindungen, ja ihre Stimmungen werden das entscheiden; wie steht also heute die Sache?“

Professor Münsterberg erklärt nun, daß die Verstimmung zwischen beiden auf einer halb ethischen, halb ästhetischen Antipathie beruhe, und keineswegs auf Handels-Rivalität. „Sie lieben einander nicht, weil sie einander nicht als Gentlemen betrachten. Der Amerikaner denkt, der Deutsche sei knechtisch, reaktionär, kleinlich und eugherzig; der Deutsche hält den Amerikaner für gierig und roh, brutal und korrupt.“ Mit scharfem Spott zeichnet der Verfasser hierauf die durch sogenannte Witzblätter der Phantasie des Durchschnittsamerikaners nur zu vertraut gewordene Karikatur des Sauertraut essenden, zum Frühstück Bier trinkenden, aus einer langen Pfeife rauchenden, Stat spielenden, nach unten anmaßenden, nach oben kriechenden Deutschen, der seine Frau entweder als Spielzeug oder als Dienstmagd behandelt, und dessen höchstes Lebensziel ein Titel sei. In eben derselben Weise stellt er die sich in der Phantasie des Durchschnittsdeutschen festwurzelnde Karikatur des typischen Yankee dar, der Branntwein

trinke, Tabak kaue, überall umherspucke, seine Füße auf den Tisch lege, in vier- undzwanzigstöckigen Häusern wohne, sich an amerikanischen Defen wärme, die man in Amerika nicht sieht, amerikanische Quelle ausfechte, die hier unbekannt sind, und sich im Geschäftsleben in einem amerikanischen Humbug gefalle, der in Berlin gerade so blüht wie in Chicago! „Was allein überraschend daran ist, das ist die Thatsache, daß das Unkraut des Vorurteils so üppig wuchern kann, während die Ozeandampfer, die hinüber und herüberfahren, mit Reisenden gedrängt sind. Die Hunderte von Studenten, die jährlich deutsche Universitäten beziehen, die Tausende von amerikanischen Touristen, die jeden Sommer von Köln bis Heidelberg wandern, die Millionen von deutschen Einwanderern, die in dieses Land strömen, und die Billionen von Zeitungsblättern, die alljährlich auf beiden Seiten des Oceans gedruckt werden — sind sie nicht im stande, die Wahrheit zu verbreiten? Aber wir können es nicht leugnen, daß die psychologischen Verhältnisse trotz des segensreichen Wirkens der associierten Presse der Fortdauer irrtümlicher Ansichten günstiger sind.“

Der Verfasser führt dann des Näheren aus, daß die Deutschland bereisenden Amerikaner ebenso wie die Amerika bereisenden Deutschen unfähig sind, einen Einblick in das wirkliche Leben der Völker zu gewinnen. Gewisse psychologische Gesetze bedingen es, daß wir nur das sehen, was wir zu sehen erwarteten; es sei damit nicht gesagt, daß man das übrige absichtlich nicht beachte, sondern es existiere einfach nicht. Der gebildete, in seinem Gebahren unauffällige Amerikaner, der unter den in Deutschland reisenden Bürgern dieses Landes eine mindestens ebenso große Zahl repräsentiert, wie der sich durch sein laut prahlerisches Wesen aufbringlich bemerkbar machende Parvenu, verschwinde neben letzterem; geradeso wie die zahlreichen interessanteren und bei weitem wichtigeren Neußerungen amerikanischen Lebens und Wesens dem europäischen Reisenden entgingen, welcher sich an die „Sterne“ im Bädeler halte. Dieser selbst wiederum erzeuge unter der angloamerikanischen Bevölkerung keine Aufmerksamkeit, da es hier an Deutschen nicht fehle, und New-York und Chicago ja mehr deutsche Einwohner hätten, als irgend eine deutsche Stadt außer Berlin. Prof. Münsterberg kommt daher zu dem Schluß, daß eine Aufklärung der irrtümlichen Ansichten, welche beide Völker gewonnen hätten, und ein Versuch, ein gegenseitiges Verständnis herbeizuführen, von den Deutschamerikanern ausgehen müsse. „Wie kommt es,“ fragt er, „daß diese Millionen nicht im stande gewesen sind, die kontinentale Unwissenheit bezüglich der Yankees zu bekämpfen? Wie kommt es, daß das wirkliche Amerika vom gebildeten Deutschen noch ebenso unentdeckt ist, als ob Columbus nie das Meer gekreuzt hätte?“

In seiner Begründung der auffälligen Erscheinung charakterisiert Prof. Münsterberg die Stellung des Deutschamerikaners in diesem Lande in sehr treffender Weise; daß er dabei einige für die Deutschamerikaner bittere Wahrheiten sagt, ist ihm nur zur Ehre anzurechnen. „Der deutsche Einwanderer kann sich mit Recht als ein achtungs- und sehr wünschenswertes Element der amerikanischen Bevölkerung betrachten; er galt von jeher als Repräsentant solider Arbeit und Ehrlichkeit: er hat Geschicklichkeit und Energie über das Meer gebracht, und er hat seine Musik und seinen Frohsinn nicht vergessen; er ist in erster Reihe zu nennen, wo von treuer Bürgerpflicht in Krieg und Frieden die Rede ist, und, ohne seine Hilfe wären manche von Amerikas industriellen, kommerziellen und

technischen Triumphen eine Unmöglichkeit gewesen. Aber alles das ändert nichts an der Thatsache, daß er nicht ganz fähig ist, das Leben seiner Umgebung richtig zu beurteilen. Erstens gehört er meistens einer Gesellschaftsklasse an, deren Aufmerksamkeit vollständig von den äußerlichen Lebenserscheinungen eines Landes in Anspruch genommen wird, und der die richtige Würdigung der Errungenschaften geistigen Lebens fehlt. In seiner Heimat arm, hier verhältnismäßig behaglich lebend, preist er begeistert das materielle Leben, die Eisenbahnen und Hotels, die Brücken und Mühlen, giebt sich aber keine Mühe, Bibliotheken oder Universitäten, Museen oder Hospitäler beurteilen zu lernen. Andererseits fühlt er sich gesellschaftlich zurückgesetzt; er ist der „Dutchman“, der durch sein schlechtes Englisch, durch seine Gewohnheiten und Sitten, durch seine Neigungen und Vergnügungen sich von der Mehrheit unterscheidet und als Bürger zweiten Ranges, wenn auch nicht gerade beiseite geschoben, so doch gesellschaftlich isoliert wird. Die Folge davon ist vollständige Unkenntnis des anglo-amerikanischen Lebens; er kann hier dreißig Jahre leben, ohne an irgend einem Tische außerhalb des deutschen Kreises gegessen zu haben; er kann sogar reich geworden sein und doch nicht ganz mit dem gesellschaftlichen Strome schwimmen. Seiner Unkenntnis ge-
 stellt sich daher leicht Ungerechtigkeit.“

„Es giebt natürliche Ausnahmen,“ fährt der Verfasser fort, „nicht wenige Ausnahmen, die als völlig ebenbürtig gelten, selbst wenn man jene weniger schätzenswerte Klasse in Betracht zieht, die dem Vortheil zuliebe ihr Vaterland verleugnet, und von der manche Vertreter im Interesse der städtischen Politik sich gern zu Isländern machen würden. Die große Menge aber lebt in jener gesellschaftlichen Absonderung, welche ihr Urtheil zu einer sonderbaren Mischung von Unwissenheit in Sachen des inneren Lebens, Ungerechtigkeit in Bezug auf persönliche Eigenschaften und blinder Bewunderung des Reichthums und der ökonomischen Größe dieses Landes macht. Dies ist der Grundton von Hunderttausenden von Familienbriefen und Wirthshausgesprächen, welche nach Deutschland hinüberbringen, und bekräftigt durch das, was er lobt, wie durch das, was er tadelt, das Gefühl der Antipathie gegen die Vereinigten Staaten. Das schlimmste aber ist, daß in dieser Atmosphäre fast alle Journalisten leben, vom Redakteur zum Pfennig-schreiber, die achthundert deutschamerikanische Zeitungen füllen und den meisten deutschländischen Zeitungen Berichte liefern.“

„Diese Leute sind nicht im Stande, die Amerikaner zu beurteilen; unglücklicherweise sind sie auch unfähig, die traditionellen Vorstellungen der Amerikaner über die Deutschen zu berichtigen. Wenn sie ihre höchste Pflicht erfüllen, dann würden sie danach streben, den deutschen Charakter in seinem edelsten Typus zu verkörpern, um dem Amerikaner das Beste am deutschen Wesen zu zeigen und eine sittliche Eroberung zu machen. Das aber ist nicht geschehen. Die prächtige Generation von 1848 ist allmählich dahingegangen, es ist ihr aber keine andere gefolgt, welche sich bemüht hätte, zum Ruhme des Vaterlandes beizutragen. . . . Es scheint fast, als ob der Deutsche hier es vorzöge, die schlechten Eigenschaften seiner Umgebung in sich aufzunehmen, und sich bemühte, amerikanische Schwächen deutschen Fehlern zu gefellen. Die Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß der Durchschnitts-Deutschamerikaner tiefer steht als der Durchschnittsdeutsche daheim. Es liegt kaum an der Minderwertigkeit der Einwanderung; im Gegentheil, die Ursachen, welche einen Menschen bestimmen, das Meer zu kreuzen, machen es

wahrscheinlich, daß in den meisten Fällen die stärkeren und energischeren Persönlichkeiten das weitere Tätigkeitsfeld eines neuen Landes wählen. Daß das Durchschnittsniveau sinkt, muß die Folge neuer Lebensbedingungen sein und nicht des Materials.“ Prof. Münsterberg schließt diesen Teil seiner Ausführungen mit der Bemerkung: „Wenn sie (die Deutschamerikaner) ihre Pflichten erfüllten, wie sie es in den fünfziger und sechziger Jahren gethan, dann würden die Zweige der teutonischen Rasse durch ein herzlicheres Gefühl verbunden sein, und manche Ereignisse der letzten zwei Jahre wären unmöglich gewesen.“

J. von Ende (New-York).



Frauenwerke von heute.

Ein großes archäologisches Werk, „The Temple of Mut in Asher“ by Miss Margaret Benson and Miss Janet Gourlay ist kürzlich in London bei Murray erschienen. Miß Benson ist die Tochter des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury, eine Studentin von Oxford, eine Dame, die in Bezug auf Wissen und Specialkenntnisse mit dem berühmten Ägyptologen Flinders Petrie in den Wettbewerb um die Palme und den Lorbeerfranz eingetreten ist. Ihre Arbeit ist aber nicht etwa nur der Niederschlag theoretischen Wissens. Um es kurz zu sagen: Es ist wohl noch nicht dagewesen, daß unter eigener und persönlicher Leitung einer Dame ein ägyptischer Tempel ausgegraben wurde, und daß diese alsdann über den Gegenstand ein schönes illustriertes Werk herausgab. Die Gattin Schliemanns stand ihrem Manne zwar hilfreich zur Seite, hier aber handelt es sich um ein ganz selbständiges Unternehmen, das Miß Benson theoretisch und praktisch und ganz systematisch leitete, und das nach dreijährigen Anstrengungen die günstigsten Resultate förderte.

Unter den zahlreichen Funden, die an das Tageslicht gezogen und alsdann dem „Gizeh-Museum“ übergeben wurden, sind namentlich wertvoll: eine sitzende Statue des Sen-Mut und ein wundervoller Frauenkopf, augenscheinlich porträtähnlich, aber idealisiert. Sen-Mut gilt als der bedeutendste Architekt des ägyptischen Altertums und wirkte unter der größten Königin des Landes, Namens Hatasu. Der betreffende Tempel steht auf dem klassischen Terrain in der Nähe von Luxor und Karnak und erhebt sich in romantischer Lage auf einem Vorgebirge, das in den See Nsker fällt. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle über die aufgefundenen außerordentlich interessanten hieroglyphischen Inschriften zu berichten. Genug, diese Forschungen boten die Anregung zu einer neuen, von dem Marquis von Northampton ausgerüsteten Expedition unter Leitung von Mr. Newberry und Dr. W. Spiegelberg. Das Resultat ihrer archäologischen Untersuchungen wird demnächst in Buchform gleichfalls veröffentlicht werden. Als das wichtigste Ergebnis ihrer Bemühungen muß die Entzifferung von Inschriften angesehen werden, aus deren Inhalt hervorgeht, daß in der Person Tahutis der Benvenuto Cellini des alten Ägyptens erkannt wurde, der im 15. Jahrhundert v. Chr. gemeinsam mit Sen-Mut unter der Königin Hatasu schaffte. —

Eine andere Dame, Lady Randolph Churchill, ist die Herausgeberin eines Magazins, deren Subredakteure Männer sind, und das in der Hauptsache politisch, d. h. für die Allianz zwischen England und Amerika wirken soll. Die betreffende Zeitschrift nennt sich „The Anglo-Saxon Review. A Quarterly Miscellany. Edited by Lady Randolph Spencer Churchill. Vol. I. June 1899. John Lane London and New-York“. Echt amerikanisch erklärt die Herausgeberin, daß sie nur das Beste dem Publikum bringen will, daß aber der moderne Mensch nur das achtet, was er teuer bezahlt, und deshalb soll die Einzelnummer 21 Mark kosten. Wer jährlich 84 Mark für seine Zeitschrift bezahlt, der wird sie auch aufheben, so räsioniert Lady Randolph Churchill. Der hierzu vorgesehene Einband ist prachtvoll. Der vornehmste Mitarbeiter ist der frühere Premierminister Lord Rosebery. Sein Artikel behandelt das Thema: „Was ist ein Premierminister?“ In dem bescheidenen „Lady's Museum,“ von dem im vorigen Heft die Rede war, kamen Herz und Verstand, auch witzige Ironie zu gleichem Recht. Von Gemüt im eigentlichen Sinne, wenigstens in unserer Auffassung, kann allerdings nicht die Rede sein, denn bekanntlich haben die Engländer den Begriff ebensowenig wie die Uebersetzung dafür. Immerhin aber wehte ein warmer Hauch in jener Zeitschrift. Hier in Lady Randolph Churchills Magazin tritt uns eine eisigkalte Luft entgegen. Alles ist Berechnung und Spekulation; sie beabsichtigt für ihren Verlag in New-York künftighin den Text der bezüglichen Manuskripte ohne Draht dorthin zu telegraphieren. Für alle diejenigen, die dem Gözen des augenblicklichen Erfolges opfern, wird es eine Genugthuung gewähren, zu hören, daß die Abonnentenzahl der Zeitschrift sich auf 12000 stellt, und mithin die Jahreseinnahme ca. eine Million Mark beträgt.

Frh. O. von Schleinitz, London.





Kezereien zur Schulreformfrage.

Sie fordern in Ihrem Tagebuch zu Entgegnungen Ihrer Ansicht in Bezug auf die Schulreform auf. Auch ohne diese Aufforderung würde ich nicht umhin gekonnt haben, Ihnen mein Erstaunen auszusprechen, gerade in dem „Türmer“ jene „kezerischen Ansichten zur Schulreformfrage“ zu finden, die im Grunde genommen auf nichts weiter als auf eine Verflachung der innerlichen Bildung des deutschen Volkes hinauslaufen.

Von der geistigen Ueberbürdungsfrage der Schüler will ich absehen, nach den Erfahrungen mit meinen eigenen Kindern kann ich für mich persönlich diese Ueberbürdungsfrage nicht als berechtigt anerkennen; wenigstens wurden wir in meiner Jugend weit mehr mit häuslichen Schularbeiten belastet. Doch mag das anderswo anders sein, ich will kein prinzipielles Urtheil abgeben. Was ich aber für vollständig falsch halte, das ist die lange Zeitdauer der Unterrichtsstunden hier in Berlin und Umgegend, von 8—1 bezw. 8—2 Uhr. Die Knaben und die Mädchen können in den letzten Stunden unmöglich frisch und aufnahmefähig bleiben. Diese Unterrichtszeit erscheint mir ebenso wie die unverhältnismäßig langen Sommerferien mehr zur Bequemlichkeit der Lehrer als der Schüler eingerichtet zu sein, die zwar ihre freien Nachmittage und ihre vier- bis sechs-wöchentliche Sommerreise haben wollen. Die Verhältnisse der Großstadt sprechen natürlich auch mit, aber z. B. in den Vororten mit Gymnasien wäre eine solche lange Unterrichtszeit ohne Unterbrechung nicht nötig. Das aber ist ja gerade das Unglück unserer Zeit und unserer Entwicklung seit 1866, daß wir auf allen Gebieten des Lebens einem Zentralismus huldigen, der unheilvoll mit der Zeit wirken muß. Eine gesunde Dezentralisation, ein gesunder Individualismus in unserem ganzen Staatsleben und vorzüglich in der Unterrichtsfrage würde hier nur heilsam wirken können. Aber genau so, wie es in Berlin gemacht wird, soll es nun auch überall gemacht werden. Wir kommen dabei auf französische oder besser gesagt altrömische Verhältnisse der Kaiserzeit.

Von ungemein größerer Wichtigkeit ist jedoch die Frage der geistigen Ausbildung unserer Jugend. Es ist ja jetzt zu einem gewissen Sport geworden, die humanistische Bildung der Gymnasien zu verspotten und zu mißachten. Auch der „Türmer“ bläst in dasselbe Horn, indem er die alten Klassiker nicht mehr in der Ursprache, sondern in guten Uebersetzungen lesen lassen und den altsprach-

lichen Unterricht auf das Nötwendigste eingeschränkt wissen will, und schreibt: „Man muß freilich tüchtig in der Welt herumgekommen sein, in lebendigster Wechselwirkung mit den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsklassen gestanden haben, um solche Ansichtsäußerungen nicht nur für anmaßende subjektive Ergüsse zu halten.“ — Nun, ich bin auch genug in der Welt herumgewirbelt und habe die verschiedensten Gesellschaftsklassen kennen gelernt, ich habe aber nur meine ursprüngliche Ansicht bekräftigt gefunden (Ausnahmen zugegeben), daß unsre innere Bildung nur die humanistische Schule unserer Gymnasien verleiht. Wenn Doktor von Biltencron meint, daß ihm der Homer auf der Schule „verekelt“ worden ist, so hat das an seinen Lehrern und seinem subjektiven Empfinden gelegen, nicht an der humanistischen Bildung. Ich kenne viele Männer, denen es umgekehrt gegangen ist. Ich selbst habe noch als Offizier meinen Horaz in der Ursprache gelesen und manchen Abend mich mit der Uebersetzung der Horazischen Lieder abgequält. Sie bereiteten mir stets von neuem Genuß. Ebenso erging es mir mit den griechischen Tragödien. Freilich hatte ich auch einen Lehrer, der uns wahrhaft in den Geist des griechischen Dramas und Theaters einzuführen verstand. Ich habe allerdings auch einen Lehrer gehabt, der den Horaz nur von der grammatikalischen Seite nahm. Dennoch ist mir der Horaz nicht „verekelt“ worden.

Ueberhaupt liegt in. G. der Hauptnachdruck in dieser Frage in der Individualität unserer heutigen Lehrer. Wenn diese nicht stets auf die Außerlichkeiten des Lebens bedacht sein wollten, auf ihr Reserve-Offiziersstum, auf ihre Gleichstellung mit anderen Ständen in Betreff des Gehalts, in der „Hebung ihrer gesellschaftlichen Stellung“ — sagte doch einmal in öffentlicher Versammlung ein mir bekannter Realschuldirektor, der Lehrer müsse für den Schüler ein Gott sein —, wenn sie sich wieder mehr auf die idealen Seiten ihres Berufs besinnen und hierin ihr Genüge finden wollten, dann stünde es auch mit der humanistischen Bildung unserer Jugend besser. Das ist ganz im allgemeinen gesprochen, es wird gewiß viele Ausnahmen von der Regel geben — aber der Zug der Zeit ist der eben gekennzeichnete.

Weshalb können wir denn jetzt nicht mehr erreichen, daß die Schüler die alten Klassiker in der Ursprache wirklich lesen? Weshalb wurde es früher erreicht bei den einfachen Lehrmitteln und einer materiellen Stellung der Lehrer, die ihnen alle möglichen Entbehrungen auferlegte? Mein Großvater dichtete mit fünfzehn Jahren lateinische Hymnen und hielt lateinische und griechische Reden; mein Vater machte sein Abiturium mit siebenzehn Jahren, und wir, meine Altersgefährten, mußten ebenfalls noch lateinische Vorträge und Disputationen halten.

Daß das nötig zu einer Bildung ist, welche uns einmal den Kampf ums liebe tägliche Brot erleichtert, behaupte ich freilich nicht, aber ich behaupte, daß dieses Ziel des Broterwerbs auch gar nicht das eigentliche Ziel der wahren Bildung der Jugend ist. Die Bildung ist in dieser Hinsicht Selbstzweck; ist sie das nicht, dann können wir überhaupt auf jede gelehrte Bildung verzichten und unsere Kinder von vornherein für einen gewissen Broterwerb dressieren.

Die Verflachung der Bildung unserer Jugend hat schon in entsetzlicher Weise um sich gegriffen — man vergleiche die „Bildung“, welche sich im „Klub

der Harmlosen“ breit machte — weshalb dieser Verflachung noch immer mehr Vorjubel leisten? Gegen die Hygiene, gegen die körperliche Pflege an sich habe ich gewiß nichts einzuwenden — das Gefährliche dabei ist, daß diese Pflege jetzt überall in den „Sport“ ausartet. Wohin diese Art „Pflege des Körpers“ führt, sieht man am besten auf den Radrennbahnen in Galensee, Friedenau und an andern Orten. Wir sind hiermit auf derselben Stufe angelangt, wie das römische Volk der Kaiserzeit mit seinem Sport der Circenses.

Ich las neulich in der Weltgeschichte von Schloffer (Ausgabe 1873) folgendes: „Man erkennt, daß im römischen Reich damals ebenso wie in allen Zeiten der Schlawheit und Ueberbildung die Lehranstalten vortrefflich eingerichtet, die Bildung in einem gewissen Sinne gründlich, das Streben nach denjenigen Kenntnissen, welche von jedem Manne von Erziehung erwartet wurden, allgemein verbreitet war. Auch wurde in gewissen Fächern sehr viel und zum Teil sogar mehr als in andern Zeiten geleistet. Diese Fächer waren solche, welche keinen Flug der Phantasie, keine Unabhängigkeit des Sinnes, keine eigentümliche und selbständige Entwicklung des Geistes fordern, die entweder dem Staate und dem äußeren Leben unmittelbaren Nutzen gewähren oder wenigstens mit der Gesinnung, welche in militärisch regierten Staaten vom Bürger verlangt wird, nicht in Widerspruch stehen. Solche Fächer sind bekanntlich die mathematischen, medizinischen, physikalischen, geographischen und juristischen Wissenschaften.“ —

Ich mußte mich besinnen, daß es das römische Reich war, von dem der alte Schloffer sprach, nicht das neue deutsch-preussische Reich.

Dann las ich in demselben Abschnitt weiter:

„Es geht aus Livonius' Schriften hervor, daß auch die häusliche Erziehung verfallen war, daß man von dem Jugendunterricht nicht mehr Bildung des Verstandes und Geschmacks, sondern bloß die Mittel, sich durchs Leben zu bringen, Beifall und Lohn zu erlangen, erwartete und forderte. Dies hing freilich auch mit dem Verfall des Staatswesens zusammen. Der sinkende römische Staat litt nämlich an demselben Uebel, welches in den neueren monarchischen (soll heißen centralistischen) Staaten, besonders in Deutschland drückend gefühlt wird: die Verwaltung, das Leben, die Bewegung und der gesunde Verstand wurden unter Stößen von Akten begraben. Der Mann von starkem Gedächtnis, von mechanischer Gewandtheit und von eisernem Fleiß war zu Staatsgeschäften am tauglichsten u. s. w.“

Das ist auch eine „ergreifende“ Analogie, die sich alle diejenigen merken sollten, welche durch Abschaffung der humanistischen Bildung eine Verflachung der Bildung überhaupt anstreben. Unsere Väter und Großväter haben auf Grund ihrer humanistischen Bildung dem deutschen Volke den Ehrennamen des „Volkes der Denker“ gebracht; unsere Väter und Großväter haben ohne „Sport“ und „reale Bildung“ die Schlachten von Leipzig und Waterloo, Mars la Tour, Gravelotte und Sedan geschlagen, sie waren aber auf Grund ihrer humanistischen allgemeinen Bildung der edelsten Begeisterung fähig — die Begeisterung unserer Jugend richtet sich aber nicht mehr auf das Ideale, sondern auf panes et circenses — auf Karriere, Genuß und Sport!

Wer es gut meint mit der Zukunft des deutschen Volkes, der sollte bei der Schulreformfrage mit den Lehrern anfangen und diese wieder zur alten Einfachheit der Sitten, zur alten idealen Anschauung ihres Berufes zurückführen, dann aber auch sollte er sich hüten, einer Verflachung der Bildung das Wort zu reden, welche unsere Jugend immer mehr dem kräftesten Materialismus in die Arme treibt.

Das hängt freilich, um mit dem alten Schloffer zu reden, auch mit dem „Verfall des Staatswesens“, mit unserer politischen Entwicklung zusammen, worüber ein Mehreres vielleicht ein anderes Mal zu sagen wäre.

Gr. Lichterfelde.

O. Elster.



Zur Schulreformfrage.

Nicht im prinzipiellen Gegensatz zu den diesbezüglichen „Requieren“ des Thürmers wollen die folgenden Zeilen geschrieben sein; denn es wäre thöricht, den Bedürfnissen der neuen Zeit sich zu verschließen. Wenn ich also, der Geringsten einer, in dieser Sache das Wort zu ergreifen mir erlaube, so geschieht es, weil, wie die Menschen nun einmal sind, der betreffende Artikel in vielen Fällen nicht sachlich, sondern persönlich gedeutet werden dürfte; gegen die öffentliche Meinung also möchte ich im folgenden die klassischen Philologen in Schutz nehmen. Sie vor allem selbst sind es, die über die geringen Erfolge im heutigen Unterrichte in den klassischen Sprachen am wenigsten erbaut sind, und daß es so ist, daran tragen sie nicht die Schuld; die Lehrpläne und Instruktionen werden nicht von ihnen gemacht, sondern ihnen als gebundene Marschroute übergeben. Ob die alten Sprachen so kurzerhand zu eliminieren sind, dürfte wohl nicht sobald entschieden werden; aber Eines läßt sich ändern, und es sind diesbezügliche Versuche ja schon gemacht worden: an Stelle der üblichen, ausschließlich grammatisch-synthetischen Methode greife man zu der im neusprachlichen Unterrichte nun wohl allgemein angewandten analytischen, die ja schließlich auch nichts Neues ist, und die besseren Erfolge werden auch dort nicht auf sich warten lassen. Freilich repräsentiert diese physisch und geistig eine größere Kraftleistung, aber wenn eine solche einmal Pflicht geworden und durch die innere Ueberzeugung gestützt ist, so wird sich jeder Lehrer freudig derselben unterziehen, denn jener pädagogische Unverstand, der da sagt: „Wenn wir uns haben schinden müssen, können sich die Bengels von heute auch schinden!“ dürfte doch unter den Mittelschullehrern kaum zu finden sein. Der citierte Ausspruch kann aber auch einen ganz andern Sinn haben. Das Uebel scheint mir nämlich viel tiefer zu liegen. Nie und nirgends in der Welt werden wir die Schüler haben, die jeden Gegenstand freudig lernen; persönliche Anlage, Vererbung und last not least Schulfreunde sowie — feindliche Einflüsse spielen da eine ungeheure Rolle. Daß die alten Sprachen schwer zu lernen sind, ist ja wahr, auch die

neueren sind nicht leicht, aber gerade an der Ueberwindung der Schwierigkeiten soll die Willenskraft gestärkt und das Pflichtgefühl gehoben werden; letzteres fehlt nun in weiten Schichten und damit auch den Schülern, daher dann das Obdium von Seite der Eltern und Kinder. Der Mensch lernt auch in der lateinlosen Schule vieles, das er im Leben dann „nicht braucht“; es ist ein Verkennen des Wesens der wahren Kultur des Menschengeschlechtes, wenn an alles der rein praktische Maßstab angelegt wird, und das geschieht in diesem Streite sehr oft. Aber auch sehr viel Un dank spielt da mit; wenn jemand die Wertlosigkeit der klassischen Sprachen damit beweisen will, daß er doch alles vergessen habe und nicht mehr im stande sei, einen Autor zu lesen, so kann man ihm mit Zug und Recht antworten: Du hast auch Physik, Chemie, Welt- und Kirchengeschichte gelernt, wieviel weißt du denn davon noch, wenn — du dich seit Jahren nicht mehr damit beschäftigt hast? Es mag ja nicht modern sein, sich zur Erholung, sei es auf der Universität, sei es später, mit der Lektüre der Alten zu befassen, auch nicht immer leicht; aber „im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ gilt auch von der geistigen Nahrung, und gewiß ist es ein edler Genuß, der Haufen moderner Unterhaltungslitteratur aufwiegt, zumal erst mit zunehmendem Alter und weiterer Erfahrung das rechte Verständnis kommt; das Gymnasium kann zu letzterem ja nur den Grund legen. „Abscheu und Ekel“ vor den klassischen Autoren sollen auch Früchte des Gymnasiums sein? Das wäre freilich bedenklich, aber da es im ‚Türmer‘ und auch sonst zu lesen ist, wird es wohl wahr sein — in Ausnahmefällen, eine Generalisierung dürfte aber kaum angehen, denn wie würden die Antworten ausfallen, wenn wir eine Umfrage hielten, wie viele der ehemaligen Gymnasiasten der Mathematik und Physik ein freudiges Andenken bewahrt haben? Es wird auf beiden Seiten wohl auch ein bißchen persönliche Schuld dabei sein.

Soll ich nun zum Schluß mich im Sinne einer vorgeschlagenen Reform äußern?

Einheits-Mittelschule mit Latein und Französisch durchweg, in den Oberklassen Englisch oder Griechisch fakultativ, dafür Aufhebung der Zweistufigkeit in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und vor allem eine namentlich in der deutschen Muttersprache bessere Vorbildung von der Volksschule her, als sie heute geboten wird.

Reutitschein.

Valent. Holzer,

Supplent an der Landesoberrealschule.





Gürmers Tagebuch.

„Komische“ Gedanken. — Ins Maulloch? — Flotte und Kinderstube. — „Das glückliche Deutschland und Wilhelm der Tauff.“

Im vorigen Tagebuche habe ich den psychologischen Untergrund unserer so überaus warmen Teilnahme für die Buren zu beleuchten versucht. Inzwischen sind die niederschmetternden Nachrichten von der Gefangennahme Cronjes und dem Entsatze von Kimberley und Ladysmith eingetroffen. Die allzu kühnen Hoffnungen auf einen für die Buren günstigen Ausgang des Krieges sind einer mehr oder weniger tiefen Entmutigung gewichen. Und wieder steht die unheimliche, drückende Frage vor uns: Also geht Macht doch vor Recht, und gegen die brutale Herrschaft des Geldsacks hilft kein Heldenmut und kein Gottvertrauen? Denn es ist und bleibt ein Krieg um gemeines Geld, ein Raubkrieg um fremden Besitz, der dort unten von den Engländern in Scene geht ist.

Aber nicht so dürfen wir die Frage stellen. Um zu wissen, daß das Unrecht zeitweilig und äußerlich über das Recht siegen kann, brauchen wir wahrlich nicht erst den Burenkrieg. Die Bücher der Weltgeschichte sind angefüllt von solchen Triumpfen des bösen Prinzips über das gute, und jeder von uns erlebt solche Niederlagen — in sich selbst. Nicht darauf kommt es an, ob das Böse siegen kann, sondern darauf, ob es siegen muß, ob es im Einzelnen, wie in den Völkern Mächte giebt, die dem Bösen den Fuß auf den Nacken setzen können, wenn wir diese Mächte nur frei walten lassen, wenn wir sie nicht immer und immer wieder in unerhörter Verblendung über unsere wahren Interessen, in kleinlicher Zweifel- und gegenseitiger Eifersucht unterdrücken? Langsam, für unser Wahrnehmen kaum merklich, vollzieht sich der Entwicklungsprozeß der Menschheit. Aber er vollzieht sich doch, und das ist das entscheidende Moment. Das bloße Recht des Stärkeren, das in den Anfängen der Menschheit allein den Ausschlag gab, wird in unserem bürgerlichen Zusammenleben im Prinzip längst nicht mehr anerkannt. Aber in dem Zusammen-

leben der Völker glauben wir an diesem tierischen „Rechte“ nicht rütteln zu dürfen. Sehen wir auf der Straße einen harmlosen Passanten von Strolchen überfallen und beraubt werden, so eilen wir ihm ohne jede Aufforderung zu Hilfe und setzen die Strolche hinter Schloß und Riegel. Aber den räuberischen Staat, der seinen schwächeren Nachbar überfällt und ausplündert, den lassen wir ruhig gewähren. „Politik!“ sagen wir achselzuckend und bilden uns ein, damit etwas ungemein Tieffinniges, ein unumstößliches Axiom auszusprechen, während es im Grunde doch nur ein unerhörter Irrtum, eine grenzenlose Dummheit ist. Denn auch wir, d. h. jeder der anderen unbeteiligten Staaten, können eines Tages ebenso von einem Stärkeren überfallen und ausgeplündert werden. Und dann sind es die andern, die uns mit dem philosophischen: „Politik!“ unserem Schicksale überlassen. Und so ist es denn auch zu allen Zeiten gewesen, und dagegen haben keine noch so großen Rüstungen und sonstigen Anstrengungen des einzelnen Staates zu helfen vermocht. Jeder findet einmal seinen Meister, der ihm die Faust an die Gurgel setzt, wenn er auf sich allein angewiesen bleibt und jede ausgleichende und schützende Gerechtigkeit fehlt.

Ich weiß ja sehr gut: heute klingen solche Betrachtungen manchen Ohren noch geradezu „komisch“. Als die ersten Christen den doch sehr gebildeten und aufgeklärten Bürgern Roms darzulegen versuchten, daß ihre Sklaven ebensolche Menschen seien wie sie selbst, mit denselben natürlichen Rechten geboren und ihre Brüder, von denen sie lieber Unrecht erdulden, als es ihnen zufügen sollten, da klang das den Bürgern Roms auch sehr „komisch“. Und so hat bisher noch jeder reformatorische Gedanke in Staatsverfassung, Wissenschaft, Kunst u. s. w. den Ohren der „Bielzuvielen“ komisch geklungen. Was aber nicht verhindert, daß an diesen „komischen“ Gedanken auch nur zu zweifeln, später hin erst recht als „komisch“ galt.

Daß die übrigen Staaten den englischen Raubzug ruhig duldeten, ohne auch nur einen Finger zu rühren, beweist noch lange nicht, daß eine Intervention unmöglich war. Gerade in diesem Falle wäre sie wohl ohne Zweifel erfolgreich gewesen, ohne daß darum ein Weltbrand zu entstehen brauchte. Die Engländer sind gar nicht die rabiaten Draufgänger, als die sie sich der Schwäche gegenüber so gern gebärden. Es sind kluge, nüchterne, besonnene Kaufleute, die bei jedem Geschäfte sehr genau prüfen, ob das Risiko auch dem zu erhoffenden Gewinne entspricht, und ob ein solches Risiko auch die nötigen Chancen hat. Die hatte es aber einer geschlossenen Intervention gegenüber nicht, und so hätten die Engländer das „Geschäft“ wahrscheinlich nicht „gemacht“, oder sich doch mit den landesüblichen Phrasen von englischer Großmut und Frömmigkeit aus der zweifelhaften Affaire gezogen.

Das Hauptverdienst an der passiven Haltung der übrigen Mächte fällt wohl der wohlwollenden Neutralität des offiziellen Deutschlands zu. Auf den englischen Dank werden wir nicht lange zu warten brauchen. Des können wir auf alle Fälle gewiß sein!

*

*

*

„Wir möchten lebhaft bezweifeln“, schreibt ein Wiener deutschnationales Blatt, „ob der Fall Cronjes das innige Vertrauen der viel unmittelbarer beteiligten Buren auf ihren Herrgott und den Sieg ihrer gerechten Sache auch nur entfernt so erschüttert hat, als es in unserem deutschen Volke heute der Fall sein dürfte, dem das Gottvertrauen vielfach abhanden gekommen ist, ohne daß es dafür an sittlichem Mute und völkischem Selbstvertrauen, an Kraft zur Selbstbestimmung seiner Geschichte gewonnen hätte. Vielleicht wird der Schlag von Koodoosdrift diese Kleingläubigen und Schwachmütigen, die all' ihre Hoffnungen an äußere wechselnde Erfolge klammern, doch noch festigen, läutern und an ein unabänderliches gerechtes Walten im Völkergeschichte glauben lassen, vielleicht wird er sie in diesem Glauben erschüttern und auf lange hinaus an dem Siege von Redlichkeit und Recht verzweifeln lassen — gleichviel, ein Volk, wie das unsere, braucht zu Zeiten solche Tage der Prüfung.“

Das sind gute Worte zur rechten Zeit. Aber ob die „Tage der Prüfung“ wirklich von Vielen auch als solche empfunden werden? Jetzt, nachdem das Blättlein sich zu Gunsten der Engländer gewandt hat? Ob sich jetzt nicht vielleicht manche schnell — umdenken werden? Gewisse Anzeichen legen die Annahme sehr nahe. Mein Gott, die Engländer haben doch den Erfolg! Am Ende ist ihre Sache auch gar nicht so schlecht? Wenn man Erfolg hat —! Und die Buren sind ja doch eigentlich ein sehr rückständiges Volk. Für Industrie und Handel haben sie nur sehr unzureichendes Verständnis. Und mit dem Gottvertrauen, dem Recht und der Tapferkeit allein ist es heutzutage auch nicht gethan. Und die Engländer haben Erfolg! Eigentlich sind es doch ganz schneidige, famose Kerls. Und schließlich, was gehen uns die Buren überhaupt an? Eigentlich lächerlich, diese Burenbegeisterung! Geschäfte werden wir mit ihnen später noch weniger machen können als bisher. Und die Engländer sind prompte Zahler. Und wenn sich gar die Mitteilungen von gewissen Glückwunschtelegrammen bestätigen sollten, — dann — ja dann nur schnell zurück ins Mauseloch.

* * *

Das ist klar: wenn die Engländer die Buren endgiltig bestegen, werden sich die Gründe für eine Verstärkung der deutschen Flotte erheblich befestigt haben. Schon jetzt kommt der Uebermut der gottseligen Briten mit bewundernswerter Brutalität zum Durchbruch. Nun aber erst später, wenn es ihnen gelungen sein sollte, die Burenrepubliken glatt hinunterzuschlucken! Das wird dann für alle, die der unschätzbaren Ehre genießen, mit den Herren Engländern in Berührung zu kommen, einen recht angenehmen Verkehr abgeben. Nun ist ja die Flottenfrage eine sehr schöne Sache, das heißt an und für sich und ohne die „Begleitermeinung“, daß die Firmen Krupp und Stumm an den Lieferungen für 379 Millionen Mark ganze 179 Millionen aus gar zu großer patriotischer Begeisterung rein und bar verdienen sollen, während die übrige misera contribuens plebs sich an der „Deckungsfrage“ patriotisch be-

geistern darf. Also die Flottensache ist eine sehr schöne Sache, aber man darf sie nicht mißbrauchen. Und das geschieht, wenn man die Agitation dafür in — die Kinderstube hinein trägt. „Denken Sie sich meine Ueberraschung“, so wird der „Frankf. Volksstimme“ von einem Freunde geschrieben, „als mich dieser Tage mein zwölfjähriges Töchterchen, welches eine hiesige höhere Mädchenschule besucht, plötzlich fragte: „Papa, was ist denn das eigentlich, der Flottenverein?“ Aber Kind, entgegnete ich, wie kommst du denn zu dieser Frage? „Ei, heute in der Geschichtsstunde hat uns der Lehrer gefragt, ob wir auch im Flottenverein seien; und dann hat er weiter gesagt, Deutschland müsse eine starke Kriegsflotte haben. Es sei Pflicht aller Deutschen und auch aller deutschen Kinder, mitzuwirken, daß das Deutsche Reich ebenso mächtig zu Wasser werde, wie es zu Lande ist, und dafür sei der Flottenverein gut.“

Ein anderer Fall: Wie ein Berliner Blatt erfährt, diktierte im Berliner französischen Gymnasium am Tage nach der Ankunft des Prinzen Heinrich in Berlin ein Oberlehrer seinen Sextanern ein Extemporale, in welchem die Reise des Prinzen Heinrich geschildert wurde und dann wörtlich die folgende (hier in deutscher Uebersetzung wiedergegebene) Stelle vorkam:

„Prinz Heinrich kehrt gerade in dem Augenblicke nach Berlin zurück, wo der Kaiser unserm Vaterlande eine große Flotte geben will, die uns so bitter nothut, um unsre Küsten, unsre Kolonien und unsern Handel zu schützen. Hoffen wir, daß der Reichstag weise und patriotisch genug sein wird, um die großen nationalen Gesichtspunkte unsres Kaisers zu verstehen.“

Beide Herren Lehrer haben es sicherlich sehr gut gemeint, und ich will hier alles andere eher, als ihnen aus ihrer vaterländischen Gesinnung einen Vorwurf machen. Aber sind Sextaner und zwölfjährige kleine Mädchen das geeignete Publikum für eine noch so gut gemeinte Flottenagitation? Und gehört dergleichen in die Schulstube? Wenn nun der Vater des betreffenden Kindes Gegner der Flottenvorlage ist — wie im vorliegenden Falle, der sich häufig genug wiederholen dürfte, — ist es da Aufgabe der Schule, das Kind in einen Gegensatz zu seinen Eltern zu bringen, ihm den Vater als thöricht und unpatriotisch (denn das sind die Gegensätze von „weise“ und „patriotisch“) darzustellen?

* * *

Den Vogel abgeschossen hat aber ein deutscher Professor, Herr von Wendstern. „Germania felix — Wilhelmus faustus“ — das heißt in der Uebersetzung des Herrn von Wendstern: „das glückliche Deutschland und Wilhelm der Faust.“ Die Erläuterung dazu giebt seine neueste Broschüre, wo folgende Stelle vorkommt: „Die Schaffung der Seegewalt ist in Deutschland die Verkörperung der Faustischen Lebensideale.“

Es muß schon sehr lange her sein, daß Herr von Wendstern den Faust gelesen hat, denn ich nehme an, daß er ihn gelesen hat. Ueber den tieferen

Sinn, die innere Bedeutung der „Faustischen Lebensideale“ möchte ich mich nun mit Herrn von Wendtstern beileibe nicht streiten. Ich fürchte, wir würden einander doch nicht verstehen. Nur auf einen kleinen, tatsächlichen, rein äußerlichen, aber, wie mir scheint, gerade für die Art der Wendtstern'schen Faustbedeutung nicht ganz unerheblichen Irrtum möchte ich ihn in aller Bescheidenheit aufmerksam machen: Faust sieht die „Zukunft“ nicht „auf dem Wasser“, sondern im Gegenteil auf dem festen Lande, aus dem er das Wasser zurückdrängt. Er begiebt sich nicht auf das Meer, sondern er dämmt das Meer ein:

„Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie naset, gewaltsam einzuschleusen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen . . .“

Alter Meister Wolfgang, was sagst du nun zu dieser blendend genialen Auslegung deines Faust? Das hättest du dir wohl nicht träumen lassen, daß dein Lebenswerk und deine Lebensideale auf nichts anderes hinausliefen, als einfach auf die von Herrn Tirpitz vertretene Flottenvorlage der deutschen Reichsregierung im Jahre 1900! Und da giebt es noch Leute, die dem Alten von Weimar „Mangel an patriotischer Gesinnung“ und „deutsch-nationaler Begeisterung“ vorwerfen!



Für das Schriftstellerheim

sind neu eingegangen:

Nr. 20.— vom Herrn Grafen Arnim, Muskau; Nr. 20.— von Frau Gräfin Bismarck-Böhlen, Carlsburg bei Zarnkow i. Pomm., die wir mit bestem Dank bestätigen.

Um die Leser des „Türmers“ über den Verlauf der bisherigen Sammlung zu unterrichten, teilen wir mit, daß sie am 3. März den Betrag von
Nr. 13 434.80

erreicht hat. Die Teilnahme wächst. Wenn es auch langsam geht, wir hoffen fest, daß wir das Ziel erreichen. Die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ hat ein Bild des geplanten Hauses gebracht. Wir bitten die Leser des „Türmers“, in deren Kreise ideale Gesinnungen gepflegt werden, auf das herzlichste, uns zu unterstützen. Auch die kleinste Gabe ist willkommen. Beiträge können sowohl an den Verlag der Zeitschrift gesandt werden, wie an den unterzeichneten Vorsitzenden des Heimatschusses.

Gr.-Lichterfelde b. Berlin, 5. März 1900.

Otto von Leizner.



In eigener Sache.

Zu dem Aufsatz „Ernst Häckel und die Religionsfrage“ von Hanns von Gumpfenberg, Heft 4, II. Jahrgang, hat die Redaktion des Türners eine Reihe von Stellen in einer von dem Manuskript des Verfassers abweichenden Form zum Abdruck gebracht. Wir geben diese Stellen in der ursprünglichen Fassung nach Herrn v. G.'s eigener Aufzeichnung zunächst einfach wieder:

„S. 369, Z. 6 von oben ist zu lesen: „welchen die Kirchendogmen nicht mehr genügen“. Ebendort, Z. 7: „Abgesehen von den ziemlich erfolglosen Bemühungen“. Ebendort, Z. 14: „Eine, neue Religion' könnte jetzt nur“ u. s. w. Ebendort, Z. 16: „Entweder sie müßte“. Ebendort, Z. 20: „freilich dürfte aber“. Ebendort, Z. 22: „Oder die ‚neue Religion' müßte“. Ebendort, Z. 23: „in diesem Falle müßte“. Ebendort, Z. 27: „vertrüge unsere Zeit“ und „denn sie liebt“. Ebendort, Z. 29: „ist zwar der Einwand zu erwarten“. S. 370, Z. 1 von oben: „das ist aber logisch nicht richtig“. Ebendort, Z. 2: „ist jeder Religion sachgemäß unentbehrlich“. Ebendort, Z. 4: „geschaffen wird“. Ebendort, Z. 5: „ist für den Begriff des ‚Religionsbekenntnisses“ u. s. w. Ebendort, Z. 6: „die mächtigen Vorurteile bedeckt“. Ebendort, Z. 9: „so muß man“. Ebendort, Z. 12: „Wissensautorität der Gegenwart ist“. Ebendort, Z. 14 ist als Anfang des neuen Absatzes zu lesen: „Unterstützt von diesen begünstigenden Umständen haben auch die religionsreformatorischen Bestrebungen“ u. s. w. „in weiten Kreisen Interesse gefunden“. Ebendort, Z. 4. von unten ist in der Klammer das „und“ gesperrt gedruckt zu lesen. S. 374, Z. 22 von oben ist zu lesen: „weder das kirchliche Himmel-, Fegefeuer- und Höllendogma“. Ebendort, Z. 23: „der höher entwickelte Unsterblichkeitsglaube an dem sicheren Wiederfinden“. Ebendort, Z. 24 ist das Wort „unbedingt“ vor „fest“ zu streichen. S. 376, Z. 18 von oben ist zu lesen: „Und ebenso wenig als“. S. 377, Z. 14 von oben ist zu lesen: „solange die Naturwissenschaft allein die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Methode entscheidet“ u. s. f.“

Wer sich die Mühe giebt, den Artikel auf diese Änderungen hin noch einmal durchzulesen, wird sich leicht davon überzeugen, daß sie zum einen Teile subjektive Ausführungen aus der hier ansehbaren direkten Rede in die unansehbare, weil objektiv referierende indirekte Rede übertragen; zum anderen Teile aber mißverständliche Ungenauigkeiten und thattsächliche Unrichtigkeiten beseitigen. Trotzdem und nachdem nun die Redaktion des „Türners“ auf Wunsch des Verfassers sich bereit erklärt hatte, ihren Lesern die ursprünglichen Textstellen mitzuteilen, hat sich Herr von Gumpfenberg bemüht, die ursprünglichen, in verschiedenen anderen Blättern, darunter auch im „Kunstwart“ des Herrn Ferdinand Avenarius, eine „Erklärung“ zu veröffentlichen:

„Der Abdruck meines Aufsatzes ‚Ernst Häckel und die Religionsfrage‘ in der Januarnummer des ‚Türners‘ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, 2. Jahrg., 4. Heft) enthält nicht weniger als achtundzwanzig ohne mein Wissen noch nach der von mir besorgten letzten Korrektur ausgeführte Abänderungen und Einschaltungen, die meine durchaus vorurteilslose Polemik gegen die ‚Neue Religion‘ Häckels in eine reaktionär-konfessionelle verkehren. Der Aufsatz war ohne Hinweis auf eine solche nachträgliche ‚Bearbeitung‘ in seiner wissenschaftlich freien Form ausdrücklich akzeptiert worden. Ich erkläre hiermit, daß ich mit der nunmehrigen dunklen Färbung und stillschweigenden Verschlechterung des erwähnten Aufsatzes nichts zu schaffen habe.“

München, 26. Januar 1900.

Hanns von Gumpfenberg, Schriftsteller.“

Diese Erklärung wird von der Redaktion des „Kunstwarts“ mit folgenden Bemerkungen eingeleitet:

„Wir haben im vorigen Heft den von Jeanmot von Grotthuß herausgegebenen ‚Türner‘ empfohlen. Deshalb dürfen wir aber der folgenden ‚Erklärung‘ die Aufnahme doch nicht verweigern, in welcher ein Mitarbeiter des ‚Türners‘ seiner Redaktion nichts Voringeres, als Fälschung seines Urteils, vorwirft. Hoffen wir, daß es Herrn von Grotthuß gelinge, sich von diesem überraschenden Vorwurf zu reinigen.“

Was es mit dem „überraschenden Vorwurfe“ auf sich hat, wird ja nun auch der „Kunstwart“ aus einer Vergleichung der betr. Änderungen mit dem oben angeführten Wortlaute des Manuskripts feststellen können. Zu den „achtundzwanzig“ Änderungen, die Herrn von Gumpfenbergs „durchaus vorurteilslose Polemik gegen die ‚Neue Religion‘

Häckels in eine reaktionär-konfessionelle verkehren“, gehören ja u. a. auch: die Fortlassung eines gänzlich überflüssigen, weil rein rhetorischen (überdies schon zum zweiten Male angewandten) „Schön“; das unverzeihlicherweise nicht gesperrt gedruckte „und“; die „stilistische Verschlechterung“ „unklar“ statt „unbestimmt“ (Herr v. G. hatte geschrieben: „Wieder scheint er unbestimmt zu fühlen, daß nicht alles „stimmt“); die freile „Aenderung“ auf S. 376, wo der L. das grammatikalisch falsche „als“ durch das grammatikalisch richtige „wie“ ersetzt hat u. dergl. m. Diese Thaten des L.'s mögen Herrn von Gumppenberg's „wissenschaftlich freien“ Geist „reaktionär“ amuten; mit irgendwelcher „Konfession“ stehen sie doch wohl nur in sehr losem Zusammenhange! Aber — „achtundzwanzig Stellen!“ Schauderhaft, höchst schauderhaft!

Nun aber weiter. Wodurch konnte sich der L. zu Aenderungen auch sonst berechtigt fühlen? Dadurch: Herr v. G. sandte ihm sein Manuskript, und der L. schrieb ihm darauf unter dem 16. XI. 1899 folgendes: „Wir sind geneigt, Ihren Aufsatz über Ernst Häckel und die Religionsfrage anzunehmen. Nur müßten wir Sie bitten, die Unlogik des Herrn Häckel noch schärfer zu betonen, namentlich im Anfang, und den Standpunkt zumal, wie lächerlich dürftig diese Weltanschauung gegenüber der geoffenbarten Religion ist, noch bewußter herauszuheben. . .“ Da hat der L. aus seinem Herzen doch wahrlich keine Mördergrube gemacht, und doch hat sich die nachträglich entdeckte unentwegt „freie“ Tendenz des Herrn v. G. nicht im mindesten gestäubt, auf diese „reaktionär-konfessionellen“ Wünsche des L.s ohne weiteres einzugehen. Er hat das Manuskript im Sinne des L.s „bearbeitet“ und es ihm in dieser „reaktionär-konfessionellen“ Bearbeitung mit folgendem Begleitschreiben vom 18. XI. 99 wieder zur Verfügung gestellt: „Ihren Wunsch entsprechend habe ich in meinem Aufsatz die logischen Widersprüche, wie auch die Dürftigkeit des Häckelschen Weltbildes noch stärker hervorgehoben, namentlich durch Einschaltungen auf Seite 4, 5 und 7 (Einschalteblatt). Weitergehende Verschärfungen wünschen Sie wohl selbst nicht, sie könnten auch nur der objektiven Wirkung des Ganzen schaden. . .“ Die „Verschärfungen“ — und die kommen doch wohl für die angebliche „Verkehrung der durchaus vorurteillosen Polemik in eine reaktionär-konfessionelle“ mehr in Frage als die verhältnismäßig sehr harmlosen Aenderungen des L.s — rühren also von — Herrn v. G. selbst her. Der L. hätte sie ihm niemals zugemutet, wenn er gewußt hätte, daß und welch ein Opfer Herr v. G. ihm dadurch darbrachte. Nachdem Herr v. G. aber auf einen solchen und in solcher Form geäußerten Wunsch in solcher bereitwilliger Weise eingegangen war, konnte der L. doch wohl wirklich mit voller Ueberzeugung und im besten Glauben annehmen, daß auch einige weitere kleinere, in keiner Weise den Sinn „verkehrende“, sondern ihn nur objektiver herauserschärende Aenderungen das moralische Gleichgewicht des Herrn v. G. nicht jählings umwerfen würden.

Und nun eine Gewissensfrage: Hätte wohl Herr v. G. seine Einwilligung zu den vom L. vorgenommenen Aenderungen versagt, wenn wir sie ihm vor dem Abdruck des Artikels zur Bedingung gemacht hätten?? — Aber daß der L., weil er solches nach dem Vorhergegangenen für ausgemacht hielt, nicht erst sich ausdrücklich und nach vorsichtiger Händler Weise das Recht zu etwa noch als notwendig sich herausstellenden, im Verhältnis geringfügigen weiteren Aenderungen vorbehalten hatte, — diese rein formelle, sozusagen juristische Veräumnis giebt ja nun Herr v. G. die willkommene Gelegenheit, seinen Namen als den eines unnahbar gefinnungsstichtigen „freien wissenschaftlichen“ Schriftstellers und Märtyrers in bengalischem Lichte erstrahlen zu lassen. Man nennt das mit einem leider gutdeutschen Fremdwort — Reklame. Wenn Herr v. G. aber gemeint hat, der L. werde, gutnützig, wie er nun einmal ist, die Kosten der „Bestrahlung“ tragen, so dürfte er sich schon jetzt von der völligen Grundlosigkeit dieser optimistischen Annahme überzeugen haben.

Der Türmer.



Briefe.

Edm. J., B. — K. P., B. — W. C., W. — G. D., D. — A. H. in G. — M. A., R. b. R. — C. G., M. i. W. — E. K., R. a. — F. L. M., C. — F. M., G. — G. B., B. — W. H., D. Verbindlichen Dank, zum Abdruck im „L.“ leider nicht geeignet.

J. W. M. J., R—n, R—n. Ihren Wunsch bez. der Festung hat der L. an die hierfür maßgebende Stelle weiter gegeben. Was möglich ist, wird gewiß geschehen. Anders steht es mit den Bildern; mehr als eines wird wohl kaum gebracht werden können, dafür ist es aber auch jedesmal ein Kunstblatt. Periodisch erscheinende Bilderbücher giebt es ja schon die schwere Menge. Und Sie werden finden, wo das Bild vorwaltet, drückt es allemal den Inhalt herab. Das wünschen Sie aber doch gewiß selbst nicht. Dank für das lebenswürdige Schreiben und freundl. Gruß, den der L. auch seinen andern verehrten Lesern an Ihrem Orte auszurichten bittet.

K. K., Berlin. Warum anonym? Schon das würde den Abdruck ausschließen. Aber die kleine Skizze ist doch wohl überhaupt für den Druck zu anspruchlos.

L. G. in A. Leider kann ich Ihnen auch diesmal nicht erwünschten Bescheid geben: die Verse sind in der Gesinnung sehr brav, ermangeln aber des eigentlich poetischen Gehaltes.

P. Dr. L., G. b. G., H.-Fr. Ihr Wunsch wird gern erfüllt werden, wenn sich eine passende Gelegenheit bietet.

M. L. K., Stettin. Dank für den treuen Gruß, der herzlich erwidert wird. Die Einsendung leider nicht geeignet. Von dem betr. Herrn Mitarbeiter erscheint in einem der nächsten Hefte eine sehr feinsinnige und tiefgründige Studie.

K. G., B. Die Einsendung leider nicht geeignet. Besten Dank für den freundlichen Brief.

B. Pf., L. i. S. Ihre gest. Einsendung zur gelegentlichen — noch nicht endgiltig bestimmten — Verwendung zurückgestellt. Würden Sie nicht lieber an die bisherigen Meinungsäußerungen in der „Dff. G.“ anknüpfen und das Manuskript dementsprechend umarbeiten? Auch Kürzung wäre recht erwünscht. Auf Wunsch stellen wir Ihnen das Manuskript wieder zur Verfügung.

M. D., B. Einzelnes nicht ohne poetische Empfindung, zum Abdruck aber noch nicht reif.

S. B., B. Nach Erscheinen der betr. Besprechung wird uns Ihre Ansichtsäußerung, soweit es sich dabei um sachliche und grundsätzliche Fragen — nicht etwa um bloße „Meinungsverschiedenheiten“ — handelt, für die „Dff. G.“ willkommen sein. Der „unbekannte Herr —“ , dessen Kritik Sie beanstanden, ist ein bekannter und anerkannter Dichter, der sich auch die kritischen Sporen längst verdient hat.

H. Sch. in F. Die beiden umfangreichen Poeme verraten ein an Schiller gebildetes Formtalent und einen nachdenklichen Menschen. Ob Sie zu den Berufenen zählen, muß die Zukunft erweisen. So lange Sie nicht gleich alles gedruckt sehen wollen, was Sie selber als Anfangsproduktionen bezeichnen, mögen Sie Ihre Versuche nur fortsetzen.

K. Haller, Verfasser des Gedichts „Mein Schmerz“ in Heft 4 (Seite 377) und C. Müller, Verfasser des Artikels „Die zukünftige Weltsprache“, in demselben Hefte (S. 410), werden freundlichst um Angabe ihrer genauen Adresse gebeten.



Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind ausschließlich an den Herausgeber, Wilhelmine Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1, zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittlung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Entscheidung über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel nicht vor frühestens 4 Wochen versprochen werden. Kleinere Manuskripten wolle man kein Porto zur Antwort beifügen, da diese in den „Briefen“ erfolgt und Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Wilhelmine Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



